

**Wiener Zeitschrift**  
für  
**Kunst, Literatur, Theater**  
und  
**M o d e.**  
**1835.**

---

**Zweytes Quartal.**



Auf Kosten des Herausgebers

*Johann Schickh.*

---

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wissenschaftlicher Anzeiger

der Universität zu Bonn

1831

M. d. C.

1831

Ergebnisse

der Naturgeschichte

Verlag von Neumann, Neudamm

# Inhaltsverzeichnis

der

## Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Zweytes Quartal 1835.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Kritische Anzeigen der auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

### Im k. k. Hofburgtheater.

- W**ahn und Wahnsinn. Schauspiel in 3 Aufzügen nach Metesville's „Elle est folle,“ von Lambert. 419.  
Clemence Isaire. Dramat. Gedicht in 5 Aufzügen von Pannasch. Musik von M. Eyrovez. 454.  
König Conradin. Historische Tragödie in 5 Aufzügen und einem Vorspiele, von Dr. Ernst Raupach. 517.  
Brautstand und Ehestand. Lustsp. in 4 Aufz. von Dr. Römer. Hierauf neu in die Scene gesetzt: Der Gefangene. Lustsp. in 1 Aufz. von A. v. Rohrbach. 541.  
Haß und Liebe. Lustsp. in 2 Aufz. frey nach Scribe, von C. W. Koch. — Hierauf zum ersten Male: Die weiße Pefesche, Posse in 1 Aufz. von Dr. Carl Töpfer. 613.

### Gastspiele im k. k. Hoftheater nächst der Burg.

- Der königl. preussischen Hofschauspielerinn Mad. Crelinger und ihrer Töchter, *Mes. Bertha und Clara Stich.* 463. 494.  
Der Mad. Sophie Schröder, königl. bayerischen Hofschauspielerinn. 606.

### Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

- Die Pagen des Herzogs von Vendome. Ballet von Nover. 321.  
Anna Bolena. Tragedia lirica in 2 Atti del Sigr. Maestro Gaetano Donizetti. 362.  
L'Elisir d'Amore. Melodramma giocoso in 2 Atti. La Musica del Sigr. Maestro Gaetano Donizetti. 395.  
Il Furioso nell' isola di S. Domingo. Melodramma in 2 Atti. La Musica del Sigr. Maestro Gaetano Donizetti. 427.  
La Sonnambula, Melodramma in 2 Atti, di Felice Romani. La Musica del Sigr. Maestro Vincenzo Bellini. 503.  
La Straniera, Melodramma in 2 Atti, di Felice Romani. La Musica del Sigr. Maestro Vincenzo Bellini. 511.  
Letzte Vorstellung der italienischen Operngesellschaft. Erster Act: Anna Bolena, zweyter Act: L'Elisir d'Amore. 552.

Un' avventura di Scaramuccia, Melodramma comico in 2 Acti. La-Musica del Sigr. Maestro Luigi Ricci. 583.

Die abgeschafften Bacchanalien. Hister. Ballet in 5 Abthl., erfunden von Hrn. Balletmeister Gaetano Gioja, neu in die Scene gesetzt von J. Casati. Die Musik, von verschiedenen Meistern. 607.

#### Gastspiele im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Der Dlle. Piris in: „Romeo e Giulietta“ von Vaccai. 322,  
und in: „Barbier von Sevilla“ von Rossini. 346.

#### Im k. k. priv. Theater an der Wien.

Die Belagerung von Antwerpen im Jahre 1585. Historisch-romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen. 332.

Der Sturm auf Panama, oder der Taubstumme aus Liebe. Romant. Schauspiel in 3 Aufzügen. 372.

Eulenspiegel, oder Schabernack über Schabernack. Localposse mit Gesang in 4 Aufzügen von Hrn. Nestroy. Musik von Hrn. A. Müller. 409.

Der rothe Drache oder der Erbe von Castanvago. Romant. Schauspiel. mit Chören in 3 Aufzügen von Carl Wortau. 495.

Der melancholische Schuster, oder: die Engländer in Wien. Localposse in 3 Aufzügen mit Musik von Hrn. Adolph Müller. 512.

Künstler und Handwerker, oder der Schmied von Antwerpen. Schauspiel. in 2 Aufz. 576.

#### Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

Robert der Teufel. Romant. Oper in 4 Aufzügen mit Musik von Mayerbeer. 322.

Mirandolina. Lustsp. in 3 Aufzügen nach Goldoni. Hierauf: Herr Heiter, Spiel mit Liedern in 1 Aufzug von Carl von Holtei. 347.

Der Barbier von Sevilla. Oper. 370.

Meluzina. Romant. Zauberoper in 3 Aufzügen von Grillparzer. Musik von Conradin Kreuzer. 371.

Der kluge Arzt. Drama in 2 Abtheilungen nach Melesville's „Elle est folle.“ 403.

Kataplan der kleine Tambour. Vaudeville in einem Acte nach dem Französischen von Pillwitz. 471.

Der Bravo. Große Oper in 3 Aufzügen; nach dem Italienischen von J. D. Anton. Musik von Marliani. 479.

Die reisende Sängerin. Vaudeville in einem Aufzuge. Musik von verschiedenen Meistern. 496.

Der glückliche Schiffbruch. Pantomimisches Ballet in 3 Abthl. vom Balletmeister Hrn. Fabbri. 544.

Der hundertjährige Greis. Komisches Liederspiel in 1 Aufzuge von Louis Angely Musik von Ott. 576.

Der Bräutigam in der Klemme. Singspiel in 1 Aufzug von Herzenskron. Musik vom Capellmeister Conradin Kreuzer. Hierauf: Die 3 Buckeligen. Komisches Ballet in drey Abtheilungen vom Balletmeister Fabbri. 632.

### Gastspiele im K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

- Des Hrn. Hesseu, herzogl. Braunschweig'schen Hofchauspielers, der Dlle. Walter,  
vom Hoftheater zu Carlsruhe, und der Mad. Forti vom städt. Theater in Brünn. 543.  
Des Hrn. Bayer vom königl. Hoftheater in München, dann der Dlle. Walter und Hill  
von den Theatern zu Carlsruhe und Frankfurt. 456.  
Der Mad. Fischer-Achten vom städt. Theater in Frankfurt. 599.

### Novellen, Erzählungen, Sagen.

- Das verkehrte Glück. Novelle von Caroline Lessing. 317. 327. 333. 341. 349. 357.  
Die todte Braut von Eschabuschnigg. 397. 405.  
Der Bulgar. Erzählung von F. S. Christmar. 413.  
Die Heimkehr. Waidmannsage von Jannach. 429. 437.  
Die Blatternarben. Ein Nachstück von Günsburg. 445. 457.  
Der Staarblinde von J. J. Littrow. 465. 473.  
Clary. Erzählung von Betty Paoli. 481. 489. 497. 505. 513. 521. 530. 537. 545. 553.  
561. 569. 577.  
Der Rigi. Erzählung von Lorenz. 585. 593. 604. 609.  
Der Namenstag. Ein Genrebild aus Wien, von Max Löwenthal. 617. 625.

### Gedichte.

- Der arme Mater, von Eduard Anschütz. 321.  
Der Haushund und die Hauskaze von Joh. Rud. Wyl dem ältern. 329.  
Liebesverständnis. 338.  
Mittelalter, von Ernst Freyh. v. Feuchtersleben. 369.  
Der Baum und die Quelle. 377.  
Erinnerung und Hoffnung von Jos. Emanuel Hilscher. 394.  
Hinaus! von Alb. Polsterer. 49.  
Nähe der Fernen, von Jos. Emanuel Hilscher. 449.  
Ehrfurcht vor dem Alter, von Carl Gottfried Ritter von Leitner. 492.  
Byron, von Ch. W. Huber. 501.  
Mah, von A. Stein. 517.  
Das Bleibende im Wechsel, von Dr. Clemen. 525.  
Meine Berge, von J. L. Pyrker. 529.  
Das Echo. (Alpensage.) Von Joseph Häufler. 549.  
Morgen! aus d. Spanisch, von M. Ent. 557.  
Ruhe, von Ernst Freyh. v. Feuchtersleben. 572.  
Tag und Nacht, von H. Kletke. 501.  
Die Sterne, von J. v. Z. de S. 589.  
Die Namen, von H. Kletke. 597.  
Die Erfüllung, von Jos. Ferd. Weigl. 601.  
Ermuthigung von E. Straube. 628.

### Gelegenheitsgedichte.

- Bockel's Phantasie von Bauernfeld. 360.  
Österreichs Gebeth. 381.  
Als Jobs mein Gast war, von A. Stein. 401.

An Francilla Piris, von J. Nep. Hofjnsfer. 440.

Meine Heimkehr, von Leopold Engelsberg. 476.

Als des Oberst-Burggrafen, Grafen Chotec, Excellenz auf seiner Heimreise aus  
Italien das neu erbaute Theater in Pilsen besuchte. Von Zauper. 541.

#### Charaden.

Charade von M. Enk. 345. 613.

Charade von M. Enk. 460.

#### Bildende Kunst.

Nachrichten über Glasmalerey. 323.

Landschaftliche Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München, ausgeführt nach  
eigenen Studien von Kottmann. 449. 460. 468.

#### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden. 330. 338. 590. 597.

Paris. 369. 377. 401. 549. 557.

Hamburg. 441.

Prag. 426. 432. 501. 508. 574. 582.

München. 345. 354. 361. 478. 485. 493. 525. Rom. 565. 573.

534. 621. 629.

#### Musicalische Anzeigen.

Concertanzeigen. 324. 348. 380. 388. 412.

Große musicalische Akademie zum Vortheile des Pensions-Institutes für Wittven und  
Waisen der Tonkünstler. 396.

#### Musicalische Beurtheilungen.

Concert des Hrn. Ignaz Tedesco aus Prag. 347.

Concert des Hrn. Dury. 386.

Concert des Hrn. E. Lewy. 386.

Concert der H. H. Mayfeder und Merf. 387.

Concert des Hrn. Carl von Bockst. 403.

Concert des Hrn. Jansa. 435.

Concert der Dlle. Francilla Piris. 443.

Concert des Hrn. J. Artot, ersten Violinspielers Sr. Majestät des Königs von Bel-  
gien. 472.

Concert der Gebrüder Leopold und Moriz Ganz, Königl. preuß. Kammervirtuosen in  
Berlin. 559.

Concert des Hrn. Jos. Gusitow aus Russland. 600.

#### Musikalische Literatur.

Second Concerto pour le Piano avec Accompagnement d'Orchestre. Dédié à Sa Maj.  
le Roi des Français, et composé par Henri Herz. Op. 74. Mayence et Auvers  
chez les fils de B. Schott. 560.

Variations brillantes dans une forme nouvelle pour le Pianoforte, sur la Cavatine  
favorite *Vivi tu*. Dédiées à Son Excell. Mad. la Marquise Wellesley par Henri  
Herz. Oeuv. 78. Mayence et Auvers chez les fils de B. Schott. 560.

- Souvenirs de Vienne, Paris et Londres, trois fantaisies pour le Pianoforte, composés par Henri Herz. Op. 75. Mayence et Anvers chez les fils de B. Schott. 560.
- Le Serment ou les faux Monnoyeurs. Opéra en 3 Actes. Paroles de Mr. Scribe. Musique de D. F. E. Auber. Partition réduite avec accompagnement de Piano.
- Le Serment ou les faux Monnoyeurs. Opéra en 3 Actes. Musique de D. F. E. Auber. Ouverture et Airs arrangés pour le Pianoforte par Ch. Rummel. Mayence, Paris et Anvers chez les fils de B. Schott. 631.
- La Folle. Romance de A. Grisar. Variée pour le Piano par Louis Spamer. Oeuvre g. Mayence, Paris et Anvers chez les fils de B. Schott. 631.

### L i t e r a t u r .

- Allgemeiner deutscher Muster-Briefsteller für die verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnisse, und österreichischer Haussecretär für das Privatgeschäftleben u. s. w. Nebst einem Abriss der Buchhaltungswissenschaft, vergleichenden Münz-, Maß- und Gewichtstabellen und der nöthigen Auskunft über Postgegenstände, von Georg von Gaal. Güns bey Carl Reichard. 1835. 8. 363.
- Steyermärkische Zeitschrift. II. Heft (der neuen Folge). Grätz, 1834. 8. 364.
- Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Enns. Von W. C. W. Blumenbach. Güns 1835. 8. Zweyter Band. 380.
- P. Hell's Reise nach Wardoe in Lappland und seine Beobachtung des Venusdurchganges im Jahre 1769. Aus den aufgefundenen Tagebüchern geschöpft und mit Erläuterungen begleitet von Carl Ludwig Wittrow, Assistenten der k. k. Wiener Sternwarte. Wien, gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold 1835. Mit einer Vignette. 411.
- Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Romant. Erzählung von August Büsch. Leipzig, Hartmann 1834. 477.
- König Arthur und seine Tafelrunde. Drama von August Büsch. Leipzig. Gebrüder Reichenbach. 1834. 477.
- Flowers of German Poetry; selected and published by Dr. J. G. Flügel. Leipzig printed for Julius Klinkhardt. 1835. 8. 488.
- A general english and german Glossary; or collection of words, phrases etc. etc from the time of Chaucer to the present century by C. A. A. Seymour, A. M. revised and augmented by Dr. J. G. Flügel. Leipzig, printed for Ernest Fleischner. 1835. 8. Auch unter dem deutschen Titel: Allgemeines englisch-deutsches Glossarium u. s. w. 488.
- Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. — Geschichte von Oesterreich, von Johann Grafen Mailáth. 1. Bd. Hamburg 1834. 502.
- Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte vom Ritter Braun von Braunthal. Leipzig. Adolph Raimann. 1834. 526.
- Pelham, oder: Abenteuer eines Weltmannes. Aus d. Engl. des G. L. Dülver. Von Dr. G. N. Bärmann. 4 Bde. Zwickau, Gebrüder Schumann. 535.
- Pompeii's letzte Tage. Vom Verfasser des Pelham etc. aus dem Engl. von Dr. G. N. Bärmann. 4 Bde. Zwickau, Gebrüder Schumann, 1835. 536.

Der Naturfreund, oder pract. gemeinnützig Naturgeschichte des In- und Auslandes, u. s. w. bearbeitet und herausgegeben von H. Th. Ludwig Reichenbach ic. ic. Leipzig. Verlag der Expedition des Naturfreundes. 1834. (In Wien bey Gerold.) 1., 2., 3. und 4. Lieferung. 8. 567.

Regnum animale iconibus exquisitissimis in tabulas chalybeas incisus, illustratum cum commentario succincto editum auctore H. Th. Ludovico Reichenbach etc. Fascicul. I. Icones 1—47. Classis prima. Mammalia. Lipsiae. Expedition des Naturfreundes, Wilh. Wagner. (In Wien, wie oben.) 1834. 8. 567.

Das Universum der Natur, zur Unterhaltung und Belehrung über Vor- und Mitwelt. Von H. Th. Ludw. Reichenbach ic. ic. 1. Lief. das Pflanzenreich. 2. Lief. das Meer, eine öffentl. Vorlesung. Leipzig. Verlag der Expedition des Naturfreundes. 1834. 8. (In Wien, wie oben.) 568.

Balladen und Romane von Joh. Nep. Vogl. Wien 1835. Druck und Verlag von J. B. Wallishausser. 8. 206 S. 623.

#### Ethnographische Mittheilungen.

Zur Geschichte des deutschen Bäderlebens im Mittelalter von Prof. Joh. Gabr. Seidl. 421. A p h o r i s m e n.

Ein- und Ausfälle, von F. A. W. Dünemann. 533. 565. 581. 629.

#### M a n n i g f a l t i g e s.

Zwey Sendschreiben türkischer Poeten über Carl XII. Aus der Geschichte der türkischen Poesie von Jos. v. Hammer. 325.

Frenhängende Bademaschine. 356.

Über doppelte und vielfache Firsterne, von J. J. Littrow. 365. 373. 382. 389.

Über die neueste slavische Literatur, von W. G. Dunder. 409. 434. 443. 452.

Nach Süden, von Henriette Freesen. 417.

Akademie des Knaben Joseph Pugliesi. 592.

#### Vermischte Anzeigen.

Aus der Kunstwelt. 380.

Ertklärung. 428.

Aufforderung. 436.

Ankündigung, diese Zeitschrift betreffend. 615.

#### B e y l a g e n.

Allgemeines Notizenblatt Nr. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26.

Wiener Neubleformen Nr. II. zu Nr. 50. Seite 404.

Musikbeilage. 456.	}	„Der Sämann.“ Von Schiller. In Musik gesetzt von Simon Sechter, F. F. Hoforgarnisten.
		„Lied“ von Hölty. In Musik gesetzt vom Capellmeister August Pott.
		„Lied der Blinden.“ Aus dem Roman: „die Blinde,“ von Fromlitz. In Musik gesetzt von A. Schuster.

Ein Wagenbild Nr. II. zu Nr. 62. Seite 504.



# Wiener Beitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 2. April 1835.

40

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das verfehlte Glück.

Novelle von Caroline Lessing.

„Livchen, steh auf!“ — sprach der verwitwete Pastor Blü h l a n d eines Morgens zu seiner einzigen, siebenzehnjährigen Tochter O l i v i e. „Verproviantire dich und mich für mehr als zwölf Stunden! Du mußt mit mir auf's Grenzfeld, ich lasse heute Garben binden und Korn einführen. Denke! dem Pastor drüben in Erlengang hat gestern ein Wolkenbruch die Ernte verschlänmt. Unser Flößbach ist davon aufs reißendste angeschwollen; ich fürchte, ich fürchte, es geht uns heut oder morgen auch so. Gewitterwolken lagern sich um die ganze Gebirgskette.“

O l i v i e rieb sich die Augen, setzte sich im Bette hoch auf und fragte verwundert: „Aber lieber Vater, wie kömmt du mir vor? Was soll ich bey'm Garbenbinden und Korneinfahren? R o s i n e und M a r i e haben die große Wäsche. Schon gestern konnte ich ihnen nichts helfen, weil ich den ganzen Tag neben dir sitzen und, wie du, Haselnüsse und Bohnen aushülsen mußte. Wer würde denn heute zu den Küchlein sehn, die Tauben füttern und das Nöthige im Hause beschicken, wenn ich's nicht thue.“

„Paperlapap!“ — sprach B l ü h l a n d schlau lächelnd — „das wird ohne dich besorgt werden! Morgen mußt du noch mit auf die Wiese zum Grummetmachen, dann hast du wieder Freyheit, dich zu wenden wohin du willst. Steh nur auf, L i v c h e n! wir müssen fort. Nimm wie Robinson Crusoe, als er die Entdeckungsreise um seine wüste Insel antrat, zum Schutz gegen Hunger und Durst, Hitze und Regen, alles Erfindliche mit dir; allenfalls gegen Langleweile noch B o s e n s L o u i s e und ein Strickzeug, aber rede kein Wort mehr. Schlürfe deinen Kaffeh, mache dich reisefertig und komm. Dein Morgendankgebeth wird aus seinem schönen, unbegrenzten Garten am wohlgefälligsten zu unserm Vater im Himmel aufsteigen.“

Der Pastor von Rosenau war der beste Mensch von der Welt und gemüthlich im höchsten Grade. Eigentlich lebte er am liebsten in der Idyllenwelt. Sein nettes Pfarrhaus, sein blühender Garten, seine reichen Wiesen und prangenden Fluren, vor allem aber die schöne liebliche Tochter, nebst dem jungen Oberförster Werthold, gaben ihm die mannigfachste Gelegenheit sich aufs behaglichste darin zu befinden. Doch einen Fehler und eine Eigenheit besaß, wie selbst der würdigste Erdensohn, auch der wackere Blühdand. Zuerst mangelte ihm Energie da, wo er durchgreifend hätte handeln sollen; Schwäche war es, die ihn einer kräftig ausgesprochenen, hartnäckig verfolgten Gegenmeinung unterwürdig machte. Zum zweyten aber mochte er gern den drolligsten Einfällen nachleben, besonders wo er glaubte, daß Neckereyen die Freuden eines angenehmen Ereignisses steigern könnten; und eben in diesen Tagen nun hatte er jener berührten Eigenheit, wie man sagt, völlig den Zügel schießen lassen.

Werthold, der das Forstwesen in der Fremde erlernt, war seit Jahr und Tag als Substitut seines Oheims in Rosenau angestellt und nach dessen, vor Kurzem erfolgten Tode, zum wirklichen Oberförster ernannt worden. Jugend, ein hübsches, männliches Äußere, Bescheidenheit und ein tugendhafter Wandel, machten ihn dem Pfarrer und dessen Tochter angenehm, und bald ward er ihr täglicher Gesellschafter.

Für das Schöne und Gute beseelt, konnte Werthold den Umgang der reizenden, kindlich frommen Jungfrau nicht lange genießen, ohne eine unendliche Liebe für sie zu empfinden. Doch zu schüchtern, um ihr sein Inneres vertrauen zu können, hatte er bis zum Tode des Oheims sich daran genügen lassen, wie ein Freund im Hause Blühdand's aus- und einzugehen, und durch tausend kleine Beweise opfernder Zuneigung sich wenigstens die Ahnung von Olivien's Gegenliebe zu erwerben. Jetzt endlich glaubte sein zingendes Herz in des Mädchens sichtlich Befangenheit, in der erhöhten Innigkeit ihrer Blicke und ihrer Worte, sichere Zeichen zu finden, daß diese Ahnung Gewißheit sey. Der joviale, freundliche Pastor sollte zuvörderst wissen, wie es mit seinem Herzen stehe, sein Jawort ihm Muth einflößen, sich das von Olivien zu erbitten.

Am ehgestrigen Spätabend, wo diese mit der Tochter eines Beamten ins Freye gegangen und der Pfarrer sein Pfeifchen rauchend zwischen Rosenbüschen auf weichem Lehnstuhl im Garten saß, trat Werthold mit seinem Anliegen vor ihn.

Als er zu reden anhub, lächelte Blühdand beyfällig; wie er aber gewaltig zu stottern begann und blutroth ward, rief der Pastor gutmüthig ängstlich: „Quälen Sie sich nicht so ab, lieber Werthold! ich bitte Sie, es thut mir allzu leid, wenn ich das sehe! ich weiß Alles, Sie lieben mein Mädchen, Sie wünschen Olivien sich zur Frau. So ein braver Mann soll auch nicht vergebens — doch still, —“ sagte er nun, wie von schnellem Einfall ergriffen, indem er das grüne Käppchen von einem Ohre zum andern schob, „nein, das geht nicht! so geschwind geht das einmal nicht; nein, lieber Werthold! das können Sie nicht verlangen, daß Sie so mir nichts dir nicht Alles gewiß hätten! Ich glaube selbst, Sie haben Livien's Herz in Bewegung gesetzt, und eben darum hören Sie —: ich gebe Ihnen das Mädchen

auf keinen Fall, wenn Sie nicht binnen drey Tagen im Stande sind ihr unter vier Augen eine Liebeserklärung zu machen und ihr die Zusage abzugewinnen, daß sie Ihre Frau werden will. Aber wie gesagt, Keiner darf dabei seyn, Keiner es hören. In mein Haus dürfen Sie nicht kommen und Olivia darf von unserer Abrede nichts wissen!“ — Während er so sprach, hatte er den Tiegerlägchen, die auf seinem Schooß im warmen Schlafrock ruhte, die streichelnde Hand entzogen und diese freuherzig dem jungen Freunde dargereicht.

Werthhold wollte eben versuchen Gegenvorstellungen zu machen, ungeachtet er, die Beharrlichkeit Blühsand's in solchen Fällen kennend, wohl wußte, daß man diese seine komische Seite nicht ohne Nachtheil für sich selbst angreifen durfte, aber da rief der Pastor ungeduldig: „Kein Wort weiter, lieber Werthhold! Schnell entfernen Sie sich! dort kommt Olivia. Entweder Sie erfüllen was ich von Ihnen begehre, oder meine Tochter wird nicht die Frau des Oberförsters in Rosenau!“

### III.

Schon gestern zeigte sich Olivia befremdet, Werthhold nicht bey ihnen einkehren zu sehen, und Blühsand hatte darüber seine herzliche Freude. Ein verdächtiges Lächeln zu verbergen, wenn er durch's Fenster Werthhold sein Haus umkreifen sah, piff er bald überaus stark den Canarienvögeln nach, oder erhob sich, der Kagenbrut auf dem Dunenlager zu lieblosen und den Napf voll Semmelmilch näher zu rücken.

Auch Olivia bemerkte zum öftern das Vorübergehen Werthhold's. Sie erröthete dabey, schien sich von ihrem Sessel erheben zu müssen, aber nun rief Blühsand, der neben ihr saß: „Bleibe nur ruhig! die Bohnen und Rüße müssen bis Abend ausgehülft seyn!“ Olivia schenkte, ein kaum sich selbst gestandenes Gefühl errathen zu lassen, und widmete sich um desto emsiger dem ihr obliegenden Geschäft.

Werthhold sah nicht ein, auf welche Weise er der Aufgabe des Pastors genügen könne, da er das Mädchen allein und außer dem Hause sprechen sollte, Blühsand sie aber während der drey Tage nicht aus dem Hause lassen, oder sie hinaus begleiten würde. Doch bekümmerte ihn die drollige Bedingung nicht sehr, da er von dem weichen Gemüth des Freundes überzeugt war, daß es in der Nichterfüllung keinen Grund finden würde, ihm Olivien's Hand zu weigern, wenn diese ihm ihr Herz schenken könne. Weit stärker quälte ihn, daß er Olivien drey lange Tage nicht besuchen und sie über die Ursache seines Ausbleibens in Kenntniß setzen sollte. Mehr, um sie aus der Ferne zu sehen, als jene scherzhafte Forderung zu verwirklichen, befand er sich, so viel die Geschäfte zuließen, jetzt in der Nähe des Pfarrhauses.

Auch heute mit Sonnenaufgang hielt er die Wohnung Blühsand's im Auge. Wo möglich wollte er Olivien wenigstens seinen Morgenruß an's Fenster winkeln, bevor er hinaus auf den Anstand zog. Doch plötzlich trat sie nun selbst, prangend wie die erst entfaltete Rose und freundlich wie der junge Morgen, neben Blühsand heraus, und eine Magd trug mächtig viel Gepäck hinter ihnen drein.

Blühland schaute schlau lächelnd nach allen Seiten. Olivie überblickte freudig ihr schönes Thal, ihre duftumschwommenen Berge; dann sah sie begeistert zur Höhe, faltete ihre Hände vor der Brust, und wandelte still bethend vor dem Vater her. Werthhold konnte nicht anders, er mußte ihnen begegnen, sie anreden. Der Pfarrer kämpfte merkbar die Freundlichkeit seines Herzens nieder; er zog die Krempe des runden Strohhuts tiefer über sein Gesicht herab, und gab ihm trohige, kurze Antworten, wobey seine Blicke seitwärts in die Gegend schossen.

Von Olivien erfuhr Werthhold, daß sie, nach dem Wunsche des Vaters, bis zum späten Abend auf dem Grenzfelde bleiben werde. Noch einige deutsame Blicke und innige Worte wechselten Olivie und Werthhold, dann ging diese mit dem Vater, und er suchte die Forsten auf.

Reißend schoß der Flößbach unter ihnen dahin, von den Himmelsströmen geschwellt, die gestern auf Erlehang sich ergossen, als Blühland mit seiner Tochter über dessen Brücke eilte. Einige alte Buchen, inmitten jenes Feldes, das abgeräumt werden sollte, gaben Olivien den nöthigen Schutz gegen die Glut der Sonnenstrahlen, und der grüne Rasenteppich am Fuße derselben bot dem lieblichen Kinde einen angenehmen Ruheßitz dar.

Indessen Olivie arbeitete, las und auch wohl an Werthhold dachte, tummelte der lebensfrische Blühland sich tüchtig zwischen den Garbenbindern herum. Sein leinenes lustiges Gewand, dessen Form er selbst angegeben, und das einem weiten, aufgeschürzten Hemd nebst Schifferhosen glich, konnte ihm dabey nicht hinderlich fallen. Von Zeit zu Zeit lagerte er sich auf dem blumigen Rasen, zu den Füßen seiner Tochter, die ihm bald ein Glas Milch, ein Butterbrot mit gebratenem Geflügel, oder von dem leckern Obst seines Gartens reichen mußte.

Heute konnte er schon nicht umhin, Olivien sein Mißfallen zu bezeigen, daß Werthhold gestern nicht zu ihnen gekommen, obgleich er sich im Hofe sehen lassen, und sich auch nicht einmal abgemüßigt, eben hier auf dem Grenzfelde nach ihnen zu fragen. Olivie übernahm mit Wärme Werthhold's Vertheidigung, und Blühland fand für nöthig wieder zu seinen Schnittern zurückzueilen, um seine Zufriedenheit mit dieser Wärme nicht verathen zu dürfen.

Aber da kam Werthhold schnellen Schrittes über den Acker, gerade gegen Olivien lossteuernd. Blühland mußte bleiben; er nahm sich zusammen, ruhig und finster zu scheinen. Schon war es Nachmittag. Werthhold bat Blühland flehentlich, mit dem Einfahren zu eilen, da der Himmel sich drohend umwölkte. Ein entsetzliches Wetter müsse gegen Abend losbrechen, meinte er, und träfe es auch nicht hieher, so könne es doch durch neue Wolkenbrüche anderwärts, in Rosenau das Übertreten des Flößbaches, und dadurch die Überschwemmung der Felder bewirken.

„Schon gut! schon gut!“ — rief der Pastor und beschaute rings den Himmel, dann sprach er mit herbsüßem Lächeln: „Ey, mir sieh'ts noch gar nicht so gefährlich aus! Ich soll Livchen am Ende wohl im Stiche lassen, das Vorspannen selbst zu besorgen, da ich die Leute zum Binden brauche? Nein, nein, sorgen Sie um das Hirschkalb oder was, Sie sonst auf der Fährte haben, und mich lassen Sie für meine Tochter und mein Korn sorgen!“

„Das muß ich leider wirklich! Ich darf keinen Augenblick länger bey Ihnen weilen, wenn ich nicht will, daß uns der Fing durch die Lippen geht.“ sagte Werthhold, und eilte, noch den zärtlichsten Blick der Liebe auf Olivien gerichtet, mit seiner Flinte dem Walde zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Der arme Maler.

An \* \* \*

Es war ein armer Maler  
Gar fleißig früh und spät,  
Die Kunst, die er sich wählte,  
Ihn herzlich freuen thät.

Wenn ihm ein Bild gelungen,  
Und war's auch noch so klein,  
Zog hell in seinen Busen  
Der blaue Himmel ein.

Da brach in Kriegeswettern  
Herein des Unglücks Nacht;  
Der Maler mußte kämpfen  
In wildentbrannter Schlacht.

Und mitten im Gedränge  
Draf ihn ein Säbel scharf,  
Der seine fleiß'ge Rechte  
Zur Erde blutig warf.

Drob seufzt' er tief und weinte:  
„Wie hart ist mein Verlust!  
Ich soll der Kunst entsagen!“ —  
Dahin war seine Lust.

Nun steht der arme Maler  
Allein mit seinem Gram,  
Flieht trauernd und verstümmelt  
Der Menschen Aug' voll Scham.

Er malte noch so gerne,  
Das ist ja Gott bekannt,  
Doch ach! wie kann er malen  
Mit abgehau'ner Hand!

Eduard Anschütz.

### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 27. März wurde das bekannte Aumer'sche Ballet: „Die Pagen des Herzogs von Vendome,“ welches seit mehreren Jahren von dem Repertoire verschwunden war, neu in die Scene gesetzt, mit größtentheils zweckmäßiger Besetzung gegeben. Der Name Aumer ist für pantomimische Productionen eine gute Autorität; als solche hat er sich auch bey der Wiederauffrischung dieses seit seinem ersten Erscheinen immer gern gesehnen Ballets bewährt. Die gefällige Heiterkeit der Erfindung und die immer klare Verständlichkeit der Handlung geben dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz und rechtfertigen im wahren Sinne des Wortes den Titel: Divertissement, mit welchem man derselben muntere Zwischenspiele zu benennen pflegt. Unter den Darstellenden zeichnete sich Mlle. Mimi Dupuy, gegenwärtig wieder die Bierge oder eigentlich der Inbe-

griff unsers Ballets, als Page Victor auf das glänzendste aus. Die phantastische, man könnte wohl sagen: geistvolle Lebendigkeit und Anmuth ihres Spiels in naiven oder muthwilligen Charakteren haben wir kaum übertroffen gesehen, und wir räumen ihr unter den uns bekannt gewordenen Mitbewerberinnen um so williger den Vorrang ein, da wir die genannten Vorzüge mit einer gewissen decenten Mäßigung gepaart sehen, die freylich nicht überall beobachtet, aber gewiß die bessere Hälfte von dergleichen Leistungen ist. Unter den tanzenden Personen haben wir des Hrn. *Rombé* zu erwähnen, der in einem pas de deux mit *Mlle. H. Fisker* die graziöse Virtuosität seines Tanzes entwickelte. Auch *Mlle. N. Gauthier* in einem pas de deux mit Hrn. *Charles* (der in seinem Fache wie in der Gunst des Publicums gleiche Fortschritte macht) zeichnete sich durch Anmuth und Kunstfertigkeit aus.

#### Erste Gastvorstellung der *Mlle. Piris*

als Romeo in dem dritten Acte der tragischen Oper: „*Romeo e Giulietta*“ von *Vaccai*.

Die junge Sängerinn, über deren erstes Auftreten vor dem Wiener Publicum wir vorläufig zu berichten haben, erfreute sich eines ungemein vortheilhaften Rufes, welcher theils auf die Berichte des Auslandes (von denen die Wiener Zeitschrift bereits einige mitgetheilt hat), theils auf die einstimmige Versicherung von Personen, welche die Künstlerinn in Privatirkeln gehört und bewundert hatten, begründet war. Für alle diejenigen, welchen das Letztere nicht zu Theil geworden war, konnte die heutige Vorstellung (eigentlich eine einzige, meist in Recitativen sich bewegende, also etwas eintönige Scene) wohl nur als Einleitung zu dem noch zu Erwartenden gelten, und wir theilen deshalb den allgemein ausgesprochenen Wunsch, *Mlle. Piris* recht bald in einer Parthie auftreten zu sehen, in welcher sie ihre natürlichen und erworbenen Mittel in ihrem ganzen Umfange entwickeln kann. So viel wir uns aus dieser einzigen Probe zu urtheilen erlauben dürfen, verdient die junge Sängerinn, welche nach einer Lehrzeit von drey Jahren zu einer solchen Stufe der Ausbildung gelangt ist, Beachtung der vaterländischen Kunstwelt, und berechtigt zu solchen Erwartungen. Ihre Stimme, obgleich heute durch eine kaum überstandene Entzündungskrankheit sowohl in der Stärke als im Umfange beeinträchtigt, ist rein und wohlklingend, besonders in den tiefen Chorden klar und wirksam; der Ausdruck ihres Gesanges zeugt von einem eben so tiefen als richtigen Gefühle; ihr Vortrag endlich, das Resultat eines trefflichen Unterrichts, eines äußerst bildsamen musicalischen Talentes und einer glücklichen Benützung vollendeter Vorbilder, erwirbt ihr schon jetzt und verbürgt ihr für die Zukunft ehrenvolle Auszeichnung. Mit gespannter Erwartung und mit aller der Achtung, die ein so unverkennbares, durch seine schnelle Entwicklung doppelt interessantes Talent verdient, sehen wir den ferneren Leistungen der jungen Künstlerinn entgegen, fest überzeugt, daß dem wahren Verdienste hier so wenig als irgendwo seine gebührende Würdigung entgegen werde.

#### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 23. März „*Robert der Teufel*“, große romantische Oper in vier Aufzügen, Musik von *Mayrbeer*, mit neuen Decorationen, Costums und Gruppierungen.

Die Wiedereröffnung dieser unverkennbar vorwärtsstrebenden Bühne mit der in Rede stehenden Vorstellung war eine in jeder Beziehung würdige und in Anbetracht der Ausstattung sogar glänzende. Über den Werth des Buches und der Composition können wir uns des Urtheils überheben, da dießfalls die Acten als geschlossen angesehen werden dürfen; die Oper hat allenthalben große Erfolge gehabt, und die Stimme des Publicums ist in jedem Falle die entscheidende; wir beschränken uns daher lediglich auf die dießmalige Production, deren Anerkennung im Allgemeinen wir bereits oben ausgesprochen. Durch die Gastspiele der *F. F. Hof*sängerinn *Mad. Kraus-Wranitzky* in der Parthie der *Isabella*, und der *Mlle. Segatta* in jener der *Alice* erhielt selbe ein erhöhtes Interesse, wenn gleich auch schon die Besetzung der andern Rollen durch die engagirten Individuen, den fleißigen *Dobrowsky* (*Robert*), den tüchtigen *Mellingner* (*Vertram*) und den talentvollen *Kreipl* (*Reimbaut*), dann

die Ankündigung neuer Decorationen von *Reefe* genügt hätte, um Theilnahme und Neugierde zu erwecken. Dieß behätigte sich auch in dem sehr vollen Hause und in der lebhaftesten Aufmerksamkeit, womit die Versammlung den Gang der Production begleitete. Dieselbe nun gestaltete sich auf eine sehr entsprechende, eben sowohl den Fleiß der sämmtlichen Individuen, als das anerkennungswürdige Streben der Direction ehrende Weise, und wird hoffentlich für längere Zeit dem Publicum als Lockung nach diesem Theater dienen. Den Preis der Darstellung müssen wir unbedingt der *Mad. Kraus-Wranitzky* zuerkennen, welche dem Part der Prinzessin endlich sein volles Recht angeeignet ließ und zeigte, was man aus demselben machen könne. Diese Künstlerin hat den Opernvorstellungen der genannten Bühne einen ganz eigenthümlichen Geist eingebläht, ihr jedesmaliges Erscheinen ist ein Triumph und ihre Nummern sind die Glanzmomente des Abends. Heute war dieß wieder im hohen Grade der Fall, Spiel und Gesang ließen nichts zu wünschen übrig, und wer die Künstlerin in der Scene des vierten Actes mit Robert gesehen und gehört, wird nicht anstehen sie mit uns zu den eminentesten Virtuossinnen der deutschen Theater zu zählen. *Olle Segatta* ist bereits aus früherer Zeit nicht unvortheilhaft bekannt, und leistete in ihrer Parthie Rühmliches. Sie erschien recht gut bey Stimme, hielt sich in der Intonation wacker, und führte ihre Piecen mit Feuer und Sicherheit durch, weshalb sie ihren Antheil am Beyfalle des Abends reichlich zugemessen erhielt. Von den heimischen Mitspielern gewährte uns *Hr. Kreipl* den ungetrübtesten Genuß. Sowohl im Vortrage seiner Romane als im Duett trat er sehr ansprechend hervor, und wenn der junge Mann auf die gänzliche Beseitigung der Nasalantlänge thätig hinwirken wird, steht in ihm ein vorzüglicher Tenorist zu erwarten. So lange *Hr. Dobrowsky* sich in den Schranken der Mäßigung hielt, wirkte seine frische, umfangreiche Stimme sehr glücklich; doch er gefällt sich in halsbrecherischen Wagsstücken und dann geräth er in eine Tonbildung, die wir nicht mehr Gesang zu nennen wagen. Bey *Hrn. Meltinger* kann vor der Hand nur noch vom Gesange die Rede seyn und in diesem macht er sein metallreiches, gediegenes Organ trefflich geltend; es fehlte sogar nicht an charakteristischen Einzelheiten, welche dem Berufe des wackern Anfängers das Wort führen; auch von ihm versprechen wir uns einen schönen Gewinn für die deutsche Oper. — Um endlich auch dem Ensemble Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erwähnen wir noch des gut eingeübten Orchesters (nur schienen die Blechinstrumente bisweilen nicht discret genug), der durch erste Mitglieder verstärkten Chöre, die musterhaft gingen, der herrlichen Decorationen und des pomphaften Costüms, welches in der That seines Gleichen sucht. Des Hervorrufens war kein Ende und die ganze Vorstellung verdiente als ein Beleg von redlichem, kein Opfer scheuenden Streben. Die Bemerkung rüchlichlich des Duetts im dritten Acte hätten wir übrigens von der Affiche weg gewünscht.

#### Aus der Kunstwelt.

Es ist allgemein bekannt, wie sehr die Kunst der Glasmalerey, welche bey den Alten ziemlich in Flor gestanden, späterhin darniederlag, weshalb wohl manche auch der Meinung waren, daß die Kunst, auf Glas zu malen, so gut als gänzlich erstorben sey. Der Hauptzweck derselben scheint in der ältern Zeit wohl der gewesen zu seyn, die Glasfenster der Gotteshäuser mit gemalten Tafeln zu versehen, wodurch eine eigenthümliche, fromme Empfindung erweckende Dämmerung herbegeführt werden sollte und wurde. Man bediente sich hiezu mineralischer Farben oder fein zerriebenen farbigen Glases, welche Stoffe mittelst des Schmelzofens eingebrannt wurden. Bedeutende Verdienste um diesen Kunstzweig sammelte sich *Albrecht Dürer* und nach ihm thaten sich noch einige Franzosen, Engländer und Deutsche darin heroor. Seit *Geoffroi Jervaise*, welcher in London einen auferstandenen Heiland auf Glas mit großer Auszeichnung ausführte, scheint jedoch wenig in diesem Fache geschehen zu seyn — vielleicht kommt auch von daher die oben angeführte Meinung, daß die Kunst der Glasmalerey und das Geheimniß der Farbmischung in Verlust gerathen sey. Dem ist jedoch keineswegs so, und die Leistungen *Baumgärtner's*, *Mohn's* und *Kothgasser's*, denen wir die schönen Arbeiten in der Ritterburg des k. k. Larenburger Parkes verdanken, zeigen, daß jene Kunst zwar seltener geworden, aber noch immer ihre begabten Jünger zählt.

Wirkliche Talente haben von jeher sich Aufgaben zur Lösung vorgesetzt, welche gewöhnlichen Bestrebungen fast als unmöglich erscheinen. Diese Erfahrung hat sich auch in unsern Tagen an dem Fache der Glasmalerey bewährt und wir glauben den Lesern dieser Blätter einen willkommenen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf eine hochinteressante Erscheinung in diesem Genre aufmerksam machen, welche seit einigen Tagen im Saale des Casino am neuen Markt öffentlich zur Schau ausgestellt worden ist, und welche bereits an mehreren höchsten Höfen und von den ausgezeichnetsten Kennern mit einmütigem Beyfalle aufgenommen wurde.

Hr. Professor Höcker aus Breslau, ein vormaliger Zögling der hiesigen k. k. Akademie und ein Künstler von seltener Bildung, dessen schon Göthe in seinem „Kunst und Alterthum“ rühmlich gedenkt, hat in dem Gemälde einer Madonna mit dem Kinde den Versuch gemacht, den Effect einer Ölmalerey auf Glas hervorzurufen, und die Art, wie ihm dies gelang, spricht auf das ehrenvollste für sein seltenes Genie und seine künstlerische Ausbildung. Dieses treffliche Kunstwerk ist in der Manier der älteren italienischen Meister gehalten, während die Staffage an den Charakter der altdeutschen Schule erinnert. Der Ausdruck im Gesichte der Hauptfigur erscheint wunderbar aus weiblicher Milde und himmlischer Klarheit gemischt, wozu die frische, anmuthsvolle Kindesgestalt trefflich contrastirt und welches durch den Schmelz des Colorits in den mannigfaltigsten Tinten, dann durch die eigenthümliche Beleuchtung des durchsichtigen Glases bedeutend gehoben wird, so daß wohl Niemand das Kunstwerk ohne lebhafteste Befriedigung verlassen dürfte. Der Künstler gedenkt sich nur kurze Zeit hier aufzuhalten, und da sein schönes Bild gleichzeitig mit der anziehenden Sammlung der berühmten Messerschmid'schen Originalbüsten, die menschlichen Leidenschaften vorstellend, zu sehen ist, so können wir den Beschauern einen um deso reichhaltigeren Genuß versprechen, den sie schwerlich sobald wieder finden dürften, nachdem Hr. Prof. Höcker in seinem Kunstzweige vor der Hand einzig und unübertroffen dasteht.

— pp. —

### Concert-Anzeige.

Sonntag den 5. April wird Hr. E. Lewy, Solospieler im k. k. Hofopertheater und Professor am hiesigen Conservatorium, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert folgenden Inhalts geben: 1. Overture zu Leonore von Beethoven. 2. Concertant-Variationen für Pianoforte und Waldhorn, componirt von Franz Lachner, vorgetragen von dem Concertgeber und seinem Sohne Carl. 3. Declamation der Ilse. Fournier, k. k. Hofschauspielerinn. 4. Variationen über ein Schweizerlied, von Piris, gesungen von Ilse. Adele Jazede. 5. Divertimento für Pianoforte und 2 chromatische Waldhörner, vorgetragen von dem Concertgeber und seinen beyden Kindern Carl und Eduard. 6. Neues Lied vom Capellmeister Kreuzer mit Pianoforte- und Hornbegleitung, vorgetragen von dem Herrn Ludwig Tich, k. k. Hofcapellsänger, dem Compositeur und dem Concertgeber. — Eintrittskarten zu 1 fl. 36 kr. C. M. und Sperrsitze zu 2 fl. C. M. sind in den Kunsthandlungen der H. H. Haslinger, Diabelli, Artaria, Mechetti zu haben. Der Anfang ist um halb Ein Uhr.

### Modenbild XIV.

Kleid von schwarzem Woll-Mouffelin (de laine) mit Crepp garnirt und einem Crepp-Boile, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgerl. Damentkleidmacher in der Spänglergasse Nr. 426.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 4. April 1835.

41

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modedild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Zwey Sendschreiben türkischer Poeten über Carl XII.

Aus der Geschichte der türkischen Poesie von Joseph v. Hammer.

In dem Divan Osmansade Taib's<sup>1)</sup>, eines der geschicktesten Dichter und Geschichtschreiber, welcher im Beginne des vorigen Jahrhunderts gelebt, befindet sich ein satyrisches Sendschreiben desselben an den Dichter Sakib, welcher, der Secretär mehrerer Wesire, zu wiederholten Sendungen an Carl XII. verwendet worden war, und auf denselben ein eigenes Lobgedicht verfertigt hatte. Diese zwey Episteln fallen in die letzte Zeit des Aufenthaltes des Königs in der Turkey, als es ihm schon an Geld mangelte, und nicht mehr vom Kriege, sondern von der Reise die Rede war. Sakib, d. i. der Durchdringende, hat im Schlusse seiner Antwort seines Höckers kein Hehl; auf diesen Dichterbiograph Salim in den Denkwürdigkeiten der Dichter in seiner gewöhnlichen weitschweifigen Manier mit folgenden Worten 1:

„Da Sakib's Vater ein Schreiber in der Kanzley des Reis-Osendi gewesen, so ging die Schreiberkunst auch auf den Sohn erblich über; daß er sich mit allen Feinheiten und Reinheiten der Schrift beschäftigte, und die schwere Last des Kanzleyerwerbes sich aufgebürdet, konnte schon aus seinem gebogenen Rücken ersehen werden, und seine seltsame Figur zeigte, wie gedrängt seine Gedanken in solch' einem Leibe seyn mußten.“

Diese beyden Sendschreiben sind zwar von wenigem poetischen, aber desto größerem historischen Werthe, weil daraus erhellet, daß Carl's XII. Heldenmuth in der Turkey nicht nur im Hareme des Sultans von der Sultaniun Walide bewundert, sondern auch von Dichtern besungen worden.

### Sendschreiben Taib's an Sakib.

Die Kommenden hab' ich um Dich Sakib gefragt,  
Vom Schwedenkönig sey'st bezaubert, ward gesagt,

<sup>1)</sup> Auf der kais. Hofbibliothek.

Am Kopf ein gold'ner Stern <sup>1)</sup>, ein Kleid nach griech'scher Mode,  
 Seyst du verkörpert ganz in wiener'sche Pagode <sup>2)</sup>.  
 Du sehest nun gewohnt mit Christen zu gastiren,  
 Die Nichts mit sich als Kreuz und einen Degen <sup>3)</sup> führen,  
 Vom Musulmanenthum ist ihnen Nichts bekannt,  
 Sie haben nur ein Buch, das Keiheb edsch <sup>4)</sup> genannt.  
 Schickt sich für dich ein Kleid mit fränk'schem Gold gestickt?  
 Das neue Galakleid <sup>5)</sup> ist altes Zeug gestickt.  
 In deinem Briefe voll Gebrechen hast stolzieret,  
 Mit Nektar <sup>6)</sup> und Myrobolanen <sup>7)</sup> wärst tractiret.  
 O Narrheit! dieß ist Opiumesserfantasey.  
 Man weiß, daß Krankenspeise Krebs und Schlange sey.  
 Die heiße Kost hat deinen Gaum <sup>8)</sup> so sehr verbittert,  
 Daß im Kuhladen er die Kokosnüsse <sup>9)</sup> wittert.  
 Ist's nicht Verdacht genug, daß du Gedicht verfaßt,  
 Worin als Chosroes, Rustem <sup>10)</sup> dein König paßt?  
 Kömmt's deinem Stande zu, zu modeln dich zum Franken?  
 Krumm sind Giau r dein Leib, dein Thun und die Gedanken;  
 In deine Spuren tret' ein and'rer Possendichter,  
 Ein Spizbart wunderfam von komischem Gelichter,  
 Spucknapf und Regenwurm <sup>11)</sup>, und Pavian und Affe,  
 Der ärmer noch als ich und du und größ'rer Lasse.  
 In Kürze hab' ich ihm, wie es dir geht, erzählt,  
 Er sprach: Der Rath ist beym Hartnäckigen verfehlt,  
 Wenn er nicht neuerdings den Glauben will bekennen <sup>12)</sup>,  
 Ist es verdienstlich seinen Leichnam zu verbrennen <sup>13)</sup>.

Sakib's Antwort auf das Sendschreiben Taib's.

Die Kommenden hast du Osmansa de gefragt,  
 Weil dir des Schwedenkönigs Fest gar wohl behagt;  
 Du glaubtest, daß bey ihm Verschwendung sey von Dauer,  
 Glaub's nicht, bedürftiger <sup>14)</sup> als du ist dieser Giau er;  
 Schürz dich nicht auf für ihn, verfehlet wäre dieß,

<sup>1)</sup> Afitabe, d. i. Sonnenscheibe, heißen die goldenen Buckel, wodurch die Officiere der regulirten Truppen unterschieden werden, insgemein eine goldene Scheibe, manchmal auch der fränkische Hut mit brillantirtem Knopfe. <sup>2)</sup> Butchane Bedsch, die Pagode, der Gögentempel Wiens; Wien ist hier bloß des Reimes willen auf Iswed sch (Schweden) da. <sup>3)</sup> Medsch, der Bratspieß oder Degen, reimet auf Iswed sch und Bed sch. <sup>4)</sup> Keiheb edsch ist der Name des Engels, welchem die Insekten untergeben sind; der Name desselben wird Büchern eingeschrieben in der Absicht, dieselben vor Würmern, welche den Namen ihres Schutgenius respectiven sollen, zu schützen. <sup>5)</sup> Chalaat, daher das Wort Gala in europäischen Sprachen. <sup>6)</sup> Rusch Daru, d. i. Königsarzenen, ein Beyname des Weins. <sup>7)</sup> Emledsch Myrobolane, <sup>8)</sup> Dimagh, Hirn, Geschmack; Dimaghi schüma tschagh est, ist euer Gehirn fett? d. i. schmeuzen Sie gut? ist die persische Redensart für: wie befinden Sie sich? an dessen Statt man in Egypten: Keif taa r at, wie schwihest du? fragt. <sup>9)</sup> Helledsch. <sup>10)</sup> Außer Chosrew und Rustem ist im Original noch Iredsch, der erste Sohn Luvs, des Reimes willen da. <sup>11)</sup> Terkoffiasch, sonst Köstebek. <sup>12)</sup> Ledsch didiman, die zur Sühnung aller großen Verbrechen oder falscher Eidschwüre nöthige Erneuerung des Glaubensbekenntnisses. <sup>13)</sup> Verdienstlich wie Fasten und Wallfahrt. <sup>14)</sup> Ahwed sch ist der erste Reim, welcher auf Iswed sch vorzökömmt, und der im vorhergehenden Sendschreiben mit armer überfetzt ist; da der Reim edsch selbst im Türkischen ein sehr schwerer ist, so folgen hier die Reime selbst jedesmal unter dem ihnen entsprechenden Worte der Übersetzung.

Denn was er schenket, ist ein Gürtel oder Spieß <sup>1)</sup>.  
 Sinnst du auf heil'gen Krieg? verändert ist der Wind,  
 Weil Pilgerreis <sup>2)</sup> und Fasten an der Ordnung sind.  
 Willst du der Lust ergeben dich, thu's immerhin,  
 Denn Stambuls Schenken sind die Eifersucht von Wien <sup>3)</sup>.  
 Genügsam schau den Festen der Gesandten zu,  
 Ihr ganzer Glanz besteht in Wein und Krebs <sup>4)</sup> dazu;  
 Die Coloquinte hat verbittert dich, mein Freund,  
 Weil der Kuhfladen dir als Kokosnuß erscheint <sup>5)</sup>;  
 Wer aß denn jemals solche fränk'sche Leckerey?  
 Die Franken essen Wein, Myrobolan <sup>6)</sup> dabey.  
 Weil dir als Antiquar das Alte nur gefällt,  
 Hast du Kottun und das geflickte Zeug <sup>7)</sup> bestellt.  
 Wie sehr unwissend du, beweiset dein Geträtsch,  
 In welchem Glauben heißt ein Buch je Keibeledsch <sup>8)</sup>?  
 Vielleicht gehst wie Sakib mit Glückeschanen um,  
 Allein bey Krummen ist und bleibet Alles krumm <sup>9)</sup>;  
 Die Poeste gab auf Sakib der Aga iht,  
 Spizbärtig wie die Gselinn, auf der er sitzt <sup>10)</sup>.  
 Der gold'ne Stern, von dem der Neider höhnisch spricht,  
 Ist Krone <sup>11)</sup> aufgesteckt dem Jünger von dem Licht.  
 Er ist seltsam gekleidet, buckliger Client,  
 Desß Vers verworren <sup>12)</sup> läuft wie fränkisches Current.  
 Satyrisch seyn, zu spotten, ist der Müß' nicht werth,  
 Da er, als Dichter groß, sich um die Welt nicht schert <sup>13)</sup>.

## Das verfehlte Glück.

(Fortsetzung.)

### IV.

Nicht übertrieben schien die Ängstlichkeit Werthhold's gewesen zu seyn.  
 Immer dichter häuften sich die Wetterwolken, immer höher stiegen sie hinauf  
 an der Himmelskuppel. „Was nun thun?“ sprach endlich Blühhland zu  
 seiner Tochter, „es ist die höchste Zeit hineinzugehn und den Erntewagen  
 selbst herauszuholen. Nehme ich dich mit, so geht das zu langsam; lasse ich  
 dich hier — nein das geht durchaus nicht!“ —

„Aber Vater, sind jenes dort nicht deine Falben, Liese und Grete, und  
 ihnen vorgespannt die Brauen vom Nachbar Bärmann, welche da den  
 Erntewagen über die Zuckerblumenwiese hergefahen bringen?“ fragte Dlivie.

<sup>1)</sup> Medsch. <sup>2)</sup> Hadsch. <sup>3)</sup> Wedsch. <sup>4)</sup> Bentedsch. <sup>5)</sup> Hetiledsch. <sup>6)</sup> Entedsch.  
<sup>7)</sup> Wedsch. <sup>8)</sup> Der obenerwähnte Schutzengel der Insecten. <sup>9)</sup> Gedsch. <sup>10)</sup> Kö-  
 ledsch, um diesen und den folgenden Reim ist die Antwort reicher als die Epistel,  
 doch fehlen hier die beiden Reime Fredsch und Kösedsch (Spizbart). <sup>11)</sup> Mute-  
 wedsch gekrönt. <sup>12)</sup> Gedsch u. Medsch. <sup>13)</sup> Ki ol bir schairi derja dil bi  
 faid u bi ledsch dür, wörtlich: der ein Dichter mit einem Herzen wie das Meer  
 ohne Sorgen und Scheu (bi faid) und ohne Halsstarrigkeit (ledsch) ist.

und Blühdland rief, „richtig, und da der Hageläuser Hornig Kutschirt, so hat auch kein anderer als Werthhold anspannen lassen!“

Gegen die Berge hin regnete es stark und man vernahm leises Donnern. Der Wagen hielt; Hornig mußte zum Holzflößen und eilte fort. Blühdland unternahm es fast allein, die fertigen Garben zu laden. Immer stärker hallte der Donner an den Bergen wieder: Blitze flogen durch die tiefe Dunkelheit, die das aufziehende, schreckhafte Wetter voranschickte. Blühdland ordnete mit Ruhe bald die letzte Garbenschichte, legte drey der Bündel, gleich Rücken- und Seitenlehnen eines Sessels, auf der Mitte der Schichte zurecht, und hob sein liebes Töchterlein zwischen diese auf den schwankenden Thron. Dann befahl er den Bindern fleißig zu seyn, weil er gleich wieder zurückkehre, und fuhr, so schnell die Last erlaubte, dem Dorfe zu.

Der Wind erhob sich auf das furchtbarste, er legte sich heulend gegen den Wagen, als ob er die Spitze der Ladung herabdrücken wollte. Noch regnete es nicht, dagegen schien die Welt beständig im Feuer zu stehn. Immer gräßlicher rasste der Sturm, brüllte der Donner. Blühdland trieb mit Gewalt die Pferde der Brücke des Flößbachs näher. Das Brausen der Flut bewies, daß ein ferner Wolkenbruch sie aufs Neue zu schwellen begann. Da rief Olivia zitternd: „Ach Vater! können wir auch verunglücken?“ Aber statt der Antwort erhob Blühdland seine starke, sonore Stimme, und sang schallend durch die tosende Wetternacht:

„Vertrau' dem Herrn,  
Ob feyre ihn die Stille,  
Ob Doaner seinen Ruhm erhöh'n,  
Es wird, ist's nicht sein Wille,  
Der Sturm kein Haar vom Haupt dir weh'n.“

„Vertrau' dem Herrn,  
Es spricht sein Mund den Segen  
Den Wesen seiner Erde aus;  
Ihn säufelt Blüthenregen,  
Ihn ruft uns zu des Wetters Graus.“

„Vertrau' dem Herrn,  
Der deine Bahn gesehen,  
Bevor er dich auf sie gestellt,  
Und glaub', es wird geschehen,  
Was er zu deinem Heil erwähnt.“

Er hielt dabey den Weg und die Pferde fest im Auge. Kaum war er mühevoll auf die Höhe der Brücke gekommen, so traf ein neuer, und zwar der gewaltigste dieser Windstöße rechts gegen die elastische, locker gehäufte Ladung, zugleich gerieth das rechte Hinterrad auf einen lose liegenden Stein von bedeutendem Umfange, der Wagen bog links über — und der Sturm führte die ganze obere Garbenschichte auf die schäumend dahin stürzenden Fluten hinab. Die engen, felsigen Ufer drängten die Schichte fest an einander, der Strom riß sie eilends mit sich fort, und das weißgekleidete, klagende Lichen gab, auf ihrem Garbensitze dahin fahrend, ein Bild des Schwanes, der auf schiffendes Seetang gebettet, dem Dießseits sterbend sein melodisches Lebewohl zusfödet.

Werthhold, der hie und da Leute an die Ufer des Flößbaches gestellt hatte, um Holzblöcke abzustößen, welche sich bey der Gewalt des Stromes, häufig in die Felsenpalten einklemmten, befand sich selbst, die Aufsicht hierüber führend, am Bache, höchstens fünfhundert Schritte von der Brücke fern.

und Blühdland rief, „richtig, und da der Hageläufer Hornig Kutschirt, so hat auch kein anderer als Werthhold anspannen lassen!“

Gegen die Berge hin regnete es stark und man vernahm leises Donnern. Der Wagen hielt; Hornig mußte zum Holzflößen und eilte fort. Blühdland unternahm es fast allein, die fertigen Garben zu laden. Immer stärker hallte der Donner an den Bergen wieder: Blitze flogen durch die tiefe Dunkelheit, die das aufziehende, schreckhafte Wetter voranschickte. Blühdland ordnete mit Ruhe bald die letzte Garbenschichte, legte drey der Bündel, gleich Rücken- und Seitenlehnen eines Sessels, auf der Mitte der Schichte zurecht, und hob sein liebes Töchterlein zwischen diese auf den schwankenden Thron. Dann befahl er den Bindern fleißig zu seyn, weil er gleich wieder zurückkehrte, und fuhr, so schnell die Last erlaubte, dem Dorfe zu.

Der Wind erhob sich auf das furchtbarste, er legte sich heulend gegen den Wagen, als ob er die Spitze der Ladung herabdrücken wollte. Noch regnete es nicht, dagegen schien die Welt beständig im Feuer zu stehn. Immer größer raste der Sturm, brüllte der Donner. Blühdland trieb mit Gewalt die Pferde der Brücke des Flößbaches näher. Das Brausen der Flut bewies, daß ein ferner Wolkenbruch sie aufs Neue zu schwellen begann. Da rief Olivia zitternd: „Ach Vater! können wir auch verunglücken?“ Aber statt der Antwort erhob Blühdland seine starke, sonore Stimme, und sang schallend durch die tosende Wetternacht:

„Vertrau' dem Herrn,  
Ob feyre ihn die Stille,  
Ob Doaner seinen Ruhm erhöh'n,  
Es wird, ist's nicht sein Wille,  
Der Sturm kein Haar vom Haupt dir weh'n.“

„Vertrau' dem Herrn,  
Es spricht sein Mund den Segen  
Den Wesen seiner Erde aus;  
Ihn säufelt Blüthenregen,  
Ihn ruft uns zu des Wetters Graus.“

„Vertrau' dem Herrn,  
Der deine Bahn gesehen,  
Bevor er dich auf sie gestellt,  
Und glaub', es wird geschehen,  
Was er zu deinem Heil erwähnt.“

Er hielt dabey den Weg und die Pferde fest im Auge. Kaum war er mühevoll auf die Höhe der Brücke gekommen, so traf ein neuer, und zwar der gewaltigste dieser Windstöße rechts gegen die elastische, locker gehäufte Ladung, zugleich gerieth das rechte Hinterrad auf einen lose liegenden Stein von bedeutendem Umfange, der Wagen bog links über — und der Sturm führte die ganze obere Garbenschichte auf die schäumend dahin stürzenden Fluten hinab. Die engen, felsigen Ufer drängten die Schichte fest an einander, der Strom riß sie eilends mit sich fort, und das weißgekleidete, klagende Lichen gab, auf ihrem Garbensitze dahin fahrend, ein Bild des Schwanes, der auf schiffendes Seetang gebettet, dem Dießseits sterbend sein melodisches Lebewohl zusstötet.

Werthhold, der hie und da Leute an die Ufer des Flößbaches gestellt hatte, um Holzblöcke abzustößen, welche sich bey der Gewalt des Stromes, häufig in die Felsenpalten einklemmten, befand sich selbst, die Aufsicht hierüber führend, am Bache, höchstens fünfhundert Schritte von der Brücke fern.

Er hatte den Wagen auf diese gelangen sehen, und gewahrte nun den Vorgang einziger Art mit höchster Angst und endlich mit größter Freude. Auf's schnellste führte die wilde Flut ihm die Geliebte entgegen. Pfeilgeschwind schwang sich Werthhold, mit Hülfe einer Stange, die er in die ankommenden Strohbindel stieß, zu ihr hinüber auf die Wunderfähre und sank neben sie, zwischen die segensreichen Polster, wissend, daß in einer Minute spätestens die Passagiere der Warke Land rufen könnten. Eine kleine, hoch hervorragende Felseninsel, die ein so breites Fahrzeug nicht passiren lassen konnte, befand sich dicht vor ihnen, mitten im Bach. Werthhold hatte auch nur Zeit, Olive auf seinen Arm zu heben, um sich mit ihr auf dieß Eiland zu schwingen, weil der Schnellsegler durch plötzliches Anlegen mehr als seinen Leck bekommen. Schon sah Werthhold, wie Blümland sich die Augen heller zu reiben suchte, um ein märchenhaftes Ereigniß als ein wirkliches betrachtet zu können. Erst jetzt hatte er nach der Spitze seiner Ladung zurückgeblickt und diese mit nicht geringem Erschrecken vermist. Ein weiter Bogen, den der Bach beschrieb, mußte ihn hinter der Brücke von diesem ab, und nun wieder ihm nahe bringen.

Es war kein Augenblick mit Vorreden zu verlieren, wollte Werthhold sein Glück sich nicht weiter verzögert sehen. Daher gestand er dem Mädchen gleich seine Liebe und fragte in kurzen Worten, ob sie die Seine werden wollte.

Olive war zuerst keines Wortes mächtig, der Schrecken, den die Luftfahrt, wie die Wasserreise ihr zugezogen, und endlich unter Donnern und Blitzen die ungeitige Erklärung und Bitte des sonst so vernünftigen, heimlich Geliebten, um etwas, das das Loos ihres ganzen Lebens bestimmte, raubte ihr alle Kraft, unverzüglich antworten zu können. Aber ein lautes Gelächter des Vaters, der voll Entzücken, sein geliebtes Kind gerettet zu sehen, herbegekomen, und sein Zuruf: „Livchen, wenn du ihm gut bist, so sage ja! denn die Bedingung ist erfüllt, wenn auch nicht durch ihn, doch durch den besten Stifter der Ehen, den seltsamsten Zufall!“ — gaben ihr bald Licht über Werthhold's Betragen. Dieser bat, dabey so rührend um Entschuldigung, um Gegenliebe, um ein freundliches Ja, daß ihm endlich dieß alles von Herzen, mit Begleitung eines beseligenden Kusses ward.

Blümland, der einen tragi-komischen Vorgang, da er glücklich abgelaufen, nicht um tausend Thaler ungeschehen wissen wollte, rief nun noch: Ich muß fort. Sehen Sie, wie Sie den andern Theil Ihres Ich's wohlbehalten heimführen! Dem Himmel sey Dank! das Wetter zieht seitwärts, mindestens haben wir keinen Wolkenbruch zu fürchten; schon läßt der Sturm, Blitz und Donner nach, und ich kann mein Korn, ohne Livchen weiter auf die fährliche Spitze setzen zu dürfen, noch heute vollends einbringen.“

Wie gern hätte Werthhold dieß beglückende Alleinseln mit der Geliebten verlängert, allein Verklärung des theuern Wesens fürchtend, eilte er mit ihr dem Pfarrhause zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Der Haushund und die Hauskake.

Schäme dich, du falsche Kake,  
Sprach des Hauses treuer Hund,  
Streichelnd mit der sammt'nen Taze,  
Leckend mit dem feinen Mund,

Spinnend, kofend, treulos schmeichelnd,  
Ohne Scham und Allen heuchelnd,  
Schleichst du durch Hof und Haus,  
Innsgeheim doch stichst du Braten,  
Raubst und marterst, wie Piraten,  
Ietzt den Vogel, ietzt die Maus!

„Dummer Pinsel! Schmeicheln e den  
Schafft mir ein so herrlich Leben;  
Herrlicher hat's kaum ein Lord.  
Liebe lohnt mich und Vertrauen;  
Nichts entrinnet meinen Klauen,  
Übersehen wird mir Schläuen  
Härte, Diebstahl, Unrecht, Mord.  
Hab' ich eine Maus zerrissen,  
Krieg' ich gar noch Lederbissen;  
Und an manchem Schelmenstück  
Preisest man mein Kunstgeschick.  
Deine Treue wird mit Knochen  
Abgelöhnet; nimm vorlieb!  
Und nur härchenswerth verbrochen,  
Fühlst du den Peitschenhieb.“

Joh. Rud. W y s, der Ältere.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfang März 1835.

Auch dieser lange Carneval verrauschte und der Schluss desselben wurde auch hier sehr schmerzlich gestört durch den Trauerfall, an welchem ganz Deutschland Antheil nimmt, und dessen Kunde gerade am 2. März/hier eintraf, eine halbe Stunde ehe ein großes Ballfest bey dem Grafen von Colloredo, k. k. österreichischen Gesandten am hiesigen Hofe, beginnen sollte, welches die königliche Familie und der erste Adel besucht haben würden. Die unvermuthete traurige Nachricht, daß Se. Maj. der Kaiser so gefährlich krank sey, hob die ganze Fest auf, welches sonst gewiß an Pracht und Geschmack mit dem ausgezeichnet glänzenden Valle würde gewetteifert haben, den Baron von Bourgoing, Gesandten von Frankreich, am 12. Februar hier gab. Brillante Maskeraden gab es keine, nur eine von der Harmoniegesellschaft veranstaltete war wirklich elegant, obschon nicht sehr zahlreich. Ein Narrenkönig nebst Narrenköniginn, begleitet von einem ganzen Gefolge von Polichinello's, unter denen die Insignien aller Großwürdenträger dieses Narrenreiches ausgeheißt waren, machten das meiste Aufsehen dabei, und diese passende Idee wurde auchrecht hübsch ausgeführt; mehrere elegante Neugriechinnen und neapolitanische Fischermädchen zeichneten sich durch ihre geschmackvolle Tracht aus, und das Ganze war so belebt, als man es nur erwarten kann bey einer Gattung von Lustbarkeit, die bey uns, auf fremden, nördlichen Boden verpflanzt, nie recht gedeiht, und von Jahr zu Jahr auch weniger unternommen wird. Sehr gespannte Erwartungen erregte der große Künstlerball, der zum 21. Februar im Hôtel de Pologne veranstaltet war; dieß Jahr hatten alle Künste sich schwesternlich dazu vereint, da es andere Jahre mehr nur die Mäler waren, die ihn veranstalteten, viele Fremde sowohl als Einheimische drängten sich dazu, so daß man hier nur über die zu große Anzahl von Theilnehmenden klagen konnte, denn es waren auf 630 Personen da, so daß die Hitze groß und der Raum für die Tanzenden sehr beengt wurde. Der Saal war sehr schön mit Blumen decorirt und mit einem großen Transparent geschmückt, auf dem die mit der Freude vereinten Künste dargestellt waren, und die Baukunst den Kitz zu einem neuen Theater darreichte. Bey der Polonaise, nach dem Souper, reichten junge Künstler, die neben diesem Transparent erhöht standen, jeder Dame einen Strauß der schönsten Blumen; die Eintrittskarten selbst zu diesem geschmackvollen Feste waren zierlich geschmückt von der Hand der Kunst mit Genien und Nymphen nebst einem Strauß als Musikdirector. Die hiesigen

Herrn Minister selbst beehrten das Fest mit ihrer Gegenwart. Noch magischer und mit allem Luxus geordnet, den der feinste Geschmack nur ersinnen kann, war derselbe Saal bey einem großen Ballfeste, welches der Fürst Victor von Schönburg am 26. Februar hier gab, und welchem die königl. Familie selbst beywohnte. Hier bildeten Palmen und Pisangs nebst den seltensten erotischen Gewächsen eine sich lieblich wölbende Vorhalle, welche märchenhaft von strahlendem Kerzenglanz durchschimmert war, und das munter belebte Fest währte bis zum nächsten Morgen. Doch außer diesen rauschenden Belustigungen bot diese Zeit noch manchen höhern seelenvollern Kunstgenuss.

Endlich wurde Bellini's „Norma,“ die wir so lange schon ungeduldig erwarteten, bey uns aufgeführt, am 20. Februar zum ersten Mal; die leidenschaftliche, tiefbewegte Rolle der Norma ist so geeignet für das ergreifende, ächt tragische Spiel unserer Schröder-Devrient, daß man voraussehen konnte, es werde ein wahrer Triumph für sie werden; dieß war auch der Fall, sie wurde mit Enthusiasmus schon nach dem ersten Acte gerufen, so wie nach dem Schlusse; in der hinreißenden Kraft und dem rührenden Schmelz ihres Gesanges und Spiels kommt unsere Künstlerin gewiß der weitberühmten Pasta in dieser Rolle am nächsten, und wir fühlen bey jeder Darstellung nur schmerzlicher, wie ganz unersehlich uns das lange Entbehren dieser genialen Frau seyn wird! — Auch die andern Rollen waren gut besetzt. Maschinka Schneider war eine reizende liebliche Adalgsa, ihre Stimme verschmolz in Ton und Vortrag auf wunderbare Weise mit Norma's Gesang in dem berühmten Duo. Hr. Derzka trat als Pollio zum ersten Mal in der italienischen Oper auf, und obschon man fühlt, daß er noch nicht heimisch darin ist, so war doch was er leistete, des ermunternden Beyfalls, den er fand, sehr würdig. Sig. Zegi als Drovoso war trefflich. Das Buch zu dieser Oper ist ausgezeichnet schön. Die Musik ist in ihrer Einfachheit doch überaus ergreifend und schön. Man fühlt, daß nach all den zahllosen Künsteleyen aller Art, und dem betäubenden, sich überbietenden Lärm so mancher neuern Compositionen, die Kunst auf diesen Gegensatz kommen mußte, sich mit einfach rührenden Melodien ganz an das Herz zu wenden. Sehr originell und wahrhaft poetisch sind auch die Ouverture und der geheimnißvolle Druidenchor, so wie der herrliche Chor der gallischen Krieger. Daß wir in Donizetti's „Anna Bolena“ schon manchen Gedanken hörten, der Bellini nachgeahmt ist, dafür kann Bellini nichts! Eben so unbillig ist es, wenn man diesem Meister die immer wiederkehrende düstere Schwermuth seiner Gefänge vorwerfen will; theils ist die Poesie, die er zu seinen Opern wählt, so, daß sie nicht anders seyn dürften, theils ist dieß nun einmal seine Individualität, die sich wohl bey jedem Künstler rein aussprechen darf, es ist wie sein Materzeichen, und so wenig man einem Guido Reni den Leidensblick, das Erblichen und die schmerzlich gefalteten Hände bey seinen Ecce Homo's und Magdalenen vorwerfen wird, eben so wenig kann man Bellini tadeln, daß er den Ausdruck der Wehmuth und des schwärmerischen Schmerzes am liebsten ausmalt; Universalgenies gibt es in allen Künsten und unter allen Völkern nur äußerst wenige, möge doch in jedem Gemüth der Lichtstrahl sich in anderer Farbenbrechung zeigen, wenn sie nur rein und tief ist, so stimmt jede schön zum Irisbogen der gesammten Kunst! Übrigens ist es wahr, daß „Norma“ nicht solche Glanzparthien der Instrumentirung hat, wie die „Capuleti,“ und daß vielleicht die „Straniera“ am sorgfältigsten und schönsten ausgearbeitet ist unter allen Werken Bellini's; den höchsten Triumph für eine Sängerin, welche zugleich große tragische Künstlerin ist, bietet aber sicher „Norma.“ Hier wurde leider die zweyte Vorstellung sehr gestört, weil Mad. Schröder-Devrient durch einen Fehltritt sich den Fuß so verletzete und besonders die Fleckse so schmerzlich ausdehnte, daß sie nur mit höchster Anstrengung vollends bis zum Schlusse singen konnte, und sich auf eine Choristin stützen mußte, um sich aufrecht zu erhalten. Hoffentlich wird sie aber bald wieder hergestellt seyn; wir gehen nach jedem Abende, wo wir uns noch ihres herrlichen Spiels erfreuen können, da sie mit Ende dieses Monats uns schon verläßt. Bey dem deutschen Theater gefielen: „Correggio, Caravaggio und Capriciosa“ sehr durch das treffliche Spiel des Hrn. Emil Devrient und seiner holden Gattinn. Ein neues Lustspiel: „Die Einfalt vom Lande,“ wurde belacht und oft wiederholt. Daß uns zu Ostern auch Mad. Rettich verläßt, wird schmerzlich bedauert. Beyde Primadonnen zugleich zu verlieren ist ein hartes Schicksal für eine Bühne!

Am 9. Februar gab hier unser trefflicher Clarinetist, Kammermusikus Kotte, ein Concert; der Zudrang von Zuhörern war so groß, daß viele Damen nicht einmal Plätze zum Sitzen erhalten konnten, und daß selbst die Vorzimmer angefüllt waren. Der mit Recht so ausgezeichnete und beliebte Künstler trug ein wunderschönes Concertino



von Carl Maria von Weber mit alle dem Zauber des Anschwellens und bebenden Verschallens des Tones vor, den er so meisterhaft versteht. Es ist überhaupt das Charaktervolle seines Vortrags, vereint mit dem reinsten Wohlklang des Tones, was dem Spiel dieses großen Künstlers einen so eignen lebendigen Reiz gibt. Er spielte ferner Weber's Variationen für Clarinette und Pianoforte; es war aber sehr schade, daß der sonst so brave Pianofortespieler, Hr. Hoforganist Eisert, hiebey nicht in den seelenvollen Vortrag unsers Künstlers gehörig einstimmt, sondern durch sein rauschendes und rasches Spiel mehr einen Contrast bilden zu wollen schien; Pianofortespieler vergessen es leicht, daß Bravour und Fertigkeit nicht die höchsten Vorzüge sind! übrigens gewährte aber Hr. Eisert den Kennern einen hohen Genuß durch sein sehr braves Spiel des großen Chopin'schen Concerts, welches wir hier zum ersten Male öffentlich hörten; für die Mehrzahl ist dieß Concert unstreitig viel zu lang, aber für Kenner war es ein Fest, diese berühmte, phantasievolle moderne Tondichtung einmal so mit voller Begleitung zu hören; das Adagio bleibt der wahre Juwel darin. Keiffiger's Ouverture zur „Felsenmühle“ hatte die Akademie eröffnet; die Ulles. Weltheim und Schneider sangen ein Duett aus Paer's „Sergino“ mit reizendem Vortrag; die Gefälligkeit der braven Sängerinn Ulles. Weltheim, diese Parthie gleich zu übernehmen, weil Wad. Schröder-Devrient plötzlich unwohl geworden war, kann nicht dankbar genug anerkannt werden. (Möchte man doch überhaupt diese geschickte und fleißige Künstlerinn nicht so oft und so unverdient kränken, wie es noch neuerlich geschah, indem man eine Rolle, die sie so tadelloß ausführte, wie die Estvira in der „Stummen von Portici“, einer andern Sängerinn übergab, die in jeder Hinsicht tief unter ihr steht!) Doch zurück zu unserm Concert, hier sang unsere liebliche Schneider Götthe's „Erstknig“, von F. Schubert componirt, sehr seelenvoll zum Piano. Ein vierstimmiger Männergesang und Mozart's Sertett aus „Così fan tutto“ machte die angenehmste Abwechslung mit der Instrumentalmusik. Hold und geistreich war der Schluß des Ganzen, wo der Concertgeber das „Gebeth“ und „Schlummerlied“ aus der „Stummen“ auf der Clarinette vortrug, begleitet von dem Harmonichord unsers Friedrich Kaufmann; das Verschmelzen dieser beyden Instrumente war außerordentlich rührend.

(Der Schluß folgt.)

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 28. März zum ersten Male: „Die Belagerung von Antwerpen im Jahre 1585.“ Historisch-romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen.

Wenn wir nicht irren, so hat eine Almanachsnovelle den Stoff zu dieser Neuigkeit geliefert, welcher jedoch nicht interessant genug ist, um die Mühe der Erzählung zu verlohnen. Das Stück selbst, wenn gleich der, von Voltaire verpönten Gattung nahe verwandt, gehört zu den besseren Novitäten, und verräth hier und da einige Spuren von Kenntniß der Bühne, so wie von Empfänglichkeit für das Gute; auch die Sprache bewegt sich mit ziemlicher Leichtigkeit, und ist wenigstens frey von Schwulst. Die Handlung erscheint zwar zerstückelt und häufig läßt der Verfasser eine schon begonnene Intrigue wieder fallen oder gestaltet sie in ihren Folgen ganz anders, als zu erwarten gewesen wäre; allein, wie schon gesagt, es findet sich auch manches Entsprechende in Situation, Charakter und Sprache; genug, um bescheidenen Anforderungen zu genügen. Die Piece erhielt daher einigen Beyfall, wenn schon sie kaum zu einer dauernden Wirksamkeit berufen seyn dürfte, zumal da der Aufwand an spanischer und niederländischer Reiterrey eben nicht von der Art ist, um wenigstens einem Sonntagspublicum Befriedigung zu gewähren. — Die Aufführung entsprach den Kräften der Schauspieler. — Der Besuch war sehr mäßig.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dienstag, den 7. April 1835.

42

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb » n. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das verfehlte Glück.

(Fortsetzung.)

V.

Vor der Wohnung Blühdand's hielt neben dem Erntewagen eine Reisegesellschaft, und bey dem Pfarrer standen ein paar vornehm gekleidete Frauen.

„Tante Siburg und! Ruhme Isidore aus H., die Rosenau seit Jahren nicht besuchten, was müssen die wollen?“ — flüsterte O l i v i e Werthhold zu, und die Tante breitete die Arme aus, die anmuthige Nichte zu umfassen.

Die Noth des gastlichen Pfarrers war groß. Sein Korn lag ihm am Herzen, aber noch wichtiger dächte es ihn, nicht durch zu lange Entfernung vom Hause, einen Verstoß der Höflichkeit gegen die leibliche Schwester und die Nichte seiner lieben, längst ruhenden Frau zu begehen. Werthhold errieth, was ihn ängstigen mochte, und erbot sich, an seiner Stelle das Korn herein- und in die Scheuern bringen zu lassen.

Während O l i v i e auf ihrem Zimmer sich umkleidete, konnte Frau von Siburg, aus einem nahen Bade auf der Heimreise begriffen, nicht müde werden, deren Schönheit zu preisen. Sie fand diese bey weitem außerordentlicher, als sie sich, nach dem Berichte der Pastorinn aus Ersenhang, die im Bade mit ihr zusammengetroffen, vorgestellt hatte. „Das Mädchen muß eine glänzende Heirath zur Ehre unsrer Familie machen!“ sagte sie — „geben Sie mir O l i v i e mit nach H., ich stehe dafür, daß sie in kurzem auf's wünschenswerthe verheirathet ist, besonders da sie einige tausend Thaler mütterliches Erbe hat.“

Eben wollte der Pfarrer, schon etwas muthlos gemacht, ihr darthun, wie ein so gütiges Anerbieten zu spät komme, da trat O l i v i e herein, und die Tante strömte nun gegen sie selbst die Bewunderung ihrer Reize aus. O l i v i e ward zwar einmal über das andere roth und suchte bescheiden jene Schmeicheleyen abzulehnen, allein ein süßes Behagen fühlte sie doch in ihre Brust einziehen. Eitelkeit war ein ihr noch unbekannt gebliebenes, von ihrer

guten Mutter zugekommenes Erbtheil, so wie an Tante Siburg der Flecken eines falschen Stolzes haftete.

Frau von Siburg begleitete ihren Schwager in den Garten, um die Fortsetzung ihres Gesprächs nicht einzubüßen, Isidore war dagegen beflissen, schöne Wünsche in Olivien erst rege und dann unwiderstehlich zu machen. Nach allem, was ihr endlich gezeigt, erzählt, erklärt worden, sehnte sich diese, eine so feine Taille zu haben, wie die fleischlose Isidore zur Schau trug. Die künstliche Art, in welche jene ihr dünnes Haar gezwungen, erregte ihre Bewunderung; die Chemisett-, Hauben-, Kleiderformen und Stoffe, verwirrten ihr den Kopf und machten sie lüstern, in all' dem modischen Puz gleichfalls glänzen zu können. Isidore lud sie ein, gleich morgen mit ihnen nach H. zu reisen, wo sie alles dessen theilhaftig werden sollte; um ihre Zustimmung zu erhalten, machte sie sie jetzt schon mit den Vergnügungen angesehener Städterinnen bekannt und versprach ihr den süßen Genuß derselben.

Seufzend gestand Olivie, daß sie nicht mit ihnen könne, da sie den Oberförster Werthhold liebe, und ihm heute Herz und Hand zugesagt habe. „Das mag seyn,“ versicherte Isidore, „du kannst deßhalb dich immer noch einige Monate bey uns aufhalten, um doch etwas von der Welt und ihren Freuden kennen zu lernen, bevor du im Stande der heiligen Ehe auf dem Dorfe verkümmerst.“ Olivie schien das einzusehen, und Isidore machte sich anheischig, den Oheim zur Erlaubniß zu vermögen, daß sie sie begleiten dürfe.

Tante Siburg war ohnedem nur durch die enthusiastischen Lobeserhebungen der Pastorinn aus Erlengang über Olivien bestimmt worden, ihren Heimweg durch Rosenau zu nehmen. Sie selbst wollte nachsehen, ob jener Dörflerin Geschmack der ihre und folglich der der feinen Welt seyn könne. Fand sie es so, dann sah sie in den Reizen der Nichte einen frischen Köder, Männer von Bedeutung in die Nähe Isidorens zu ziehen, deren Veralten und Verblühen ihr mehr und mehr die Hoffnung raubte, einen hochwohlgebornen, oder doch wenigstens auf der Sprossenleiter des Glücks hoch und wohl stehenden Schwiegersohn zu erhalten. So lange Jugend und natürliche Naivität Isidorens liebenswürdig machten, suchte mancher artige Mann Zutritt in ihrem Hause, und hätte die Mutter nicht mit der Zahl solcher Hausfreunde auch ihre Forderungen gesteigert, so wäre Isidore vielleicht in diesem Augenblick längst Gattinn und Mutter gewesen. Selbst der letzte der alten Bekannten, auf den sich ein Plänchen hätte bauen lassen, war bereits vermählt, und Frau von Siburg besuchte, um neue Bekanntschaften anzuknüpfen, das Bad. Wie wenig dieß gelungen, bewies die Reise über Rosenau. Würde Olivie die Aufmerksamkeit der Männer neuerdings auf ihr Haus ziehen, und einem von ihnen ihr Herz schenken, so war die Möglichkeit vorhanden, daß ein Anderer indeß nicht blind für die guten Eigenschaften Isidorens bliebe, und in ihnen, wie in dem hübschen Vermögen, das sie einst besitzen sollte, hinreichende Gründe fände, sie dem ledigen Stande zu entnehmen. Doch schlug auch dieses Hoffen noch fehl, so war nichts weiteres verloren und doch so viel gewonnen worden, daß wenigstens die Nichte und Tochter der ehemaligen Fräuleins von Blondner, Olivie, einem angesehenen, oder am liebsten einem Manne von Stande, nicht aber dem ersten besten Landpfarrer oder Amtmann zu Theil wurde.

## VI.

Große Augen machte Frau von Siburg, da der Pastor sie von dem Versprechen, das er und Olivie Werthhold gegeben, unterrichtete. Die weltfluge Frau suchte, ihren Absichten zum Frommen, die ganze Sache dem guten Blüthland als Scherz zu zeigen. Wie aber der Schwager feyerlich der Liebe des jungen Pärchens gedachte, die ihn fast allein schon unfähig gemacht haben würde, seine Zustimmung vorzuenthalten, wie er die trefflichen Eigenschaften Werthhold's nebst seinem guten Einkommen rühmte und meinte, daß er ein gegebenes Versprechen nicht zurücknehmen dürfe, da faßte Frau von Siburg ihren Mann. Sie sagte ihm unumwunden, daß er großes Unrecht begehen würde, wenn er sein einziges, wohlhabendes und schönes Kind in dem frühen Alter von siebzehn Jahren, wo Olivie selbst noch nicht wisse, was sie empfinde und wünsche, verheirathen wolle. Sie suchte ihn zu überzeugen, daß das Mädchen einen Andern eben so sehr lieben, und dabey eine reiche vornehme Frau werden könne, die alsdann Gelegenheit habe, im größern Wirkungskreise unendliches Gute für ihre Mitmenschen zu stiften. Am Ende des ausführlichen Sermons drohete sie noch, es werde die Neue, sich ohne alle diese Rücksichten mit Werthhold verbunden zu haben. bey der Frau Oberförsterinn nachkommen, und alle Schuld des verfehlten Glücks auf den Vater zurückfallen.

Schon sagte Blüthland gewaltig. Er wünschte heimlich, nicht so übereilt zu Werke gegangen zu seyn; doch konnte er sich immer nicht überzeugen, daß durch die Verbindung mit dem wackern Werthhold Olivien's Unglück gemacht würde, da sie sich in der Sphäre, worin sie erzogen, und in des Vaters Nähe wohl stets am besten befinden müsse. Auch empörte sich sein ganzes Herz dagegen, den Armen durch Rücknahme seiner Zusage zu betrüben und Olivien traurige Stunden zu machen, selbst wenn sie Werthhold, wie Frau von Siburg behauptete, nur in der Einbildung liebe. Dieß Alles entgegnete er der eifernden Schwägerinn, die aber auf's hartnäckigste ihre Meinung verfocht und auch endlich den Sieg so weit errang, daß sie, um Olivien's Liebe und die Neigung, auf welche Weise sie am liebsten ihre ganze Zukunft durchleben wolle, zu prüfen, die Zustimmung, das Mädchen mit sich nach H. . nehmen zu dürfen, erhielt, so weh es dem Vater auch that, sich zum ersten Mal für längere Zeit von seiner Tochter trennen zu müssen.

Wirr sah es an diesem Abend in Olivien's Köpfschen aus, und noch wirrer waren des Nachts ihre Träume. Die Vorgänge des Tages mischten sich phantastisch mit dem, was Isidore ihr verheißten. Werthhold fehlte in keiner dieser Vorpiegelungen der Seele, obgleich alle jene Bilder dunkel blieben, und wenn sie sich davon losreißen mußte, der Erinnerung entschwanden. Endlich aber hatte sie gleich nach Mitternacht einen höchst lebhaften Traum, dessen furchtbaren Eindruck nur die Geschwägigkeit Isidorens am andern Morgen und die reizendsten Erwartungen tilgen konnten.

Sie schwamm nemlich festlich gekleidet mit Werthhold den Flößbach hinauf, bis an einen Ballsaal, der dicht am Ufer stand und aus welchem rauschende Musik ertönte. Bald befand sie sich an Werthhold's Hand in diesem Saale, und wollte gleich andern tanzenden Paaren den Reigen mit ihm beginnen. Aber nun ward sie inne, daß alle, die zum Tanz antraten, sich zuvor die Stirnen bekränzten. Auch sie trat nebst Werthhold an ein Gefäß

mit Kränzen gefüllt, ein Gleiches zu thun. Er bat dringend, doch den Schmuck der rothen Rosen zu wählen, allein sie zog die feurig leuchtenden, citronengelb und blutfarben gestreiften Afrikanen vor. Sie hob zwey solcher Kränze aus der Urne, schlang einen um Werthhold's, den andern um das eigene Haupt und wollte stolz den Reigen beginnen. Plötzlich glitt Isidore an ihnen vorüber und schrie gellend ihnen zu, „Das sind Todtenblumen!“ — Wie mit Tiegerkrallen griff aus diesen Worten das Entsetzen in ihr Herz. Sie fühlte sich hinsinken; doch sah sie noch im Spiegel, dem sie gegenüber gestanden, daß auch Werthhold neben ihr hinsank, und daß sie Beyde das Aussehen hatten von Gestorbenen, die man mit Grabeskronen geschmückt, Sie erwachte zitternd aus diesem Traume, und auf's unruhvollste ihm nachsinnend, konnte sie bis an den Morgen den Schlaf nicht wiederfinden.

Schon am andern Tage thronte Olivie zwischen Frau von Siburg und Isidoren in der Reisechaise. Sie fuhr mit immer schwächer werdender Nührung und mit stets wachsendem Sehnen dem volkreichen H. entgegen. Freylich hatte die Trennung vom Vater sie einige Wehmuthstränen gekostet, auch forschte ihr Auge durch das ganze Rosenau und sein Gebiet nach dem lieben Werthhold, der seit Ankunft der Tante sich bescheiden entfernt gehalten. Gern hätte sie sich so nochmals bey ihm verabschieden, und ihm die Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen zuwinken mögen.

Werthhold befand sich indeß mit selbigem Herzen tief in den grünen, ihm vertrauten Hallen, eine Entfernung Olivien's am mindesten ahnend, und von der heutigen Abreise der Städterinnen die wonnevollsten Stunden erwartend. Ein Brieflein Olivien's, von Blüthland ihm gesandt, das nächst ihrem Lebewohl, die Zusicherung treuer Liebe und baldiger Rückkehr enthielt, brachte, statt der erwarteten Wonne, schmerzliche Trübsal in seine Brust. Der arme, mit so wenig Selbstvertrauen begabte Werthhold, welcher Olivien's innere und äußere Vorzüge für unübertrefflich hielt, sah dieß Kleinod für sich von dem Augenblick an fast verloren, wo liebenswürdige und bedeutende Männer der Jungfrau würden nahen dürfen.

## VII.

Olivie trat am Arme der Tante mit dem ganzen Zauber ihrer durch Geschmack und Kunst erhöhten Reize, doch mit schüchternem Wesen, in die Welt.

Sehr bald sah Frau von Siburg, was sie gehofft, sich erfüllen; dennoch konnte sie ihre Verwunderung nicht bergen, daß fast der Erste, welcher Zutritt in ihrem Hause suchte, für einen ausgemachten Weiberfeind galt. Herr von Uhlen, der erst wenige Jahre in H. lebte, jung und reich, hatte Olivie bald nach ihrer Ankunft, und zwar in der Kirche gesehen. Ihr furchtsames Auftreten überhaupt, ihr Erröthen und Senken der Blicke, hatten gleich seine Aufmerksamkeit rege gemacht, welche ihr schönes Gesicht, ihre herrliche Gestalt und der Taubenblick ihrer Weisenaugen dann festhielt. Olivie schien sich zu scheuen, dreist in die große Versammlung zu blicken, die wieder sie so neugierig betrachtete. Sie sang und bethete viel, hielt ihre Augen auf dem Kanzelredner fest und richtete sie dann brünstig zur Höhe, wo sie für das Wohl des theuern Vaters und des lieben Werthhold bethen mochte.

Uhlen war ein zart gebauter Mann, mit einem regelmäßigen Gesicht von sanftem Ausdruck. Sein schwarzes Haar und seine blauen Augen contrastirten angenehm. Blendend weiße Zähne verschönten das Lächeln seines Mundes. Dabey hatte er ein höchst feines, gewandtes Benehmen. Rechtlichkeit, Milde und Ernst legten alle seine Äußerungen zu Tage, wobey er die edelste Zuneigung für Olivien blicken ließ.

Natürlich konnte einen solchen Mann keineswegs ihr Mißfallen treffen, und sie fand nicht geringen Genuß darin, von Sidoren zu vernehmen, daß sie das Herz des anmuthvollen Weiberfliehers schon bey dem ersten Blick, den er auf sie geworfen, gefangen genommen.

Bald nachdem sie Herrn von Uhlen kennen gelernt, erhielt Olivie Bottschaft vom Hause. Beyde, der Vater und Werthhold, hatten geschrieben. Alles was Liebe und Sorge eingeben können, enthielten diese Zeilen. Werthhold's Brief hatte Sidore Olivien endlich entwendet. Von ihr und der Tante wurde jedes seiner ungekünstelten Worte parodirt, die treuherzigen Ergießungen eines wahrhaft zärtlichen Gefühls, wie überhaupt das ganze Verhältniß zwischen Olivie und Werthhold, lächerlich gemacht. Unermüdet waren Base und Muhme in Schilderungen ihrer Lage als Madame Werthhold. Nur von Hunden und rohen Jagdgenossen umgeben, im alltäglichsten Haushalt, sahen sie jeden Liebreiz ihres Betragens, wie endlich all ihren äußern Reiz untergehen. Anfangs verwundete solch mehr als ungarstes Unterfangen Olivien, aber nach und nach fühlte sie sich geneigt, hin und wieder ihre Ansichten zu theilen.

Nur weniger Ausflüge hatte es bedurft, daß Frau von Siburg, außer Uhlen, noch zwey heirathbare Männer bey sich aus- und eingingen sah. Ihr kam es höchst erwünscht, daß jener, wenn auch freylich der annehmlichste, sich sogleich entschieden als den Freyer Olivien's kund gab.

Die prächtige Equipage Uhlen's stand jeden Augenblick ihnen bereit. Sein betretter Bedienter mußte täglich wohl zehnmal zu Frau von Siburg wandern, um für Olivien Dinge zu überbringen, die nicht abzuweisen waren. Blumen, Früchte und erfreuliche Küchengaben für Frau von Siburg begleiteten stets die Nachfragen: wie das Fräulein geruht, sich befände, und was sie wünsche? Fast eben so oft kam er selbst, gekleidet und duftend wie ein Pariser Kleinmeister. Jeden seiner Finger zierte ein kostbarer Ring, wie sein Jabot ein Solitär. Gewiß, das war ein anderer Mann, als der schlichte, schüchterne, ehrliche Oberförster!

Uhlen hatte Gründe, die ihn wünschen ließen, das unersahrene Landmädchen ohne langen Verzug aus dem Hause der Frau von Siburg in das seine zu führen. Er sprach diesen Wunsch gegen die letztere aus, welche ihm ihren Beystand und den besten Erfolg verhieß.

Die angenehm zerstreuende Lebensweise machte Olivien immer seltener nach Rosenau zurückdenken, und ihre Briefchen dahin immer spärlicher kürzer und gegen Werthhold kühler abgehen. Der Glanz, in welchem Uhlen sich zeigte, seine anziehende Persönlichkeit und sein einschmeichelndes Betragen, nebst den Beweisen der Zärtlichkeit, verfehlten die beabsichtigte Wirkung auf Olivien's Herz nicht. Bald fühlte sie, ohne es sich noch gestehen zu wollen, daß ihre Liebe gegen Werthhold sich in dem Maße verringere, als Uhlen diese für sich zu vermehren verstehe.

Drey Monate waren solcher Weise dahin geschwunden. Noch dachte sie nicht an Heimkehr, und Blühsland setzte auf Kosten eigener Gemüthlichkeit das Ende ihres Urlaubs so weit hinaus, wie sie selbst es wollte. Ihre Zeilen sagten ihm ja, wie vollkommen glücklich und froh sie sich bey Tante Siburg fühle. Lastend ängstete den Pastor, der mit allen es so wohl meinte, der zunehmende Trübsinn Werthhold's, dessen Sehnen und Zweifeln ihn fast auf ein Krankenlager warfen. Er selbst rieth ihm endlich, nach H. zu reisen und gab ihm Aufträge an Olivien mit.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Liebesverständnis.

Liebende hassen,  
In Reden zu fassen  
Der Liebe Gefühl;  
Zeichen verkünden  
Stilles Empfinden,  
Treues Gefühl.

Dir Blumen zu bringen,  
Lieder zu singen,  
Eil' ich in's Thal,  
Blumen und Lieder  
Bring' ich dir wieder  
Mit sorglicher Wahl.

Und Blumen und Grüße  
Und Lieder und Küsse  
Sind Zeichen voll Licht.  
Glaubst du? „Ich glaube!“  
Liebliche Taube,  
Goldes Gesicht!

Laß Andere schwören,  
Wer darf es verwehren?  
Wir halten uns frey;  
Wir singen und küssen,  
Und weil wir's nicht müssen,  
Bleiben wir treu.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfang März 1835.

(Schluß.)

Am 13. wurde eine große Akademie zum Besten der Armen im Theater gegeben; das Ausgezeichnetste dieses Abends war die überaus gelungene Ausführung des großen Septetts von Beethoven; unser genialer Kolla trug dazu besonders viel bey durch den Geist und das Feuer, womit er es leitete und die Violine spielte; ein so classisches Meisterwerk wird stets schön bleiben, wenn es auch nur richtig gespielt wird; soll es aber alle Zuhörer so elektrisiren wie diesmal, so müssen große Künstler es mit solcher Liebe ausführen, wie es hier geschah. — Ein trefflicher Violoncellspieler aus Rußland, Cipriano Romberg, Neffe des berühmten Bernhard Romberg, ließ sich hier im Theater mit großem Beyfall hören, und gab dann noch zwey musicalische Soirées im Hause des Hrn. von Trautvetter, der ihm aus Gefälligkeit den Saal überließ. Sein Spiel ist zart und geschmackvoll und hat eine eigenthümliche reizende Eleganz. Wer seine Erinnerungen an Schweden, seine polnischen und russischen Nationallieder von diesem jugendlichen Künstler vortragen hört, wird sich dessen gewiß stets mit Freude erinnern. Auch Alpenfänger ließen sich wieder mit Beyfall hören. — Zur großen Freude aller Gebildeten fanden diesen Monat wieder drey öffentliche Vorlesungen im Zwingerpavillon Statt. Hr. Professor Reichenbach hielt die erste, worin er eine interessante Übersicht der vielen neuen Gegenstände gab, wodurch die hiesige Naturaliensammlung in zoologischer Hinsicht jetzt bereichert worden ist. Da diese, zum Theil sehr seltenen Exemplare, trefflich ausgestopft, in lebensähnlichen Stellungen den Redner umstanden, so wurde hier das belehrende Wort durch die Anschauung der mannigfaltigen Kinder aller Zonen trefflich unterstützt. Professor Lohmann sprach in der zweyten Vorlesung über die Natur der Fixsterne; am alleranziehendsten war aber die dritte, wo Professor Houllant über die Natur der freyen Bewegung sprach, und durch diesen Vortrag das vollendende Seitenstück gab zu seiner vorjährigen berühmten Vorlesung über die Sinne. Mit treffender Klarheit weiß dieser tiefe Denker sich so schön auszudrücken, daß auch der Ungelehrte schnell begeistert und aufgeklärt wird,

durch den innern Zusammenhang und den sinnigen Reichthum seiner herrlichen Vorträge. So wie er uns früher zeigte, wie die Sinne die Pforten sind, durch welche die Erkenntniß der ganzen Außenwelt und Schöpfung zur Seele eindringt, so erklärte er es nun so schön, wie nur durch die freie Bewegung das Innerste unsers Gemüthes sich offenbaren kann, und nur durch sie unsere Seele mannigfaltigen Einfluß auf die Außenwelt gewinnt. Es war höchst interessant, wie er, von den unwillkürlichen Bewegungen der Stoffe beginnend, die geometrischen Formen, welche die sich krystallisirenden Salze bilden, mit denen der Akustik vergleichend, welche jeder angeschlagene Ton regelmäßig durch die bestimmten Luftschwingungen, die er hervorbringt, bildet, nun fortging durch die Bewegungen der klanglosen Pflanzenwelt zu den freieren der Thiere, bis endlich gesteigert zu dem Höchsten und Göttlichsten, was dem Menschen allein durch Kunst und Sprache verliehen ist. Unser verehrter Prinz Mitregent nebst seiner Frau Gemahlinn, und Prinz Johann, beehren stets diese eben so schreienden als unterhaltenden Vorlesungen mit ihrer Gegenwart, so wie der gebildetste und erwählteste Kreis von Dresdens Einwohnern.

Am 5. März wurde hier der Friedrichstag in mannigfaltigen geselligen Kreisen treuer, loyaler Sachsen mit inuiger Freude gefeyert. Am schönsten und sinnigsten war unstreitig das Fest, welches die Gesellschaft der Albina veranstaltet hatte, zu welchem aber Niemand außer den Mitgliedern Zutritt erhielt. Es wurden lebendige Tableaux gestellt unter der kunsterfahrenen Leitung unsers wackern Professors Martini, zuerst die heilige Cäcilia, nach Raphael, dann aber in Beziehung auf die Feyer des Tages: die Einsetzung des Kautenkranzes in das sächsische Wappen. Durch ein sehr gelungenes Gedicht, welches dazu gesprochen wurde, erklärte man die zu der Sage gehörigen beyden Bilder. Kaiser Friedrich Barbarossa hatte zu Würzburg eine Versammlung der deutschen Fürsten veranstaltet, doch fühlte er sich durch Krankheit niedergedrückt; er schlummert ein, und träumend erscheint ihm ein Genius, welcher ihm Grüße bringt von seiner treuen Geta, die um ihn besorgt, den Kranz der heilenden Kautewand und ihn sendet, um des Kaisers Stirn zu kühlen. Dieß war das erste Bild. Barbarossa war eingeschlummert auf dem Lehnstessel, Edelstabe und Schildnappe schliefen an der Schwelle seines Gemaches, nur der Schutzgeist wachte und senkte die kühlende Kante auf des Kaisers sorgenschwere Stirne. Den nächsten Tag fühlt er sich wunderfam gestärkt; alle Fürsten, Herzoge und Bischöfe Deutschlands versammeln sich; ihre Banner wehen, ihre Schilde funkeln, da ruft der Kaiser Bernhard von Sachsen, Sohn Albrecht des Bären, auf seines Thrones Stufen, ihn auffordernd sich eine Gnade zu erbitten für seine vielbewiesene Treue. Bernhard schlägt bescheiden alles aus. „So erbitte dir wenigstens einen Waffenschmuck für dein einfaches Schild,“ ruft Friedrich, „sieh, die fünf schwarzen Querbalken im goldenen Felde unterscheiden sich kaum von dem Schilde des Fürsten von Anhalt!“ „Und doch ist mein Schild unverkennbar,“ erwidert Bernhard, „dieser Querbalk, den es erhielt schräg über die Balken hin, als ich zu Braunschweig dich vertheidigte gegen Heinrich den Löwen und dir damit das Leben rettete, macht mir es unschätzbar!“ „Wohlan,“ rief Friedrich, sich den Kautenkranz von der Stirne nehmend und ihn um das Schild windend, so möge die schützende Kante die Narbe des Schildes decken, und der Kranz, den Liebe wand, der Lohn der Treue werden!“ — Wie schön diese Darstellung sich ausnahm, da die altrittersischen Costume aufs genaueste und prachvollste beobachtet waren, und das Ganze sehr malerisch geordnet, ist nicht zu schildern. Treffliches Pianofortespiel mit Phospharmusik begleitet, leitete das Ganze ein, und füllte die nothwendigen Pausen wirkungsvoll aus. — Zum Friedrichstage wurde auch die diesjährige Blumenausstellung im Saale auf der Brühlischen Terrasse eröffnet; sie ist wieder höchst geschmackvoll geordnet und erhält dieß Jahr einen neuen Zauber dadurch, daß sie auch des Abends bey farbiger Beleuchtung zu sehen ist. Diese versetzt nun in eine wahrhaft indische Märchenwelt; nicht genug, daß sich glühendes Purpurlicht von dem Kronleuchter herabergießt und ein Kranz von bunten Lampen über dem Eingang schimmert, hoch über den blühenden Gesträuchen und Bäumen schweben sanft leuchtende rosa Montgolieren, kolossale Tulpen und Irisglocken glänzen überall zwischen dem dunkeln Laub der Camellien, und unten das Moos, aus welchem Hyacinthen und Narikeln und alle Frühlingskinder lieblich sprossen, ist üppig durchweht mit phantastischen Krokus- und Tulpenglocken, die farbiges Licht in Fülle ergießen. Besonders schön sehen die von innen erleuchteten Orangen, die wie Blutfrüchte an den Bäumen hängen. Für die zarten und seltneren Gewächse kann diese Salamandernähe nicht wohlthätig seyn, aber der Anblick ist magisch schön und überraschend.



Eine treffliche Künstlerin, *Mlle. Bauer* aus Petersburg, trat zur Gastrolle als *Donna Diana* auf und entzückte alle Zuschauer; wir sahen sehr berühmte Schauspielerinnen in dieser Rolle, aber so geistvoll und hinreißend wurde sie noch nie dargestellt. Nur in einigen Gastrollen wird es uns vergönnt seyn, diese seltene Künstlerin zu bewundern. Unsere gefeyerte *Schröder-Devrient* ist wieder hergestellt, und trat gestern am 6. März unter dem lautesten Beyfall wieder als *Norma* auf.

In der königl. Gemäldegallerie werden die Einrichtungen immer wieder geändert, weil nun lauter Zwischenwände gezogen werden! — Das Großartige der frühern Einrichtung, — wo die herrlichsten Kunstwerke nicht zusammengehäuft eines dem Eindruck des andern schadeten, sondern gleich Juwelen erster Größe in passenden Entfernungen, umgeben von werthvollen, wenn auch geringeren Werken, in stiller Majestät hervorleuchteten, wo jeder Betrachtende sich seinen Standpunct, nahe oder fern, selbst wählen konnte, wo keine kleinlichen Abtheilungen die erhabene Größe des Ganzen zerstückelten, sondern wo nur die zwey großen Gallerien sich gleich Ringen der Ewigkeit um einander schlangen, — wird von vielen Fremden, die früher hier unvergeßliche Stunden verlebten, schmerzlich vermisst! Damals blieb in Hinsicht auf vortheilhafte Beleuchtung nur zu wünschen, daß die höher hängenden Gemälde etwas vorwärts geneigt würden; jetzt ist für manche freylich helleres Licht gewonnen, aber wie viel von der imposanten Größe und Schönheit des Ganzen ist dafür geopfert! — Man spricht schon davon, daß Decke und Wände mit Frescogemälden geschmückt werden sollten. Keiner Geschmack kann dies unmöglich billigen, möge man auch noch so viel Beyspiele dafür anführen. Plastik und Malerey, ebson Schwefern, sind sich nicht so befreundet, als man glaubt. Neben der idealen Schönheit und Reinheit der Formen der Antike verliert auch die schönste Malerey; ihre Gestaltungen erscheinen alltäglich und gemein neben jener Götter- und Heroenwelt, ihre Tafeln flach; eben so aber erscheint auch die Sculptur kalt und fremd neben der lebenswarmen Schwester; nur dann genießen wir jede ganz, wenn wir uns ungetheilt ihrem Eindruck hingeben; wer nachdenkt, wird gesehen, daß die Gemüthsbestimmung ganz verschieden ist, in die uns jede versezt; sie vereinen wollen, zerstört den reinen Genuß von jeder. Je einfacher und anspruchsloser die Wände sind, wo die Antiken stehen, desto lebendiger und schöner treten diese hervor; zu großen Sälen ist da ein sanftes lichtiges Grün gewiß am wohlthuendsten für das Auge; in einem engeren Raum wäre es wohl auch schön, wenn man eine *Venus von Medicis* oder einen *Apollo* in eine mit Purpur sammt bekleidete Wölbung stellte oder eine *Diana* vor einen Hintergrund von grünem Sammt, doch fern bleibe jede Malerey davon! Neben ihr, der vielgestaltenden, Sinn und Auge in weite Ferne führenden, holden Kunst der Täuschung, wird die stille Antike, kalter Stein; neben dem hohen Götterbild von Marmor wird das Gemälde eine kunte flache Leinwand! Genüsse häufen zu wollen, wie unsere nunmehrige, nie befriedigte Zeit es so sehr liebt, heißt die Sinne sättigen auf Kosten des höhern, himmlischen Sinnes, der in nichts Ubertadung billigt.

Im Circus gibt jetzt die *Tournaire'sche* Kunststreitergesellschaft Vorstellungen, die sehr besucht sind.

Die Schaulust der Dresdner wurde ungewöhnlich angezogen durch das erste Dampfboot, welches unsere Elbe heraufkam; es gehört dem sehr unternehmenden, jede nützliche Industrie befördernden *Hrn. Calberla*, und wird so eingerichtet, daß künftig auch Reisende darauf von hier nach Hamburg und zurück fahren können. Es hatte bey seiner ersten Herfahrt viel mit dem jezigen niedrigen Wasserstand der Elbe und dem Treibeis zu kämpfen.

Die hiesige Singakademie gab diesen Monat wieder eine interessante historische Aufführung, beginnend mit einfach frommen alterthümlichen Motetten von deutschen Meistern aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, dann übergehend zu einer wundervollen großen Motette und Fuge von *Sebastian Bach*, mit Doppelchören, deren sehr schwierige Ausführung trefflich gelang, und schließend mit einer glänzenden Composition des noch nicht lange verstorbenen Musikdirectors *Schicht* und einem herrlichen Psalm unferz jetzt lebenden Capellmeisters *Reißiger*.

(Mit Nr. 14 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur *Johann Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 9. April 1835.

43

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voransbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb = u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das verfehlte Glück.

(Fortsetzung.)

VIII.

„Es steht Einer draußen, der mit Euer Gnaden sprechen will, und von dem ich nicht weiß, ob er ein Herr oder bloß ein Mensch ist,“ so berichtete Franz Frau von Siburg, seiner Herrinn. Olive spielte eben, neben Uhlen sitzend, den Freunden des Hauses ein Liedchen auf der Guitarre vor, in welcher Kunst sie sich in H. hatte unterrichten lassen.

„Nun wenn du darin zweifelhaft bist, so versteht sich's von selbst, daß ich ihn nicht spreche. Laß dir nur sagen, was er von mir will. Gewiß ein Bettler oder dergleichen!“ entgegnete die Gebieterinn. Aber da trat Werthhold schon herein, den Frau von Siburg nach der Beschreibung Olivien's gleich als solchen erkannte, und dessen große englische Dogge ihm zu folgen sich nicht abhalten ließ. Mit finsterner Stirn und Herzklopfen sah er Olivien, in ihrem Außern so ganz verändert, unter den Männern. Als Frau v. Siburg ihm vornehm, mit Geringschätzung und wie einem gemeinen Manne entgegentrat, um nach seinem Begehr kurz und höhnisch zu fragen, stotterte er mühsam hervor: „Ich bin der Oberförster Werthhold. Herr Pastor Blühdland sendet durch mich seiner Tochter —“ hier schoß ihm das Blut ins Gesicht.

„Schon gut, schon gut, wir danken!“ fiel Frau von Siburg, ihn eilends abzufertigen, in die Rede und wollte ihm das Briefpäckchen abnehmen, das er in der Hand hielt. Aber hier sprang Olive heftig auf; sie nahete Werthhold hocherröthend, und hieß ihn freundlich willkommen.

Werthhold zitterte. Er drückte mit einem schmerzvollen Blick ihre Hand an seine Lippen. Olive bat bewegt: „setzen Sie sich bey uns nieder, lieber Werthhold!“ und fragte dann befangen nach seinem Befinden. Während Olive, in kleiner Entfernung von den Andern, nicht wenig verlegen mit ihm sprach, wußte Isidore der Gesellschaft leise und spottend mitzutheilen, daß Werthhold ein unglücklich Liebender sey, den ihr Mühmchen,

welches aus purem Mitleid ihn gütig voll behandeln zu müssen geglaubt, fast um den Verstand und zu der närrischen Einbildung gebracht habe, sie einst die Seine nennen zu können. Alle musterten nun mit häßlicher und verdoppelter Neugier den grün gekleideten Paladin, zu dessen Füßen sich, wie ihn und die Geliebte bewachend, die Dogge hingestreckt hatte. Satyrisches Geflüster und verlachende Blicke begegneten Olivien und Werthhold, der seinen Gefühlen Gewalt anzuthun versuchte, um ihr vom Vater und ihrem, ihr sonst so lieb gewesenen Dörfchen, in Gegenwart feindlicher Lauscher zu erzählen. Aber je länger sich jene über ihn lustig zu machen schienen, um so sichtlicher wuchs die peinliche Befangenheit Olivien's und die Herzenstraurigkeit Werthhold's, auf dessen Stirne sich zugleich Welter des Jorues zusammenzogen.

Uhlen, der anfangs die meiste Bosheit blicken lassen, wandelte plötzlich sein Benehmen. Er verwies so, daß Olivie es bemerken mußte, leise und ernst den Anwesenden ihr unartiges Betragen, nahm für die Leiden und die Lage des jungen Mannes eine theilnehmende Miene an, und verdiente schon damit den Dank Olivien's. Jetzt richtete er auf's freundlichste noch allerley gewöhnliche Fragen an Werthhold, die dieser aber kaum beantwortete, wodurch er Olivien's Mißfallen sich zuzuziehen begann. Doch Uhlen ließ nicht nach, Höflichkeitspflichten gegen Werthhold zu üben, welche Frau von Siburg und die Andern an ihn zu wenden unter ihrer Würde hielten. Sogar einige Erfrischungen ließ er durch Franz ihm anbieten. In dem Maße als Olivie das gütvolle Streben Uhlen's dankbar zu erkennen schien, wurde dagegen Werthhold die Luft in diesem Hause immer drückender und schwüler, und die gewaltigste Angst krampfte sein Herz zusammen. Uhlen fragte jetzt, ob er nicht die Kunstausstellung und Komödie besuchen werde? und Werthhold antwortete, den Blick fest auf den Frager geheftet: „Beydes glaube ich bereits gesehen zu haben!“

Olivie athmete in seiner Nähe, und doch fühlte Werthhold, daß er nicht länger hier ausdauern könne, ohne daß der Kampf wilder und schmerzlicher Empfindungen ihn zum Äußersten fortreißen müsse. Er erhob sich. Stumm und wegwerfend war die Verbeugung, die er den Anwesenden machte. Auf Olivien blickten seine Augen voll des tiefsten, unaussprechlichsten Wehes, das seine Seele füllte. Erschüttert folgte sie ihm bis zur Thüre, wo er ihr zuflüsterte: „Könnte ich Sie allein sprechen?“ — „Kommen Sie morgen um neun Uhr früh auf mein Zimmer!“ antwortete Olivie, von Mitleid hingerissen, unbemerkt, und Werthhold eilte fort.

Als er hinaus war, konnte die Bosheit ungehindert ihr Spiel treiben. Jeder machte seine beißenden Bemerkungen laut, nur Uhlen vertheidigte Werthhold. Daß der Herr Förster im Überrock ihnen seine Aufwartung gemacht, fanden Isidore und deren Mutter vor Allem anstößig. Uhlen konnte hierin nichts finden; „denn,“ sagte er, „wie kann man von dem Eleganz der Kleidung verlangen, der Jahr aus Jahr ein dem schmutzigen Weidwerk obliegen muß? Wer weiß, hat er ein Kleid, um Damen schicklich aufzuwarten?“ setzte er noch wie verweisend hinzu. — „Aber der Hund? der Hund?“ rief Isidore, „den braucht er doch nicht mit herein auf unsern Stubenteppich zu bringen?“ — „Versteht sich, daß er ihn mit hereinbringt!“ sagte Uhlen. „Ich ließe meine Gesellschaft auch nicht draußen, und seine

Hunde sind ja eines Forstmanns liebste Gesellschaft; immer bessere noch als die ungehobelten Jägerbursche, Jägerreiter u. dgl., mit denen er's einzig zu thun hat.“

„Ja, ja, den Umgang mit den zahmen und wilden Thieren sieht man ihm auch genugsam an, und dieser entschuldigt alles, was uns sonst an der eigentlich tragischen Erscheinung des Jünglings aufgefallen seyn könnte!“ rief Herr von Dortholm, das Gespräch zu enden, und schlug vor, den Guten ruhen zu lassen und eine andere, gemeinsame Unterhaltung anzufangen. Olive hätte sich gern auf ihr Zimmer geschlichen, um im Wirrwar ihrer Gedanken und Gefühle ins Reine zu kommen; allein das ging nicht, denn ohne Verzug sah sie sich in jene Kreise versprochen. Zart und schonend betrug sich Uhlen auch weiter gegen sie. Mit keinem Worte erwähnte er des Besuchs. Sie glaubte sich ihm dankbar verpflichtet. Zärtlicher wallte ihr erkenntliches Herz dem schönen, feinen und auch guten Manne entgegen, der diese vortheilhafte Regung alsbald durch innige Annäherung zu benutzen verstand. Die Zeit den Schlaf zu suchen kam endlich, und Uhlen schlug Frau von Siburg vor, mit den Jhnen in seinem Wagen und seiner Gesellschaft morgen früh eine Landparthie nach einem entlegenen Lustorte zu machen, wo sie alles zu ihrer Aufnahme bereit finden würden.

Frau von Siburg wollte ohne weiters der erwünschten Einladung zusagen, doch Olive erklärte, daß sie vor halb zehn nicht mit ihnen könne, da sie Werthold gebeten, sich ihre Antwort an den Vater nach neun Uhr selbst bey ihr abzuholen. Uhlen zeigte sich sogleich willig, erst nach halb zehn fortzufahren.

## IX.

In ihrem Zimmer ging Olive lange auf und ab. Das Erscheinen des fast ganz vergessenen Werthold hatte sie höchst unruhig gemacht. Sie glaubte einzusehen, daß ihm noch unendlich viel fehle, bevor er ein Gegenstand der Achtung Gebildeter werden könne. Die Überzeugung, daß seine Verhältnisse nicht gestatteten, sich das Fehlende zu erwerben, hatte Uhlen fest in ihr begründet, und doch fühlte sie, daß sie nach dem Aufenthalte in H. nur an der Seite eines Mannes glücklich seyn könne, dem seine Bildung nicht mangle; ja, der — wie sie seufzend sich gestand — alle Glücks- und Naturgaben des liebenswerthen Uhlen in sich vereinige. Sie erschrak bey diesem Gedanken vor sich selbst. Zärtliche Neigung für Uhlen, Pflicht und Mitleid gegen Werthold, führten einen schweren Streit in ihrer Brust. Sie mußte den Empfindungen, die sie heftig beängsteten, Worte geben. Sie warf sich an ihr Pult, Trost und Rath von dem Vater zu begehren, dem sie eine schriftliche Beichte von dem Zustande ihres Herzens und den gewonnenen Ansichten zukommen lassen wollte. Erst lange nach Mitternacht war sie damit fertig geworden. Während sie geschrieben, hatten ein paar Thränen, die auf das Papier niederfielen, ihr Herz erleichtert. Auf ihrem Lager stehete sie den Höchsten an, über Werthold die Schmerzen getäuschter Liebe nicht zu quälend sich häufen und ihn recht bald ein anderes geliebtes Wesen finden zu lassen. Sie becuete nun fast, von schnellem Mitleid, oder wohl mehr, von einem Rest ihrer Liebe zu dem trefflichen Manne getrieben, Werthold verheißzen zu haben, ihn ohne Zeugen zu sprechen. „Was werde ich ihm ant-

worten, ihm sagen?“ fragte sie sich; „zu heucheln, mich zu verstellen, sey fern von mir! Aber ist es verdienstlich wahr zu seyn, wenn wir die Pflicht und die Gebote der Menschlichkeit dadurch verletzen? Wäre es nicht vielmehr ein größeres Verdienst, durch Verheimlichung unserer Gefühle und Wünsche das eigene Glück der Pflicht und einer innigen Theilnahme zum Opfer zu bringen?“ — Ihr Herz war zu schwach, die Frage für Werthhold günstig zu entscheiden, und darum schlummerte sie, von Oben ihm Trost erhoffend, ein.

Er, der eine lange Nacht tief bekümmert durchwacht hatte, stand schon vor neun Uhr im Hause der Frau von Siburg, um mit dem Glockenschlage dieser Stunde Franz befragen zu können, welche Thür ihn zu Olivien einlassen solle. Aber Franz war nicht zu erspähen. Eine endlich aufgesundene Jose berichtete unfreundlich: die gnädige Frau und beyde Fräulein seyen vor einigen Stunden aufs Land gereist, wo sie mehrere Tage verweilen würden — und der Unglückliche kehrte in den Gasthof zurück.

Mit dem Rücken im Fenster lehrend, wollte er die geforderte Rechnung bezahlen, da rollte ein Wagen unten vorüber, und der vor ihm stehende Kellner sprach: „Sehen Sie geschwind hinaus, mein Herr! die Dame links ist jetzt das schönste Mädchen in H. und der Herr ihr gegenüber ihr Bräutigam.“ Werthhold erblickte, von ihr ungesehen, Olivie, die Uhlen, der ihn schadenfroh angelächelt, lebhaft zu unterhalten suchte.

Als der Kellner ihn verlassen hatte, überließ er sich seinem grenzenlosen Schmerz. Erst nach einer Stunde vermochte er sich auf sein Pferd zu schwingen und mit gebrochnem Herzen die Rückkehr anzutreten.

An Werthhold's Kränkung durch ihr Verläugnen war die gute Olivie gänzlich schuldlos. Im Gegentheil glaubte sie sich von ihm beleidigt, da sie vergebens bis nach halb zehn Uhr auf ihn gewartet, und bey Ausfendung Franzens die Nachricht erhalten hatte, daß er schon sehr früh wieder abgereist sey. Die von Werthhold nicht abgeholte lange Epistel an Blühland sandte Olivie, ehe sie ausfuhr, ohne weiteres auf die Post, sehnlich hoffend, daß der Vater den darin angedeuteten Wunsch, das Band zwischen ihr und dem frühern Freunde, für den letztern jedoch so schmerzlos als möglich, gelöst zu sehen, glücklich in Ausführung bringen werde.

Die bunte Gesellschaft, welche man an jenem Vergnügungsorte vorfand, die süßen Genüsse, welche die reizendste Natur hier darbot, vor allem aber das liebevolle, einschmeichelnde Wesen Uhlen's, das er stündlich mehr gegen sie annahm, führte bald den ganzen Frohsinn ihr zurück, so wie die züchtige, holdselige Jungfrau ihm dagegen stets unwiderstehlicher Begehrenswerth ersahien.

Gegen Abend zerstreute sich die Gesellschaft, die romantischen Haine zu durchstreifen. Uhlen bot Olivien den Arm, als wolle er mit ihr den Andern vorangehen, und bald hörte sie sich von Nachtigallen umflötet und sah sich von Waldblüthen umduftet mit ihrem Führer allein. Seiner feurigen Werbung, die er hier unverzüglich aussprach, begegnete Olivie nach Wunsch und bald lehnte sie, von zärtlichen Gefühlen überwältigt, in den Armen Uhlen's mit der nemlichen Hingebung, die sie vor kurzen vier Monden an der stürmisch bewegten Brust des theuern Werthhold einen Augenblick hatte ruhen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## C h a r a d e.

## Die beyden ersten Sylben.

Sind's die Wege — ist es gut;  
Kopf und Herz — viel besser noch;  
Ist's der Beutel — sey behutsam,  
Leicht bekommt er sonst ein Loch.

## Die Letzte.

Sauft schleich' ich zwischen Büschen hin,  
Und nehm' auf meinem Lauf  
Gleich jedes nicht zu ferne Bild  
Treu in mein Inn'res auf.

Die muntern Knaben lieben mich,  
Die Mädchen — bis an's Knie,  
Versucht im Sommer eine es  
Mit mir — umfaß ich sie.

## Das Ganze.

Mein Ganzes ist sehr leicht zu kennen,  
Und wird dir eine Stadt in Deutschland nennen.  
M. Ent.

## Correspondenz-Nachrichten.

München, im Hornung 1835.

„Die Griechen in Nürnberg“ sind heute unsere Parole, oder das Schlagwort, mit welchem ich Ihre Aufmerksamkeit in Spannung erhalten wollte, als ich meinen jüngsten Bericht aus unserer Königsstadt geschlossen hatte. Der Anschlagzettel, der uns dieses neue, dreyactige Drama des fruchtbaren Dichters Eduard v. Schenk ankündigte, erregte eine so allgemeine Neugierde, daß man ein übervolles Haus mit Bestimmtheit erwarten durfte. Ganz vertraut mit den dramatischen Dichtungen des Hrn. v. Schenk, nahm ich den Theaterzettel zur Hand, las die handelnden Personen, und stellte mir poetisch-hypothetisch die dramatische Combination, zu der mir das immer interessante Stück: „Albrecht Dürer in Venedig“ als Substrat diente. Daß die Griechen, welche der Dichter nicht aus vormittelalterlichen Zeiten, am wenigsten aber aus der Blütheperiode des Perikles nahm, sich der Kunstperiode Nürnbergs einschichten mußten, war ein Postulat. Der geschätzte Dichter faßt gern jene historischen Momente auf und verarbeitet sie zu einem gelungenen, anziehenden Tableau, in welchem die Kunst ihre schönen Triumphe feiert.

Der berühmte Ergießler Wischer, der Bürgermeister Ebner, der Rathsherr und Patrizier Pirheimer, die ein intriguanter Antagonist, Geotland, der in Venedig und in Smyrna als Kaufmann für Nürnberg Geschäfte besorgte, verderben will — Serena, Pirheimers Tochter, und der hoffnungsvolle bereits zum Künstler gereifte Sohn Wischers, der für die reiche Erbin Pirheimers als Gatte bestimmt war, schürzen mit Basilios Notaras, dem Hellenen, und seiner schönen Enkelinn, der kaum 17 Jahr alten bezaubernden Euphania, einen ergiebigen dramatischen Knoten. Notaras kömmt von Smyrna über Venedig nach Nürnberg, als noch ein Albrecht Dürer und Hans Sachs durch Bild und Wort ihre Zeitgenossen entzückten. Basilios Notaras ist ein alter östlicher Irindur, der den treulosen Gatten seiner geliebten Tochter, einen flüchtig gewordenen Nürnberger, aufsucht und vermöge seiner friedlichen kaufmännischen Verbindungen mit Nürnberg und besonders mit dem kunstsinigen Pirheimer ohne große Anstrengungen auffinden wird. Basilios Notaras kömmt vier-spännig im hochberühmten Nürnberg an. Er bringt, der stattliche ehrwürdige Greis mit dem bis auf die Brust herabfließenden Barte, voll Würde wie ein Patriarch, eine blühende Hebe — seine Enkelinn Euphania mit. Der Sohn des berühmten Ergießlers Wischer, der sich in Italien zum Künstler ausgebildet, der in Venedig, in Florenz und in Rom die Weihe

der Kunst empfangen, sollte Serena, Pirtheimers Tochter, freyen, die aber für ihn eben so wenig glüht, wie er für sie; er erfährt die Ankunft der Griechen, sieht Euphania im Reisewagen, und entbrennt von neuer Liebe für die schöne Tochter der christlichen Hellas, die er in Venedig sah, und der er das Leben rettete, als sie beim Einsteigen in eine Gondel einen Fehltritt machte und in das Meer stürzte. — Aber auch Geolands Sohn Conrad, der Sohn des Todfeindes des edlen Pirtheimers, nicht gleichgültig gegen Serena, wird von der Schönheit der jungen Griechinn hingerissen. — Dem gefeyerten Erzgießer Fischer, dem warmen Freunde Pirtheimers, liegt alles daran, seinen Sohn mit der Tochter des angesehenen, wohlbegüterten Patriziers zu verbinden. Allein dieser fühlt nur für die von ihm gerettete Euphania, deren Engelbild den feurigen Jüngling immer umschwebte, die auf sein empfängliches Künstlergemüth einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte, als er sie aus der Flut mit kräftigen Armen an das erquickende, freudige Licht des Himmels als Ketter emporgehoben. Nun sieht der Vater selbst die Herrliche, er kennt den mächtigen Zauber, den weibliche Schönheit auf einen Künstler übt, er gesteht selbst die Macht des Eindruckes ihrer Erscheinung, und hat Mühe den Sohn zu bereden, Serena's Hand festzuhalten, die für ihn bestimmt ist. Mit altdeutscher Gutmüthigkeit sagt er: „Herrmann, ich glaube dir's, daß dir Euphania gefällt — ich wundere mich nicht, wenn du für sie empfindest, ich bin selbst ganz weg, allein, du mußt Serena zur Frau nehmen!“ Inzwischen complottirt Geoland im Geheimen gegen Pirtheimer, verdächtigt ihn mancher ämtlicher Ubertretungen und endlich des Hochverraths an der freyen Reichsstadt Nürnberg, indem er einem Griechen nicht nur ein Asyl gewährte, sondern ihn mit zuvorkommender Gastfreundschaft deshalb aufnahm, um dem Handel Nürnbergs und dem Wohle der Stadt durch verrätherische Verbindungen mit Basilios Notaras den Todesstoß zu geben. — Pirtheimer wird durch den Stadtschreiber Blasius Strunk, eine intriguannte und höfliche Amtspersonage mit rothen Haaren, einer abgefeyerten Schergennatur, die zufrieden über fremdes Unglück lächelt, aber mit hastiger Begierde die Sporteln in die Tasche schiebt, wie ein schwer Angeuldigter vor den Bürgermeister und den Rath citirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

## K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

### Gastvorstellung der Dlle. Francilla Piris.

Das zweyte Auftreten der genannten Sängerinn, als Rosine in Rossini's „Barbier von Sevilla,“ ist nicht von dem Resultate begleitet gewesen, welches wir nach dem, was wir in unserem vorigen Berichte ausgesprochen, zu erwarten berechtigt waren. Diesmal war es gewiß nicht die Wahl der Rolle, welche dem Erfolge der jungen Künstlerinn nachtheilig in den Weg trat; denn die Parthie der Rosine gehört nicht allein unter die dankbarsten, sondern auch zu den weniger schwierigen eines heutigen Opernrepertoirs. Wir können also nicht wohl anders als annehmen, daß entweder die Stimme der Dlle. Piris, ihrer Natur und ihres Umfange nach, sich überhaupt mehr für die Ausdehnung und Umgebung eines Salons oder Concertsaales als für die weiten Räume eines großen Operntheaters eigne, oder daß die Folgen der vorangegangenen Krankheit, zusammen mit der einem so jugendlichen Talente natürlichen Befangenheit, den Kunstmitteln der Sängerinn beengende Fesseln angelegt haben. Natürlich kann es uns nicht einfallen, dem freylich noch nicht ausgebildeten Spiele der Dlle. Piris hier einen Vorwurf machen oder gar ihrem Gesange in Beziehung auf Correctheit, Schule und technische Vollkommenheit die wohlverdiente Anerkennung entziehen zu wollen; das erste ist ein hundertmal gefühlter, aber auch hundertmal ignorirter, mithin unwesentlicher Mangel, über das zweyte werden sich gewiß auch die strengsten Richter in einstimmiger Würdigung begegnen. Was wir zu vermiffen glaubten, ist eben das, was nur Zeit, Übung und Erfahrung gewähren oder verbessern können; es ist jene schaffende, sich frey, kräftig und sicher fühlende Selbstständigkeit in der Kunst, welche Schwierigkeit oder Anstrengung in der Production nicht merken läßt, und welche selbst auf ein von Natur beschränktes Organ eine wunderbar potenzirende Gewalt ausübt. Nach dem, was wir über die kurze Bildungsperiode der Dlle. Piris bereits angeführt haben, läßt sich ein solcher Standpunct der Reife und Vollendung freylich jezt noch nicht vor-

aussehen, bey ihrem entschiedenen Talente aber und der guten Schule, der sie sich anvertraut hat, mit ziemlicher Gewisheit vorherzusagen, um so mehr, da in streng musikalischer Hinsicht bereits so viel vorgearbeitet und überstanden ist. In der heutigen Vorstellung gefiel unter den Gesangsnummern der Rosine am meisten die weltberühmte Cavatine, in welcher Dlle. Pixis besonders die schönen ausdrucksvollen Mittelstöne ihrer Stimme geltend zu machen wußte; im Duette mit Figaro bewegte sich die Sängerin mit mehr Freiheit und Sicherheit, also auch mit größerer Wirkung als in den übrigen Nummern. Die eingelegte, durch häufige Benützung allgemein bekannte und namentlich uns Wienern erinnerliche Arie von Pacini, schien für das Organ der Sängerin theilweise zu hoch zu liegen und entbehrte deshalb jener Virtuosität der Ausführung, welche in den übrigen Theilen der heutigen Leistung bemerkt und gewürdigt wurde. — Ubrigens kann die Zusammenziehung der Oper in einen Act, von Seite der Direction, wohl nur als ein durch Umstände entschuldigter Beheß, aber gewiß nicht als ein Beyspiel oder Vorgang zu künftigen Verkümmelungen betrachtet werden.

### Concert des Hrn. Ignaz Tedesco aus Prag.

Hr. Tedesco, schon früher unserm Publicum als fertiger Pianist bekannt, hat sich in dieser Eigenschaft aufs Neue durch das Concert bewährt, welches er Sonntag den 26. März, leider zu der für einen zahlreichen Besuch so ungünstigen Nachmittagsstunde gab. Die Wahl des ersten Musikstückes, mit welchem er, nach der Ouverture von Fuchs, auftrat, nemlich des ersten Satzes des C-dur-Concertes von Mozart, gereicht seinem Sinne für wahrhaft gediegene Musik zur Ehre und verschaffte den Zuhörern zugleich den immer seltener werdenden, immer mehr von der Mode des Tages verdrängten Genuß solcher Composition. Hr. Tedesco spielte das Werk unsers unvergesslichen Meisters mit vielem Gefühl, Ausdruck und einer in Beziehung auf das Technische des Clavierspiels ausgezeichneten Bravour. Die zunächst folgenden Variationen von Herz sind im eigentlichen Sinne des Wortes brillant, wenn auch nicht viel mehr als brillant, gaben also dem Concertgeber manche Gelegenheit seine Fingerfertigkeit in allen Griffarten zu zeigen. In dem Impromptu über Thema's aus der Oper: „Robert der Teufel,“ in welchem Hr. Tedesco übrigens eine ungewöhnliche Geläufigkeit und Bravour entwickelte, folgten sich die vorgeschriebenen Melodien so schnell und unvorbereitet auf einander, daß zu eigentlich interessanten Übergängen und Zwischenfällen wenig oder gar kein Raum übrig blieb, mithin von der selbst schaffenden Phantasie des Improvisators kein zügender Beweis geliefert werden konnte. Im Verlaufe des Concerts traten die k. k. Hofschauspielerinn Dlle. Wildauer und Hr. Illner, Mitglied des Josephstädter Theaters, auf, welche mit ihren Talenten, die erstere in der Declamation, der letztere im Gesange, den Concertgeber unterstützten.

### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 1. April zum ersten Male: „Mirandolina.“ Lustspiel in drey Aufzügen nach Goldoni. Hierauf ebenfalls zum ersten Male: „Herr Heiter,“ Spiel mit Liedern in einem Aufzuge von Carl von Holten.

Herr Heiter, von dem das Stückchen den Namen hat, ist Verwalter auf den Gütern irgend eines Grafen, welcher eine Tochter hat, die einen Liebeshandel mit einem jungen Cavalier so weit trieb, daß dieser sich mit einem Nebenbuhler duellirte und darauf eine heimliche Ehe mit der Comtesse schloß. Über das Duell ist nun der gräfliche Papa weidlich erzürnt, übergibt das Fräulein der strengen Obhut des Verwalters, nemlich eben jenes Herrn Heiter, verheirathet sich mit einer jungen Dame und kömmt nach dem Gute, um seiner Tochter den Kopf zurecht zu setzen. Durch ein Mißverständnis geräth seine Gemahlinn auf den Wahn, als wäre das Fräulein mit dem Sohne des Verwalters getraut; es entsteht einiger Lärm, allein die Wahrheit kömmt noch zur rechten Zeit an den Tag, und da glücklicherweise der Nebenbuhler im Zweykampf nicht geblieben war, so endet alles gut, und Herr Heiter singt zum Schlusse, nachdem die Liebenden vereint worden, ein langes Lied vom Verstehen, Nichtverstehen, Beyfall und Kunststücken, das wir — nicht verstanden haben. — Die Piece tritt anspruch-



los auf, enthält ein paar drollige Einfälle und gehört wenigstens nicht zu dem Schlimmsten, was uns die dramatische Muse unserer Tage bescheert, wenn gleich Erfindung, Charakterschilderung und die Ausführung im Detail manches zu wünschen übrig ließen. Hr. von Holtei in der Titelrolle, übertrieb hier und da, vielleicht um das Unsichere in der Zeichnung zu bemänteln — die andern Rollen sind sammt und sonders ohne Bedeutung. — In der „Mirandolina“ excellirte Frau von Holtei durch Anmuth, während ihr Gatte als Reisender manche Einzelheiten mit Geschick markirte. In den Rollen des Oberkellners und des Reitknechts genügten die H. Kandler und Rott.

### Concert-Anzeige.

Herr Carl von Bocklet wird Freitag den 10. April, Abends um 7 Uhr, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde, ein Concert folgenden Inhalts geben: 1. Ouverture. 2. Clavier-Concert in H-moll von Hummel, vorgetragen von dem Concertgeber. 3. Arie mit obligatem Bassethorn, aus der Oper: „Titus“, von Mozart, vorgetragen von Fräulein Charlotte König und dem Herrn Anton Friedlovsky, Mitglied des k. k. Hofburgtheater-Orchesters. 4. Improvisation auf dem Clavier, vorgetragen von dem Concertgeber. — Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. C. M. und Sperrsitze zu 2 fl. C. M. sind in den Kunsthandlungen der H. Artaria, Haslinger, Diabelli und an der Casse zu haben.

Sonnabend den 11. April wird Hr. J. Dury, Professor der königl. Academie und erster Solospieler der italienischen Oper zu London, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert folgenden Inhalts geben:

1. Ouverture.
2. Concert für die Violine von Viotti (Erster Satz: Allegro maestoso und Cadenza) vorgetragen von dem Concertgeber.
3. Recitativ und Arie aus der Oper: „Beatrice di Tenda“, von Bellini, vorgetragen von Mad. Kraus-Wranitzky, k. k. Hofopernsängerin.
4. Spanischer Bolero für die Violine, componirt und vorgetragen von dem Concertgeber.
5. „Le Retour de Londres“, großes Rondo für das Pianoforte, von J. N. Hummel, vorgetragen von Herrn Theodor Döhler, Kammervirtuosen Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Lucca.
6. Potpourri, für die Violine allein, aus schottischen, irischen und englischen Nationalliedern, nebst Phantasie über Motive aus Mozart's dramatischen Werken, componirt und vorgetragen von dem Concertgeber.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. C. M. und Sperrsitze zu 2 fl. C. M. sind in den Kunsthandlungen der H. Artaria, Haslinger, Diabelli und Mechetti, so wie in der Wohnung des Concertgebers (Gasthof zum wilden Mann, Kärnthnerstraße) und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um ein halb Ein Uhr.

### Modebild XV.

Das Louis-blaue Reitkleid von Cashimir und das Sommer-Reitkleid von Cambric, nach Originalen von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Der Strohhut mit Federn geziert, nach Originalen von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 11. April 1835

44

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das verfehlte Glück.

(Fortsetzung.)

X.

Gleich des andern Tages schrieb Olivie ihrem Vater, daß sie, gedrängt von Uhlen und ihrem eigenen Herzen, nicht anders gekonnt habe, als sich diesem zur Gattinn zu versprechen. Sie schilderte des Geliebten Werth ganz so, wie sie ihn vorhanden glaubte, und bat um seinen Segen. Sie bedauerte Werthhold und fragte furchtsam nach dem Armen. Sie ließ ihn grüßen und ihm viel freundliche Worte sagen, die ihr Vergebung der Selbsttäuschung erstehen sollten. Ihre Sehnsucht nach dem Vater, den sie gern mit Uhlen bekannt machen wollte, und die Furcht vor einem Begegnen mit Werthhold hielt sie von einer Reise nach Rosenau zurück und veranlaßte sie, Blühl and so dringend als möglich um seinen Besuch zu bitten. Uhlen legte einige Zeilen bey, in denen er gleichfalls um seinen Segen bat, und selbst die Tante nahm sich recht viel Zeit, dem Schwager schriftlich aus einander zu setzen, wie Alles nun so, das Glück seines Kindes zu gründen, hätte kommen müssen.

Frau von Siburg eilte, sobald ein günstiges Antwortschreiben einlief, Oliviens Brautstand bekannt zu machen. Gern brüstete sie sich damit, die Nichte so vortheilhaft zu verheirathen; auch hielt sie es an der Zeit, Herrn von Dortholm durch diese Erklärung aus ihrem Hause zu entfernen, damit der alternde, kränkelnde Herr von Sternsee, den zwar auch Olivie zu ihnen gelockt, unbespöttelt seine Augen für Isidorens Wirthlichkeit und ewige Heiterkeit mehr öffnen könnte. Und wirklich, sehr bald konnte Frau von Siburg sich von zwey glücklichen Brautpaaren umgeben sehen.

Blühl and's Brief kostete Olivien Thränen. Er schrieb höchst besorgt um ihr Glück, sprach von leisen Ahnungen, und bat sie, Uhlen noch eine Zeitlang prüfen zu wollen. Den Schmerz, ihren Umgang zu verlieren, bekämpfte er so männlich, daß keines seiner Worte ihn verrieth. Doch kannte Olivie sein Herz, und mußte jenen im ganzen Umfange errathen.

Er versprach, sie in den nächsten Tagen zu besuchen, um sich selbst von der Würdigkeit des Gegenstandes ihrer Wahl zu unterrichten. Von Werthhold gestand er, nicht viel sagen zu können, da er ihn seit der Rückkehr, wo er ihm bloß sagen lassen, daß Olive gesund und vergnügt sey und ihn grüße, mit keinem Auge gesehen. Er schein vorsätzlich zu vermeiden, mit ihm zusammenzukommen. Noch versicherte er, ihn öfter aufgesucht, aber nicht gefunden zu haben, weil er fast immer in den weitläufigen Forsten sich aufhalte.

Des Vaters und besonders Werthhold's wegen verursachte der Brief ihr Kummer. Auch nahm ein ernstes Nachdenken über den wichtigen Schritt, den sie thun wollte, Besitz von ihrer Seele. Sie zergliederte mit Ruhe und Scharfsinn alles, was sie von Seiten des Charakters an Uhlen wahrgenommen, und fand immer nichts, das ihr an seiner Hand Unglück drohen konnte. Er hatte ihr vom ersten Augenblick die ehrerbietigste Liebe gezollt. Die wenigen tausend Thaler, die sie besaß, konnten bey seinen glänzenden Vermögensumständen seine Wahl auch nicht bestimmt haben. Herzengüte, Sanftmuth und Edelsinn bethätigten alle seine Worte und Handlungen.

Die mystischen Ausfälle, welche Herr von Dortholm in der letzten Zeit gegen Heuchelei und Lasterhaftigkeit, wie bezüglich, machte, und die Uhlen allemal das Blut ins Gesicht trieben, wenn er sich auch lächelnd ruhig bezeugte, glaubte Olive entweder nicht auf ihn beziehen zu dürfen, oder aus einem bösen Gemüth kommend, für Ausbrüche höhnischen Meides halten zu müssen. Er hatte ihr ein häuslich zurückgezogenes, aber nichts desto weniger vergnügtes Leben verheißen, und sie sah nirgends einen Grund, ein anderes, als das reinste Eheglück, in der Verbindung mit Uhlen zu erwarten.

Sehr bald brachten Grete und Liese den Pfarrer in seiner altmodischen Kutsche bis vor das Haus der Frau von Siburg. Der Vater erkannte seine Tochter kaum wieder, die ihm mit der lebhaftesten Freude entgegeneilte. Blühend wie sonst sah er Olive, aber die Mode hatte ihre Gestalt in Formen gezwängt, die ihn ängstigend, ihm das ganze Mädchen fremd machen wollten. Doch ihr zärtlich liebendes Betragen war das alte; Herz, Sinn und Seele fand er gesund und unverdorben. Befeligt sie wiederzusehen, drückte er sie an seine Brust.

Mehrere Tage verlebte Blühand mit Uhlen bey Frau von Siburg. Er gab sich alle Mühe, die ganze gute Meinung von diesem anzunehmen, die seine Tochter durchdrang, aber es wollte ihm stets so vorkommen, als wenn ein unbekanntes Etwas sich zwischen ihn und diese Meinung drängte. Er schalt sich selbst, weil er nichts Erhebliches wußte, das ihn hindern konnte ihm von Herzen, wie einem Sohne, zu vertrauen. Er strengte seine ganze Aufmerksamkeit darauf an; die vielen Präciosen, welche er trug, die allzu zierliche Kleidung, das abgeschliffene Betragen, konnten den schlichten, herzigen Pfarrer zwar nicht ansprechen, doch war er zu gut, um nicht in solchen Schwächen und Manieren den Grund zu finden, daß er sich ihm nicht so völlig geneigt fühlte, als er gern gewollt hätte.

Endlich doch glaubte er Unruhe und hinterhaltendes Wesen an ihm zu bemerken, das am meisten geeignet war, den gleichmüthigen, sich offen gebenden Blühand zu bekümmern. Auch fühlte er, daß die Hestigkeit, mit

der jener seine tugendhaften Grundsätze kund zu geben bemüht war, ihm den tröstlichen Glauben an seine Würdigkeit noch mehr entfremdete. Olivie war zu glücklich, zu sehr von Uhlen's Vorzügen eingenommen, als daß der gute Blühdand mit mordender Hand ihr das freßende Gift des Verdachts an den Baum freudiger Lebenshoffnung hätte legen können. Er seufzte heimlich, und als Olivie sein Urtheil über Uhlen hören wollte, sagte er, daß er viel Gutes und Angenehmes an ihm finde, und äußerte nur obenhin: er wisse nicht, ob er irre, aber ein wenig verschlossen, und zuweilen wie unruhig wäre er ihm doch vorgekommen. Die liebende Vertheidigerinn nannte das Eine Festigkeit, das Andere Lebhaftigkeit, und Blühdand konnte nicht anders als dem heißgeliebten einzigen Kinde aus den Tiefen des zärtlichsten Vaterherzens, schmerzlich bewegt, das beste, dauerndste Glück zu wünschen. Der Pfarrer reiste nun zurück, nachdem er versprochen, in wenigen Wochen zur Hochzeitfeyer wiederzukommen zu wollen.

## XI.

Als Olivie sich endlich mit ihrem Manne in dessen Behausung allein sah, warf sie sich mit dem ganzen Vertrauen eines schönen liebenden Herzens in seine Arme und gelobte, nur für ihn und nur nach seinen Wünschen leben zu wollen.

Uhlen stellte sogleich den Ernst dieses Versprechens auf die Probe, indem er verlangte, daß sie den Umgang mit der Familie Siburg abbrechen sollte.

Olivie staunte; sie glaubte, er scherze, da er selbst im Hause der Tante die frohesten Stunden verlebt hatte. Doch mit Hefigkeit, die sie hier zuerst wahrnahm, erklärte er ihr, daß dieß sein voller Ernst sey und er darauf bestehen müsse, weil er sie in einen Kreis von liebenswürdigen Freunden einzuführen habe, die mit jenen in keiner Gemeinschaft stehen könnten.

Das Befremden, welches diese unbegreifliche Eröffnung über sie brachte, führte die ersten leichten Schatten auf ihre Stirn. Es schmerzte sie, undankbar gegen diese Frauen erscheinen zu sollen, da sie sich ihnen für eine lange Aufnahme, und selbst für die Bekanntschaft des Gatten verpflichtet wußte. Nach kurzem Besinnen jedoch machte sie sich mit Sanftmuth anheischig, durch seltenere Besuche und ein kühleres Benehmen beyde Verwandten selbst von dem Wunsche nach ihrem Umgange abzubringen. Durch dieses nicht geringe Opfer dachte sie Uhlen's ganze Zufriedenheit verdient zu haben; doch er entgegnete finster: das werde sich finden.

So wenig ein solches Betragen Olivie n heiter stimmen konnte, glaubte sie es doch den Pflichten der Gattinn angemessen, die seltsamsten Launen des Eheherrn mit Geduld und Frohsinn zu bekämpfen. Sie wandte ihre ganze Anmuth auf, sich seine Freundlichkeit zurückzuführen, was aber erst gelang, da sie verhieß, seinem Willen auch hier wie überall pünctlich nachkommen zu wollen.

Viel später als Olivie verließ Uhlen am andern Morgen sein Lager. Nachdem er mit ihr das Frühstück eingenommen, bedurfte er einer beträchtlichen Zeit, seinen äußeren Menschen auf die gefälligste Weise herauszuschmücken, wobey er Künste anwandte, von denen sie nie gehört hatte. Die junge Frau mußte sich gestehen, obgleich sie sich selbst der Eitelkeit zu zeihen nicht umhin konnte, daß sie gestern kaum so viel Mühe und Zeit daran gewandt, sich bräutlich zu kleiden. Sie entfernte sich, ihren Morgenrock mit dem Taganzug zu wechseln.

Ihr Zimmer stieß an das des Gatten. Als bald hörte sie mehrere Menschen stürmisch bey ihm eintreten, deren rohes Gelächter und unzarte Glückwünsche er niederzuhalten und abzubrechen suchte. Mit widrig schnarrender Stimme gratulirte ihm Einer davon zu dem unverdienten Glück, das ihm geworden sey. Ein Anderer rief im heisern Discant: „Nun wir werden das Püppchen doch bald zu Gesicht bekommen?“ und ein Dritter fragte im rauhen Bass dazwischen: „Aber neben ihr dürfen wir doch heute noch der Coeur-Dame den Hof machen?“

Olivie zitterte. „Wer sind die Herren?“ fragte sie Nanette, ihr Stubenmädchen, das Uhlen für sie in Dienst genommen. „Wie kann ich das wissen, da ich erst mit Ihnen eingezogen bin?“ antwortete Nanette schnippisch. Olivie wollte ihr eben den unschicklichen Ton, in welchem sie dieß sprach, verweisen, da trat Uhlen ein und fragte, ob er ihr einige Freunde vorstellen dürfe. „Freunde?“ fragte Olivie erglühend, mit Bezug, und Uhlen zog sie in sein Zimmer.

Die unfeinen Blicke, womit ihre Person aus Aller Augen zugleich gemustert wurde, so wie etwa folgende, alle züchtige Weiblichkeit beleidigenden Ausrufungen: „Veneidenswerther! wer doch an deiner Stelle wäre! Wahrhaftig, sie ist zu jung, zu reizend für dich!“ u. s. w. machten Olivie erbeben. Sie schlug die Augen tief zu Boden und zog sich verwundet in ihr Zimmer zurück. Sie begriff nicht, wie Uhlen, dessen Aufführung ihr untadelhaft geschienen, Menschen von solchem Gepräge seine Freunde nennen konnte. Nach Austern und Champagner hörte sie ihn jetzt rufen. Bald klangen die Gläser. Die gemeinen Stimmen schwirrten durch einander, und Olivie war froh, was sie sagten, nicht vernehmen zu können. Nach zwey Uhr Mittags ward es still. Uhlen trat mit erhitztem Gesichte bey ihr ein und wollte sie wild umfassen. Zum ersten Male wich sie seiner Umarmung aus, dann sprach sie muthig: „Ich verhiess dir den Umgang meiner Verwandten aufzuopfern, opfere mir dagegen den Umgang von so ungesitteten Menschen auf, von Menschen, die du unmöglich achten, und deshalb nicht deine Freunde nennen kannst!“

Aber wie nahm ihn die Kühnheit Olivie's wunder! Ihr sanftes beym ersten Anblick fast furchtames Aussehen, das kindlich Leitsame, das sie stets beyhalten, hatten den Glauben in ihm erzeugt und befestigt, die Reizende zu seiner Slavinn, zur süßsamen Theilnehmerinn selbst seiner verwerflichen Leidenschaften machen zu können. Er verwies ihr rauh das dreiste Unterfangen ihn zu meistern, und ließ sie wissen, daß sie nur in dem Falle, wenn seine Freunde auch die ihren würden, als seine Frau sich eines glücklichen Daseyns zu erfreuen haben dürfe.

Nach einem schlauen Blicke auf Nanette, die sich während dem im Zimmer zu schaffen machte und die diesen Blick zurückgab, was Olivie fast dem Bergehen nahe brachte, setzte er freundlicher hinzu: „Die Leutchen, die du sahst, sind auch gar nicht so übel, wie du glaubst. — Es sind die besten Seelen von der Welt, du mußt sie nur kennen lernen. Sie haben liebe Frauen, an die du dich anschließen kannst. Vielleicht besuchen sie uns mit jenen heut Abend auf ein Parthiechen. Man muß nur keine Vorurtheile haben, die rauheste Schale hegt oft den edelsten Kern.“

Olivie dachte jetzt schmerzlich seufzend an den lieben, braven Werthold. Ja wohl, auf ihn paßte dieß Sprichwort! — Noch wollte ihre mehr und mehr entmuthigte Seele sich nicht in Uhlen den Gegensatz möglich den-

fen. — Sie schwieg mit feuchten Augen und ging mit schwerem Herzen gedankenvoll zu Tische. Hier mußte sie ihn die gröblichsten Schmähungen darüber ausströmen hören, daß die Brühen nicht kräftig, die Pastetchen nicht pikant, der Braten nicht saftig genug sey. *Olivie* aß kaum einen Bissen. War das die Nüchternheit, der Sinn für das Höhere im Leben, die Milde, die er sonst gezeigt? Die Achtung, welche sie für den Bräutigam gehegt, schwand gegen den Ehemann fast unaufhaltsam dahin, und diese Selbstwahrnehmung erfüllte sie mit Gram und Muthlosigkeit.

Schon konnte die Unverstellte seinen Liebkosungen nicht mehr mit Wärme begegnen. Die verheißene Gesellschaft aber, welche sich wirklich am Abend einfand, eignete sich nur dazu, daß *Olivie* sich endlich ganz unheimlich fühlen mußte. Männer mit verwilderten Zügen, Frauen, denen die Gemeinheit den Stempel aufgedrückt, suchten anfangs die Unerfahrene durch den Heuchelschein von einiger Sittlichkeit zu täuschen, sich mit Schmeicheleyen ihr Vertrauen zu gewinnen. Doch *Olivien* sagte sogleich ihr richtiges Gefühl und die Erfahrungen des Tages, in welcher Mitte sie sich befand. Sie zog sich überall kalt zurück, und sehr früh ward man müde sich Zwang anzuthun.

Bei verschlossenen Thüren und aufgepflanzten Punschbowlen ließ sich die Gesellschaft am Pharotische nieder, wo die Wuth des Spiels mit jedem Augenblicke stieg, zuletzt selbst jeden Schein von Anstand und Zucht verschleichend. *Uhlen*, der Bank hielt, wußte kaum mehr von *Olivien*, obwohl er sie früher auf einen Stuhl neben sich niedergezogen. Die schrecklichsten Stunden ihres Lebens vergingen auf dieser Stelle der schwer Getäuschten. Thränen rannen von ihren Wangen nieder, und da sie endlich sehen mußte, wie ihr Gatte, immer stärker von Spiel und Trunk erhitzt, bald der einen, bald der andern seiner Freundinnen gleiche Beweise der Zuneigung zu Theil werden ließ, als er von Zeit zu Zeit ihr selbst zu geben sich unterfangen wollte, suchte sie unbemerkt zu entkommen, und warf sich verzweiflungsvoll weinend auf ihr Lager hin. Gegen Morgen suchte *Uhlen* taumelnd das seine.

Keine Minute hatte sie schlummern können. Trotz ihres Jammers konnte sie nicht ohne Bewunderung *Uhlen* durch seinen Bedienten aus dem tiefsten Schlaf, in den er noch nicht längst verfallen, wecken hören.

„Es ist Sonntag, gnädiger Herr!“ rief dieser ihm in die Ohren. „Stehen Sie auf, sonst kommen Sie zu spät.“

„Du hast Recht, ich muß in die Kirche,“ war die Antwort, die er aufgehend, lallend und gähmend gab; dann strich er sich über das bleiche Gesicht und hieß seine Frau sich zu seiner Begleitung anschicken.

Im Gott geweihten Tempel ward sie irre, ob sie in ihm bloß den Schwachen, vom rechten Wege Verlockten und darum noch zu Rettenden, oder den eigenwillig sich in den Abgrund aller Laster Stürzenden, und darum Rettungslosen sehen sollte. Die Würde, mit der er die kirchliche Feyer beging, die Frömmigkeit, welche aus seinen Mienen sprach, die Bescheidenheit, mit der er dem Geringsten begegnete, und die reichen Spenden, welche er aus ihrer und seiner Hand Kirche und Armen zuschießen ließ, dieß alles söhnte sie in etwas mit den Gelagen aus, die gestern Statt gefunden, und machte sie geneigt zu hoffen, daß es vielleicht gelingen könne, den armen Missethater durch Vorstellungen und Bitten auf den rechten Weg zurückzubringen. Sie wußte

den Keim ihres Glücks tödtlich geknickt, seitdem ihrem Herzen jede zärtliche Regung für U h l e n entchwunden, dennoch wünschte sie das Heil seiner Seele retten zu können.

Mit dem Vorsatz, das Werk der Bekehrung ohne Verzug geschickt zu beginnen, entstieg sie heimkommend dem Wagen. Aber in der Hausflur trat ein blinder Mann, Almosen bittend, ihnen entgegen, und U h l e n befahl dem Bedienten ihn fort zu schaffen und zürnte heftig, daß man Bettler in sein Haus lasse, da er einzig in den Kirchen Spenden zu geben pflege.

„Also ein Heuchler!“ rief es in O l i v i e n, und kaum trugen ihre Füße sie über die Stufen der Stiege in ihr Zimmer. „Das Schlimmste von allem!“ — sagte sie hier trostlos zu sich selbst, „vergebens jeder Versuch, einen solchen für das Wahre und Gute zu gewinnen.“

Beweise des Wohlgefallens an ihrem lieblichen Gesicht, ihrer schönen Gestalt legte U h l e n ununterbrochen zu Tage, doch war sie nicht mehr vermögend, ihn etwas anderes als verachtende Kälte blicken zu lassen. Dadurch wandelte sie jedoch bald die sogenannte Liebe des heillosen Wüßlings in das Bestreben, ihr durch Bösheit das Leben zu verbittern. Ach hätten diejenigen, welche sie täglich neben U h l e n im glänzenden Phaeton die Straßen durchfliegen sahen, ihre Lage wissen, in ihr Herz sehen können, sie würden dieß anziehende Opfer der schändlichsten Eigensucht nicht beneiden, sondern beweint haben.

(Der Schluß folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

München, im Hornung 1835.

(Fortsetzung.)

Der Grieche Basilios Notaras, der von dem menschenfreundlichen Pirkheimer mit so liebevoller Gastfreundschaft aufgenommen wurde, entrüstet sich über die Attentate eines heimtückischen Gegners, der seinen Gastfreund auf die gewissenloseste Weise zu Grunde richten will. Er erfährt im Familienkreise Pirkheimers, in welchem sich sein Freund Vischer mit seinem Sohne Hermann einfindet, daß es der letztere war, der in Venedig seine Euphania, das einzige Kleinod, das ihm noch übrig blieb, gerettet hatte, die Enkelin des Griechen erkennt in dem Jüngling ihren Retter, und Basilios Notaras hätte sie dem wackern Sohne Vischers gerne zur Frau gegeben, wären nicht die Sponsalien mit Serena im Wege gestanden. In Pirkheimers Hause herrscht tiefe Verfürgung. Jeder Rechtliche interessirt sich für den Mann, der mit andern achtungswerthen Eigenschaften auch die Liebe für die Kunst verbindet und sie auf alle mögliche Weise fördert. Basilios Notaras hätte gerne von ihm das drohende Ungemach mit dem kunstfertigen, biederen Vischer abgewendet, allein der Haß, den der Verteumder auf seinen Mitbürger Pirkheimer warf, verwickelte ihn selbst in eine Untersuchung und zog ihn vor den Richterstuhl des Nürnberger Richteramtes, da er mit Pirkheimer zum Nachtheile der freyen Reichsstadt im Einverständnisse zu handeln beschuldigt ist. Nun entdeckt es sich dem Griechen Notaras, daß es ein Geoland ist, der den Patrizler Pirkheimer verfolgt. Wie Notaras diesen Namen hört, hat er auch den treulosen Gatten seiner Tochter gefunden, welche ihm die herrliche Euphania gebar — Mann! der verrätherisch die heiligsten Bande löste — aus Smyrna nach Venedig und in seine Heimatstadt Nürnberg entfloh, unbekümmert um das Loos der Verlassenen! Verwunderung und Erstaunen ergreift die Anwesenden! Euphania, die schöne Waise, die nur in ihrem Großvater noch eine Stütze hat, findet in Nürnberg's Mauern ihren Vater! — Das Gericht ist versammelt, der Bürgermeister Ebner nimmt

das Verhör vor. Geoland der Kläger und Pirtheimer der Angeschuldigte erscheinen vor dem Richter und Blasius Strunk spitzt die Feder. — Pirtheimer reinigt sich von allen Anschuldigungen, aber nun tritt auch der vorgeladene Notaras ein, der auf den ersten Blick den Patrizier Geoland, den Vater Euphania's, erkennt. Notaras der Angeklagte wird nun selbst zum Ankläger. Geoland kann seine Verhältnisse zu Notaras nicht läugnen; er bekennt sich zum Vater der jungen Griechinn — aus den Richterstühlen werden in Hast und Eile Brautstühle. Geoland hört auf zu groffen, versöhnt sich mit Pirtheimer und Wischer; Hermann wird als Bräutigam Euphania's — Conrad, Geolands Sohn, als jener Serena's, der Tochter Pirtheimers, erklärt, und Notaras, der mit hellem Seherblick die kommenden Jahrhunderte wie ein Tiresias erschaut, der Hellas neue Sonne in Mitte Deutschlands im herrlichen Strahlenglanze aufleuchten sieht, segnet mit den ausgesöhnten Vätern die jungen Paare und Hermann Wischer ist der Glückliche, denn er vertauscht Serena mit der Helleninn, die ihn begeistert hatte.

Im dritten und letzten Acte drängen sich die Familienscenen, das gerichtliche Verhör und die Ausöhnung der sich feindlich gegenüberstehenden Parteien so sehr, daß der Dichter Mühe hat, mit einigem Effect das Drama zu schließen. Es ging ihm wie einem Reisenden, der bey dem Einpacken seiner Effecten nicht ökonomisch genug die Räume seines Koffers benutzte und gezwungen war, die noch übrigen mittelst Eindrückens und Schwereus unterzubringen. Befriedigt den Zuschauer in den beyden ersten Acten manche Situation und fesselt seine Aufmerksamkeit, so befällt ihn im dritten bey der Dehnung der Gerichtsscenen eine Langweile, die sich zwar durch einen ganz unerwarteten Umschwung — durch den schnellen Übergang von sittlicher Entartung — wir meinen Geolands Charakter — zur moralischen Güte so rasch hebt, daß man sich es nicht zu erklären vermag, wie psychologisch eine solche Metamorphose sich entwickeln kann. Ich erinnere an Schiller's Worte, die er über Stücke äußert, in welchen zuletzt die Tugend sich zu Tische setzt. Das überausvolle Haus muß dem geachteten Dichter beweisen, daß das Publicum sich immer mit einer besonderen Wärme für seine Schöpfungen interessirt, die er, wenn vom Dramatischen die Rede ist, scenisch ganz vortreflich zu ordnen weiß. Für einen vierten Act hatte der Verfasser keinen poetischen Vorrath mehr, um ihn dramatisch so zu entwickeln, daß sich das Ganze als ein harmonisch gegliedertes Ganze dargestellt hätte.

Die historischen Charaktere eines Ebners, Pirtheimers und Wischers sind gut gezeichnet. Der Sohn des Letzteren, dem Euphania die Hand gibt, ist ein gelungener Reflex des kunstbegeisterten Vaters, der sich einen Namen gemacht hat. Eine gewisse Bizarrie in dem Charakter der Serena, in welcher wir gerne die naive, mittelalterliche Einfachheit einer Nürnberger Patrizierstochter gesehen hätten, stößt uns eher zurück, anstatt uns zu gewinnen. Mad. Dahn schadete offenbar dem Dichter, indem sie ihre Rolle falsch auffasste und zu viel frivole Laune ihrer Serena zutheilte. Wo Hr. von Schenk das Gebiet der Kunst, besonders aus jenen Zeiten berührt, wo ein reiner, Sinn die Künstler und ihre Verehrer beseelt, strömt seine Diction am reichsten und erhebt den gebildeten Zuschauer.

Blasius Strunk, der Amtschreiber, sank durch Hrn. Heigel's Spiel beynah zur widrigen Karrikatur herab. Der Dichter zeichnete allerdings einen schmutzigen Intrigant und gab ihm einen Wersah von Laune; allein es gibt in der mimischen Darstellung so feine Grenzen, die man bey einem Gange für das Groteske leicht überschreitet.

Hr. Wespemann fasste den Ergießer Wischer mit künstlerischer Einsicht auf. Hr. Esclair, als Basilios Notaras, gab uns das treue Bild eines greisen, ehrwürdigen, für Recht und Kunst glühenden Vaters, der mit Zärtlichkeit seine Entfessinn Euphania liebt, die uns in Ulla Schöller, welcher wir in diesen Blättern öfter unsere Aufmerksamkeit schenkten, durch die Wahl des weiblichen Nationalcostumes von Griechenland als sehr reizend erschien. In Baiern, das durch so viele Bande mit der sich verzüngenden Hellas enge verbunden ist, mußte das Stück bey seinen sinnigen Andeutungen und Beziehungen ungeachtet, seines dramatischen Gebrechens Aufnahme finden; und gibt der Dichter dem letzten Acte eine andere Wendung —

kräftigeren und wirksameren Schluß, so wird er nur die Zahl seiner Verehrer vergrößern.

Außer dieser dramatischen Novität kann ich Ihnen für den Monat Jänner keine zweyte derselben Kategorie mittheilen. Die spanischen Tänzer producirten sich öfters, und bemühten sich, das Publicum mit der Nationalität ihrer Tänze vertrauter



zu machen. In der „Stimmen von Portici,“ einer Lieblingsoper unseres Publicums, tanzten sie in dem eingeflochtenen Ballette. Das war ganz à propos, da die Handlung der Oper jener Zeit angehört, in welcher die spanische Herrschaft in Neapel das Scepter führte.

(Der Schluß folgt.)

### Freyhängende Bademaschine.

Eine der Gesundheit, Bequemlichkeit und Keintlichkeit ungemein zusagende Erfindung bietet der mit einem k. k. ausschließenden Privilegium betheiligte freyhängende Badeapparat (Athyetolotron) des Hrn. Sartorius, welcher jeden Tag von zehn Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends bey dem Privilegiumsinhaber, Bürgerhospital, 1. Hof, 5. Stiege, 2. Stock, Thüre zur Rechten, in seiner ganzen Anwendung gesehen werden kann.

Die Maschine kann in jeder Wohnung angewendet werden, da sie den Raum nicht beengt, nicht viel über dreißig Pfund schwer ist, und an dem Plafond schwebend, entweder durch einen Zug herabgelassen wird, oder auch nur an einer Querhand, einem Drenbode oder auf 3—4 Säulen angebracht werden kann. Ihre Construction ist von der Art, daß man durch selbe mit einem Wasservorrath von nicht mehr als 18—20 Maß Staub-, Spritz- und Cascadenbäder auszuführen vermag, ohne die Stube zu nassen. Die Maschine ist mit zwey bis drey Brausen versehen, welche sowohl nach oben als nach unten wirken. Die Form ist verschieden und kann z. B. auch in einem Kronleuchter dargestellt werden. Da der Apparat außerdem zerlegbar und portativ bereitet wird, so dient er auch auf Reisen, wo dann sämmtliche Bestandtheile in einem Kisten von kaum 1/2 Schuh Länge und Höhe mitgeführt werden, ohne sonderliche Ungelegenheit zu verursachen.

Der Nutzen und die Zweckmäßigkeit der in Rede stehenden Erfindung soll sich bereits in den königl. preussischen Staaten durch mehrfältige Erfahrung bewährt haben, und es steht zu erwarten, daß auch in unserm Vaterlande das Praktische derselben nicht ohne Würdigung bleiben werde. Männer von Sach und mehrere hiesige Herren, Ärzte haben den Apparat eingesehen und Hrn. Sartorius darüber sehr günstige Zeugnisse ausgesprochen, durch welche jeder Zweifel über die Vorzüge dieses Badeapparates behoben erscheint.

Die Preise des hangenden Badeapparates von 40—80 fl. CM. sind so mäßig, daß die diesfällige Auslage durch das Ersparniß an Badekosten leicht hereingebracht wird, abgesehen von den Umständen eines Wannenbades und außerdem von der Vermeidung alles Dunstes und aller Feuchtigkeit. Erwägt man nun die hier erwähnten Vorzüge und die ärztlich erhobene Thatsache, daß die Fläche des Körpers durch das Wasser der Maschine mit einem stärkeren Drucke berührt werde, als es in den gewöhnlichen Wannenbädern geschehen kann, weshalb solche Bäder bey Schlassheit und gesunder Hautthätigkeit mit dem besten Erfolge anzuwenden sind, so entfällt wohl die Nothwendigkeit einer weitem Anempfehlung, und wir dürfen mit Beruhigung auf diese Erfindung aufmerksam machen und sie der allgemeinen Theilnahme um so würdiger erklären, als damit einem fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen wurde; wenigstens ist in jedem Falle dadurch ein Schritt zur Verbesserung dieses, für die Gesundheit so einflussreichen Zweiges geschehen, dessen Vervollkommnung der Zukunft vorbehalten bleiben muß.

— d. —

### Anzeige.

Das im vorigen Blatte dieser Zeitschrift angekündigte Concert des Hrn. Dury, findet heute den 11. April um halb Ein Uhr, ohne Veränderung der bereits angezeigten Musikstücke, Statt.

### Auflösung

der Charade in Nr. 43: Offenbach.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 14. April 1835.

45

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modedild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb » n. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das verfehlte Glück.

(Schluß.)

XII.

Wieviel Olivia durch zwey lange Monden in diesem entsehllichen Verhältnisse litt, wird jeder edel, zart Fühlende selbst ermessen. Fast täglich fand sich die nemliche Gesellschaft heimlich zusammen, zügellosem schlechten Treiben sich hinzugeben. Nanette benahm sich stets frecher gegen Olivia, spottete giftiger ihrer Ohnmacht, und die Lasterhaftigkeit Uhlen's verdeutlichte sich ihren Augen mit jedem Tage grausenvoller. Selbst nicht ihren Verwandten konnte Olivia sich vertrauen; beyde hatte Uhlen durch die herbsten Beleidigungen ihnen zu entfremden gewußt; auch hätte sie ihr Haus nicht unbedenkt verlassen können, um sie aufzusuchen. Dem theuern Vater die Ratten des Grams schriftlich in die theilnehmende Brust zu senken, gestatteten die Umstände bisher eben so wenig, wenn selbst ihre kindliche Liebe sie nicht davon zurückgehalten hätte. Nur zu ihrem Schöpfer sandte die Verlassene, Bedauernswerthe, in schrecklich durchwachten Nächten, aus tief zerrissener Seele ihr heißestes Flehen um Rath und Hülfe.

Der Himmel schien die Gebethe der gequälten Unschuld erhören zu wollen. Blümland hatte ein hitziges Fieber auf's Krankenbett geworfen; er berief seine Tochter zu sich. Nichts Besonderes darin ahnend, übergab Uhlen Olivia des Vaters Brief. Als sie ihn heftig erschüttert gelesen, erklärte sie fest, daß nichts in der Welt vermögend seyn werde sie abzuhalten, diesem Rufe zu folgen. Uhlen suchte in nichtigen Vorwänden der Reise nach Rosenau Hindernisse in den Weg zu legen; allein Olivia versicherte muthig: eher öffentliche Schritte zu thun, der Selaverey eines Unwürdigen zu entkommen, — ja, würden ihr solche unmöglich gemacht, — den Tod zu suchen, als die Reise, welche heilige Kindespflicht gebiete, aufzugeben.

Das eiskalte Benehmen, welches Olivia überall dem Gatten fest entgegenesetzt, hatte diesen nur noch eigensinniger in dem Wunsche, sie sich ergeben zu sehen, machen können, und so beunruhigte ihn die Überzeugung,

daß er ihr durch Verweigern der gerechtesten Anforderung noch verhafter erscheinen müsse. Darum gab er nach und entschloß sich sie zu begleiten. Der Gedanke, daß sie wohl nie wieder zu ihm zurückkehre, ließe er sie allein in die Heimat gehen, und neuauflodernde Eifersucht gegen den hübschen Oberförster, trugen nicht wenig bey, ihn zu diesem Entschluß zu bewegen.

Neben Uhlen fuhr nun die Unglückliche, um vieles bleicher und hagerer geworden, nach so kurzem, aber ihr lang wie eine Ewigkeit dünkenden Eheleben, Rosenau wieder zu. Sie blieb den ganzen Weg still; nur häufig über ihre Wangen herabrollende Thränen kündeten das Wehe ihres Herzens, noch brennender geworden durch den Kummer um das Leben des theuern Vaters. Der einzige Freund, dem sich zu vertrauen sie endlich den Entschluß gefaßt, und durch den sie einen Weg aus dem grausen Labyrinth ihrer Lage zu finden hoffen durfte, sollte ihr, fast wahrscheinlich, jetzt durch den Tod entziffen werden.

Auch Werthhold's des Trefflichen Bild stieg immer lebhafter vor ihr auf, je näher sie ihrer und seiner Heimat kam. Sie sah ihn blaß und lebensmüde aus jeder Baumgruppe sie anlagend anblicken. Sie bog sich aus dem Wagen, um auf allen Seiten nach ihm forschen zu können, und erblickte so endlich den Flößbach, die Brücke, die Insel. Sie verhüllte ihr Gesicht, die Größe ihres Schmerzes nicht zu verrathen.

Sie fand den Vater beynähe hoffnungslos erkrankt, und konnte also ihre Thränen und ihre Blässe mit Grund allein auf die Sorge um ihn schieben. Sie bot alle Seelen- und Körperkräfte auf, ihn zu pflegen, und schon dadurch zur Genesung beyzutragen, daß sie ihm den Glauben mehr und mehr einzufößen suchte, als ob sie mit Uhlen glücklich geworden sey. Unendlich wohlthätig wirkte besonders dieß letztere auf des Kranken Gemüth und seine Herstellung. Der kritische Tag brachte die beste Hoffnung, und bald erklärte der Arzt den Patienten außer Gefahr, im Falle man ihm jedes unangenehme geistige Gefühl ersparen könne.

Uhlen, dem hier vom ersten Augenblicke der Boden unter den Füßen brannte, gab vor, dringender Umstände halber, nun ohne Verzug wieder nach H. zurück zu müssen. Olivia äußerte zitternd den Wunsch, bey ihrem Vater bleiben zu dürfen, bis er völlig hergestellt sey, doch Uhlen nahm den Schein an, als ob er, aus allzu großer Zärtlichkeit, sich selbst auch nicht für kurze Zeit von ihr zu trennen vermöge. Blühland redete ihr jetzt auf's dringendste zu, doch ja dem Gatten Folge zu leisten. Er versprach, öfter Nachricht über sich zu geben und, völlig genesen, zu ihnen zu kommen. Längeres Weigern hätte dem Kranken verdächtig werden müssen, da er sich stündlich besserte und hinreichend mit Pflege versehen war. Schon fragte er, wie unsicher gemacht: „Bist du denn nicht am liebsten neben deinem Manne in deiner Häuslichkeit?“ Olivia schwieg, ließ ihm ein heiteres Gesicht sehen und versprach abzureisen. Aber noch einen Tag sollte Uhlen ihr Frist gönnen. Die Hitze war groß; die Verzögerung einzubringen, mußte sie sich nun darein fügen, die nächste Nacht hindurch zu reisen.

Den Vater nach Werthhold zu fragen, fehlte Olivia den Muth; aber Rosine, die Haushälterinn, sollte ihr sagen, wie es ihm gehe. Die Ängstlichkeit der Frau, ihr Stocken und Zögern mußte ihr auffallen. „Gott im Himmel!“ rief sie wie außer sich, „mein guter Werthhold ist doch

nicht todt?“ — „Ey bewahre!“ versicherte erschrocken die Alte, „noch lebt der arme Herr Oberförster, doch seit zwey Monden verläßt er das Lager nicht mehr, auf das ihn die Zehrkrankheit geworfen.“

Olivie sank schluchzend an Rosinen's Brust. Doch ein ganzer Strom von Thränen vermochte nicht ihren Schmerz zu mildern. Sie wußte kaum, was sie that. Sie wollte selbst zu Werthhold eilen, aber sie hörte Uhlen's Stimme in der Nähe und flüsternte Rosinen zu: „Wenn du nicht willst, daß ich wie er sterben soll, so eile zu Werthhold und sage ihm: Olivie lässe ihn herzlich grüßen! Sie denke stets an ihn! Er solle ihr die Untreue vergeben, die sie sich selbst niemals würde verzeihen können.“

Als Rosine den Auftrag ausgerichtet, konnte sie nicht aufhören von der seligen Freude zu reden, die Olivien's Gruß über sein Gesicht ausgegossen.

Ein schreckliches Wetter zog sich, wie damals, wo sie sich Werthhold versprach, am Himmel zusammen; noch bey Tage brach es herein. Mehrere Stunden hindurch Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Die Erde schwamm im Wasser. Olivien war wohl dabey; diese Empörung der Natur spiegelte ja das schauerliche Chaos in ihrem Innern wieder. Später Abend war es geworden, bevor das Toben des Gewitters nachgelassen, und von Hügeln und Feldern ablaufend, das Wasser sich zwischen die Ufer des Flößbachs ergoß, dessen Flut, auf's höchste geschwellt, dahin brauste.

Uhlen litt es nicht länger in Rosenau. Trotz der Finsterniß, die der schwarze Himmel mehr noch, als die nahende Nacht verbreitete, trieb er die Gattin dringend, sich in den vorgefahrenen Wagen zu setzen. Schon hatte Olivie, nicht alleinauf seltsame Weise bewegt, sondern auch von halber Verzweiflung durchdrungen, vom Vater Abschied genommen, als es ihr einfiel, einen Strauß der von ihr selbst gepflanzten Rosen zum Andenken ihres zerronnenen Glücks mitzunehmen. Sie riß sich von Uhlen's Arme los, flog in den Garten, glaubte den gemeinten Busch gefunden zu haben, raubte ihm eine Hand voll Blumen und eilte an den Wagen zurück.

Sie hatte dem Vater versprechen müssen, an der Brücke des Flößbachs auszustiegen und über dieselbe zu gehen. Sie gedachte des Versprechens, ließ anhalten und stieg aus. Uhlen belachte die thörichte Furcht, blieb sitzen und befahl zuzufahren. Erst als der Wagen fast hinüber war, betrat Olivie die Brücke; bis auf deren Mitte war sie, im Andenken an Werthhold, unter dem fernen Rollen neu aufziehender Wetter gekommen. Hier blieb sie stehen, entzog eine der Rosen ihrer Hand, sie den Wellen an ihn mitzugeben. Dabey senkten sich ihre Blicke auf den Strauß nieder; ein feuriger Blitz beleuchtete ihn, „Todtenblumen!“ schrie Olivie mit Entsetzen durch die Nacht. Sie schwankte — glitt, und stürzte hinab in die Flut, die sie zerschellend an den zackigen Felsen fortriß und entseelt auf's Ufer brachte.

Im nemlichen Augenblick trat Werthhold's Diener tief betrübt vor Blühsand's Lager, ihm die Nachricht von dem eben erfolgten Hinscheiden seines Herrn und dessen letzten Gruß zu überbringen.

Hinter der Brücke ließ Uhlen anhalten, Olivie einsteigen zu lassen. Da er ihrer nicht ansichtig ward, sandte er den Kutscher zurück, der ihm, vom höchsten Schrecken ergriffen, mittheilte: daß er die lebende Herrinn nirgends, aber auf die Felsen des kleinen Eilands hingestreckt, eine der ihren ähnliche,

weißgekleidete Gestalt erblicke. — Jetzt entstieg Uhl dem Wagen, befahl dem Kutscher hier seiner zu warten, und eilte, Hülfe für die Verunglückte zu suchen.

Bald versammelten sich die Bewohner Rosenau's, den Vater Olivien's in ihrer Mitte führend, laut jammernd am Bache. Da man ihre entseelte Hülle aufhob, hielt sie den Strauß von leuchtenden Afrikanen, in denen sie Rosen zu pflücken geglaubt hatte, noch fest in ihrer zarten Hand. Uhl warf aus der Ferne einen Blick auf die Geopferte und eilte nach H. zurückzukommen.

Wenige Tage später folgte der biedere Pfarrer seinem lieben Kinde in die Gefilde der Seligen. Der letzte Wunsch bettete ihn zwischen Olivien und Werthhold, die die Natur für einander bestimmt, die Schwäche des weiblichen Herzens getrennt, aber das Schicksal im Tode vereint hatte.

### Vockler's Phantasie.

Beethoven's mächt'ge Töne klingen,  
Ein einfach Thema, tief und klar;  
Wir lauschen ängstlich: wird's gelingen?  
Reut sich der Genius auch dar?

Da greift der Meister in die Saiten,  
Ein kühnes Vorspiel reißt uns mit;  
Die Töne klagen, ringen, streiten:  
Das ist des Geistes Feuerschritt.

Und aus dem ernstern Kampf der Töne  
Klingt sich das Thema wieder los;  
Uns naht beseligend das Schöne,  
Wir athmen nicht, wir hören bloß.

Er aber, in sich selbst versunken,  
Folgt still dem Geist, der ihn beschlich;  
Er hat aus heiligem Quell getrunken,  
Und reißt uns Nüchterne zu sich.

Und jede neue, kühne Wendung,  
Bald sanft und klagend, feck und stark,  
Bekräftigt die ächte Sendung:  
Er drang in seines Meisters Mark.

Die holden Töne sind verklungen,  
Der edle Künstler hat's vollbracht;  
Die Zauberstimmen, die gesungen,  
Sie schwanden wieder in die Nacht.

Doch ob der Tag gleich andern schwindet,  
Es flossen süße Thränen dort;  
Das Göttliche, das sich verkündet,  
Wir tragen es im Herzen fort.

Bauernfeld.

## Correspondenz-Nachrichten.

München, im Hornung 1835.

(S c h l u ß.)

Einer ungeheuern Ironie darf ich noch gedenken, welcher Sie beim Durchblicken des Repertoriums begegnen. Nach den „Kreuzrittern in Egypten,“ die am 22. Jänner gegeben wurden, sahen wir Grillparzer's „Medea,“ aber unmittelbar nach dieser den „Lumpaci Bagabundus,“ den abermals die spanischen Nationaltänzer in den Zwillingenacten — dem Kunstfreunde glücklicher Weise entrückten. Kaum einem Göthe, einem Schiller u. s. w. dürfte es gelingen, auf dem Repertoire sich so ruhmvoll zu behaupten, wie dem Verfasser dieses so beliebten Kleeblattes, das uns den Wechsel des Lebens in so großartigen Umrissen darstellt!! Auch der sanfte, gute Houwald stand wieder aus dem Grabe der Vergessenheit auf und sein „Fluch und Segen“ — dieses Zwillingenpaar unserer politisch bewegten Zeit — ging an unserer Erinnerung wie ein Nebelstern vorüber. Welchen Furor machte vor einem Decennium Houwald's Drama: „das Bild!“ Wie drängte man sich, dasselbe zu sehen, und wie schnell vergiftet man in Deutschland Erscheinungen, die wie ein elegisch-gemüthlicher Wohlklang das Herz berühren! Sie erinnern sich, wie der Selbstherrscher der dramatischen Welt, der zu seiner Zeit eben so bewunderte als gefürchtete Müllner, der wie ein Attila der deutschen Dramaturgie mit seinen „Zwölfsfündern“ und mit seinem „Löschpapiernen“ ins Feld zog — sich über Houwald's dramatische Erzeugnisse ausdrückte. Er behauptete geradehin, Houwald hätte ihm die Mechanik des Fatums abgelauscht, aber nur aus weicheim Thon geformt. Aber wir sahen auch „die großen Kinder“ des Nolyphus Müllner, und wir möchten nur das Seitenstück, seinen „Yngurd“ wieder ins Leben rufen, um den ausgezeichneten Esclair als nordländischen Helden noch einmal bewundern zu können.

Anstatt der Wiederholungen mehrerer unbedeutender Stücke möchte man so gern wieder Kernstücke sehen und sogar solche, die noch nie unsere Bühne beschritten. Schiller's „Macbeth“ war uns höchst willkommen. Man wählte ihn als ein Sonntagsstück; aber nicht der lebendige Wald von Birnam, sondern die Zwillingengenien: Shakspere und Schiller überfüllten das Haus. Könnte nicht ein „Palastotte,“ „Arel und Walburg“ und „Hakon Jarl,“ den doch Müllner in seinem „Yngurd“ nur copirte — könnte nicht „Starkotho“ gegeben werden, um große Kraftmenschen dem verweichlichten Jahrhundert vorzuhalten, das sich in lauter Kammerdebatten abmattet und nichts anders ist als — ein großer Mund, der wie der Wallfisch hochtönende Rednerphrasen — lauter Wasser — in die Höhe sprudelt! — Ich erzählte Ihnen bereits von „Tasso's Tod,“ einer der gelungensten Dichtungen Rauwach's. Ein beinahe ganz leeres Haus sah den bewundernden, verfolgten, großen Dichter vor dem Krönungsgange sterben! Das ist das Loos des Schönen auf Erden! Der „Lumpaci Bagabundus“ nimmt die Kronen, welche Tasso und — Rauwach von Rechtswegen gehören! Ist das nicht Humor?

Nur Schiller gebietet noch wie ein Zauber über die Gemüther, und ich glaube, er erweckte leichter alle Todten seit seinem eigenen, für Deutschland so schmerzlichen Tode, als es Rauwach und manchem andern gelänge, auf einen Theil seiner Zeitgenossen mit Erfolg einzuwirken. „Es brechen fast der Bühne Stützen,“ sagt Schiller in seiner Ballade: „die Kraniche des Ibitus;“ allein diese Stelle bleibt immer auf ihn selbst und auf seine Meisterstücke anwendbar, und ich kam zur Überzeugung, daß Schiller nicht nur ein großer, sondern ein populärer, alle Jahrhunderte gleichmächtig beherrschender Dichter ist, der mit jeder Generation fortblüht, fortwächst und wie ein gigantischer Eichenstamm im deutschen Leben tief wurzelt! Ich gebe durch diese Confession unserm Publicum nur das verdiente ehrenvolle Zeugniß seiner Verehrung für den größten Dichter Deutschlands, der allein der jungen Generation und jeder ihr folgenden den schönsten Aufschwung zu geben Beruf hatte.

Werden Schiller's Stücke gegeben, erblicken Sie um sich herum junge Männer, die seine Werke im Parterre vor sich aufschlagen, um ja nichts von dem goldschweren Inhalte zu verlieren! Das ist eine Popularität, nach welcher der große, der Nationaldichter zu streben hat. Aber sobald er darnach strebt, verrückt er sich den Punct, der nur dem Genie erkennbar ist, und er verfehlt ihn gewiß, denn nur der Genius schlägt die geheimen Wege des Zaubers, aber seiner Tendenz unbewußt, ein!

Es war ein Irrthum, wenn ich neulich berichtete, daß Die. Francilla Piris nach Italien gehe. Ihre letzte Gastrolle in „Romeo e Giulietta“ war nur das Freudenignal, daß sie für die königliche Oper engagirt ist. Wenn sie öfters Parthien, wie in den „Krenzrittern“, übernehmen müßte, wäre zu befürchten, daß die junge, sehr begabte Sängerin ihrer ausgezeichneten Stimme durch anhaltende Anstrengung schade.

Der Carneval, die vierte poetische Hauptperiode unserer Königsstadt, wie ich meiner Eintheilung gemäß, denselben zu bezeichnen habe, begann bereits seine Regsamkeit. Begann er auch glänzend in den hohen erhabenen Sirkeln, in die niedern Kreise zog er noch nicht mit seiner sonst so fröhlichen, ja übersprudelnden Laune, die in München im nationalen, im angekamnten Volkshumor sich auszusprechen gewohnt war. Die Stimmung der Gemüther gleicht bey weitem nicht mehr jener vor zwey Decennien. Damals drängte man Niemanden den Humor auf, denn er lebte wirklich; jetzt schwägt mancher Unberufene von Humor — und er ist gestorben.

## K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

### Erste italienische Opernvorstellung.

„Anna Bolena.“ Tragedia lirica in due Atti. Musica del Sigr. Maestro Gaetano Donizetti.

Die erste Vorstellung der italienischen Operngesellschaft hat nunmehr Statt gefunden, und ist, wie es sich nach dem günstigen Rufe mehrerer Mitglieder dieser Gesellschaft, so wie von der allgemein, lange vorher rege gemachten Theilnahme unsers Publicums erwarten ließ, mit glänzendem Erfolge aufgenommen worden. Eine italienische Oper ist den Wienern durch lange und liebe Erinnerungen ein zwar nicht unentbehrlicher, aber sehr angenehmer Luxusartikel geworden, der ihnen diesesmal freilich ein wenig theuer zu stehen kommt, aber vielleicht gerade deswegen um so reizender wird, wie denn oft dem Käufer mit dem Preise eines Gegenstandes auch der Werth desselben zu steigen scheint. — Über die Oper selbst, mit welcher am 4. April die Reihe dieser Vorstellungen eröffnet wurde, nemlich Donizetti's „lyrische Tragödie“ Anna Bolena, als musicalisches Kunstwerk, glauben wir einer nähern Erörterung füglich überhoben zu seyn, da unser Publicum sowohl als die Kritik bey dem ersten Erscheinen der genannten Oper in Wien sich ziemlich entschieden und übereinstimmend darüber ausgesprochen haben. Der Erfolg, im Ganzen genommen, ist auch bey der gegenwärtigen Darstellung derselbe geblieben, das heißt: man hat den einzelnen, nicht unbedeutenden, ja mitunter ergreifenden Schönheiten des Werkes ihr verdientes Recht widerfahren lassen; aber das Ganze, als Ganzes, als musicalische Gesamtschöpfung, hat nicht den allgemeinen Eingang zu finden vermocht, den andere Tonwerke unserer und früherer Zeit gefunden haben. Wir setzen voraus, daß man uns hier nicht mißverstehen, und den glänzenden Beifall, der den Anstrengungen und Verdiensten der Darsteller gebührte und ward, nicht mit dem rich'eren Urtheilspruch über den Componisten und sein Werk verwechseln werde; noch weniger wird man den wohl zu beherzigenden Umstand übersehen, daß eine selbst mittelmäßige Oper neuerer Zeit, von einem Italiener für Italiener geschrieben, ganz anders klingen und ein ganz anderes Aussehen bekommen werde, wenn man sie, wie jetzt geschah, zum ersten Male von eben diesen Italienern und in der Sprache ihres Landes gesungen hört. Diese n Vor-sprung haben die italienischen Opernvorstellungen, selbst die zweyten und dritten in der Rangordnung unserer Zeit, auf jeden Fall, und wenn sich auch der deutsche Zuhörer an manches erst gewöhnen muß, was ihm anfangs fremdartig oder überschwenglich erschien, die dergestalt vereinte, ja verdoppelte Wirkung wird wohl keiner zu läugnen wagen. — Wir kommen nun zu den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft und ihren Leistungen, in so fern nemlich es nach einer einzigen Production möglich oder erlaubt ist, über die Kräfte der anwesenden Künstler ein Urtheil zu fällen. Der erste Platz, dem Herkommen wie dem Verdienste nach, nimmt die Primadonna ein, Sogra. Schüh: Oldosi, eine Sängerin, die eines bedeutenden Rufes genießt und seit einer Reihe von Jahren mit unter den ausgezeichnetsten Künstlerinnen unserer Zeit genannt wird. Eine imponirende Gestalt, Feuer und Kraft im Ausdrucke der Leidenschaft eignen sie vorzugsweise für die Darstellung tragischer Charaktere. Ihre Stimme, obwohl von der Natur auf die tieferen Töne angewiesen, hat durch Kunst,

Studium und Gewohnheit, in ersten Parthien zu wirken, einen außerordentlichen, oft Staunen erregenden Umfang gewonnen; was dieser Stimme an Frische und Jugendlichkeit abgeht, weis die Künstlerin durch Kraft und Gewandtheit, vor allem aber durch eine Bravour zu ersetzen, welche allein schon die ungetheilteste Bewunderung verdienen würde. Ihr Spiel und Vortrag, zumal in den leidenschaftlichen Momenten, ist streng, ja ausschließlich der italienischen Methode nachgebildet; das Vertrautseyn mit dieser Methode, wie es sich wenigstens bey der Mehrzahl unsers Opernpublicums voraussetzen läßt, wird das Verstehen und die Würdigung der genannten Leistung erleichtern. Es wäre überflüssig als Belege zu unserer Anerkennung die einzelnen Stellen der in Rede stehenden Parthie anzuführen, schließlic wollen wir nur auf die beyden Duette (mit Sigr. Streyponi und Sigr. Poggi) als die eigentlichen Glanzpunkte des Ganzen, so wie auf einzelne Momente in der tragischen Schlussscene aufmerksam machen. — Eine weniger überraschende und glänzende, aber um so anziehendere Erscheinung ist die zweyte Primadonna der Gesellschaft, Sigr. Streyponi, welche die Parthie der Giovanna Seymour sang. Ihre Stimme ist zwar nicht durch Stärke und Umfang besonders ausgezeichnet, selbst nicht in allen Tönen von gleichem Wohlklange, aber ihr Gesang ist von einem so zarten, innigen und wahren Gefühle befeelt, ihr Vortrag ist so durchaus tadellos, so kunst- und schulgerecht auf der einen, so gefällig und einnehmend auf der andern Seite, daß man ihr mit einem nicht minder wohlthuenenden Gefühle als dem der Bewunderung zuhört. In dem schon bemerzten Duette gebührt ihr die eine Hälfte des Lohnes, wie sie das Verdienst theilte. — Der Tenor Sigr. Poggi hat sich, wie es scheint, durch seine einzige Leistung als Lord Percy, zum Liebling unsers Publicums emporgeschwungen. Anfangs sichtbar befangen, gewann er durch den steigenden Erfolg das Bewußtseyn und den vollen Gebrauch seiner Mittel. Seine Stimme gehört keineswegs zu den großen imponirenden Tenorstimmen, aber sie ist sehr biegsam, sehr wohlklingend, und er weis sie vortreflich zu gebrauchen; vor allem aber entwickelt er eine Zartheit und Innigkeit der Empfindung, die ihm schnell, und wir sind überzeugt, für immer die Theilnahme der Zuhörer gewann. Der Vortrag der großen Scene im zweyten Acte, bey dem Abschied von Anna's Bruder, gehört zu dem Schönsten, was wir seit längerer Zeit gehört haben. Der erste Bass, Sigr. Cartagenova, ein in Italien beliebter und hochgeachteter Sänger, dessen auch diese Blätter öfters, rühmende Erwähnung gethan haben, trat als König Heinrich in einer Parthie auf, die für seine Stimme wohl nicht die passendste ist, und der er, trotz der unverkennbaren Anstrengung, nicht vollständig genügen konnte. Von seiner musicalischen und dramatischen Tüchtigkeit legte er jedoch im zweyten Acte die gültigsten Beweise ab. Es wäre unbillig, einem Sänger von so begründetem Rufe das Nichtgelingen eines Partes anzurechnen, den er wohl weniger aus eigener Wahl, als nur in gefälliger Bereitwilligkeit für ein gemeinsames Unternehmen übernommen hatte. — Außer den genannten Mitgliedern hörten wir noch Sigr. Franchini, als Musico, in der Parthie des Pagen Smeten. Nach dem gewöhnlichen Maßstabe für zweyte und dritte Opernparthien läßt sich über das Mitwirken dieser Sängerin, wenn auch nichts sonderlich Rühmendes, doch auch nichts entschieden Tadelndes sagen. Die kleineren Parthien wurden von den Sigr. Catalano und Rigola genügend gegeben.

### L i t e r a t u r.

Allgemeiner deutscher Muster-Briefsteller für die verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnisse, und österreichischer Haussecretär für das Privatgeschäft: Leben und alle jene Fälle, wo man ohne Dazwischenkunft beglaubigter Agenten mit Staatsbehörden schriftlich verkehren, rechtsgültige Privaturfunden eigenhändig fertigen, und in Streitfachen sich selbst vertreten kann. Nebst einem Abriss der Buchhaltungswissenschaft, vergleichenden Münz-, Maß- und Gewichtstabellen und der nöthigen Auskunft über Postgegenstände, von Georg von Gaal. Güns. Verlag von Carl Reichard, Buch- und Kunsthändler. 1835. 8. 973 Seiten.

Wir haben der gedruckten öffentlichen Geheimschreiber oder Secretäre schon so viele, daß der Wunsch, ihrer wenigere und bessere zu haben, schon längst kein Geheimniß mehr ist. Daher kann man eine Erscheinung, wie die vorbenannte, die sich durch Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit eben derjenigen Behelfe, die man bey einem Briefsteller sucht, von sehr vielen andern ihrer Art wesentlich auszeichnet, nicht anders als willkommen heißen.



Das Verdienstliche dieses „Muster-Briefstellers“ liegt vornehmlich in einer sehr glücklichen Auffassung der Mittel und Wege, dem Bedürfnisse derjenigen zu Hülfe zu kommen, denen das Briefeschreiben schwerer fällt, als es wirklich ist, in der Art und Weise nemlich, die Vielen so schwer scheinende Kunst des Briefeschreibens im Allgemeinen leicht zu machen. Die Kunst geistreiche Briefe zu schreiben hat freilich noch so wenig eine Theorie gefunden, als die noch größere Kunst, sich mit einem geistreichen Kopfe an das Schreibepult zu setzen. Vor der Hand dient indessen mehr als ein Briefsteller uns „zu belehren“, wie man es anzufangen habe, schlechte Briefe zu schreiben, und dies darf als ein negativer Vortheil nicht übersehen werden.

Dass uns dieser „Muster-Briefsteller“ als eine Art Chrestomathie geboten wird, ist um so mehr zu loben, als wir sowohl aus der Vorrede des Verfassers, als aus dem Buche selbst ersehen, daß nur solche Briefmuster gewählt wurden, welche das Gepräge der Wahrheit des Anlasses an sich tragen, das bekanntlich allen, von Briefstellern selbst zu ihrem Behufe eigens fabricirten Briefen fehlt, weshalb auch die meisten derselben schlecht und füglich mit tauben Nüssen zu vergleichen sind.

Der Verfasser, durch mehrere literarische Leistungen ohnehin bestens gekannt, hat sich durch diese neueste ein Verdienst um die Briefschreibekunst erworben, zu dessen allgemeiner Würdigung ihm und seinem Verleger nichts, als baldige Verbreitung seines Wertes zu wünschen ist. Lettern, Druck und Papier sind lobenswerth. B.

„Steyermärkische Zeitschrift.“ II. Heft (der neuen Folge). Grätz, 1834. 8.

Über die schönen Hoffnungen, zu welchen die neue Folge dieses schon seit vielen Jahren bestehenden, gediegenen Blattes berechtigt, hat sich die Anzeige des ersten Heftes (Wiener Zeitschrift Nr. 145 vom 4. December 1834) unumwunden ausgesprochen. Das zweite Heft (dem ersten ziemlich rasch gefolgt) bietet manche erfreuliche, jene Hoffnung bestätigende Gabe. Besonders dürften hervorgehoben werden: Dr. v. Muchar's: „Gründung der Universität zu Grätz,“ an Gegenstand und Durchführung gleich ansprechend. Dr. Machar's: „Bruchstücke aus der Geschichte von Hartberg und seinen Umgebungen,“ welche einst zum Ganzen gereicht eine der Wissenschaft sehr werthe Monographie bilden können. Archivar Wartinger's: „Beitrag zu des Geographen Wischer's Lebensbeschreibung.“ Dr. G. F. Schreiner's: „Ausflug nach der Höhle in der Frauenmauer“ ist durch die Beleuchtung einer noch wenig gekannten Naturmerkwürdigkeit und treffliche Darstellung ausgezeichnet. Prof. A. Heinrich's „Erinnerungen an die k. k. Antheile Schlesiens,“ enthalten viele neue und wichtige statistische Angaben über diese Provinz, so wie für die ökonomisch-rechtliche Kunde Galiziens der Aufsatz des Dr. und Prof. M. Stöger: „über das sogenannte zur Hälfte säen,“ von großem Belange ist.

Aus den gut gewählten Notizen dieses Blattes zählen wir Prof. Gab. Seidl's: „Topographische Streifzüge,“ (Berichtigungen neuerer Werke in den Angaben über Steyermark) zu jenen Rubriken, die wir in der Zeitschrift als sehende erblicken möchten, da durch solche ruhig berichtende Kritik der Wissenschaft ungemein viel gedient wird, und, die oft so trüben Quellen unserer Landeskunde auf diesem Wege geläutert und zur Sammlung vorbereitet werden können.

Dieses Heft ist mit einer gut gewählten lithographirten Ansicht von Eisenärz und außerdem mit einer zweckmäßigen Vergabe, dem Plane der von Prof. Schreiner beschriebenen Höhle, ausgestattet.

Mit freudiger Erwartung sehen wir dem Fortgange eines Unternehmens entgegen, welches, selbst abstrahirt von den Männern, die es leiten, und dem Rufe seiner Mitarbeiter, schon durch die herrliche Anstalt, welcher es innig verzweigt ist\*), die günstigsten Auspicien für sich hat, die sich auch zum Theil schon durch das ungemein zahlreiche Pränumerantenverzeichnis am Schlusse dieses Heftes bekräftigen. S.

\*) Das Joanneum in Grätz.

(Mit Nr. 15 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 16. April 1835

46

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Abwärtsige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Ueber doppelte und vielfache Fixsterne.

Von J. J. Littrow.

Die ungewöhnlich nahe bey einander stehenden Sterne, die man so oft antrifft, wenn man den Himmel mit einiger Aufmerksamkeit, besonders durch ein Fernrohr untersucht, sind erst in den neueren Zeiten der Gegenstand näherer Untersuchungen geworden und man hat an ihnen so viele interessante Eigenschaften gefunden, daß es wohl die kleine Mühe lohnen mag, die vorzüglichsten derselben hier kurz zusammenzustellen.

Ungleiche Verteilung der Sterne. Der erste Blick auf den gestirnten Himmel zeigt schon, daß die Sterne desselben nicht überall gleich dicht neben einander stehen. Im Allgemeinen drängen sie sich immer mehr, je näher man der bekannten Milchstraße kömmt, und in dieser Straße selbst stehen sie so dicht, daß man durch gute Fernrohre oft Hunderte, ja Tausende zugleich in dem Felde desselben erblickt. Aber außer dieser, dem ganzen Himmel gleichsam gemeinschaftlichen Anhäufung der Sterne in einer bestimmten Zone, gibt es in beynahe allen Gegenden desselben einzelne kleinere Gruppen, die durch die große Anzahl der Sterne, welche sie enthalten, selbst dem ersten Blicke schon auffallen. Solche Gegenden sind z. B. ein großer Theil des schönen Sternbildes Orions, die Leyer, die Pleiaden im Stier, die auch unter dem Namen des Siebengestirns oder der Gluckhenne bekannt sind u. a. m. Diese liegen enthalten auf dem kreisförmigen Raume von einem Grade im Halbmesser oder auf einer nahe viermal so großen Fläche als der Mond, einen Stern vierter, 6 fünfter, 5 sechster und 32 siebenter Größe, also 44 noch mit freyen Augen erkennbare Sterne. Für ein, nur mäßiges Fernrohr wird die Anzahl derselben noch um vieles größer.

Es ist aber äußerst unwahrscheinlich, daß diese stellenweise Anhäufung von Sternen bloß zufällig seyn und daß sie nicht irgend einen besondern Grund haben sollte. Man hat früher geglaubt, daß diese Nähe der Sterne bloß von ihrer Stellung gegen unser Auge komme, daß also die Sterne, obschon sie im Allgemeinen gleichmäßig am Himmel vertheilt sind, doch für uns zu-

weilen so hinter einander gestellt erscheinen, wie etwa die Bäume eines Waldes, von welchen uns auch diejenigen sehr nahe an einander erscheinen, die auf derselben Gesichtslinie, obschon vielleicht sehr weit hinter einander stehen. Allein diese Erklärung macht uns um nichts klüger; denn wenn diese Nähe der Sterne bloß in der optischen oder perspectivischen Stellung derselben gegen unser Auge liegen soll, so ist die eigentliche Frage, um die es sich hier handelt, warum diese optische Illusion gerade an diesen und zwar an so vielen Orten des Himmels, und an andern wieder gar nicht statt habe, noch immer ganz unbeantwortet. Wenn die Sterne in der That gleich oder auch nur beynähe gleich vertheilt seyn sollen, so müßten wir sie auch im Allgemeinen überall so sehen und dieß eben ist nicht der Fall. Man kennt z. B. ziemlich nahe die Anzahl der sämtlichen Fixsterne der siebenten Größe am Himmel. Wenn man nun die Wahrscheinlichkeitsrechnung darauf anwendet, so findet man, daß man viele Millionen gegen Eins wetten kann, daß die 44 Sterne der Pleiaden nicht wegen bloßen blinden Zufalls in einem so kleinen Raume bey einander stehen.

Offenbar ist es, je mehr solcher Sterne bey einander stehen, oder auch wenn es sich bloß um einige z. B. bloß um zwey Sterne handelt, je näher diese beyden Sterne an einander stehen, desto wahrscheinlicher, daß sie nicht ganz ohne Grund so stehen, und diese Wahrscheinlichkeit wird desto größer, je mehr solcher nahen Sternenpaare am Himmel gefunden werden.

Die Doppelsterne gehören zusammen. Nun gibt es aber eine sehr große Anzahl von solchen paarweise sehr nahe stehenden Sternen. Die Astronomen sind erst seit etwa fünfzig Jahre auf sie besonders aufmerksam geworden und haben demungeachtet schon über 6000 solcher Doppelsterne in ihren Catalogen verzeichnet. Die meisten derselben stehen so nahe an einander, daß sie nicht bloß für das unbewaffnete Auge, sondern selbst für mäßige Fernröhre nur als einfache Sterne erscheinen, und daß oft schon sehr gute Instrumente dazu gehören, ihre Duplicität zu erkennen. Wer kennt nicht das schöne Doppelgestirn der Zwillinge, die unter dem Namen des Castor und Pollux schon die ältesten Dichter so oft besungen haben. Der westliche und höher stehende ist Castor und der östliche, tiefere Pollux. Beyde Sterne sind nahe der zweyten Größe und stehen fast vier Grade, also wohl acht Durchmesser des Mondes, von einander ab. Diese zwey Gestirne sind also keine Doppelsterne in dem Sinne, wie wir dieses Wort hier brauchen wollen, da ihre Entfernung von einander zu groß ist, um diese Benennung darauf anzuwenden. Aber Castor für sich allein ist ein wahrer Doppelstern und zwar, wie wir weiter unten sehen werden, ein sehr merkwürdiger Doppelstern. Er besteht nemlich, wie gute Fernröhre zeigen, aus zwey Sternen, wovon der eine der dritten und der andere der vierten Größe ist, und die beyde nur fünf Secunden, das heißt, nur etwa den dritten Theil der Dicke eines gewöhnlichen Menschenhaares von einander entfernt sind. Ein anderer Doppelstern,  $\epsilon$  in der Leyer, besteht aus zwey Sternen der 4. und 6. Größe, die nur 4 Secunden von einander abstehen. Bey dem Sterne  $\gamma$  auf der Brust des großen Löwen und bey dem Sterne  $\xi$  in der untersten Spitze des linken Hinterfußes des großen Bären ist diese Distanz der beyden Sterne nur 3 Secunden; bey  $\eta$  und  $\sigma$  der nördlichen Krone, bey  $\zeta$  im Herkules und bey so vielen andern sogar nur eine einzige Secunde, so daß schon ein sehr vollkommenes Fernrohr dazu gehört,

diese äußerst nahen Sterne von einander getrennt zu sehen. Das enge Beyeinanderseyn dieser Sterne und die große Anzahl derselben macht es also äußerst wahrscheinlich, daß sie nicht bloß scheinbar für unser Auge so nahe stehen, während sie vielleicht in ungemessenen Entfernungen hinter einander sind, sondern daß sie in der That zusammen gehören, daß sie unter den übrigen einfachen Sternen ein Zwillingspaar bilden, das durch irgend ein uns noch unsichtbares Band zu einem gemeinschaftlichen Ganzen verbunden ist. Wir werden diese Meinung bald noch durch andere Gründe bestätigt, ja selbst über allen weitem Zweifel erhoben sehen.

Anzahl der Doppelsterne. Wir kennen jetzt, wie bereits gesagt, nahe 6000 dieser Sternpaare, wo die einzelnen Sterne von einer bis 32 Secunden von einander stehen, denn weiter als 32 Sec. von einander entfernte Sterne pflegt man, obgleich vielleicht mit Unrecht, nicht mehr zu den eigentlich zusammengehörenden Sternen zu rechnen. Unter diesen gibt es aber viele, bey welchen selbst der Hauptstern, der gewöhnlich der größere ist, noch sehr klein, etwa der 12. oder 15. Größe ist. Nach einem Überschlage, — denn von eigentlichem Zählen ist hier keine Rede mehr, — gibt es am Himmel gegen 240000 Sterne von der ersten bis zur 15. Größe. Dieß gäbe also auf je 40 Sterne einen Doppelstern.

Allein es ist auffallend, daß die kleineren, teleskopischen Fixsterne, also die von der achten Größe abwärts, immer seltener doppelt sind, je kleiner diese Sterne selbst sind. Von den kleinsten Sternen, deren Anzahl die der größeren bey weitem überwiegt, kann man, wie gesagt, auf je 40 einfache einen einzigen doppelten, also auf 1000 einfache 25 doppelte rechnen. Wenn man aber bloß die Sterne von der 6. bis 9. Größe zusammenzählt und diejenigen unter ihnen heraus sucht, die doppelt sind, so findet man, daß unter diesen Sternen schon von je 25 einer doppelt ist, daß also 1000 solcher Sterne schon 40 doppelte geben. Noch größer wird das Verhältniß bey den Sternen der 1. bis 6. Größe, denn da findet man unter je 1000 solcher Sterne schon 100 doppelte. Dieser sonderbare Unterschied zwischen den größeren und kleineren Sternen rührt vielleicht, zum Theil wenigstens, davon her, daß die kleineren Sterne größtentheils auch die entfernteren sind und daß wir daher bey den meisten derselben ihre Begleiter, die gewöhnlich kleiner sind, nicht mehr sehen.

Merkwürdiger ist noch das Verhältniß der Anzahl der engeren Doppelsterne zu den weiter entfernten. Man sollte glauben, die letzteren müßten auch die am häufigsten vorkommenden und die engsten zugleich die seltensten seyn. Es ist aber gerade umgekehrt; unter den bisher beobachteten 6000 Doppelsterne gibt es nahe 1400 von den weitesten, deren Distanz nemlich zwischen 16 und 32 Secunden ist. Von den engeren, deren Abstand zwischen 8 und 16 Secunden ist, gibt es 1300 und nahe eben so viele von den noch engeren zwischen 4 und 8 Secunden. Aber von den engsten, deren Distanz noch unter 4 Secunden ist, kennt man beynähe schon volle 2000. Diese Verhältnisse sprechen neuerdings dafür, daß die Doppelsterne nicht bloß scheinbar, optisch doppelte Körper, sondern daß sie wahrhaft physisch doppelt seyn müssen; denn wenn diese Duplicität nur von der Stellung derselben gegen unser Auge abhängig wäre, so müßten die weiteren Doppelsterne die zahlreichsten und die engeren die seltensten seyn, wovon aber in der Natur gerade das Gegentheil statt findet.

Verschiedenheit der Doppelsterne. Ich spreche hier zuerst nur von dem Unterschiede derselben in Beziehung auf ihre scheinbare Größe. Meistens ist der eine der beyden Sterne viel größer als der andere. So ist z. B. bey dem, Jedermann bekannten Polarstern der größere der 2., und der kleinere, 20 Secunden von ihm entfernte, nur der 10. oder 12. Größe. Bey  $\alpha$  Cassiopeiae sind die beyden den Doppelstern bildenden Sterne der 3. und 10., bey  $\beta$  Rigel oder  $\beta$  Orionis der 1. und 11., bey  $\delta$  Zwillinge der 3. und 13., bey  $\gamma$  Herkules der 4. und 15. Größe u. s. f. Von diesen mag es nun immer möglich seyn, daß wenigstens einige nur optisch doppelt sind, oder daß der eine derselben nur deshalb so klein erscheint, weil er so viel weiter, als der andere, von uns entfernt ist. Allein es gibt noch sehr viele andere Doppelsterne, die nahe gleich groß sind, und bey diesen kann jene Vermuthung nicht mehr gut statt haben, besonders wenn, wie es oft der Fall ist, beyde Sterne zugleich zu den größeren gehören. Hieher gehört  $\gamma$  im Widder, wo beyde Sterne der 5. Größe sind; bey dem schon erwähnten Castor sind sie der 3. und 4., bey  $\gamma$  Jungfrau der 3. und 3., bey  $\zeta$  Wassermann der 4. und 4. Größe u. s. f. Auch dieß spricht daher für ein Zusammengehören dieser Sterne, besonders wenn diese größeren Sterne fast gleich groß und überdieß noch ungemein nahe bey einander sind, wie bey Castor,  $\gamma$  Jungfrau,  $\gamma$  Löwe u. s. w.

Progressive Bewegung der Doppelsterne. Es ist bekannt, daß die sämtlichen Fixsterne des Himmels diesen Namen nur uneigentlich tragen und daß auch nicht ein einziger, derselben in der That fix am Himmel steht. Sie ändern alle ihren Ort, zwar sehr langsam, aber doch so, daß man am Ende eines Jahrhunderts sie schon merklich von ihrer frühern Stellung gerückt sieht. Die Folge davon wird seyn, daß nach vielen Jahrtausenden die Sternbilder alle unter einander verschoben seyn und daß der ganze Himmel eine veränderte Gestalt haben wird.

Allein wenn dieß so ist, so sind ja wohl schon die meisten jener Doppelsterne erklärt und unsere vorhergehende Hypothese fällt in ihr Nichts zurück. Wenn die Sterne am Himmel wandern, nach allen Richtungen hin und wieder gehen, so kann es ja wohl nicht anders kommen, als daß sie sich auch oft scheinbar, wenigstens für unser Auge, begegnen und, eine Weile bloß, doppelt erscheinen. Diese Weile mag immerhin mehrere Jahre, ja selbst Jahrhunderte betragen, dort oben mißt man aber nicht mit unserem kleinen, menschlichen Maße, sie wird doch endlich auch vorübergehen und mit unseren Doppelsternen wird es nichts mehr seyn. Sie sind dann bloße ephemere Erscheinungen, sie werden aufhören, doppelt zu seyn, und andere werden an ihre Stelle treten, um auch wieder aufzuhören, wenn an sie die Reihe kömmt u. s. f.

Allein dieß verhält sich nicht so. Zwar sind auch die Doppelsterne, so wenig als die einfachen, fest am Himmel, aber, was äußerst merkwürdig ist, wenn einer derselben sich nach einer gewissen Gegend des Himmels und mit einer gewissen Geschwindigkeit bewegt, so thut der andere genau dasselbe und die Folge davon ist, daß sie, wohin sie auch mit der Zeit gerathen mögen, immer beysammen, immer Doppelsterne bleiben. Der Doppelstern  $\gamma$  Löwe bewegt sich auf diese Art während eines Jahrhunderts durch 28,  $n$  Cassiopeiae durch 180,  $p$  Dphiuchus durch 111 Secunden u. s. f. Der vorlehte hat also seit Ch. G. schon über einen Grad in Rectascension einen Weg von vielleicht vielen Billionen Halbmesser der Erdbahn zurückgelegt, aber sein

kleiner Begleiter hat ihn auf diesem Wege keinen Augenblick verlassen, und er ist noch derselbe Doppelstern, der er vor 2000 Jahren war.

Unter allen Sternen des Himmels hat der, welcher unter der Benennung 61 Schwan bekannt ist, bey weitem die größte eigene Bewegung. Man findet diesen Stern der 6. Größe nahe in der Mitte zwischen den beyden  $\nu$  und  $\tau$  des Schwans im östlichen Flügel desselben. Er bewegt sich während eines Jahrhunderts durch 503 Secunden Rectascension und 340 Secunden in Declination, also überhaupt im Raume durch 607 Secunden, folglich seit dem Anfange unserer Zeitrechnung über drey volle Grade oder sechsmal so viel, als der Durchmesser des Mondes beträgt. Und dieser merkwürdige Stern ist ein Doppelstern, und sein Begleiter blieb ihm treu von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Bedürfen wir nun wohl noch anderer Beweise, daß diese Doppelsterne in der That zusammen gehören, daß sie eigene, abgesonderte Systeme am Himmel bilden und daß sie durch ein besonderes Band an einander geknüpft sind? — Aber auch noch diese weiteren, treffenderen Beweise sollen nicht fehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Mittelalter.

Lächle du der Väter Taaen,  
Armes, klügelndes Geschlecht!  
Und mit schläfrigem Behagen  
Hörche du den Wunderlagen  
Von dem Glauben, von dem Recht,  
Von dem ächten Ritterfinn,  
Von der Liebe, vom Entsaen,  
Von der Treue, von dem Wagen: —  
Hörche zu — und wecke hin!

Ernst Freyherr v. Feuchtersleben.

### Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Anfangs Februar 1835.

Das Orchester spielt einen Contretanz; unter dem Balancé geht der Vorhang auf. Saturnus steht vor uns im blauen Wamms, mit kurzen Hosen, blauen Strümpfen und Schnallenschuhen, einer Glase und einem weißen Barte. Der Schauspieler, der den Saturn macht, spielt gewöhnlich die Niais. Diese Karikatur des schrecklichen Gottes hat etwas Schauderhaftes. Der Contretanz spielt fort, Saturn singt ein Couplet und knallt mit der Peitsche: „Holla he! ist Niemand zu Hause? wo steckt Ihr, Monsieur Sylvester?“ Monsieur Sylvester erscheint in langen Samaschen und einem kümmerlichen grünen Fräcken auf der kümmerlichen Gestalt. Die beyden Alten führen ein gar possirliches Gespräch: „Ihr habt in der That viele Feinde,“ sagt unter andern Hr. Sylvester, „aller Orten heißt es, wie fangen wir es an, um die Zeit zu vertreiben, um die Zeit zu tödten.“ Saturnus: „Ich vertreibe ihnen das Zeitvertreiben, ich tödte sie; ich hole sie alle.“ Nun kommt eine hübsche, junge Dame hereingehüpft in einem rosafarbenen Peignoir, frisch, blühend; es ist Frau 1835; ein altes verschrumpftes Mütterchen, Madame 1834, läßt ihr durch Hrn. Sylvester ihre Nachlassenschaft anbieten. Nun beginnt die große Revue: Zuerst tritt Hr. Piston auf, der Erfinder der Concerte im Freyen; dann die Bons espagnols, nemlich das Anleihen Guebhard und die Bons der Cortes; vier Spanier, die auf der Zither spielen, und so oft man Geld von ihnen haben will, nichts antworten als: „l'honneur Castillan,“ eine ächt aristophanische Scene; ferner der Ambitieux aus dem Théâtre français (Hr. Scribe) als Académicien auf einem Sessel schlummernd. „Ihr glaubt, daß er schläft?“ sagt Hr. Sylvester zu 1835, „er hat zwey bis drey Lustspiele in der Arbeit, ein halbes Duzend Vaudevilles und zwey Libretti für die große Oper; wenn er aufwacht, ist alles fertig.“ Dann kommt der „ewige Jude“ und „Moses“ (von Chateau-

hriand), den die Tochter Pharaos aus dem Nil gerettet, und der im Odeon Schiffbruch gelitten, und die Publications pittoresques, als weiß gekleidete Mädchen, lauter erste Lieferungen u. s. w. Durch alles dies sprühen die Wisfunken und Knallen die hon mots fort und fort. Es schlägt zwölf Uhr, Saturn verißt den Monsieur Sylvestre in die Waden, dieser gibt Frau 1834 den Arm und die Herrschaften ziehen ab. Eine sehr ergötliche Figur haben wir vergessen, es ist ein Trödelsändler, derselbe, der dem Theater der Gaîté die Leiter des Latude verkauft hat; er besitzt ein ganzes Packet Lehter Federn von Voltaire, fünf Schädel von demselben, zwanzig Dosen vom großen Friedrich, der bekanntlich aus der Westentasche schnupfte &c. Diese tolle, wihige und mitunter tief verwundende Jahresrevue machte gleich bey ihrem ersten Erscheinen so entschiedenes Glück, daß die übrigen Bühnen es nicht für rathsam hielten, mit ihr zu concurriren. Das Stück heißt „1834 et 1835,“ ist von Théaulon und ward auf dem Theater des Palais-royal gegeben.

Das Vaudevilletheater gibt ein Vaudevillie von demselben Dichter: „Claude Bé- lissan.“ Das Vaudevillie ist ein ächtes Nationalproduct und als solches besitzt es eigen- thümliches Leben; Hunderte von Vaudevilles werden hier Jahr aus Jahr ein gegeben, täglich kommen neue auf die Bretter und manche darunter sind Meisterstücke. Freylich nimmt es alle Gestalten an, von der Karrikatur, von der Charge, wie die Franzosen sagen, bis zum Drama; es lacht und mordet, singt Gassenhauer und Romangen, de- clamirt wie ein römischer Imperator aus dem classischen Repertoire, und geberdet sich, als käme es eben aus dem Narrenhause. Im Gymnase ist es vornehm, gepuht, und weint und jammert meist, daß, zumal im letzten Aufzuge, des Nasenschneuzens kein En- de ist. Im Vaudevilletheater ist es meist eine tolle Hanswurstaade. Hier ist Arnal der Matador; Arnal mag wohl in seinem Leben nicht geweint haben. Claude Bé- lissan eignet sich so ganz für sein verbes, gesundes, für sein Frescotalent. Claude Bé- lissan ist Schreiber bey einem Huissier; seine Geliebte läßt ihn sitzen und wirft sich einem reichen Bankier in die Arme; die Bedienten des Bankiers prügeln Bé lissan, er wird Misanthrop und entflieht in die Südsee. Ein Sturm verschlägt ihn auf eine Insel. Hier schüttelt er die letzten Bande der Civilisation ab; er wirft Rock und Ho- sen von sich und will sich fortan wie der Apollo vom Belvedere tragen; seine Cravatte von Erminolin behält er aber, um kein Halstuch zu bekommen. Auf der Insel trifft Bé lissan zwey Landsteute, Monsieur Frequet, Tanzmeister und Minister des öffentlichen Unterrichts, und Monsieur L'Émincé, Koch und Minister des Hauses. Ihr Souverän ist Soakan-Mangarou, ein Menschenfresser. Bé lissan soll an den Spieß, die Tochter des Königs bittet sich die Ohren aus. Mittelft einiger Flaschen Champagner, die Bé lissan vom Schiffbruch gerettet, macht er die wilde Majestät betrunken und entkommt glücklich mit seiner frühern Geliebten, Nanette, die zufällig auf dieselbe Insel gerathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Den 4. April: „Der Barbier von Sevilla.“ Dlle. Jazedé, Schülerinn der Mad. Czegka-Huerhammer, machte in der Parthie der Rosine ihren ersten thea- tralischen Versuch.

Eine klangvolle, ziemlich kräftige, in den Mitteltönen sehr angenehme, in der Höhe ausgezeichnete Stimme, treffliche Methode, Volubilität, geschmackvolle Coloratur, Sicherheit in der Intonation und bedeutende Bravour sind Vorzüge, die man bereits an der jugendlichen Debutantinn in mehreren Concerten beyfällig anerkannt hatte, und ihr Erscheinen auf der Bühne war daher gewiß von nicht geringem Interesse. Der dramatische Vortrag macht ganz andere Forderungen als je-der im Concertsaal, und wir haben der Bespieler, wo bedeutende Sängerinnen, welche aus dem Salon auf das Theater tretend, ganz andere Wirkung machten, als man erwartet hatte; bey Dlle. Jazedé war dieß nicht der Fall und ihr Debut von dem glänzendsten Erfolge begleitet. Ein verzeihliches Bangen legte zwar anfänglich ihr glückliches Talent in Fes- seln; doch der verdiente stürmische Beyfall des Publicums siegte bald über jene Be- fangenheit, und Dlle. Jazedé entwickelte mit der siegreichsten Kraft alle Vorzüge, welche ihr schon jetzt den Namen einer begabten Sängerinn sichern. Der Applaus blieb

sich von Nummer zu Nummer gleich, hatte nach der Cavatine und nach den beyden Einlagen, dann bey den Ueberschlüssen lärmendes Vorrufen zur verdienten Würdigung, und gewiß war das ganze Publicum darin einstimmig, *Mlle. Jazedé* werde für das Opernpersonal des Josephstädter Theaters eine treffliche Acquisition seyn. Spiel und Prosa waren ebenfalls recht entsprechend, und wenn die hoffnungsvolle Sängerin gelernt haben wird, ihre Stimmenmasse nach dem Bedürfniß ihrer Umgebung zu berechnen, um auch für das Ensemble auszureichen, dürfte sie bald zu den Zierden der Josephstädter Oper gezählt werden. Hr. *Kreipl* gab diesmal den *Almaviva* etwas besser, doch faßt er seine Parthe noch immer nicht genügend auf — die Serenade sang er übrigens wunderschön. Die übrigen Darsteller schienen heute etwas zu outriren und das ist allezeit vom Übel. Sonderbar kam es uns vor, daß beynähe die Hälfte der Musikstücke mit italienischem Texte gesungen wurde; dies Idiom mag ohne Zweifel singbarer seyn; aber die dramatische Wahrheit kann dabey unmöglich gut fahren; besonders widerwärtig nimmt es sich aus, wenn *Figaro* von *Rosinen* sagt: *Che bestia etc.* Das Haus war gut besetzt und die Aufnahme der Vorstellung sehr günstig.

Am 9. April zum ersten Mal: „*Melusina*.“ Romantische Zauberoper in drey Aufzügen von *Grillparzer*. Musik vom Capellmeister *Conradin Kreutzer*.

Das Buch dieser Oper, ursprünglich zur Composition für den großen *Beethoven* bestimmt, ist nachmals gedruckt worden, und Hr. *Kreutzer* setzte nun aus freyer Wahl die Musik dazu, welche wir am obengenannten Abende zu hören bekamen. Unseres Erachtens eignet sich die Dichtung unseres ausgezeichneten vaterländischen Genius, wiewohl die Abstraction darin wohl fast zu sehr vorwaltet, um die Erkennung der Grundidee, wenigstens dem größeren Publicum, zugänglich zu machen, recht sehr zur musicalischen Interpretation. Hr. *Kreutzer* hat sich durch mehrere schätzbare Arbeiten einen vortheilhaften Ruf erworben, namentlich hat diesen seine Musik zum „*Nachtlager in Granada*“ wohl verdient; indessen mag die Composition der „*Melusina*“ vielleicht einer frühern Epoche angehören und dann ist es immer ein Wagemüth, bleibt wenigstens immer eine Art von Rückschritt, wenn man einer Leistung, die aus späterer Reife hervorgegangen, eine solche folgen macht, deren Entstehung sich auf frühere, minder consolidirte Kunstansichten gründet. Die heutige Oper ist nicht ohne Werth, nicht ohne Einzelheiten, welche für die tüchtigen contrapunctischen Kenntnisse des Autors Bürgschaft leisten; allein es gebricht ihr im Ganzen jenes belebende Etwas, das einer Kunstschöpfung am wenigsten fehlen darf, jener Funke der Gottheit, den man Begeisterung nennt und dessen Wirkungen wieder begeisternd sind, weil er die höhere Sendung des Künstlers bethätigt und sie dem Hörer oder Zuschauer oder überhaupt dem Genießenden eintauscht macht. Die Musik zur „*Melusina*“ läßt kalt, ist außerdem etwas schleppend, monoton und nicht völlig frey von fremden Anklängen; der Charakter des Märchens verlangt eine ganz andere Auffassung und Darstellung, als wir sie hier trafen, und wenn gleich in der Instrumentirung manches Gute geleistet wurde, so trat doch nirgends eine höhere Bedeutung, ein von wahrer Weihe zeugendes Ausströmen poetischer Gedankenfülle hervor; die Composition erscheint mehr wie ein Pensum, denn als die Frucht genialer Inspiration, von welcher erst einem Kunstzeugnisse sein Werth kommen kann. Auch die Parte der Sänger und Sängerinnen sind nicht dankbar, wenigstens bieten sie keine Gelegenheit, sich hervorzuthun — lauter Umstände, welche als minder glücklich anzusehen sind, wo ohnehin schon von Vorne herein keine glänzende Constellation waltete. Dessen ungeachtet war die Aufnahme der Oper eben nicht mißfällig, nur daß das Repertoire kaum dadurch bereichert worden seyn möchte. Die beschäftigten Opernindividuen gaben sich alle Mühe, ihren Stellungen Genüge zu leisten; es gelang nur der trefflichen Gastspielerin *Mad. Kraus-Wranitzky* und dem verwendbaren *Hrn. Illner*, ihrem Streben Geltung zu verschaffen; die erstere kann man füglich als den Glückstern der Novität betrachten, denn sicher gestaltet sie ihren Part über jede Erwartung, vielleicht selbst über jene des Compositeurs. Hr. *Kreipl* war nicht gut disponirt, Hr. *Mellinger* und *Mlle. Segatta* (letztere ebenfalls als Gast) waren wenig beschäftigt. Übrigens muß man mit gerechtem Lobe die höchst anständige Weise anerkennen, in welcher „*Melusina*“ von Seite der Direction ausgestattet erschien; dies zeigt von großer Achtung des Publicums und der Kunst und wird, so hoffen wir, seiner Zeit Lohn und Würdigung finden. Der brave Decorateur, Hr. *Reefe*, dessen Benefice auf diese Oper fiel, hatte ein paar schöne Cortinen ge-



malt, von denen besonders der Scespiegel mit dem Mondesaufgange auszuzeichnen ist, nur kamen uns die Wolkenabschnitte etwas zu scharf vor. Die Vorstellung war sehr besucht.

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 11. April zum ersten Mal: „Der Sturm auf Panama, oder der Taubstumme (!) aus Liebe.“ Romantisches Schauspiel in drey Aufzügen.

Madame du Glas hat einmal dem Grafen von Montenero Rache geschworen, weil er ihren Vatten und Sohn als Empörer hatte hinrichten lassen. Sie raubte ihm seinen Sohn, und erzog ihn im Hasse gegen jenen, welcher inzwischen Gouverneur von Panama geworden war, verbindet sich mit den Flibustieren, um des Nachts die Stadt einzunehmen, den Grafen zu tödten und ihm dann sagen zu können: Siehe, das habe ich durch deinen eigenen Sohn gethan. Eugen, so heißt der junge Montenero, hat aber einmal ein Harfenmädchen vor Beschimpfung gerettet, diese weiß nun den geheimen Plan und will den Jüngling retten, für den sie Liebe fühlt. Sie tritt nun als Taubstumme in seine Dienste (Schade, daß sie sich nicht auch das Gesicht schwärzte, denn der Titel: „Der taubstumme Mohr aus Liebe“ wäre noch brillanter gewesen), verlegt sich aufs Briefeschreiben und mit Pistolen drohen und setzt den Gouverneur von der bevorstehenden Katastrophe in Kenntniß. Natürlich werden nun die Flibustier übel empfangen, und Eugen soll bereits verhaftet werden, da rettet ihn der Taubstumme. Man hat nemlich einmal vom gelben Fieber gesprochen, und der Rettungengel gibt nun vor, Eugen habe diese Krankheit, worauf alles scheu entweicht und er nach dem Gebirge gebracht wird, um daselbst zu gesunden. Inzwischen geschieht ein Flibustier den Raub des jungen Montenero durch die du Glas, und der Gouverneur eilt fort, um seinen Sohn zu holen. Es dauert zwar noch einige Scenen, bis er ihn findet; allein zuletzt findet er ihn dennoch und gibt ihm die Harfnerinn zum ehelichen Gespons.

Der ungenannte Verfasser dieses Stückes nannte sein Product wohl nur schalkhaft ein romantisches Schauspiel, es ist unverkennbar eine Parodie — die Scene mit der Pistole, dem Schlaftrunk, den Dieben, mit dem gelben Fieber, mit der brennenden Hütte und dem köstlichen Wiederfinden, Erkennen &c. beweisen, daß der Verfasser die romantischen Schauspiele dieses Theaters persifliren wollte — es ist ihm in hohem Grade gelungen, nur der Dialog hätte eine Stufe tiefer herabsteigen und die Hauptrollen durch die H. Scholz und Nestroy besetzt werden müssen, während diesmal die H. Bosard und Gämmler, Mad. Fischer und Dlle. Planer sich vergebens abmühten, den rechten Ton zu treffen. — Das Publicum indessen fand ihn sogleich heraus, und ergöhte sich baß an der Novität. Der Beneficiant, Hr. Werle, hatte übrigens nur ein kärglich besetztes Haus.

### B e r i c h t i g u n g .

In unserm letzten Blatte Nr. 45, Seite 361, Zeile 27 v. o. bitten wir Palnatoße statt „Paraglotte“ zu lesen.

### M o d e b i l d X V I .

Oberkleid von Pondichery, nach einem Original von J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der schwarze Strohhut mit Crepp gepußt, nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 18. April 1835.

47

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hier gegen Vorabbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Ueber doppelte und vielfache Fixsterne.

(Fortsetzung.)

Rotatorische Bewegung der Doppelsterne. Wenn aber jene fortschreitende Bewegung der beyden Doppelsterne im Weltraume schon so auffallend ist, wie viel merkwürdiger ist noch eine andere, die man an diesen Himmelskörpern bemerkt. Sie bewegen sich nemlich auch um einander, ganz eben so, wie sich in unserem eigenen Systeme die Planeten um die Sonne, oder die Satelliten um die Hauptplaneten bewegen. Gewöhnlich ist es der kleinere, der sich um den größeren, um seinen Centralkörper bewegt, und meistens reichen schon einige wenige Jahre von Beobachtungen hin, nicht nur die Existenz dieser Bewegung außer Zweifel zu setzen, sondern auch die Größe und Richtung derselben genau zu bestimmen.

Hier bewegen sich also Sonnen um Sonnen, deren jede wieder höchst wahrscheinlich mehrere dunkle Planeten und Kometen mit sich führt, die gemeinschaftlich mit ihr um die Centralsonne des Systems kreisen, während dieses System selbst, während beyde Sonnen mit allen ihren Begleitern auf dem großen Ocean der Welten unter den übrigen Sternen des Himmels einherschiffen, ohne sich auch nur einen Augenblick zu trennen.

Hey einigen derselben scheint die Distanz, welche sie trennt, seit der Zeit, da man sie kennt, d. i. seit etwa 50 Jahren, regelmäßig zu wachsen. Dieß ist z. B. der Fall mit dem merkwürdigen Stern Mira Celi im Wallfische. Er ändert seine Größe periodisch, so daß er, wenn er am schönsten glänzt, ein Stern der ersten Größe ist; und wenn er, nahe 330 Tage nach jener Epoche, in seinem schwächsten Lichte ist, selbst durch gute Fernröhre nur mit Mühe noch gesehen werden kann. Hey anderen Doppelsternen nimmt im Gegentheile diese Distanz immer ab, wie bey  $\zeta$  Orion,  $\gamma$  Jungfrau,  $\sigma$  Krone u. a. Wieder hey anderen, wie Castor oder  $\zeta$  großer Bär scheint diese Distanz immer dieselbe zu bleiben. Wahrscheinlich ist bey den letzteren die Bahn des Begleiters nahe kreisförmig und überdieß fast senkrecht auf unsere Gesichtslinie gestellt, daher wir gleichsam den völlig geöffneten

Ring dieses Kreises sehen, während wir die meisten anderen Bahnen nur in einer sehr schiefen Lage gegen unser Auge, also gleichsam nur die Schneide dieser Bahn erblicken.

Merkwürdiger aber ist die Veränderung des Winkels, welchen diese Distanz der beyden Sterne mit einer willkürlichen, aber festen, durch den Centralstern gehenden Linie macht. Man nennt diesen Winkel den Positionswinkel des Begleiters. Von der Änderung dieses Winkels hängt eigentlich die Bewegung des Begleiters um seine Centralsonne ab. Nach den Beobachtungen ändert sich diese Position bey den meisten Doppelsternen sehr schnell. Sie beträgt z. B. bey  $\eta$  Cassiopeiae in hundert Jahren 12 Grade, bey  $\xi$  Krebs 60, bey Castor 140, bey  $\xi$  großer Bär sogar weit über 360 Grade. Diese Änderungen sind übrigens bey vielen Sternen sehr verschieden, indem sie bald geschwinder, bald langsamer vor sich gehen, was auf eine große Abplattung der elliptischen Bahn des Begleiters deutet.

Umlaufzeiten der Doppelsterne. Wo diese Änderungen der Position schnell und regelmäßig vor sich gehen, ist es leicht, die Zeit, wann der Begleiter seine ganze Bahn um die Hauptsonne zurücklegt, oder die sogenannte Revolution desselben zu bestimmen. So fand man z. B. bey Castor, daß der Positionswinkel desselben seit 1784, also seit 50 Jahren, sich um  $71\frac{1}{2}$  Grad geändert hat, woraus sofort folgt, daß er sich in 253 Jahren um 360 Grade ändern wird, oder daß der eine dieser beyden Sterne seine Bahn um den anderen in 253 Jahren zurücklegt. Auf eine ähnliche Weise hat man die Revolution von  $\gamma$  Jungfrau 513, von  $\delta$  Schwan 452, von  $\sigma$  Krone 287, von 70 Ophiuchus 80, von  $\xi$  großer Bär 61 und endlich von  $\eta$  Krone, den schnellsten von allen, 43 Jahre gefunden. Bey vielen anderen Doppelsternen sind diese Änderungen der Position zu gering und überhaupt die Bewegungen derselben noch zu langsam, um aus den Beobachtungen so weniger Jahre schon die ganze Umlaufzeit mit Sicherheit ableiten zu können. Wenn man bedenkt, wie schnell unsere Kenntniß dieser Gegenstände seit fünfzig Jahren, denn nur so lange ist es, daß man sich mit ihnen eifriger beschäftigt, zugenommen habe, so dürfen wir mit Freuden in die Zukunft sehen und begründete Hoffnung schöpfen, daß wir am Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts bedeutende Fortschritte gemacht haben werden. Begnügen wir uns einstweilen damit, daß wir nun Sonnen kennen, die sich um andere Sonnen in einer Zeit bewegen, die nicht einmal die Hälfte der Umlaufzeit unseres äußersten Planeten, Uranus, um unsere Sonne beträgt.

Bedeckungen der Fixsterne unter einander. Wir bemerken öfter, daß der Mond, wenn er seinen Weg unter den Gestirnen des Himmels zurücklegt, mehrere derselben mit seiner Scheibe bedeckt. Für den Astronomen sind diese Sternfinsternisse, denn dieß sind sie in der That, von großer Wichtigkeit, da sie ihm das beste Mittel an die Hand geben, die geographische Länge der verschiedenen Orte auf der Oberfläche der Erde zu bestimmen. Eben so bedeckt auch der Mond zuweilen die Sonne, wenn er zwischen ihr und uns vorübergeht, wo dann eine Sonnenfinsterniß entsteht. Zuweilen sieht man auch die zwey der Sonne näheren Planeten, Merkur und Venus, vor der Sonnenscheibe als dunkle Flecken erscheinen, was man einen Durchgang nennt. Von diesen sind besonders die Durchgänge der Venus, des uns nächsten Planeten, merkwürdig, weil sie uns ein Mittel geben, die wahre

Entfernung der Sonne von der Erde zu finden, diese große Elle, mit welcher wir dann alle anderen Distanzen des Weltraums auszumessen pflegen. Auch die Fixsterne werden zuweilen, obwohl selten genug, von den Planeten bedeckt, und die Astronomen versäumen nicht, diese Bedeckungen, so oft sie statt haben, mit besonderem Fleiße zu beobachten. Aber daß auch ein Fixsterne den anderen bedecken sollte, daran hat man vor 50 Jahren noch nicht gedacht, oder vielmehr, man hat eine solche Erscheinung für ganz unmöglich gehalten, und doch ist sie seitdem schon mehr als einmal beobachtet worden.

Den schönen Doppelstern  $\tau$  im Schlangenträger z. B. sah der ältere Herschel i. J. 1781 noch deutlich doppelt, obschon seine Distanz bereits sehr klein war. Sein Sohn und Struve aber sahen ihn i. J. 1830 nur mehr einfach, obschon in einer etwas länglichen ovalen Gestalt. Seit dieser Zeit aber erscheint er auch in den stärksten Fernröhren nur als ein vollkommener, einfacher und völlig runder Fixstern. Beyde Sterne decken sich jetzt, eine Sonne verfinstert uns die andere, und diese Finsterniß dauert mehrere Jahre, weil der Sternsatellit, so schnell er sich auch in der That um seinen Centralstern bewegen mag, doch viel zu weit von uns entfernt ist, um diese Bewegung schon in einigen Monaten erkennen zu lassen.

Der Doppelstern  $\zeta$  Orion bietet im Gegentheile eine ganz andere Erscheinung dar. Der ältere Herschel bemerkte ihn vor 50 Jahren in seinem Catalog als einen einfachen Stern, während er jetzt ein zwar sehr naher, aber mit jedem Jahre sich erweiternder Doppelstern ist. Er wurde daher vor einem halben Jahrhundert verfinstert. Eben so erschien  $\zeta$  Herkules und  $\delta$  Schwan früher einfach, während sie doch jetzt nicht weiter zu verkennende Doppelsterne sind.

Solche Finsternisse der Sterne durch Sterne können offenbar nur bey solchen Doppelgestirnen entstehen, deren Bahnen gegen uns sehr schief liegen, so daß sie uns gleichsam nur ihre Schneide zeigen. Bey solchen Himmelskörpern wird also auch der Sternsatellit nicht mehr in einer krummen Linie, wie er in der That thut, sondern in einer durch den Centralstern gehenden geraden Linie sich zu bewegen scheinen. Dieß ist z. B. der Fall mit der Bahn des schon öfter erwähnten Doppelsterns  $\gamma$  der Jungfrau; der Satellit bewegt sich seit dem Jahre 1720 in einer geraden Linie auf seine Hauptsonne zu und seit dieser Zeit nahm seine Distanz immer ab bis zum J. 1829, wo man schon die nahe bevorstehende Bedeckung der beyden Sterne erwartete. Aber sie hatte nicht statt, da der Satellit nahe über dem Centralstern vorbeiging und seitdem entfernt er sich von demselben immer mehr auf die andere Seite.

Untersuchung der Bahnen der Doppelsterne. Es war nun weiter keinem Zweifel unterworfen, daß sich bey den Doppelsternen der eine um den anderen bewege. Allein, in welcher Bahn und nach welchem Gesetze hat diese Bewegung statt? — Diese Frage blieb noch ganz unbeantwortet.

In unserem Sonnensysteme sind die Bahne der Planeten und Kometen bekanntlich Ellipsen, in deren einem Brennpuncte die Sonne ruht, und das Gesetz, nach welchem sie sich bewegen, ist das sogenannte „Gesetz der allgemeinen Schwere,“ das der große Newton entdeckt hat. Nach diesem Gesetze zieht nemlich die Sonne die Planeten, und überhaupt jeder Körper den anderen so an, „daß die Anziehung des Körpers in demselben Maße wächst, wie

die Masse desselben zunimmt und wie das Quadrat seiner Entfernung von dem angezogenen Körper abnimmt.“ Die Masse der Sonne ist z. B. 355,000mal größer als die der Erde, also zieht auch die Sonne einen Körper, der z. B. eine Million Meilen von ihrem Mittelpuncte entfernt ist, 355,000mal stärker an, als die Erde einen Körper anzieht, der eben so weit von dem Mittelpuncte der Erde entfernt ist. Ferner zieht die Sonne die Erde so an, daß die letzte in jeder Secunde nahe um den 100sten Theil eines Par. Fußes zur Sonne fällt, oder sich ihr so viel nähert. Jupiter ist 5mal so weit, als die Erde, von der Sonne entfernt, also wird er auch von derselben Sonne nur mit dem 25sten Theil von dem Hundertel eines Fußes oder um den 2500sten Theil eines Fußes angezogen, und so fort in allen anderen Fällen.

Diese so geartete Kraft der Sonne ist es eben, welche die Planeten und Kometen unseres Systems zwingt, jene Ellipse zu beschreiben. Würde diese Kraft der Sonne eine andere seyn, würde sie z. B. in demselben Verhältnisse wachsen, wie die Entfernungen von ihr zu- oder abnehmen, so würden jene Bahnen ganz andere und oft sehr verwickelte krumme Linien seyn.

Es kann hier nicht unsere Absicht seyn, zu zeigen, wie man dahin gekommen ist, die Beschaffenheit der Bahnen, welche die Doppelsterne beschreiben, näher kennen zu lernen; daß die Aufgabe aber nicht zu den leichtesten gehören mag, wird der Leser wohl ohne meine Erinnerung voraussetzen. Wir sehen diese Bewegungen nicht, wie sie in der That sind, wir sehen sie nicht aus dem Mittelpuncte derselben, sondern in einer entseßlichen Entfernung von vielleicht mehreren Billionen Meilen, wo es äußerst schwer ist, kleine Veränderungen derselben zu bemerken. Die eigentlichen Bahnen dieser Doppelsterne können übrigens alle mögliche Lagen gegen uns haben, so daß die einen uns ihre ganze breite Fläche, die anderen nur ihre Schneide zuwenden und die meisten unter irgend einem größeren oder kleineren Winkel gegen unsere Gesichtslinie geneigt seyn mögen.

Indes ließ man sich durch alle diese Schwierigkeiten nicht abschrecken, den Versuch zu machen und die Natur jener krummen Linie zu bestimmen. Dazu mußte man nun vor allem das allgemeine Gesetz suchen, nach welchem dort, in jenen Fernen, die Centralsonne alle Körper anzieht. Dieser Gesetze kann es aber unendlich viele geben, und wie sollen wir, unter allen möglichen, sogleich das einzig wahre, das jedem einzelnen Doppelstern vielleicht ausschließend zukommende auffinden?

In dieser Verlegenheit war wohl das einfachste, einstweilen vorauszusetzen, daß dasselbe Gesetz der allgemeinen Schwere, das wir hier unten als das Gesetz unsers Sonnensystems erkannt haben, auch vielleicht dort gelten möge. Es kam auf den Versuch an. Gelingt er, so haben wir, was wir suchten, und gelingt er nicht, so bleibt nichts übrig, als weitere Versuche zu machen, und so lange zu suchen, bis man endlich das wahre Gesetz entdeckt.

Bessel in Königsberg war der erste, der darauf aufmerksam machte, daß unser Gesetz wahrscheinlich auch dort oben noch beobachtet werde. Savary, ein sehr geschickter Geometer, führte diesen Vorschlag zuerst aus (Connaiss. des tems 1830), und wendete seine Analyse sogleich und zwar sehr glücklich auf den schönen Doppelstern  $\xi$  im großen Bären an. Zwey Jahre später gab Encke (Berl. Jahrbuch 1832) eine andere sehr schätzenswerthe Auflösung dieses Problems, die er auch sofort auf den Doppelstern  $\rho$  Ophiuchi an-

wendete. Im fünften Bande der Memoiren der Königl. astronomischen Gesellschaft in London gab endlich der jüngere Herschel seine Auflösung der Aufgabe, die dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntniß der Doppelsterne wohl am angemessensten ist und wodurch zugleich mehrere jener Bahnen auf das genügendste bestimmt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Der Baum und die Quelle.

Traurig steht ein Baum und seufzend  
Mitten in des Waldes Schooß,  
Und ihm nahe eine Quelle  
Weinet leif im hohen Moos.

Mit Bergifmeinnicht und Weilschen  
Raßt sie ihres Spiegels Rain,  
Weil sein Bild darinnen schwebet,  
Hold verschämt und zitternd ein.

Beyder Leben ist verbunden  
Tief in ihres Wesens Grund;  
Doch sie wagen nicht zu glauben  
An den längst geschloss'nen Bund.

Aber daß, trotz seiner Höhe  
Stolzer Kraft, doch — ohne sie  
Seines Lebens Mark verderre,  
Glaubt die allzu Bage nie.

Sorgsam breitet er die Äste,  
Wie ein schützend Freundeshaus,  
Grün und blüchtig, kühl und duftig  
Über sie, die Keine, aus.

Beyder Leben ist verbunden  
Tief in ihrer Wesen Grund,  
Doch sie wagen nicht zu glauben  
An den längst geschloss'nen Bund.

Doch, daß sie versiegen müßte  
Und verschmachten ohne ihn,  
Kommt dem Blöden, Muthverlassnen,  
Nie in den bescheid'nen Sinn.

Und so seufzt der Baum und stehet  
Trauernd in des Waldes Schooß,  
Und ihm nahe weint die Quelle  
Heimlich in das hohe Moos.

— 6 — 6.

### Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Anfangs Februar 1835.

(Fortsetzung.)

„Elle est folle“ von Melesville auf dem Vaudevilletheater; eclatanter Succes. Doctor Yollac wird zu Lord Harleigh auf ein Landgut in der Nähe von London berufen, und erfährt von ihm, daß Lady Anna, dessen Frau, närrisch sey. Lord Harleigh läßt den Arzt allein mit seiner Frau; nun beginnt eine mit vieler Kunst angelegte Scene; es ist ein psychologisches Studium, worin der Dichter viel Tact und Behendigkeit entwickelt. Der Arzt nähert sich behutsam ihrem kranken Gemüth; er umschlingt sie mit den schlauesten Fragen. Lady Anna spricht ganz vernünftig, sie hat noch helle Augenblicke; ihr ist noch zu helfen. Der Arzt verkündet es freudig seinem Freunde Harleigh, der eben hereintritt; dieser geräth in Wuth, stampft mit den Füßen, geht mit großen Schritten auf und ab; er ist der Herr des Oceans, er will ihn austrocknen lassen; er ist ein Staatsmann, ein Genie; Spione verfolgen ihn; sein Onkel will ihn ins Narrenhaus stecken, weil seine Frau wahnsinnig ist; endlich sinkt Lord Harleigh dem Arzte erschöpft in die Arme. Harleigh ist verrückt, nicht seine Frau. — Lady Anna erzählt dem Doctor Yollac: „Ein junger Mensch folgte ihr seit längerer

Zeit aller Wege; wo sie sich zeigte, erschien er: auf der Promenade, im Schauspielhause, u. s. w. Lord Harleigh wurde eifersüchtig und führte seine Frau nach Frankreich; der junge Mann reiste nach Frankreich; sie fand ihn in der Schweiz, sie fand ihn in Neapel. Befremden muß es allerdings, daß der lästige Gefährte der Lady so lange stumm nachgeschlichen, daß er sich nicht erklärte. Wohl mag er in Neapel dieselbe Bemerkung gemacht haben, indeß sehr zur Unzeit; im Auge blicke, wo er sich der Lady näherte, um sie anzureden, trat der Lord dazu, Anna entfiel, ihr Mann führte sie nach England zurück, verlor den Verstand; seitdem wohnen sie auf diesem Landgute; der junge Mann ist nicht wieder erschienen.

Ihnen weiter zu entwickeln, wie es der Arzt anfängt, um den Lord dahin zu bringen, daß er sich als den Mörder seines Nebenbuhlers zu erkennen gibt, erlaubt mir der Raum nicht. Der junge Marwell, so heißt der ermordete Nebenbuhler, kommt wieder zum Vorschein; er ist nicht Harleigh's Nebenbuhler, er ist auch nicht ermordet, obgleich schwer zu begreifen ist, wie er mit einem Stiche in der Brust sich aus den Wellen hat retten können, in die ihn Lord Harleigh gestürzt. Hr. Marwell heirathet Nellu, die Nichte; diese war es, die er liebte, welcher er folgte auf jedem Schritte, an die Ufer der Seine, an den St. Gotthard und an den Vesuv. Das Sujet seines Vaudevilles hat Hr. Melésville aus einem englischen Werke entlehnt, welches unter dem Titel: „Mémoires d'un médecin“ vor einigen Jahren in einer französischen Uebersetzung erschienen ist.

„Naissance et mariage“ in den Variétés ist ein sentimentales Drama, le mort fiancé, einer bekannten Erzählung von Zschokke, nachgebildet, und „le Tapissier“, ein moralisches Stück von dem eben sonst nicht züchtigen Hrn. Ancelot.

„La femme qu'on n'aime plus,“ im Gymnase, von Hrn. Fournier, hat Witz, geistreichen Dialog, anmuthige Situationen; es ist mehr Sprichwort denn Lustspiel oder Vaudeville. Edmond liebte seine Cousine Clementine, die einen homme de lettres vorzieht und heirathet. Die Dichter verbrauchen so viel Gefühl auf dem Papier, daß ihnen für die Haushaltung wenig übrig bleibt. Clementine ist nicht glücklich; ihr Gemahl stirbt. Edmond kommt geheilt aus Nordamerika zurück; jetzt liebt ihn Clementine. Edmond ist reich geworden; er bittet seine Cousine ihm eine Frau zu verschaffen, sie verspricht es ihm und hält Wort. Am Ende des Stückes heirathet der Cousin die Cousine, die mit vieler Gewandtheit die erloschene Neigung in seinem Herzen wieder anzufachen weiß; indessen möchte wohl Mancher einem so gewandten Weibe sein Glück nicht anvertrauen. Das Stück hat gefallen, aber mit „la fille de l'Avare“ kann es sich nicht messen; diese hat alles verdunkelt; „Latude.“ „le Juif errant,“ „le facteur,“ „Marborough“ alles ist über „la fille de l'Avare“ vergessen worden, und diese ist selbst fast wieder vergessen über „I Puritani.“ Diese Oper hat Bellini eigens für das hiesige italienische Theater geschrieben. Ich habe sie noch nicht gehört, wer weiß, wann ich sie hören werde. Im Théâtre italien fangen die Vorstellungen um acht Uhr an; um sechs Uhr brummt und summt schon die Queue durch die Straßen wie eine Emeute. Bellini ist zweymal gerufen worden. Die Dilettanti sind verrückt. Rossini schläft! Es ist Zeit, daß er erwache, sonst entwindet ihm Bellini die Palme. Ich muß aber auf die Tochter des Geizigen zurückkommen, die einer bekannten Erzählung von Balzac nachgebildet ist. Das Lustspiel dreht sich eigentlich um den Vater, um den Geizhals selbst. Dieser heißt Grandet; seine Tochter Eugenie. Sie wohnen auf einem Landgute bey Saumur. Der Bruder des Geizhalses ist Bankier in Paris; Charles, dessen Sohn, besucht seinen Onkel, Eugenie setzt ihrem Cousin Chocolate vor; der alte Grandet kommt dazu und geräth außer sich über die Verschwendung seiner Tochter. Charles bezahlt dem Onkel die Chocolate, der Onkel steckt das Geld in die Tasche und dankt dem Herrn Neveu verbindlichst: eine treffliche Exposition. Der reiche Bankier zu Paris hat indessen schlechte Geschäfte gemacht; er bittet seinen Bruder ihm 300,000 Frs. zu leihen um ihn aus der Verlegenheit zu reissen, sonst muß er in wenig Tagen seine Bilanz niedertreten. Ein solches Zumüthen kann Hr. Grandet sich gar nicht reimen; drey mal hundert tausend Francs! das ist sein ganzes Vermögen, sein Leben. Eugenie weiß, wo ihr Vater seinen Schatz verborgen hat, sie stiehlt ihm die 300,000 Frs. und schickt sie ihrem Oheim. Nun kommt eine meisterhafte Scene, die Verzweiflung des alten Grandet; dem Verfasser hat freylich dabey ein ähnlicher Auftritt im Geizigen von Molière vorgeschwebt; hier ist kurz das Denouement: Eugenie ist mit nächstem großjährig, ihr Vermögen beträgt weit über 300,000 Frs., man gibt ihm eine Quittung über das Ganze, ohne Rechnung abzufordern, Grandet schlägt zu, er gewinnt 100,000 Frs. bey dem Handel.

In musicalischen Unterhaltungen fehlt es nicht: die Concerts des champs élysées werden in den großen Sälen des Hôtel Laite gegeben, dann kommen die Concerts des Hrn. Verlioz, die matinales musicales der Hh. Eilmant, die soirées musicales von den Hh. Baillot und Hiller, die matinales der Gebrüder Bohrer, die Séances der Gebrüder Müller. In den Morgenunterhaltungen der Hh. Eilmant werden nebst ältern Meisterwerken auch neuere Compositionen vorgetragen. In der ersten, welche kürzlich Statt gefunden, habe ich ein Quintett von Rousselot, ein treffliches Quintett von Spohr, nebst einem Quartett von Beethoven gehört; in letzterem war Eilmant der ältere sehr brav. Die neueste Erscheinung in der Musik ist Hr. Hippolyt Monpou; im „Raconneur“ singt Richard Couplets von dem jungen Tonsetzer, die ich nicht verstanden habe. An Annahmen fehlt es nicht, er kündigt sich als einen Reformator an; geschiedler wäre es, er reformire erst, der Titel findet sich dann schon von selbst. Hr. Monpou hat Bürger's „Lenore“ und „den ewigen Juden“ von Schubert in Musik gesetzt und zwar nach einer Uebersetzung in Prosa; das ist eine schlechte Empfehlung seiner Reform. Es mag einem Tonsetzer hart genug antommen französische Verse in Musik zu bringen, nun gar noch Prosa, in einer Sprache, die gar keinen Rhythmus hat, wo fast alle Sylben zwischen Länge und Kürze in der Mitte schweben. Die wichtigste, einflussreichste musicalische Anstalt bleibt die Société des Concerts du Conservatoire. Sie besteht bekanntlich erst seit wenigen Jahren, die Rossini'schen Opern, die Académie royale de musique reichten bis ungefähr 1826 hin, um die Dilettanti zu beschäftigen. „Der Freyschütz“, der im Vorbeygehen gesagt, seit einigen Tagen wieder gegeben wird und zwar in der komischen Oper, „der Freyschütz“ stellte den Maestro eine Zeit lang in den Schatten. Das dauerte so ungefähr ein Jahr. Das Jägerhorn und der Walzer klangen nach ein paar Monaten durch die Straßen; die Studenten bliesen sie auf ihren Piccoloflöten, die Crisetten sangen sie in der Arrière-boutique; in dem Elysée Montmartre und im Tivoli wurde darnach getanzt; allmählig erlosch aber Weber's Ruhm und Rossini strahlte ohne Rivalen am musicalischen Horizont.

Indessen hatte „der Freyschütz“ auf einige denkende Künstler einen tiefen Eindruck gemacht, sie versuchten, sich mit den übrigen deutschen Meistern vertraut zu machen. Man schloß sich ein, man spielte einige der leichtesten Quartetten von Beethoven; es entstand ein allgemeines Gelächter. Die heute seine eifrigsten Bewunderer sind, haben die ersten Töne seiner herrlichen Schöpfungen mit Spott und Hohn aufgenommen! Indes wurden einige Symphonien in den Concerts spirituels der großen Oper ausgeführt und gefielen; Baillot ließ ein für unverständlich und unausführbar verschrienes Quartett in einer Soirée musicale ausführen; es machte den günstigsten Eindruck. Endlich starb Beethoven, bis dahin hatte er bey den Professoren, bey den Musikgelehrten für einen Narren, für einen Trolchsen gegolten; nach seinem Tode sprach man mit Achtung von ihm. Man fing an, seine Partituren fleißiger zu studieren; man wurde vertrauter mit den Verworrenheiten seiner Schreibart. Die Académie und das Conservatoire, welche ihn in den Bann gethan, gaben zu, Beethoven, obgleich ein Savage, habe doch wahrhaft großartige Motive und eine gewaltige Energie. Allmählig wuchs die Zahl seiner Verehrer; es bildete sich die Gesellschaft der Concerts du Conservatoire; Beethoven wurde einstudiert. Die erste Generalprobe einer seiner Symphonien brachte eine nicht zu beschreibende Wirkung hervor. Boieldieu war gegenwärtig, er hatte die Partitur in der Hand; er deutete mit dem Finger auf eine Stelle, die, wie er meinte, das Auditorium nicht ertragen würde. Die Stelle kam, das Orchester spielte sie; „es geht doch!“ rief Boieldieu, „und es geht vortrefflich! das ist höchst sonderbar!“ Von da an richtete sich Beethoven allmählig in seiner ganzen kolossalen Statur vor den Augen der Pariser auf, und wurde als der Gott der Instrumentalmusik begrüßt. Die Verehrung für Beethoven ist hier eine wahre Manie, Racine wird von den Pariser nicht so vergöttert; vielleicht werden seine Compositionen nirgends in der Welt mit dieser Vollendung gegeben. Auch sind die Concerte der Conservatoire so besucht, daß die Logen ein Jahr vorausgemietet werden.

(Der Schluß folgt.)



## L i t e r a t u r.

Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Enns. Von W. C. W. Blumenbach Güns 1835. 8. Zweyter Band. Preis: 3 fl. C. M.

Blumenbach's Werk, dessen erster Band in Nr. 105 dieser Zeitschrift vom 2. September 1834 angezeigt wurde, ist nun geschlossen. Der zweyte Band entspricht durchaus den Erwartungen, welche der erste in so reichem Maße erregte, sein Inhalt, die Darstellung des Zustandes der Volkswirtschaft, die Landesverwaltung und die Topographie umfassend, wetteifert an Interesse mit jenem des früher erschienenen. Besonders anziehend erscheint die Bearbeitung des Artikels Landwirtschaft und die Topographie. Es war ein sehr glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung, letztere einzeln und zu einem sehr billigen Preise abdrucken zu lassen. Der kritische Vergleich dieser kaum 180 Seiten starken Ortsbeschreibung mit den vorhandenen Quellen, oder gar mit manchen neuen Nachwerken, die in ungehörlicher Breite mehr Bände zählen, als diese Topographie Bogen enthält, wird ihr den Vorrang vor allen bisher erschienenen Darstellungen glänzend sichern.

Daß unter der wahrhaft ungeheuren Zahl von numerischen, historischen und beschreibenden Daten, welche in diese zwey mäßigen Bände zusammengedrängt erscheinen, nicht alle richtig sind, kann ohne gemeine Lobhudeley nicht verschwiegen werden, und ist ein Beweis mehr für den unlängbaren Satz, daß auch die liebevollste Anstrengung, die umfassendste Sachkenntniß in diesem Fache, des Mangels verlässlicher Quellen wegen, mit unnenkbaren Schwierigkeiten kämpft. Da Hr. Blumenbach, der unerschämten Selbsteignüßsamkeit mancher neuen angeblich originellen Darstellungen fremd, gewissenhaft jede benützte Quelle angibt, so enthalten diese zwey Bände zugleich die umfassendste Literatur des Faches.

Im Allgemeinen kann das über den ersten Band ausgesprochene Urtheil auch auf den zweyten ausgedehnt, kann die Behauptung, daß diese Landeskunde eine ziemlich zahlreiche Bücherammlung erspart, mit Beruhigung wiederholt werden. Möchte zum Besten des Gegenstandes dieses Werk auch in einer Zeitschrift, deren Tendenz für discutirende Kritik Raum bietet, vollkommen gewürdigt werden, und jene Verbreitung im Vaterlande finden, die es in so reichem Maße verdient, und welche (ein erfreuliches Zeichen des wachsenden Bedürfnisses) in neuester Zeit auch sehr werthlose Compilationen des Gegenstandes willen fanden! S.

## Concert-Anzeige.

Montag den 20. April wird Hr. Carl v. Bocklet im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde, um die Mittagsstunde, sein zweytes Concert geben, und abermals eine freye Phantasie auf dem Pianoforte vortragen. — Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. C. M. und Sperrsitze zu 2 fl. C. M. sind in den hiesigen Kunsthandlungen so wie in der Wohnung des Concertgebers, große Schulenstraße Nr. 851, 3. Stock und an der Casse zu haben. Den Inhalt des Concertes werden die Anschlagzettel näher bestimmen.

## Aus der Kunstwelt.

Der dem Wiener Publicum so werthgewordene Violinspieler, Hr. Dur y, dessen letztes Concert in einem unserer nächsten Blätter ausführlicher besprochen werden wird, ist gestern auf kurze Zeit nach Pesth abgereist, um auch dort von seinem ausgezeichneten Talente Proben, abzulegen. Wir wünschen und hoffen für ihn den Erfolg, dessen er so vollkommen würdig ist, und der ihm auch, nach seiner Rückkehr, in Wien nicht fehlen wird.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dienstag, den 21. April 1835.

48

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Oesterreichs Gebeth

am 19. April.

Gott erhalte Ferdinand en,  
Franz, des Guten, guten Sohn!  
Friede walt' in Seinen Landen,  
Treue steh' um Seinen Thron!  
Wie wir's herzlich längst empfanden,  
Kling' es im bekannten Ton:  
Gott erhalte Ferdinand en,  
Franz, des Guten, guten Sohn!

Wie auf Siegeln und auf Fahnen  
Gleiche Namenszüge steh'n,  
Mög' auch Er auf gleichen Bahnen  
Gleichem Ruhm entgegengeh'n!  
Segnend möge Seiner Ahnen  
Treuer Schutzgeist Ihn umweh'n!  
Gott erhalte Ferdinand en,  
Das ist Oesterreichs frommes Fleh'n!

Glaube, Weisheit, Recht und Güte,  
Wenn Er lohnt und wenn Er straft,  
Lenke Seinen Rath und hütthe,  
Was Sein Arm beglückend schafft.  
So bewahr' Er Oesterreichs Blüthe,  
Seinen Ruhm und uns're Kraft!  
Gott erhalte Ferdinand en,  
Das ist Oesterreichs frommes Fleh'n!

Über Habsburgs Enkel alle  
Sende das verdiente Glück;  
Lenk' im bunten Zeitenschwalle  
Huldreich immer Ihr Geschick!  
Noch in ferner Zukunft falle  
Mild auf Sie Dein Vaterblick!  
Gott erhalte Ferdinand en,  
Das ist Oesterreichs frommes Fleh'n!

Heißgeliebt von Seinen Schaaren,  
 Hochverehrt von aller Welt,  
 Unser Schützer in Gefahren,  
 Uns'rer Feinde Schreck im Feld,  
 Steh' Er noch in späten Jahren,  
 Groß als Kaiser, Mensch und Held!  
 Gott erhalte Ferdinanden,  
 Das ist Osterreichs frommes Fleh'n.

### Ueber doppelte und vielfache Fixsterne.

(F o r t s e t z u n g.)

Das Verfahren, welches diese Astronomen dabey gebrauchten, reducirt sich im Allgemeinen auf Folgendes. Unter der Voraussetzung, daß Newton's Gesetz auch dort statt habe, suchten sie aus drey oder vier Beobachtungen eines Doppelsternes die Bahn desselben, d. h. also hier die Ellipse (welche er unter jener Voraussetzung beschreiben muß) in allen ihren Dimensionen zu bestimmen. Auf diese Weise fanden sie z. B. die große Axe dieser Ellipse in Secunden oder so ausgedrückt, wie sie uns, wenn sie senkrecht auf unserer Gesichtslinie stände, erscheinen würde; ferner die Excentricität dieser Ellipse, oder die Entfernung ihres Mittelpunctes von jedem der beyden Brennpuncte, dann die Revolution oder die Umlaufszeit des Satelliten um seinen Centralstern; ferner die Lage der großen Axe und eben so die Lage der ganzen Bahnebene gegen unser Auge u. s. w. Wenn sie nun diese sogenannten Elemente der elliptischen Bahn, wodurch sie sich vor allen anderen Ellipsen unterscheidet, aus jenen vier zu Grunde gelegten Beobachtungen durch Rechnungen, von welchen wir hier nicht einmal eine Anzeige geben können, gefunden hatten, so war noch immer die Frage übrig, ob nicht die ganze bisherige Arbeit vergebens, und einer bloßen, wenn gleich sehr schweren Tändelei gleich zu achten sey, da das Ganze auf der Hypothese beruhte, daß auch dort noch das Newton'sche Gesetz gelte, eine Annahme, die eben so viel für, als gegen sich haben konnte.

Das Newton'sche Gesetz der Attraction ist ein allgemeines Gesetz der ganzen Natur. Allein diese Frage ließ sich bald entscheiden. Man hatte nemlich außer jenen vier Beobachtungen noch gar manche andere von denselben Doppelsternen vor sich liegen, oft Hunderte von Beobachtungen, die in einer Reihe von 30, 50, ja bey einigen Sternen von 100 Jahren gemacht wurden, und man durfte nur zusehen, ob denn auch alle diese Beobachtungen in jene gefundene Ellipse genau paßten, oder nicht. Im ersten Fall konnte man vernünftiger Weise nicht weiter zweifeln, daß man erstens die wahre Bahn gefunden habe, und daß zweytens Newton's Attractionsgesetz auch in jenen Entfernungen noch eben so gut, als hier in unserem Planetensystem, beobachtet werde.

Dies letzte war es aber, was man fand. Und damit hatte man in der That etwas sehr Wichtiges, etwas Großes gefunden! Es war dieß gleichsam der erste Blick, den der menschliche Geist jenseits der Grenze seiner ihm angewiesenen Welt, in das unermessliche All der Schöpfung, in die dort

vorhandenen Kräfte wagte, von denen uns bisher noch nicht das Geringste bekannt geworden war.

Newton hatte nemlich das Gesetz gefunden, nach welchem sich alle Planeten und Kometen um unsere Sonne und zugleich die Satelliten unseres Systems um ihre Hauptplaneten bewegen. Das war ohne Zweifel die größte und schönste Entdeckung, die je ein Mensch gemacht hat. Der ganze große Staat, den die Sonne monarchisch regiert, gehorcht einem einzigen Körper und höchst einfachen Gesetze. Selbst der entfernteste aller Planeten, Uranus, der über 400 Millionen Meilen von der Sonne absteht, ist diesem Gesetze unterthan, ja selbst der große Komet von 1680, der sich unter allen uns bekannten Himmelskörpern unseres Systems am weitesten, bis auf 17,600 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, selbst er gehorcht noch schweigend demselben Gesetze.

Aber jenseits der Grenzen dieses großen Sonnenstaates — welche Gesetze bestehen dort? — So wenig mußten wir davon vor noch nicht zwanzig Jahren, daß wir nicht einmal diese Grenze selbst, auch nur beynah, anzugeben im Stande waren. In der That wissen wir noch jetzt von keinem einzigen Fixsterne die Entfernung von uns auch nur auf ihre Hälfte genau. Wir wissen nur, daß der nächste aller Fixsterne wahrscheinlich nicht weniger als vier Billionen Meilen von uns absteht. Aber wie viel darüber, das ist uns gänzlich unbekannt! Wer daher behaupten wollte, diese Distanz des nächsten Sternes, etwa des Sirius, ist noch hundert Billionen Meilen größer, als die eben angegebene, dem würden wir nicht widersprechen, ihn wenigstens nicht widerlegen können, denn diese hundert Billionen Meilen sind mit dem gegenwärtigen Zustande unserer Wissenschaft und unseren Instrumenten ganz eben so gut, oder, wenn man lieber will, ganz eben so schlecht übereinstimmend, als eine noch millionenmal größere, oder, auch als eine noch viele millionenmal kleinere Distanz, da wir über die eine ganz eben so ungewiß sind, als über die andere.

Da wir also von allem, was jenseits des großen Haushalts unserer Sonne vor sich gehen mag, ganz und gar nichts wissen, so sind uns auch die Kräfte unbekannt, welche dort walten mögen. Wir können nur sagen: hier, bey uns, herrscht dieses Gesetz der Anziehung, ob es aber auch wo anders oder welches andere Gesetz dort herrsche, ja selbst ob irgend eines daselbst noch herrsche, woher sollten wir dieß wissen? In der That, wir glauben, diese Attraction sey eine der Materie, der körperlichen Masse inwohnende Kraft. Allein was ist Materie, was ist Kraft? Könnte es in anderen Gegenden des Weltalls nicht auch solche Wesen geben, die ohne diese Attribute, die ganz ohne alle gegenseitige Attraction doch noch bestehen? Oder, wenn sie sich ja anziehen müssen, können sie das nicht auch auf andere, auf tausend verschiedene Weisen thun?

Wie gesagt, auf diese Frage hatten wir bisher, seit Menschen leben und den Himmel über ihnen betrachteten, keine Antwort. Aber seit wir die Doppelfirne kennen lernten, ist endlich auch dieses Räthsel gelöst. Schon haben wir bey so vielen derselben, und ihre Anzahl mehrt sich mit jedem Jahre, die elliptische Bewegung derselben um den Centalkörper in dem Brennpuncte dieser Ellipse gesehen, und dieß ist uns ein hinlänglicher, ein unwiderleglicher Beweis, daß dasselbe Newton'sche Gesetz, dem hier unten alles ge-

horcht, auch dort noch eben so genau befolgt werde, denn man kann mit geometrischer Schärfe zeigen, daß dieses Gesetz jene elliptische Bewegung zur Folge, und daß diese elliptische Bewegung jenes Gesetz zur alleinigen Ursache hat.

Dieses große und einfache, dieses eben durch seine Einfachheit so große Gesetz, das seine Macht bis an die äußersten Grenzen des Sonnensystems erstreckt, und das wir eben deswegen, aber mit Unrecht, das allgemeine Gesetz der Attraction genannt haben, ist also, wie wir jetzt erst, wie wir seit einigen Jahren erst erfahren haben, in der That und im strengsten Sinne des Wortes das allgemeine Gesetz, aber nicht bloß unseres Sonnensystems, sondern der ganzen, großen, grenzenlosen Natur.

Wenn Newton, der vor Entzücken erkrankte, als er dieses Gesetz entdeckt hatte, wenn er gewußt, wenn er nur geahnet hätte, wie weit seine Entdeckung sich erstrecken werde! Warum hat der Genius der Menschheit, der ihm im Leben so wohl gewollt, warum hat er ihm, in seinen letzten Stunden wenigstens, nicht das Glück gegönnt, die wahre Größe und die endlose Ausdehnung seiner Entdeckung in ihrer ganzen Herrlichkeit zu erblicken?

Verzeichniß der Bahnen der vorzüglichsten Doppelsterne. Ich gebe hier noch das Verzeichniß der Elemente einiger der vorzüglichsten Doppelsterne, wie sie von den oben erwähnten Astronomen gefunden wurden. Die erste Columne enthält die Namen der Doppelsterne, die zweyte die Umlaufszeit in Jahren, die dritte die halbe große Ape der Ellipse, wie sie uns, senkrecht auf die Gesichtslinie gestellt, erscheinen würde, und die vierte endlich die Excentricität in Theilen der halben großen Ape ausgedrückt.

	Umlaufszeit	Halbe gr. Ape	Excentricität.
$\gamma$ Jungfrau	513 Jahre	12 Sec.	0.89
Castor	253	8	0.76
$\sigma$ Krone	287	4	0.61
$\xi$ große Bär	61	3	0.38
$\rho$ Ophiuchus	80	4	0.47
61 Schwan	452	15	...

Von diesen Doppelsternen geht der erste,  $\gamma$  Jungfrau, in dem gegenwärtigen Jahre 1835 durch sein Perihelium d. h. durch den, dem Centralkörper nächsten Punct seiner Bahn, zu welcher Zeit er uns kaum eine halbe Secunde von jenem entfernt scheinen wird. Merkwürdig ist noch die ungeweine Geschwindigkeit des Satelliten zur Zeit seines Periheliums, da er in 5 Tagen schon nahe einen Grad um seine Centralsonne zurücklegt. Wenn er eine Billion Meilen von derselben absteht, so geht er in einem Tage durch 3,490 Millionen Meilen.

Castor's Bahn wurde von dem jüngern Herschel so genau berechnet, daß er uns sogar eine Ephemeride für die nächstkünftigen Jahre von dem Laufe dieses Sternes zu geben wagte. Nach derselben wird seine Distanz im Jahre 1845 nahe 4, i. J. 1850 aber 3, und i. J. 1855 endlich nicht einmal mehr 1 Secunde betragen. Man bemerke noch die sehr große Excentricität der Bahnen der beyden ersten Doppelsterne, dergleichen wir in unserem Planetensystem nichts Ähnliches aufzuweisen haben.

$\xi$  großer Bär hat unter den dort angeführten die kürzeste Umlaufszeit

von nur 61 Jahren. Unser äußerster Planet Uranus bedarf schon 84 Jahre, um seine Reise um die Sonne zu vollenden.

Von dem merkwürdigen Doppelsterne 61 Schwan ist bereits früher gesprochen worden.

Noch erwähne ich hier zweyer anderer Doppelsterne von sehr kurzer Umlaufzeit, nemlich  $\zeta$  Krebs von 55 Jahren mit einer sehr nahe kreisförmigen Bahn, und  $\eta$  Krone von 43 Jahren Umlaufzeit. Dieser bewegt sich also unter allen bisher bekannten in der kürzesten Zeit um seine Centralsonne. Seine Bahn ist ebenfalls einem Kreise sehr ähnlich und die Ebene desselben steht nahe senkrecht auf unserer Gesichtslinie, so daß wir gleichsam den offenen, kreisrunden Ring derselben sehen können.

Farben der Doppelsterne. Unter den einfachen Sternen des Himmels kennt man bisher nur solche, die in einem weißen oder gelben oder endlich auch, wie wohl seltener, in einem röthlichen Lichte glänzen. Unter die letzten zählten die Alten schon den Arctur, Aldebaran, Pollux, Antares und  $\alpha$  Orion, die uns auch noch alle röthlich erscheinen.

Allein blaue oder grüne Sterne hat man unter den einfachen Gestirnen noch nicht gefunden. Alle Farben dieser Himmelskörper sind von der einen Seite des Sonnenspectrums, wo die rothen und gelben prävaliren, genommen, während man von dem andern Ende desselben, wo blau und grün vorherrscht, keine findet.

Nicht so bey den Doppelsternen. Hier ist gewöhnlich der Centralstern, der meistens zugleich der größere von beyden ist, weiß oder gelb, seltener roth, während der ihn begleitende Satellit in einer oft sehr ausgesprochenen blauen oder grünen Farbe erscheint. Diese Fälle kommen auch in der That am häufigsten vor, doch fehlt es auch an solchen nicht, wo der große weiß oder gelb und der kleine roth, oder wo der große orange und der kleine grün, oder wo endlich beyde zugleich blau oder grün sind, und oft erscheinen alle diese Farben so lebhaft, daß sie auf den ersten Blick schon, wie man zu sagen pflegt, in die Augen springen.

Man hat lange geglaubt, daß diese sonderbare Erscheinung bey den Doppelsternen von den sogenannten complementären Farben herrühre, die die Leser ohne Zweifel bereits näher kennen. Es ist nemlich von roth die complementäre Farbe grün; von gelb, violet; und von blau, orange.

Unter den vielen Eigenschaften, die man in der Naturlehre von diesen complementären Farben aufgezählt findet, will ich hier nur die einzige erwähnen, daß, wenn man eine schwach erleuchtete weiße Fläche, z. B. ein Blatt Papier, mit einer stark rothen Flamme erleuchtet, das Papier nicht weiß, auch nicht roth, sondern vielmehr grün, also in der complementären Farbe jener Flamme erscheint und eben so mit den beyden übrigen Farbenspaaren. Wenn man eine stark rothe Fläche lange und scharf angesehen hat und dann sein Auge auf eine weiße Fläche z. B. auf eine Wand richtet, so erscheint die Letzte grün, und wenn man die Sonne einige Augenblicke angesehen hat, so erscheint die weiße Wand voll violetter Flecke, weil violet die complementäre Farbe von gelb ist u. s. w.

(Der Schluß folgt.)

## Concert des Hrn. Dury.

Wir haben in diesen Blättern schon öfter Gelegenheit gehabt, dem künstlerischen Verdienste des in der Überschrift genannten, ausgezeichneten Violinvirtuosen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; mit Vergnügen benutzen wir daher die uns neuerdings gebotene Veranlassung, den Namen des Hrn. Dury und seine Leistungen in dem am 11. d. M. stattgefundenen Concerte, unsern Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen. Die letzteren bestanden zuvörderst in dem ersten Sage eines Violinconcertes von Vioti (Allegro maestoso und Cadenza), einem Musikstücke, welches Hr. Dury schon bey einer früheren Gelegenheit, nemlich im k. k. Hofburgtheater, gespielt, und welches damals einen so ungewöhnlichen, durch die Umstände des Abends erhöhten, wir dürfen wohl hinzusetzen, unvergesslichen Eindruck hervorgebracht hatte. Wir brauchen wohl kaum hinzuzusetzen, daß wir mit diesen Worten an jene Melodie erinnern möchten, welche der Künstler, damals, wie heute, in die Schlusfcadenze des Concertes aufnahm, und welche für uns alle eine so tiefe, so wehmüthige Bedeutung hat. Das Spiel des Hrn. Dury bewährte abermals den Meister, der mit der Behandlung seines Instruments vollkommen im Reinen ist; seine Bravour ist eben so ausgezeichnet, als die Zartheit und Gefälligkeit seines Vortrages; der Sinn, mit dem er Vioti's Composition, dessen einfacher, feelenvoller Gesang auf der Violine heutzutage nicht mehr Jedermanns Sache ist, aufgenommen und verarbeitet hatte, beweisen seinen eigentlich höheren, künstlerischen Beruf. Der Beyfall, der dieser in jeder Hinsicht trefflichen Leistung zu Theil wurde, war nur ihrem Verdienste angemessen. Von gleichem Erfolge war auch die zweyte Production begleitet, mit welcher der Concertgeber seine Zuhörer erfreute; nemlich ein Bolero mit Variationen und Orchesterbegleitung, ein wahrer Probiestein für Finger- und Bogenfertigkeit, für alles das, was man im wahren Sinne des Wortes brillantes Spiel zu nennen pflegt, und was man bey der gegenwärtigen Ausbildung des Instrumentes und der Kunst von einem Violinspieler ersten Ranges voraussetzt. Das genannte Musikstück gereicht dem Concertgeber in seiner doppelten Eigenschaft als Virtuoso und Componist zur Ehre. Weniger allgemein wollte die dritte und letzte Leistung des Hrn. Dury ansprechen, nemlich ein Potpourri für die Violine allein, aus schottischen, irischen und englischen Nationalliedern, nebst einer Phantasie über Mozar'sche Motive. Wahrscheinlich war die nicht hinlängliche Vertrautheit unsers Publicums mit der Eigenthümlichkeit jener Melodien im ersten Theile, so wie die nicht immer klare und faßliche Bezeichnung der bekannten Weisen im zweyten Theile der Grund dieser geringeren Wirkung. In Beziehung auf Vortrag und Ausführung dieser, in einem kleineren Locale gewiß dankbaren musicalischen Blumenlese, gebührt Hrn. Dury ohne Zweifel die vollste Anerkennung. Im Verlaufe des Concertes entzückte die k. k. Hofopernsängerinn Mad. Kraus-Wranitzky die Versammlung durch den wahrhaft meisterlichen Vortrag einer ungemein schwierigen aber auch höchst brillanten Arie mit Recitativ von Bellini. Die Leistungen dieser nicht genug zu schätzenden Sängerinn gewinnen mit jeder Production an Beyfall wie an Verdienst und liefern den erfreulichen Beweis, daß die wahre Kunst, bey uns wie überall, nur gewissenhafte und beharrliche Jüngererbraucht, um auch dauernd ihren Platz und ihren Lohn zu finden. — Mit allgemeiner Theilnahme begrüßt, trat nach längerer Abwesenheit von Wien der beliebte Pianist Hr. Theodor Döhler, Kammervirtuos Sr. k. H. des Herzogs von Lucca, mit dem Hummelschen Rondo für das Piano forte „le Retour de Londres“ in dem heutigen Concerte auf. Hr. Döhler gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Clavierpielern Wiens und wir glauben keinem derselben Unrecht zu thun, wenn wir seinen Namen unmittelbar an die eines Bocklet und Thalberg anreihen. Die heutige Production war in Beziehung auf Reinheit, Fertigkeit und Ausdruck seines eigenen bereits rühmlich bekannten Namens, so wie der ehrenwerthen Gesellschaft, der wir denselben beygestellt haben, würdig.

— — — — —

## Concert des Herrn E. Lewy.

Das dießjährige Concert des Hrn. E. Lewy, Solospieblers im k. k. Hofoperntheater und Professors am hiesigen Conservatorium (am 5. dieses Monats im Musikvereinsaal), schloß sich den früheren, schon öfter in diesen Blättern besprochenen Leistungen des ausgezeichneten Künstlers würdig an, und machte unser Publicum zugleich mit seinen talentvollen zwey Kindern bekannt. Nach der Ouvertüre zu Beethoven's

ven's „Leonore,“ welche von dem Hof-Opernorchester mit der gewohnten Meisterschaft ausgeführt wurde, trat Hr. Lewy mit seinem etwa eilffährigen Sohne Carl in concertanten Variationen für Pianoforte und Waldhorn von Franz Lachner auf. Über das Spiel des Vaters brauchen wir uns dieses Mal wohl nicht weiter auszulassen, da wir die Vorzüge desselben in Beziehung auf Ton, Ausdruck und Bravour, schon bey so vielen Gelegenheiten nach Verdienst gewürdigt haben, also mit unserm Lobe den Lesern nichts Neues sagen würden; doppelt interessant wurde uns dieses Spiel heute durch die Begleitung auf dem Pianoforte, in welcher der junge Carl Lewy seine erste öffentliche Talentprobe ablegte. Ein reiner kräftiger Anschlag, Geläufigkeit und Ausdruck verrathen eine recht glückliche Anlage, und wir glauben mit gutem Grunde uns in dem fleißigen Knaben dereinst einen tüchtigen Pianisten versprechen zu dürfen. Noch größeres Interesse erregte das Auftreten des zweyten Sohnes des Hrn. Lewy, eines Knaben von ungefähr 6 Jahren, der mit seinem Vater ein Divertimento für a chromatische Waldhörner, mit Pianofortebegleitung, hieß. Über öffentliche Kinderproductionen im Allgemeinen ist schon oft genug, auch in diesen Blättern, gesprochen worden; um so weniger brauchen wir das Gesagte heute zu wiederholen; das Außerordentliche der Erscheinung gerade dieses Instrumentes bey einem so zarten Alter ändert zwar in der Sache nichts, macht aber die Theilnahme, ja das Erstaunen der Zuhörer, oder eigentlich Zuschauer, um so leichter begreiflich. Ohne Zweifel wird Jeder dem Vater zu einem so begabten Kinde, wie dem Kinde zu einem so früh reifen Talente Glück wünschen, und das um so aufrichtiger, wenn die Erfahrung der nächsten Jahre beweist, daß die große physische Anstrengung, die mit der Erlernung und Behandlung dieses Instrumentes nothwendig verbunden ist, den Lebenskeim und die körperliche Entwicklung des freundlichen Knaben nicht gefährdet hat. Die Aufnahme des Kindes und seiner Production von Seiten unseres Publicums war, wie es sich unter solchen Umständen voraussetzen läßt. Die übrigen Leistungen des Concertes bestanden in einer Declamation der k. k. Hofschauspielerinn Ute. Mathilde Wildauer, in einem Liede von Capellmeister Kreutzer, mit Pianoforte- und Hornbegleitung, von Hrn. Ludwig Tize, k. k. Hof-Capellsänger, dem Concertgeber und dessen Sohn Carl mit großer Zartheit vorgetragen, und in den Variationen über ein Schweizerlied von Piris, welche Ute. Adèle Jacodé mit jener Lieblichkeit, Reinheit und Meisterschaft sang, durch welche sich die treffliche Sängerin in kurzer Zeit zum Liebling unseres Concertpublicums und zu wahren Bieder der Bühne, der sie neuerdings ihr schönes Talent zugewendet, empor geschwungen hat.

### Concert der Herren Mayseher und Merk.

Der wohlbegründete Ruf und die allgemeine Beliebtheit, deren sich die in der Überschrift genannten Künstler erfreuen, hatten, wie in früheren Jahren, so auch zu dem heutigen Concerte (am 7. d. M. im Musikvereinsaal) eine ungemein zahlreiche Versammlung herbeigezogen. Die Erwartung des Publicums war um so lebhafter angeregt, da die Gesänge, welche der Concertzettel heute verheißten hatte, seit längerer Zeit immer seltener geworden, und namentlich Mayseher's Leistungen ihren Bewunderern, d. h. der ganzen musikalischen Welt Wien's, gleichsam entfremdet waren. Möge der warme Antheil, den das Publicum für das heutige Musikfest zeigte, den Künstlern eine Aufforderung zur regelmäßigen Wiederholung desselben werden. Die Eröffnung des Concertes geschah durch ein Tertett in Es-dur, von Mayseher's Composition, vorgetragen von den beyden Concertgebern, und den Hrn. Hellmesberger, Stadler, Strebingler und Richter, sämmtlich Mitgliedern der k. k. Hofcapelle. Ein Verein von solchen Kunstgenossen, deren jeder Einzelne einen namhaften, ehrenwerthen Platz in dem Verzeichnisse vaterländischer, ja wir dürfen sagen, deutscher Musiker einnimmt, ließ wohl eine Kunstleistung von seltener Vollendung erwarten. Die Composition, obwohl nicht in allen Theilen zu gleicher Höhe sich erhebend, ist ein gediegenes, durchdachtes Werk, voll schöner Empfindung im Adagio und besonders im Schlussstake von großer, eigenthümlicher Wirkung. Für die Wahl wie für die Ausführung dieses Musikstückes gebührt dem trefflichen Mayseher der aufrichtigste Dank. Die zweyte Hauptproduction des Abends bestand in einem Concertino für das Violoncell, componirt und vorgetragen von Hrn. J. Merk. Der Name und das Spiel dieses Virtuosen sind zu allgemein bekannt, um einer weiteren und wiederholten Empfehlung zu



bedürfen; Ausführung und Vortrag sind dieselben geblieben, wie wir sie früher gehört und bewundert haben, nemlich unübertroffen an Zartheit, Delicatesse, und Geschmack. Sehr zu bedauern war es, daß ein Künstler wie Hr. Merk, bey einer Gelegenheit wie die heutige, bey einer Umgebung wie die heutige, seinen Zuhörern keine würdigere und gediegenere Composition bot, als diese Variationen über einen oberösterreichischen Ländler, die wohl schwerlich mehr als einen vorübergehenden Ohrentzettel zu bewirken vermögen. Um so vollkommener wurden wir durch das nächstfolgende *Mayseder'sche* Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell befriedigt, gespielt von den Hrn. *Mayseder*, *Thalberg* und *Merk*. Die drey Namen werden genügen, um den Grad von Vollkommenheit zu bezeichnen, mit welcher dieses auch in seiner Composition verdienstliche Musikstück ausgeführt wurde. Die Mitwirkung des Hrn. *Thalberg* gehört auch unter die Genüsse, welche leider viel seltener werden, als man sie zu wünschen Ursache hat; um so dankbarer wollen wir das Gebotene, sey es auch noch so wenig, annehmen. Die Partie des Pianoforte ist in diesem Trio weniger freygebig und glänzend bedacht, als die der beyden andern Instrumente, ein Grund mehr, das Anschließen eines Virtuosen wie *Thalberg* an seine Kunstgenossen hoch anzurechnen. Vereint mit solchem Spiele, bildeten die wunderschönen, seelenvollen Töne *Mayseder's*, der in dieser Hinsicht vielleicht von keinem Violinspieler übertroffen wird, und der überaus zarte, wahrhaft meisterliche Vortrag *Merk's* ein Ganzes, wie es wohl nicht leicht wieder zu finden seyn mag. Der zweyte Satz des Trio's, auch als Tonwerk dem erstern bey weitem überlegen, machte eine nicht zu beschreibende Wirkung. Nicht minder ausgezeichnet war die letzte Nummer des Concertes, nemlich das noch im frischen Andanten stehende Adagio und Rondo von *Lafont*, arrangirt für Violine und Violoncell, von *Mayseder*, vorgetragen von den beyden Concertgebern. Die schöne Composition war so kunstvoll, zugleich so dankbar und wirksam auf beyde Instrumente übertragen worden, daß man gleichsam in Verlegenheit kommen mußte, wenn es sich um den Preis oder den Sieg gehandelt hätte. Die Ausführung war, wie sich voraussetzen läßt, von beyden Seiten gleich vollendet und bildete so ein würdiges Finale zu den trefflichen Leistungen des heutigen Abends. Ein Vocalquartett von *Schubert*, gesungen von den Hrn. *Tihe*, *Luz*, *Richling* und *Vorschitzky*, Mitgliedern dert. Hofcapelle, unterbrach, bey einer passenden Pause eingeschoben, das Ganze auf eine zweckmäßige und angenehme Weise.

### Concert-Anzeige.

Donnerstag den 23. April wird Hr. Leopold Jansa, Mitglied der k. k. Hofcapelle, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert folgenden Inhalts geben: 1. Ouvertüre zu „Egmont“, von *Beethoven*. 2. Concert für die Violine, in E-dur, componirt und vorgetragen von dem Concertgeber. 3. Der blinde Fischer, neues Lied für eine Singstimme, mit Begleitung des Waldhorns und Pianoforte, von *Heinrich Proch*, vorgetragen von Hrn. *L. Tihe*, Mitglied der k. k. Hofcapelle, Hrn. Professor *Lewy* und dem Compositen. 4. Caprice für das Pianoforte, componirt und zum ersten Male öffentlich vorgetragen von Hrn. *S. Thalberg*, k. k. Kammervirtuosen. 5. Vierstimmiges Concert für 2 Violinen, Viola und Violoncell, mit Begleitung des Orchesters, componirt von dem Concertgeber, vorgetragen von demselben, dann Hrn. *H. Proch*, Mitglied der k. k. Hofcapelle, Hrn. *Holz* und Hrn. *Linke*, Mitglied des Hof-Opernorchesters. — Eintrittskarten zu 1 fl. C. M. und Sperrsitze zu 2 fl. C. M. sind in den Kunsthandlungen der Hrn. *Artaaria*, *Diabelli* und *Mechetti*, wie an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb Ein Uhr.

(Mit Nr. 16 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur *Johann Schick*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 23. April 1835.

49

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Ueber doppelte und vielfache Fixsterne.

(S c h l u ß.)

Es wäre nun möglich, daß die so oft vorkommende blaue oder grüne Farbe des Satelliten eines Doppelsternes bloß von der gelben oder rothen Farbe des Centralsternes käme, und daß daher dieses ganze schöne Farbenspiel bloß eine optische Täuschung wäre. In der That kommen diese zwey Farbenpaare am häufigsten bey den Doppelgestirnen vor und der Satellit ist gewöhnlich viel schwächer erleuchtet, als der andere, so daß jene Täuschung hier wohl öfter eintreten könnte. So ist z. B. bey  $\alpha$  Herculis und  $\eta$  Cassiopeiae der große roth und der kleine grün; bey dem Polarstern der große gelb und der kleine schwachgrün; bey  $\zeta$  Orionis,  $\beta$  Cygni,  $\theta$  Centauri der große gelb und der kleine blau u. s. w.

Allein erstens fehlt es auch nicht an solchen Zusammenstellungen, die sich aus den complementären Farben durchaus nicht erklären lassen. So trifft man ungemein oft einen kleinen blauen Stern neben einem großen weißen, wie bey  $\alpha$  Löwe,  $\alpha$  Schlange,  $\beta$  Scorpion,  $\beta$  Orion,  $\delta$  Zwillinge u. a. m. Da hier weder roth noch gelb ist, woher soll die complementäre blaue Farbe kommen? Bey vielen Doppelsternen sind sogar, wie schon gesagt, beyde blau, wie bey  $\delta$  Schlange,  $\nu$  Drache,  $\delta$  Andromeda u. s. Bey  $\gamma$  Andromeda ist der große orange und der kleine smaragdgrün; bey  $\delta$  Orion ist der große weiß und der kleine purpuroth, bey  $\delta$  Einhorn ist der große gelb und der kleine dunkel blutroth u. s. w.

Auch kann man sich bald überzeugen, ob diese Farben in der That den erwähnten Ursprung haben. Man darf nur den Centralstern im Fernrohre bedecken und zusehen, ob der kleine auch dann noch seine frühere Farbe behält. Das letzte ist in der That meistens der Fall und wir müssen daher annehmen, daß diese Farben der Doppelsterne, weit entfernt, bloß optische Illusionen zu seyn, diesen Himmelskörpern vielmehr eigentümlich sind.

Man hat später den Grund dieser Erscheinung in den Gläsern der Fernröhre

gesucht, die öfter eine mattgrüne Färbung haben. Allein eben so oft haben sie diese Färbung nicht und doch erscheinen jene Sterne grün oder blau. Und wie sollte man durch diese Gläser die rothen, gelben und anderen Farben erklären? Übrigens behauptet der jüngere *Herschel*, daß er immer nur dann den Satelliten grün oder blau gesehen hat, wenn er nahe bey einem größeren rothen oder gelben Sterne stand. Da aber bey ihm die dunkelgelbe und rothe Farbe vorherrscht, so könnte man eben so gut den Grund davon in seinem Spiegelteleskope suchen, wo die Beymischung des Kupfers in den Spiegeln jenen Farben eine Art von Übergewicht über die anderen geben kann. Dieser große Beobachter geht sogar so weit, zu behaupten, daß manche von diesen Doppelsternen selbst nur optische Täuschungen seyn könnten, indem sie durch eine Art von Spiegelung von der Oberfläche der Glaslinse entstehen. Auf diese Weise erklärt man sich bekanntlich den Mond der Venus, den *Fontana*, *Horebow* und *Cassini* bey diesem Planeten gesehen haben und den man seitdem nicht mehr finden konnte. Allein die Übereinstimmung der Beobachtungen, welche so viele Astronomen an demselben Doppelsterne gemacht haben, macht diese Erklärung äußerst und bald so unwahrscheinlich, wie jene andere, von demselben Beobachter aufgestellte Meinung, daß mehrere dieser Sternsatelliten dunkle Körper seyen, wie unsere Planeten, die uns nur durch das von ihrer Sonne geborgte, reflectirte Licht sichtbar werden.

Es fehlt auch nicht an anderen vielleicht noch gewagteren Hypothesen, die man über diese Farbe der Doppelsterne aufgestellt hat, und die man immer dann am liebsten aufstellt, wenn man von der eigentlichen Sache, die man dadurch erklären will, gar nichts weiß. Wir werden daher besser thun, unsere Ignoranz über die eigentliche Ursache dieser Farben offen zu gestehen. Sie sind da, das zeigen die Beobachtungen, und ihre Existenz kann nicht weiter abgeläugnet werden, wenn gleich einige Beobachter dieß zu thun versucht haben. *Rem video, causam nescio*, wollen wir mit dem alten *Tullius* sagen und die Lösung des Räthsels unseren kommenden Enkeln überlassen.

**Drey- und mehrfache Sterne.** Die dreyfachen Sterne sind, wie sich erwarten lößt, viel seltener, als die doppelten. Im Mittel kann man auf 100 Doppelsterne immer 2 dreyfache annehmen. Zuweilen stehen sie alle drey auf einem Raume von nur wenigen Secunden beysammen, und geben dann ein schönes Bild, besonders wenn sie zugleich alle drey zu den helleren gehören, wie  $\xi$  in der Wage oder  $\zeta$  im Krebs. Bey dem letzten ist sogar die Bewegung der beyden kleineren um den größeren Centralstern schon durch die Beobachtungen entschieden. Diese Tripelsterne lassen also noch weniger daran zweifeln, als die doppelten, daß sie eigene Systeme für sich bilden. Der Tripelstern  $\psi$  Cassiopeiae besteht aus einem hellen Stern, den in einiger Entfernung zwey feine, sehr nahe Sterne begleiten. Hier ist also der Satellit selbst ein Doppelstern. In dem Sterne Nr. 7 im Stier aber ist der Hauptstern doppelt, indem er aus zwey ganz nahen Sternen, jeder der 7. Größe besteht, während um diesen Doppelstern ein kleiner Satellit der 10. Größe sich bewegt.

Auch hier bemerkt man noch dieselben Farben, welche die Doppelsterne auszeichnen. In dem Tripelsterne Nr. 26 Orion ist der eine Stern gelb und die beyden anderen blau. Von dem dreyfachen Sterne Nr. 12 Luchs ist der eine tief blau gefärbt und die anderen grün. Ähnliche Farben findet man bey den Tripelsternen  $\xi$  und  $\theta$  Jungfrau,  $\nu$  Krone, 65 gr. Bär u. f.

Auch vierfache Sterne trifft man zuweilen am Himmel. Einer der schönsten ist das bekannte Trapez in dem merkwürdigen Nebel Drions, vier Sterne, die sehr nahe in einem regelmäßigen Vierecke stehen. Es gibt keinen Astronomen, der diesen Nebel und dieses auffallende Trapez nicht hundertmal beobachtet hätte, und doch hat man erst vor einigen Jahren mitten in diesem Vierecke einen zuvor nie bemerkten Stern gesehen. Er war anfangs sehr klein, aber jetzt ist er bereits so groß und hell, daß man ihn mit jedem guten Fernrohre sehen kann. Dieß ist also wohl ein neuer Stern, der erst vor einiger Zeit entstanden und nun in seinem schnellen jugendlichen Wachstume begriffen ist.

Oft sieht man auch zwey eigentliche Doppelsterne so nahe bey einander, daß man an ihrer physischen Verbindung, an ihrem Zusammenleben nicht gut zweifeln kann. Einer der schönsten vierfachen Sterne dieser Art ist  $\epsilon$  Leyer, wo die beyden Doppelsterne zugleich in dem Felde des Fernrohres erscheinen.

Ohne die mehr als vierfachen Sterne hier nach der Reihe aufzuzählen, bemerke ich nur noch, daß der vorzüglichste unter diesen vielfachen Sternen der bey  $\sigma$  Orion ist. Er steht sehr nahe unter dem tiefsten der drey bekannten Sterne, die den sogenannten Jacobsstab bilden, und ist aus sechzehn äußerst nahe an einander stehenden Sternen zusammengesetzt.

Aber alle bisher genannten Gegenstände, so auffallend sie auch einem Auge, das sie zuerst erblickt, erscheinen mögen, verschwinden doch ganz gegen jene wunderbaren Sternsphären, clusters of stars, wie der ältere Herschel sie genannt hat. Dieß sind sehr regelmäßige, kugelförmige, lichte Räume, deren Inneres, wie starke Fernrohre zeigen, mit Tausenden von Sternen angefüllt sind. Die Dichte dieser Sterne nimmt gegen den Mittelpunct zu, und das in sich selbst abgerundete und abgeschlossene Leben dieser Sonnenfamilie läßt sich nicht weiter verkennen. Sie gehören eigentlich zu den schönsten und prachtvollsten Gegenständen des Himmels. Es würde vergebens seyn, dieses Gewirre von Sonnen noch zählen zu wollen. Nach einem bloßen Überschlage fand Herschel, daß in diesen Sternsphären oft 30 bis 50 tausend Sonnen in einen Raum zusammengedrückt scheinen, der kaum den zehnten Theil der Himmelsfläche, die uns der Mond bedeckt, einnimmt. Aber ihre Entfernung von uns mag wohl nicht weniger unbegreiflich seyn, als die Anzahl der in ihnen enthaltenen Sterne. Obschon die letzten einander beynähe zu berühren scheinen, so sind sie doch vielleicht durch eben so große Zwischenräume von einander getrennt, wie unsere eigene Sonne von dem ihr nächsten Fixsterne. Solche Sternsphären sieht man bey  $\chi$  Perseus in dem Griffe seines Schwertes; bey  $\eta$  Hercules, unter  $\mu$  Wassermann, über  $\eta$  Pegasus u. s. w.

Messung der Entfernung der optischen Doppelsterne von der Erde. Wir haben schon früher gesagt, daß wir von keinem einzigen Fixstern die Entfernung von uns auch nur beyläufig kennen. Die Ursache dieser Unkenntniß liegt darin, daß diese Distanz für uns selbst zu groß ist, um weiter gemessen werden zu können. Jeder Feldmesser braucht das Verfahren, nach welchem er die Distanz eines Gegenstandes, eines Berges z. B. von seinem Instrumente, in dem Falle mißt, wo er selbst nicht bis zu dem Berge kommen kann. Er mißt sich bekanntlich eine Basis aus und beobachtet dann den Berg von den beyden Endpuncten dieser Basis. Sind die Winkel, welche die Spitze des Berges in seinem

Auge an diesen beyden Beobachtungspuncten macht, nur hinlänglich von einander verschieden, so findet er bald Mittel, selbst in den ersten Elementen der Geometrie, die gewünschte Entfernung des Berges daraus abzuleiten. Aber wenn nun diese Winkel nicht oder doch nicht deutlich genug verschieden sind, so kann er daraus auch nichts ableiten und er wird daher gezwungen seyn, entweder eine größere Basis zu messen, oder, wenn ihm dieß die Localität nicht gestattet, die ganze Unternehmung aufzugeben.

Gerade in dem letzten Falle befinden sich die Astronomen, wenn sie die Entfernung der Fixsterne von der Erde messen wollen. Die größte Basis, die sie noch ziehen können, ist der Durchmesser der Erdbahn, eine Linie von 40 Millionen deutscher Meilen. Wenn sie aber einen Fixstern heute und nach einem halben Jahre wieder, d. h. wenn sie ihn von den beyden Endpuncten dieser 40 Millionen Meilen langen Linie beobachten, so finden sie die Winkel noch gar nicht verschieden; es ist, als ob sie den Fixstern nur immer aus demselben Puncte beobachtet, es ist, als ob eine Milbe die entfernte Spitze eines Thurmes einmal von der obersten und dann von der untersten Seite eines Hirsekorns beobachtet hätte. Ein größeres Hirsekorn als das von 40 Millionen Meilen können wir aber nicht finden, also können wir auch die Distanz der Fixsterne nicht bestimmen. Mit anderen Worten, der Durchmesser der Erdbahn, so groß er auch ist, erscheint von dem nächsten Sterne gesehen, nur als ein einziger untheilbarer Punct, und daher kann man aus diesem bloßen Puncte nichts weiter ableiten, als — daß er eben ein Punct ist.

Selbst wenn dieser Durchmesser der Erdbahn noch unter dem kleinen Winkel von zwey Secunden erschiene, würde es äußerst schwer seyn, jene Entfernung daraus zu finden, nicht nur deswegen, weil überhaupt jeder Schluß von dem Kleinen auf das Große mißlich ist, sondern vorzüglich aus dem Grunde, weil unsere astronomischen Instrumente, so vollkommen sie auch jetzt in Vergleichung mit ihrem früheren Zustande seyn mögen, einen so kleinen Winkel nicht mehr mit Genauigkeit anzugeben im Stande sind. Zwar können wir noch immer z. B. den Durchmesser der Sonne oder irgend eines anderen Himmelskörpers bis auf diese kleine Größe genau messen. Allein hier handelt es sich um zwey Messungen, die ein halbes Jahr von einander entfernt und die so vielen nachtheiligen Umständen, wegen der Veränderung des Instrumentes, wegen der noch unsicheren Refraction unserer Atmosphäre, wegen der sogenannten eigenen Bewegung der Fixsterne unterworfen sind, daß wir kaum die Hoffnung hegen können, unseren Zweck auf diesem Wege je zu erreichen.

Anders wäre es mit den Doppelsternen, vorausgesetzt, daß sie nur optisch doppelt wären. Denn dann würde der eine kleinere Stern so ungemein weit hinter dem größeren stehen können, daß jener als ein fester Anhaltspunct für diesen gelten, daß wir auf diese Weise die von der Bewegung unserer Erde kommende Verrückung des größeren, näheren Sterns von dem festen kleineren mit der größten Schärfe messen und endlich auch daraus die Entfernung dieses größeren Sternes von uns ableiten könnten.

Wenn die Doppelsterne optisch doppelt wären! Aber das sind sie nicht, wie wir oben gesehen haben. Also sind sie auch zu diesem Zwecke nicht zu brauchen.

Messung der Entfernung der physischen Doppeltsterne von der Erde. Aber wie, sollte es ganz unmöglich seyn, auch dem physischen Doppeltstern eine, in dieser Hinsicht nützliche Seite abzugewinnen?

Nehmen wir der Kürze und größeren Einfachheit wegen an, daß die Bahn des Doppeltsternes sehr nahe ein Kreis und daß derselbe so schief gegen unsere Gesichtslinie geneigt sey, daß er schon nahe als eine gerade Linie erscheine. Wenn wir nun die Distanz des Satelliten, der sich jetzt nahe in einer geraden Linie zu bewegen scheinen wird, von seinem Centralstern so lange beobachten, bis diese Distanz selbst am größten wird, so haben wir dadurch den Halbmesser seiner kreisförmigen Bahn, d. h. wir haben den Winkel erhalten, unter welchem uns diese Bahn erscheint. Den Winkel? Aber wie viele Millionen oder Billionen Meilen hat diese Bahn? Das ist uns unbekannt und gerade dieß hätten wir noch nöthig, wenn wir die Entfernung des Sternes von uns bestimmen wollen.

Da sich der Satellit, wie wir vorausgesetzt haben, in einem Kreise, also gleichförmig um seine Centralsonne bewegt, so wird er, wenn z. B. seine Umlaufzeit, wie bey  $\xi$  gr. Vår, volle 60 Jahr beträgt, 30 Jahre rechts und 30 Jahre links von seiner Centralsonne stehen. Fangen wir die Beobachtungen dieses Sternes mit der Zeit an, wo der Satellit eben in dem uns nächsten Punkte seiner Bahn ist und wo er für uns seine Sonne zu bedecken scheint. Von diesem Punkte bewege er sich z. B. auf die rechte Seite seiner Sonne, bis er endlich in dem von uns entferntesten Punkte seiner Bahn ankömmt, wo er nun von seiner Sonne bedeckt wird. Dazu hat er, nach dem Vorhergehenden, genau 30 Jahre gebraucht. Aber werden wir am Ende dieser 30 Jahre ihn in der That bey seiner Sonne sehen?

Wir sehen ihn doch nur durch das Licht, welches er uns zuschickt. Dieses Licht ist zwar ein sehr schneller Bothe, es durchläuft in einem Tage gegen 3630 Millionen, also in einem Jahre wohl  $1\frac{3}{10}$  Billionen deutscher Meilen. Aber so groß auch seine Geschwindigkeit ist, sein Weg könnte leicht noch größer seyn. Auch wird dieser Weg, von dem Satelliten bis zu uns, in der That immer größer, denn der Satellit geht ja von uns weg, er entfernt sich immer mehr von der Erde, während er die erwähnte erste Hälfte seiner Bahn zurücklegt, und dieser Zuwachs an Entfernung könnte am Ende so groß seyn, daß selbst das Licht noch eine geraume Zeit brauchte, ihn zurückzulegen. Wenn das ist, so wird dieses Licht auch immer später von dem Sterne zu uns kommen, je weiter er selbst von uns weggeht. Wir werden daher diese zweyte Bedeckung, die des Satelliten durch den Centralstern, nicht nach 30 Jahren, wo sie wirklich statt hat, sondern erst später sehen. Nehmen wir an, wir sähen sie erst nach 33 Jahren. Was folgte daraus? — Daß das Licht 3 volle Jahre bedürfe, um den Durchmesser der Satellitenbahn zu durchlaufen. Allein das Licht bewegt sich, wie wir gesehen haben, in einem Jahre durch  $1\frac{3}{10}$  Billionen Meilen, also ist auch der Durchmesser des Satelliten dreymal so groß oder nahe 4 Billionen Meilen.

Zur größeren Sicherheit können wir die Beobachtungen fortsetzen und den Satelliten auf der linken Seite seines Centralsternes verfolgen, bis er wieder zu seiner ersten Bedeckung zurückkömmt, von welcher er ausging. Hier, in dieser Hälfte seiner Bahn, kömmt er der Erde immer näher, das Licht von ihm gelangt immer früher zu uns, und die Zeit, die er auf dieser

linken Seite für uns zu verweilen scheint, wird, wenn anders die Beobachtungen richtig sind, jetzt 3 Jahre kürzer seyn, als seine halbe Umlaufszeit, oder sie wird 27 Jahre betragen, die mit jenen 33 wieder die vollen 60 Jahre geben, in welchen der Satellit in der That seine ganze Bahn um den Centralkörper zurücklegt.

Wir kennen also die Größe des Durchmessers der Satellitenbahn in Meilen. Allein nicht diese, sondern die Entfernung des Centralsternes von der Erde, in Meilen ausgedrückt, wollen wir haben. Wir kennen aber auch bereits, aus unseren unmittelbaren Beobachtungen, den Winkel, unter welchem uns dieser Durchmesser erscheint. Gesezt er betrage 20 Secunden.

Nun gibt es aber keinen Anfänger in der Geometrie, keinen noch so gemeinen Feldmesser, der nicht wüßte, wie er, wenn in einem rechtwinkligen Dreyeck die eine Cathete zu 2 Billionen Meilen und der ihr gegenüberstehende Winkel zu 10. Secunden gegeben ist, die dem rechten Winkel gegenüberstehende Seite dieses Dreyecks finden sollte. Sie beträgt 41,253 Billionen Meilen, und dieß ist zugleich die gesuchte Entfernung des Centralsterns von der Erde.

Eine schöne Distanz, die zu durchlaufen das Licht über 31,730 Jahre brauchen würde. Nun es war aber nur ein Beyspiel, das zur Verfühlung der Idee, um die es sich hier allein handelt, ganz auf Geradewohl gewählt wurde. Hätte man statt jener Differenz von 3 Jahren nur 3 Tage genommen, so würde man für jene Distanz des Sternes von der Erde nur den 365<sup>ten</sup> Theil, also nur 113 Billionen Meilen gefunden haben, wozu das Licht nur 87 Jahre gebraucht haben würde. Wahrlich noch immer nicht wenig! Aber was ist dort oben wenig oder viel, dort, wo alles, was wir hier auf Menschenweise groß oder klein genannt haben, seine Bedeutung ganz verliert, und wo vielleicht selbst solche Gestirne, von welchen das Licht bis zu uns 87 Jahre braucht, noch zu den nahen gehören, während noch unzählige andere hinter ihnen stehen, von denen das Licht seit den 6000 Jahren, die die Erde stehen soll, noch nicht einmal Zeit gehabt hat, bis zu uns zu kommen, von jenen anderen Sonnen, die unsere Urenkel erst als neue Sterne erblicken werden, wenn sie gleich lange vor jener Zeit gewesen sind, „ehedem die Berge wurden und die ganze Erde von dem gegründet war, vor dessen Blick auch jene Myriaden von Jahrhunderten nur wie ein Augenblick verschwinden!“

### Erinnerung und Hoffnung.

Nach Goldsmith.

Wie lästig wird im Drang der Leiden,  
Erinnerung, dein leerer Schein!  
Du zeigst uns stets verlorne Freuden,  
Doch ach, verwandelst nur in Pein.

Gebeugt durch dich wird der Gebeugte,  
Dein Lächeln mehrt nur seine Weh'n;  
Er, dem sich Alles feindlich zeigte,  
Muß einen Feind in dir auch seh'n. —

Du aber, Hoffnung, wirst zur Stunde  
Des Kummers heiß geliebt umfaßt,  
Bey jedem Stich der Herzenswunde  
Erwachst du aus der kurzen Raß.

Du bist ein Licht, das heller funkelt  
Auf schmaltem Steg im finstern Thal;  
Je mehr es nächtlich um uns dunkelt,  
Um desto lichter wird dein Strahl.

Jos. Emanuel Hilscher.

### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

„L'Elisir d'Amore.“ Melodramma giocoso in due Atti. La Musica è del Sigr. Maestro Gaetano Donizetti.

Die glänzende Aufnahme, welche der ersten italienischen Opernvorstellung im ersten Stile zu Theil geworden, hatte auch der zweyten im heitern Genre die Wege gebahnt, und so ist denn diese mit wenigstens eben so großem Erfolge in die Welt getreten als jene. Die Wahl einer Oper, deren Musik, obwohl durch Salonberichte empfohlen, im Ganzen uns noch fremd war, mit deren Sujet wir aber aus früheren deutschen Vorstellungen uns vertraut fühlten, dann das Auftreten eines ganz neuen Sängersonales, über welches bereits manche günstige Vorurtheile laut geworden waren, das alles hatte das Interesse unseres Publicums gespannt, und dasselbe für den Genuß des wirklich Guten in dieser Vorstellung doppelt empfänglich gemacht. Daß abermals Donizetti der Held des Tages seyn mußte, mag zum Theil wohl in den Repertoireverhältnissen der Gesellschaft seinen Grund haben, gewiß aber noch mehr in der gebieterischen Mode des Augenblickes, welche den Erzeugnissen dieses Componisten eine gewisse, wenn auch nur temporäre Alleinherrschaft zugewendet hat. Was wir von den Donizettischen Compositionen bey frühern Gelegenheiten, namentlich bey seinem „Furioso“ bemerkt haben, das finden wir auch bey dieser Oper aufs Neue bestätigt, obwohl wir, nach eben diesem Beispiele, geneigt sind zu glauben, daß er sich im komischen, heiteren Genre freyer, glücklicher, eigenthümlicher bewege, als im ernstlichen, tragischen. Reich an Erfindung, originell an Gedanken und Melodien ist er vielleicht weniger als irgend einer seiner Zeit- und Landesgenossen, aber er weiß seine musicalischen Verkehstücke mit großer Geschicklichkeit anzubringen und meistens mit so glücklicher Wirkung zusammenzustellen, daß er, wenn auch nicht im Ganzen, doch im Einzelnen, seinen Zweck erreicht. Mehrere Nummern der heutigen Oper zeugen von dieser Gewandtheit; gut vorgetragen, wie das hier der Fall war, müssen und werden sie überall ihr Glück machen. Dieß gilt vorzugsweise von den Duetten, in welchen Donizetti überhaupt die meiste Stärke zeigt; das Duett im zweyten Acte zwischen Adina und Dulcamara ist ein wahrer Probiertestein für theatralische und musicalische Gewandtheit, und die Darsteller des heutigen Abends, wenigstens die in diesem Duette beschäftigten, bewiesen, daß sie der Aufgabe ihrem ganzen Umfange nach gewachsen waren. Sigr. Adolini, als erste Primadonna der Opera Buffa, rechtfertigt den Ruf, der ihren Leistungen auf mehreren Theatern Italiens einstimmig geworden ist. Das Einnehmende und Graziose ihrer Erscheinung und ihres Spieles weiß sie auch auf den Vortrag ihrer Musikstücke überzutragen, so daß man auch in ihrem Gesange Anmuth und Lieblichkeit vorherrschend findet. Ihre Stimme (so erscheint es uns wenigstens) unterscheidet sich merklich von den meisten italienischen Frauenstimmen; weßhalb wir den Klang derselben mehr mit dem Klange einer Glasglocke als dem einer Metallglocke vergleichen möchten; aber gerade diese Eigenthümlichkeit mag für das Genre und Rollenfach der Sigr. Adolini von desto größerer Wirksamkeit seyn. Daß ihr Vortrag in Beziehung auf Schule, Geschmack und Kunstfertigkeit tadellos seyn müsse, läßt sich aus ihren früheren Leistungen und dem daraus entsprungenen Rufe der Sängerin voraussehen. Den entschiedensten Erfolg des heutigen Abends trug in der Parthie des Doctors Dulcamara der Primo Buffo der Gesellschaft, Sigr.



Freggolini davon. Er gilt in Italien als einer der ausgezeichnetsten Darsteller seines Faches, ja manche nennen ihn gegenwärtig den ersten Buffo Italiens. Wir wollen über diesen absoluten Vortritt nicht weiter rechten, aber gestehen müssen wir daß seine Darstellung im höchsten Grade gelungen und belustigend war. In seiner Person, in seinem Spiele, seinen Mienen und Bewegungen durch und durch Italiener, wußte er den Charakter mit einem Feuer zu beleben, von dem wir in unseren deutschen Opernvorstellungen nur wenige, immer seltener werdende Beispiele aufzuweisen haben. Hierzu kommt noch der unwiderstehlich komische, einem schmetternden Posthorne ähnliche Klang seiner Stimme, die namentlich in der ersten Scene, wo er von seinem Karren herab das Lob seiner Arcana in die Welt hineinschreyt, von unbeschreiblicher Wirkung ist. Das schon oben erwähnte Duett mit Adina im zweyten Acte war von seiner Seite ein wahres Meisterstück musicalischer und dramatischer Komik. Nach dieser ersten Probe zu urtheilen muß Sigr. Freggolini in allen künftigen komischen Opern der Liebling unseres Publicums werden, wie er es bey seinen Landesleuten geworden ist. — Der Primo Tenore, Sigr. Santi, entwickelte in der Parthie des Remorino eine kräftige, umfangreiche und meistens wohlklingende Stimme, trug auch die meisten seiner Musikstücke mit vielem Ausdruck und Gefühl vor. Nur schien er an einigen Stellen des Guten etwas zu viel thun zu wollen, was denn nicht anders als auf Kosten seiner Stimme und des Wohlklanges geschehen konnte, ein Uebelstand, den sein Kunstgenosse Poggi durch Mäßigung und Selbstbeherrschung stets zu vermeiden weiß. Übrigens erwarb und verdiente Sigr. Santi, besonders in der zweyten Hälfte seiner Darstellung, wo der Erfolg ihm Muth und Sicherheit gab, die einstimmigen Beweise des Antheils und Beyfalls. Der Primo Bass, Sigr. Ballestina, als Sergeant Belcore, machte in den meisten der ihm zugetheilten Musikstücke, namentlich in den Ensembles, seine zwar nicht ausgezeichnete, aber ausgiebige Stimme geltend, konnte sich aber im Ganzen durchaus nicht auf den Standpunct seiner so eben genannten Kunstgenossen erheben. Sigr. Fuz verdient wegen des gewissenhaften Fleißes und unverkennbaren Talentes, mit dem sie die kleine ihr übertragene Parthie der Sianetta behandelte, die freundlichste Aufmunterung.

### Große musicalische Akademie

zum Vortheile des Pensions - Institutes für Witwen und Waisen  
der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musicalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg, am 27. April, geziemend einzuladen, an welchem Tage eine von Friedrich von Matthison gedichtete und von Hrn. Engelbert Ligner ganz neu componirte Cantate, unter dem Titel: „Lob der Tonkunst“ aufgeführt wird. — Das Nähere wird der große Anschlagzettel melden.

### M o d e b i l d XVII.

Kleid von weiß gesticktem Mull mit grauem Lino gefüttert und mit grauen und schwarzen Spitzen-Gaze-Frisbändern verziert, nach einem Original von Hrn. Thomas Petko, bürgerl. Damenkleidermacher, Spenglergasse Nr. 426.

Der mit Laffband gezielte Strohhut nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 486 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 25. April 1835.

50

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die todte Braut.

Von Eschabuschnigg.

Graf Adolar war der letzte seines alten, reichsgräflichen Stammes; er stand nun im fünfundzwanzigsten Jahre, und zog die Augen aller Mädchen auf sich; er machte die Hoffnungen der Ebenbürtigen rege, trat aber mit keiner in eine nähere Beziehung, so daß es den Anschein zu erhalten anfang, als wolle er, unbekannt mit den zarteren Regungen des Herzens, unbekümmert um den Fortbestand seines glanzvollen Hauses, der letzte desselben seyn und die ausgebreiteten, durch Jahrhunderte besessenen Lehen heimfallen lassen.

Graf Adolar war ein schöner, liebenswürdiger Mann; was seiner hohen, ernsten Gestalt an blühendem Aussehen und jugendlicher Lebendigkeit mangelte, das ersetzte und überbot der würdige Anstand, der Zug melancholischer Schwärmerey, der über seine ziemlich blassen Züge verbreitet war. Diese feinen Lippen stoffen selten von lachender Laune oder dem Schwallen galanter und tändelnder Worte über, der der sorglosen Jugend, besonders höherer Stände eigen ist; aber der Ernst, der sie schloß, das phantastrende Träumen, das in den großen, finstern Augen lag, ließ diesen gewöhnlichen Liebreiz gerne vermessen, und jedes Wort, das er sprach, vermehrte den Antheil, das geheimnißvolle Interesse, das er Jedem unwillkürlich abgewann. Man trug sich mit vielfachen Gerüchten von Adolar herum. Märchenhafte Anekdoten aus seiner frühesten Jugend, Züge des Edelmuthes, den er auf seinen vielfachen Reisen bewiesen haben sollte, erfüllten alle Zirkel der Residenz; dieser wollte von einer gebrochenen ersten Liebe, jener von einer geheimen Ehe wissen, man machte ihn zum Abenteurer, Duellanten und Geisterseher.

Eben begann die glänzende Winteraison in der Residenz; die Damen hatten zu genaue Kenntniß von ihren Reizen, als daß eine zweifeln konnte, der Graf müsse den gelegten Fallstricken erliegen, als plötzlich Graf Adolar seine Abschiedskarten abgeben ließ, und, wie er sagte, den griechischen Befreyungskampf mitfechten ging.

Die Männer schnitten verwunderte, bedenkliche Gesichter, manche er-

freute, die durch seine Entfernung im Preise stiegen; die Damen wurden aus seinen Vergötterern zu Entzauberten, die nun manches Gerücht über Adolar, das sie vorher als böse Nachrede verwarfen, für sehr glaubwürdig zu halten und endlich für gewiß auszugeben anfangen. Doch was tröstet sich schneller als ein Damenherz, und was verflittert gewisser als üble oder gute Nachrede, wenn ihr kein Widerspruch geboten wird! Graf Adolar hatte noch nicht das mittelländische Meer berührt, als sein Name in den Salons der Residenz nicht mehr öfter genannt wurde, als der des Herodot, Moses oder Coriolan; die Bälle und Soirées nahmen ihren erfreulichen Fortgang, und manche, deren Idol sonst Adolar gewesen, waren nun hoch erfreut, den alten Grafen A..., den schwindstüchtigen Baron B..., oder den dicken Banquier C... davongetragen zu haben, und übersahen in der Freude des Gelingens den diable boiteux, der eifrig mithinkte.

Doch wir sind heute unartig und lassen diese eleganten Damen diesmal stehen, wie sonst sitzen, und wenden uns zu Adolar.

Während er den Boden des classischen Hellas mit dem vollen Schwunge seines jugendlichen, schwärmenden Herzens begrüßte, wenden wir uns zu den früheren Jahren seines Lebens zurück und versuchen, unsern Lesern den stätigen Gang seines Herzens und Geistes bis zu dem Zustande, in dem wir ihn fanden, bekannt zu machen und aufzuklären.

Adolar war der Sohn eines sich zärtlich liebenden Paares. Seine Mutter war vom ältesten Adel, aber von verarmten Eltern. Sein Vater hatte mit den längst gemachten Planen seiner Eltern zu kämpfen, die ihren Sohn auf das glänzendste verheirathet zu sehen wünschten. Aber das ist ja der Segen wahrer Liebe, daß sie endlich dennoch durchdringt und das härteste Herz erweicht; auch hier war es der Fall, seine Eltern gaben endlich nach, und Adolar war der Sprößling dieses Ehebundes, den innigste, treueste Liebe geschlossen hatte. Je mehr Mühseligkeiten sie bis zur Vereinigung mit dem Geliebten zu überstehen hatte, je fester sie nun ihr Glück begründet wähnte, um so erschütternder, vernichtender war der Schlag, der Adolars Mutter betraf, als man im zweyten Jahre ihres seligen Ehestandes eines Tages ihren Gatten todt von der Jagd zurückbrachte. Sein eigenes Jagdgewehr, auf das er sich gelehnt hatte, war losgegangen und hatte ihm den Kopf zerschmettert. Der Schmerz des liebenden Weibes war der größte, den es auf Erden geben kann; ihr war, als wäre plötzlich die Erde unter ihr gewichen und sie stünde allein im grenzenlosen Raum, und ihre Thränen versänken einsam in's Unendliche. Doch sie war fromm und Mutter. Der Gedanke an Gott und Wiedersehen jenseits des Grabes erhielt sie, und der Anblick, der Besitz des lieblichen Kindes, der auch ihm angehörte, bewegte ihr Herz auch manchmal noch zu wehmüthiger Freude. Mit doppelter Liebe hing sie an Adolar; er gedieh unter ihrer Pflege zum schönen, fröhlichen Knaben. Adolar hing mit aller frommen, heiligen Liebe eines jungen, aufkeimenden Herzens an seiner Mutter; sie war ihm das Vorbild alles Schönen und Tugendhaften, und wenn er den englischen Gruß bethete, so wendete er sich unbewußt an seine Mutter; sie schien ihm das irdische Bild der Mildten, Gnadenreichen. Seine Spiele beschränkten sich auf den Raum in den zahlreichen Gemächern des Stammschlosses und des Parkes; Spielgefährten verlangte er nicht, er hatte einen Hang zum Alleinseyn, zur stillen, nachdenklichen Ein-

samkeit in den weitläufigen Sälen und Zimmern, im schwermüthigen Laubdunkel des Wildgartens. Den liebsten Tag verschaffte ihm seine Mutter, wenn sie ihn in das Zimmer seines verstorbenen Vaters ließ.

Hier stand noch Alles, wie am Tage, als er hinaus auf die Jagd ritt; diese Kleider hatte sein Vater getragen, diese Schränke und Geräthe dienten zu seinem Gebrauch und seiner Bequemlichkeit, aus diesen Büchern las er seinem geliebten Weibe vor, auf diesem Flügel begleitete er ihre Lieder. In diesem Heiligthume der Liebe waltete noch der Geist seines Vaters, dessen lebensgroßes Bild daneben hing; diese Handschuhe hatte noch er selbst so nachlässig hingelegt, dieses Gemälde hatte er sich in den nächsten Tagen zu beenden vorgenommen, — o! und dort stand auch das Gewehr, das ihm das liebende Weib noch freundlich umgehängt und das doch so treulos den Abschiedswunsch desselben gebrochen hatte. Hier stand ein verdorrter Kieferbaum, den der Graf zur Bescherung am nächsten Christtage für seinen kleinen Adolar selbst bereitet hatte, diese Goldsitter hatte noch die theure Vaterhand angeheftet, diese Bänder er noch in vorgeziehender Freude geordnet, diese Geschenke er ausgewählt. Der halbfertige Weihnachtbaum stand da als ein heiliges Vermächtniß der Liebe seines Vaters. An jedem Christabende wurde er mit hundert und hundert Lichtern von der Mutter geschmückt, um ihren Adolar mit kleinen Geschenken und sich mit den Thränen seliger Erinnerung zu beschenken. Adolar hatte seinen Vater nicht völlig verloren, das Andenken an ihn, die Liebe gegen ihn waltete noch im ganzen Hause fort, und jeden Abend betete er für seinen Vater und wünschte ihm eine süße, stille Nacht.

Diese Verhältnisse gaben Adolar von erster Jugend an die Richtung zu innerem Leben, zu stiller, ungewöhnlicher Träumerey, die, seltsam genug, mit seinem Organismus, mit seinem eigenen Gange übereinzustimmen schienen. Seit der ersten Kindheit äußerte sich etwas Ungewöhnliches an Adolar. Als ihn seine Wärterin einst an eine Stelle, wo besonders viele Blumen blühten, setzte, um ihm mit denselben ein Vergnügen zu machen, zeigte er alsobald eine innere Unruhe und das Streben von dieser Stelle entfernt zu werden; und erst als sein Wille befolgt wurde, beruhigte er sich wieder. Dieselbe Angst und Beklemmung besiel ihn immer an diesem und noch manchem Orte, und siehe da, bey einer zufälligen Umgrabung ergab es sich, daß an dieser Stelle ein Gerippe verscharrt lag. Diese Witterung der Leichen behielt er, ohne daß ihm ein Todter Abscheu oder Furcht erregte. Als Kind wurde er oft plötzlich still und schaute unverwendet nach einer Stelle, oder schien wohl auch einen vorbeyeilenden Gegenstand mit den Blicken zu begleiten, und seine alte Wärterin behauptete, er sehe Geister. Er erreichte sein achttes Jahr, als er auch seine Mutter verlor. Er erwachte in einer Nacht zu ungewöhnlicher Stunde und fühlte einen innigen Trieb zum Bethen, was er auch that. Hierauf schlief er wieder ruhig ein; als er jedoch erwachte, kam die Mutter nicht wie gewöhnlich, an sein Bett; sie, welche die letzte Zeit fortwährend kränkelte, war gestorben.

Nun veränderte sich Adolar's Lage völlig. Sein Onkel, der deutscher Ordensherr war, gab ihn in eine öffentliche Erziehungsanstalt. Er lernte nun alle ritterlichen Künste und bewies auch besondere Geschicklichkeit zu denselben; doch blieb sein Gemüth fortwährend still und verschlossen, und bezeigte wenig Neigung für die lärmvollen Vergnügungen seiner Genossen. Ihm blieb ein

seltamer, traumhafter Gang, der ihn von diesen entfernte, Träume und Ahnungen verknüpften ihn fortwährend mit der psychischen Welt und der Vergangenheit.

Sein Oheim kam ihn öfter besuchen und erfreute sich an seinem Gedeihen. Seine Gestalt gewann immer mehr das Würdige, Sinnnehmende seines Vaters, und in Wissenschaft und körperlicher Fertigkeit ließ er alle weit hinter sich.

Bei einem solchen Besuche nahm der deutsche Herr Adolar mit sich auf eine kleine Reise, sie hatten eine waldige, gebirgige Gegend zu durchstreifen, und machten den Weg aus diesem Grunde zu Pferde. Der Graf unternahm diese Reise, um mit einem Jugendfreunde, Marchese Obaldi, der in Geschäften seines Fürsten eiligst durch Deutschland reisete, zusammenzutreffen, und den Entbehrten wieder einmal zu sehen und zu sprechen. Der Onkel gab Adolar, der nun sein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, nicht undeutlich zu verstehen, wie es sein sehnlichster Wunsch hienieden sey, daß er dereinst die einzige Tochter seines Freundes sich zur Gattinn erwählen möge. Adolar war diese Anspielung höchst gleichgültig, er ritt nach wie vor gemächlich am Waldsaume hin und erfreute sich der lieblichen Landschaft.

Sie reiseten schnell, und doch verfehlten sie den Marchese, der sich nicht aufhalten konnte, um einen Tag. Der Oheim wurde hierüber äußerst mißmuthig, und einsylbiger aber auch langsamer als die Herreise legten sie den Weg wieder zurück. Sie kamen abermals durch denselben dunklen Forst; der alte Graf übergab sein Pferd dem Diener zum Führen, und schritt nachdenkend am unebenen Waldwege weiter. Adolar führte seinen Kappen, da sie nur einen Diener, der ebenfalls beritten war, mit sich hatten, selbst, und folgte lässig seinem Oheim. Er empfand nichts von dem Verdrusse desselben, der alte Tannenforst kam ihm ehrwürdig vor, dabey trug das Zwitschern der Meisen und andern Vögel wieder etwas harmlos Heiteres, Lebendiges an sich. Er hatte das leichte Gefühl der Jugend und erfreute sich an der stillen Umgebung. Als er eben einer quersießenden Waldquelle ausweichen wollte, erblickte er etwas im Moose Schimmerndes, er griff es auf und erkannte es alsogleich für das Porträt eines sehr jungen Mädchens, das an einem schwarzen Bande hing. Die Lieblichkeit dieser Züge überraschte ihn im ersten Augenblicke; in diesem Auge lag alle Unschuld und Frömmigkeit frühesten Jugend. Diese Lippen schienen sich nur erst zum Gebethe geöffnet zu haben. In diesem Augenblicke redete ihn der Onkel an, er schob das Bild, ohne eine klare Idee zu haben, hastig unter sein Gewand und trat vor. Dieses erste Verbergen bestimmte seinen folgenden Entschluß. Er verstand selbst das Gefühl nicht, das ihn mit seltamer Scheu abhielt, das Bild seinem Oheim zu übergeben.

Die Reise ward noch an demselben Tage beendet und erst im einsamen Zimmer der Erziehungsanstalt fand er Gelegenheit das bezaubernde Bild wieder zu betrachten. Er riegelte die Thüre sorgfältig zu und zog es nicht ohne Herzklopfen hervor. Diesmal erschien es ihm noch reizender. Bald glaubte er, als blickten ihn daraus die Augen seiner Mutter an, bald war es ihm, als sähe er einen Engel; diese Züge schienen aus dem stillsten Grunde seines Herzens geschöpft.

Seit dieser Zeit wurde Adolar noch zurückgezogener; das eine Geheimniß, das er hatte, machte ihn durchaus verschlossener, aber dieses eine Geheimniß nahm allmählig alle erwachenden Gefühle seines jugendlichen Lebens

in Wess; er trug das Conterfey am Herzen und das ideale Original, das er sich selbst davon schuf, in demselben. Sein Gemüth, das immer so liebebedürftig und nun so lange verwaist war, neigte sich mit Inbrunst gegen dasselbe, er liebte dieß Wesen seiner Phantasie, wie man eine Mutter, eine Geliebte und einen Engel liebt.

(Der Schluß folgt.)

### Als Jobs mein Gast war.

„Thun Sie, mein Herr, als wären Sie zu Hause!“  
So spricht man sonst zum Gast bey'm Schmause;  
Doch Jobsen, den der Gattinn Wint  
Knapp hält und schmal in karger Klaufe,  
Ihn rief an meinem Tisch ich zu: „Freund, is' und trink,  
Kurz, thu', als wärst du nicht zu Hause!“

H. Stein.

### Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Anfangs Februar 1835.

(Schluß.)

Die Rolle, welche die Damen in der französischen Literatur spielen, wird immer glänzender. Die Pariserinnen haben ein eigenes Journal gegründet: le Journal des Femmes, die Ausstattung entspricht dem hohen Begriffe nicht, den man sich von der Eleganz der hiesigen Damen macht; das Papier ist dick und grau, das Format unbehülflich. In dem vorliegenden Hefte vom 15. Jänner finden wir fürs erste eine Lithographie, die Gräfinn Emilie Plater darstellend, sodann einen Brief einer Französin an eine Dame von Algier. Der Inhalt ist gar ernsthaft; es wird nemlich der Türkinn begreiflich gemacht, warum sich die Christen duelliren; dann kommt une jeune légende, wärmer und colorirter als die vorige Epistel, aber ich weiß nicht, was Mad. Coraly Thier damit sagen will. Ein Aufsatz über die Kirche des Abbé Châtel ist wenigstens verständlich; dann folgt eine biographische Notiz über die Gräfinn Plater und kritische Bericht. Das ist alles sehr mittelmäßig. In dem Anhang, Mosaique betitelt, wird der Tod der geistreichen Elisa Mercœur angezeigt. An dem schönen, früh verewelten Mädchen hat die Damenliteratur eine ihrer Hauptzierden verloren. Sie war aus Nantes, wo sie sich und ihre Mutter durch Unterrichtgeben ernährte. Einige glänzende poetische Versuche erwarben ihr schnell einen großen Ruf. Im Jahre 1826 wurde sie von der Academie von Lyon als Mitglied aufgenommen. Späterhin gab sie eine Sammlung Gedichte zu Nantes auf Subscription heraus; diese trug ungefähr 2—3000 Fr. ein, damit reiste sie nach Paris, wurde von ihrem Landsmanne Chateaubriand dem Minister des Innern Hrn. v. Martignac, vorgestellt, welcher ihr eine Pension von 1500 Frs. bewilligte, die Julyrevolution nahm ihr diese Unterstützung und sie mußte nun wieder Unterricht geben; das übrige errathen Sie. Den Tag hindurch lief die geniale Elise in Paris herum, um sich ihr Brot zu verdienen, und des Nachts setzte sie sich ohne Feuer an ihren Schreibtisch und dichtete! Bald zeigten sich die Symptome einer feimenden Schwindsucht; am 7. d. M. verschied Elise nach langem Leiden. Sie hinterläßt zwey Romane, von denen nur einer vollendet ist, eine Tragödie „les Abencerrages“, die sie dem Théâtre français bestimmte, und Poesien, die nächstens erscheinen werden.

Wenn die hiesigen Damen sich schlecht aufs Journalistenhandwerk verstehen, so gibt es unter ihnen treffliche Dichterinnen. Man kann nichts hinreißenderes, nichts tiefer gefühltes und glühenderes lesen, als die Liebesgefänge der Frau Desbordes-Valmore. Eine Sammlung ihrer neuesten Gedichte ist unter dem Titel: „les pleurs“ erschienen. Auch von Mad. Tassu werden Poésies nouvelles angekündigt; von Mad. Waldore „Poésies du coeur.“ Diese drey Damen sind unstreitig die talentvollsten Dichterinnen, die Frankreich bis jetzt hervorgebracht. Stehen sie unter V. Hugo, Lamartine, wo es auf Höheit der Bilder, auf Energie des Gedankens ankommt, so werden sie in Schilderung zarter oder leidenschaftlicher Gefühle oft selbst von diesen He-

roen der neuesten französischen Literatur nicht erreicht. Elegien wie „l'Aveu,“ „la Grand'mère malade,“ „la jeune fille et le fossoyeur,“ „Hélène,“ „Anne,“ von Mad. Waldore, empfehlen wir unsern deutschen Musen zur Nachbildung. Die Frau Herzogin von Abrantes hat ein Talent anderer Art; auf lyrische Begeisterung macht sie keinen Anspruch, dafür besitzt sie einen scharfen Verstand, und Phantasie genug, um tiefe Gedanken kräftig zu coloriren.

Unter den übrigen literarischen Neuigkeiten führen wir „le Comte de Horn,“ einen Roman von Marie Nylard an. Poesie ist in dem Sujet wenig, aber es hat ein graufiges Interesse, das auch die derbsten Constitutionen zu erschüttern vermag. Die Handlung spielt zur Zeit des Regenten: ein neuer Pactolus überschwemmte Paris mit seinen papiernen Fluten, Livreebedienten wurden damals in einem Tage oft Millionärs, und fuhren in den Carossen ihrer verarmten Herren. So schnelle Glückswechsel hatten die fürchterlichsten Folgen: zu keiner Zeit wurden größere Verbrechen begangen. Die Straße Quincampoix war damals die Börse von Paris. Die Häuser trugen den Eigenthümern enorme Zinsen ein, aus einem einzigen Hotel wurden 500,000 Frs. in einem Jahre gezogen. Sogar die Keller wurden vermietet. Tagelöhner verdienten oft 100 Frs. täglich, indem sie ihren Rücken als Schreibtisch vermieteten. Einige junge Herren vereinigten sich, um die Agioteurs, die hier zusammenkamen, mit bewaffneter Hand zu überfallen und sie ihrer Portefeuilles zu berauben. In Gesellschaft zweier Schwiegelfellen lud Graf Horn einen reichen Amerikaner in ein Wirthshaus, wo sie ihn ermordeten und ausplünderten. Es gelang den drei Mördern zu entkommen; später wurden sie eingefangen und gestanden ihr Verbrechen ein. Vergebens verwendete man sich für Horn; Law drang auf die Hinrichtung der Verbrecher: sie wurden gerädert.

Das ist alles gut und schön, werden Sie sagen. Ihr Graf Horn mag ein recht ergiebiger Bösewicht für einen Roman seyn. Die zarten Gefänge der Frau Tassu mögen für ein Pariser Publicum Interesse genug haben: aber Bellini? wo bleibt Bellini? was halten Sie von I Puritani?

Gehört habe ich sie nicht, einstweilen will ich Ihnen sagen, was ich darüber gehört habe.

Das Sujet ist einem Vaudeville von Anclot „Les têtes rondes et les Cavaliers“ entlehnt. Die Verse sind poetischer, als gewöhnlich Operntexte sind, die Scenen mit vieler Gewandtheit zusammengestellt, die verschiedenartigsten Effecte wechseln mit einander ab. Die Oper hat keine Overture; nach den ersten Vorgesängen rollt der Vorhang in die Höhe: wir sehen die Plattform einer Festung, welche die Puritaner inne haben. Die Trommel wirbelt, Soldaten erscheinen: Chor, erst kriegerisch dann religiös, dazwischen ertönt ein munterer Hochzeitreigen. Elvira, die Tochter des Gouverneurs, ist Braut. Diese vielleicht etwas zu grellen Contraste drückt die Musik aufs glücklichste aus. Den Sonnenaufgang bearbeiten die Blasinstrumente mit langsamen, feyerlichen Accorden. Der Soldatenchor ist kräftig und die religiösen Gefänge, welche die Orgel begleitet, sind von großartiger und ergreifender Wirkung. Jetzt entwickelt sich das Drama: Elvira ist an Sir Richard Forth verlobt. Sir Richard, ein Puritaner, hat die Zustimmung des Vaters, aber zugleich einen Nebenbuhler, Lord Arthur Talbot, und dieser ist es, den Elvira liebt. Der Vater wird durch ihre Thränen gerührt, er willigt in ihre Verbindung mit Arthur, obgleich es dieser mit der Parthey des Prätendenten hält. Sir Georges, ihr Onkel, eine ziemlich überflüssige Figur, überbringt ihr die frohe Kunde; Duett zwischen Sir George und Elvira, äußerst lieblich und geschmackvoll. Hörner erschallen, die Zugbrücke senkt sich, Arthur fällt der Geliebten zu Füßen, eine herrliche Scene, welche die Grisi mit ungemeiner Grazie und hinreißendem Gefühle gibt. Die Arie, die sie im Hochzeitsterie ausdrückt, mußte wiederholt werden. Ihr Glück ist von kurzer Dauer. In der Festung ist eine gefangene Dame, welche mit großer Achtung und Strenge bewacht wird. Sir Arthur entführt sie. Eifersucht Elvira's, die, von Sir Richard angefaßt, bald in Wahnsinn übergeht. In diesem Theile ihrer Rolle macht die Grisi weniger Effect; wer sich ähnlicher Scenen von der Malibran erinnert, findet die Grisi fast mittelmäßig. Überhaupt hat die Oper gegen das Ende weniger interessirt. Die Gefangene, die Sir Arthur entführt, war die Königin Henriette von England, die Gemahlinn des unglücklichen Carls I. Er wird eingefangen, zum Tode verurtheilt und begnadigt. Mit ihrem Geliebten bekommt Elvira glücklicherweise den Verstand wieder. Wir erwähnen noch eines Duetts zwischen Sir George und Richard. — Rubini, Tamburini sind unübertrefflich zu nennen. Nächstens ein Näheres, so wie über ein Melodram: „les Chauffeurs,“ das vorgestern zum ersten Male gegeben worden, und

dann „Don Juan d'Autriche,“ das nächstens gegeben werden soll, das aber gegenwärtig das Publicum sehr beschäftigt.

### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 20. April zum ersten Male: „Der kluge Arzt.“ Drama in zwey Abtheilungen nach Melésville's: „Elle est folle.“

Von diesem in Paris höchst beyfällig aufgenommenen Stücke hat auch das k. k. Hofburgtheater eine Übertragung in die Scene gesetzt, Plan und Erörterung desselben soll daher bey der Gelegenheit zur Sprache kommen, wo über das Resultat der zweyten Bearbeitung Bericht erstattet werden wird. Übrigens ist uns die Piece als eine der geistreichsten und werthvollsten Compositionen erschienen, die uns seit geraumer Zeit aus der Seine-Stadt zukamen, und erregte auch auf einem dem recitirenden Schauspieler mißlicher zugänglichen Boden lebhaftes und verdientes Interesse. Mit Vergnügen lassen wir dießfalls der Darstellung Gerechtigkeit widerfahren und bezeichnen sie als eine der anziehendsten dieses Theaters. Insbesondere nahm dieselbe durch das Debut eines jungen, sehr fähigen Schauspielers, des Hrn. Gehrig (Harleigh), unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, in welchem die Gesellschaft einen erprießlichen Zuwachs erhielt. Hr. Gehrig spricht mit tiefem Gefühl, benimmt sich auf der Bühne sehr anständig, und wenn er auch bisweilen fast etwas zu viel declamirt, so artet dieß doch nie in Bombast und Effecthaherey aus, welche Mäßigung bey jugendlichen Darstellern eben nicht häufig zu seyn pflegt. Die Rolle, welche Hr. Gehrig spielte, ist eine sehr schwierige und er löste seine Aufgabe mit so befriedigender Sicherheit, daß fast nur in dem mimischen Theile desselben etwas mehr Energie zu wünschen übrig blieb. Noch möchten wir den hoffnungsvollen Kunstjünger vor dem Gebrauche der tieferen Chorden seines Organs warnen, welches dadurch einigermassen hohl klingt, ein Umstand, der vielleicht darin begründet seyn mochte, daß der Schauspieler sich für die Parthie zu jugendlich fühlte. Hr. Gehrig wurde wiederholt gerufen und das Publicum äußerte die allgemeinste Zufriedenheit mit der neuen Acquisition. Die dankbare, aber nicht minder schwere Rolle des Dr. Vossak war Hrn. v. Holtz e i zugefallen, somit in guten Händen; der schätzbare Künstler führte sie mit einer Besonnenheit, Wärme und in so scharfem Colorite durch, daß sie seinem Darstellungsvermögen sehr zur Ehre gereicht. Allerliebste war wieder Frau von Holtz e i (Nelly); es ist kaum möglich, mehr Anmuth und sinnige Weiblichkeit in einem so kleinen Raume zu entwickeln, als es hier geschah; die Scenen der lebenswürdigen Künstlerinn gehörten zu den anziehendsten des Abends. Lady Anna wurde durch Mad. Arbesser repräsentirt, welche sehr Ansprechendes leistete, wenn gleich sie im Ganzen zu kalt erschien. Die Nebenrollen waren durch die Hrn. Dietrich und K i n d l e r glücklich besetzt. Was die Übersetzung anbelangt, so zeigt dieselbe von Geschick; hier und da scheint sie sich wohl zu buchstäblich an das Original gehalten zu haben.

### Concert des Hrn. Carl von Bocklet.

Unter allen musicalischen Erscheinungen des heurigen Winters werden die Concerte des Hrn. Carl von Bocklet von dem Theile unsers Publicums, den wir Musikfreunde im engeren Sinne des Wortes nennen möchten, als die interessantesten genannt und im Gedächtnisse behalten werden. Unvergessenlich, wie diese Leistungen schon ihrem innern Werthe nach sind, gewinnen sie noch für uns alle durch den äußern Umstand, daß sie nach langer, in Beziehung auf Improvisation, mehr als 10jähriger Zurückgezogenheit, einen Künstler auf die Bahn der Öffentlichkeit bezogen haben, in die er seinem Standpuncte nach gehört, in welcher er als der Erste seines Faches zu glänzen berufen ist. Diesen Ehrenplatz nimmt Bocklet in seiner doppelten Eigenschaft als Improvisator wie als Virtuose auf dem Clavier unbesritten ein; über das erstere wird wohl kein Zweifel mehr obwalten können, wenigstens nicht bey allen denen, welche seine „Phantasie“ am 10. April d. J. gehört haben; in Beziehung auf das zweyte mag es immerhin möglich seyn, daß an Eleganz, Fertigkeit und Nettigkeit in den Passagen einer oder der andere seiner Kunstgenossen es Bocklet gleich oder wohl gar zuvor thue; an tiefer und genialer Auffassung aber, an Empfindung, Ausdruck und Seele wird er



gewiß von keinem seiner Mitbewerber übertroffen, und wenn dies letzters wirklich die bessere, größere Hälfte der Kunst ist, so wird man ihm um so williger den Vortritt als Künstler einräumen. Die beyden Concerte, von denen hier die Rede ist, beweisen schon durch die prunklose, aber vollwichtige Einfachheit ihres Inhalts, von welchem Geiste der, welcher sie veranstaltete, beseelt ist; in beyden kommen nur vier Namen und zwar jedesmal dieselben vor, nemlich Beethoven, Hummel, Mozart und — wir dürfen, ohne diesen Namen zu nahe zu treten, mit gutem Gewissen hinzusetzen — Bocset. Als Einleitung oder vielmehr als Einweihung diente jedesmal eine Ouvertüre von Beethoven, dem eigentlichen geistigen Zehvater unsers Bocset, das erste Mal die Ouvertüre zum „Coriolan,“ das zweyte Mal die zu dem Festspiele: „die Ruinen von Athen.“ Auf solche Weise vorbereitet und in die gehörige Stimmung versetzt, hörte die Versammlung nun die beyden Concerte von Hummel in H-moll und in A-moll, vorgetragen von dem Concertgeber. Hummel hat bey seinen Compositionen auf Leute gerechnet, die ihn so ganz zu verstehen und zu verarbeiten im Stande sind, wie Bocset; findet er solche, dann werden seine Werke noch lange den Platz behaupten, den sie seit einer Reihe von Jahren als Lehr- und Musterwerke behauptet haben. Die Art, wie die beyden Concerte dieses Mal vorgetragen wurden, hat den Componisten und sein Andenten, mit einem neuen, unzerstörbaren Leben verjüngt, besonders in Beziehung auf das A-moll-Concert, welches wohl ohnedies die schönste Schöpfung Hummels genannt werden darf. Nach den Concerten hörten wir die beyden Arien von Mozart, nemlich die bekannte aus der Oper „Titus“ mit obligatem Bassethorn, vorgetragen von Mlle. Charlotte Hönig und Hrn. A. Friedlowsky, Mitglied des k. k. Hofburgtheaters, und die Arie des Belmonte aus der Oper: „Die Entführung,“ gesungen von Hrn. Eise, Mitglied der k. k. Hofcapelle. — Den Schluß der Akademie machten die Improvisationen des Hrn. v. Bocset. Leistungen der Art lassen sich nicht wohl beschreiben; der Verstand und die Empfindung können dem Fluge einer solchen Schöpfung wohl folgen in der Stunde des Entstehens, aber das Gedächtniß kann die einzelnen Theile, die rasch und unaufhaltsam einander verdrängen, nicht festhalten und noch weniger schildern; es bleibt nichts übrig, als der Eindruck des Ganzen, und für diesen hat man höchstens ein einziges, mageres, ungenügendes Wort zur Bezeichnung. Bocset war als Improvisator von den Kunstfreunden Wiens immer und einstimmig als der erste und unübertroffene genannt worden; allein öffentlich hatte man ihn in dieser Eigenschaft seit einer Reihe von Jahren nicht gehört; jezt weiß auch das große Publicum, daß es mit jenem Ausspruche seine Richtigkeit habe, und die Sanelle, durch den allgemeinen Wunsch gleichsam erzwungene Wiederholung des ersten Concertes vom 10. April, am 20. desselben Monates, hat wohl den besten Beweis geliefert, welche Wirkung ein Kunstwerk solchen Werthes hervorgebracht. Den Inhalt oder vielmehr die Veranlassung zu demselben gab ein einfaches aber sinnreiches, ganz in Bocset's Geist und darum glücklich gewähltes Thema aus Beethoven's A-moll-Symphonie; aus diesen kurzen, einfachen Tacten entstand ein Tongemälde, dem nichts fehlte, als daß man es hätte festhalten und verewigen können, um dem Urheber desselben ein bleibendes Zeugniß seines schönen Berufes zu begründen. Das Thema der zweyten Improvisation, eine Stelle aus einer Clavierfonate Beethoven's, war, obwohl geistreich und charakteristisch, wie alles von diesem Meister der Töne, doch weniger melodios und zur Behandlung geeignet, als die obgenannte unverstehbare Fundgrube musikalischer Gedanken. Daß Bocset's erfindungsreiche Dichtergabe sich auch bey dieser minder glücklichen Aufgabe nicht verläugnet, sondern, dem undankbareren Stoffe gleichsam zum Troste, sich auch hier siegreich bewährt habe, brauchen wir wohl schwerlich zu versichern; aber scheiden wollen wir von ihm mit der Erinnerung an jene erste A ben d phantastie, eine Erinnerung, die wir zu den schönsten, zu den unauslöschlichen unserer Kunst-erfahrungen rechnen.

## Wiener Meubleformen II.

Zweyte Ansicht des Damen-Toilette-Zimmers (davon die erste in der Beilage dieser Zeitschrift vom 21. März d. J. dargestellt ist), nach ausgeführten Formen der k. k. Landespriv. Meuble-Fabrik der Jos. Danhauser sel. Witwe, auf der alten Wieden, Hauptstraße, nächst dem k. k. Theresianum Nr. 302.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dienstag, den 28. April 1835.

51

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. von M. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1103; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung L. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die todte Braut.

(S c h l u ß.)

Jahre vergingen darüber; die Erwartungen und Bedürfnisse des Lebens wurden ihm deutlicher, seine Huldigung gegen das Wesen seiner Träume wurde nun inniger und wahrer, und da er als völliger Jüngling dastand, hatte er bereits den Entschluß gefaßt, diese oder keine sollte seine Braut, seine Gemahlinn werden.

Er trat nun aus der Akademie und erhielt eine Officiersstelle im Heere seines Vaterlandes, das eben zu Felde zog. Er bestand rühmlich den Kampf; als aber Friede geschlossen wurde, nahm er seine Entlassung und beschloß, Europa zu bereisen. Sein Oheim war unterdessen auch gestorben, er war von jedem Bande frey und Herr eines höchst bedeutenden Vermögens.

Das Verlangen, die Hoffnung, die lang Geliebte irgendwo zu finden, trieb ihn durch die Welt, machte ihn auf die Zirkel der Damen aufmerksam, aber bald wieder nachlässig gegen dieselben; diese Hoffnung war es, auf der sein Lebensglück beruhte.

Vergebens hatte er durch vier Jahre alle Reiche und vorzüglichsten Städte besucht, das Bild seiner Sehnsucht erblickte er nirgends, und beschloß endlich, nachdem er nichts unversucht gelassen hatte und sein Leben bereits für ein verlorenes zu halten anfing, demselben doch mindestens durch eine fromme Todesweihe Gehalt zu verschaffen. Dieß trieb ihn zur Theilnahme an dem so vielen Schwärmern reizend erschienenen Kampfe der Griechen.

Aber seine Ansicht von dem Zwecke dieses Streites, der ihm als ein heiliger erschienen war, verlor sich, als er die Lage der Sachen in der Nähe betrachtete. Er focht heldenhaft, der Tod wich ihm aus; endlich war er froh, bey Gelegenheit einer zeitweiligen Waffenruhe einen Kampf wieder zu verlassen, an dem die Selbstsucht der Einzelnen den größten Antheil hatte.

In Gedanken versunken ritt er dem Gestade zu, wo ihn ein englisches Schiff zur Rückkehr erwartete. Diese Fluren, wo einst Götter wandelten, lagen wüst und verödet, zu elend, um für menschliche Herberge zu dienen. Seine

Brust fühlte doppeltes Wehe. Da zogen drey Gestalten, die sich in einiger Entfernung am Blachfelde lebhaft bewegten, sein Auge auf sich. Die Bewegungen und die Stimmen, die er undeutlich, doch heftig vernahm, verkündeten erst den Streit zwischen denselben. Er ritt näher und sah nun, daß zwey griechische Streiter ein Türkenweib mißhandelten, das vor einer männlichen Leiche stand. Die Lage der Türkinn, die Anstrengung, mit der sie die Leiche zu verteidigen schien, das Blut, das über ihr Gesicht aus einer Verletzung unter den grauen Locken hervorschoß, bestimmten schnell seinen Entschluß, er zog sein Schwert und trieb die Feiglinge in die Flucht. Das Türkenweib kniete mit gekreuzten Händen vor ihm nieder, erhob sich aber alsobald wieder, und ohne daß sie sich Zeit nahm, das gerinnende Blut aus den harten Zügen zu wischen, vollendete sie ein Grab, an dessen Ausführung sie von den beyden Griechen verhindert worden war. Adolar betrachtete diese Scene, die so viel des menschlichen Elends an sich trug. Die Alte, die rüstig grub, war bald fertig und schleppte nun den Leichnam herbey. Sie streichelte in stierem Kummer die blassen Züge des jungen Menschen und überhäufte ihn mit süßen Namen.

„War mein Junge nicht schön, Giaur?“ wendete sie sich nun zu Adolar, „ach die Blume von Sellah war er, feurig wie das Ross Arabiens, und doch so gut und mild wie Mondlicht. Schlaf sanft, Junge! aber deine Seele wandelt nun wohl im siebenten Himmel unter den Palmen des Paradieses an der Seite des Propheten.“

Die Alte hatte den Leichnam unterdessen in die Grube gelegt und schütete nun die erste Schaufel Erde über das Angesicht desselben, auf das sie vorher das Tuch von ihrem Halse gebreitet hatte. „Es ist wohl böse für eine Mutter, ihren Liebling, ihren Einzigen selbst unter den Hügel zu legen; aber daß nur nicht die Hunde seinen Leichnam zerfleischen und ihren Spott treiben mit dem Sohne des Propheten. Drehe das Antlitz nicht von Mekka ab, Junge, vergiß bey den Houris des Paradieses nicht deine arme — arme Mutter!“

Der Leichnam war mit Erde bedeckt und die Alte trocknete ihre Thränen. Adolar hatte ihr schweigend bey dem Geschäfte beygestanden.

„Der Herr schenke dir den Glauben des Propheten, Giaur!“ begann sie bald darauf, „und gedenke dir im Paradiese, daß du einem armen Weibe den einzigen Sohn begraben halfst. Die Hunde wollten sein Blut lecken und die Mutter vom Gebeine des Sohnes weghegen. Allah segne dich, Giaur! die arme Mirrah kann dir nichts bieten für deine Barmherzigkeit; halt, doch Gines, Mirrah ist vergönnt von Allah, in die Zukunft zu schauen, gib mir deine Hand, Giaur! ich will dir frohes Schicksal künden.“

Willenlos ließ ihr Adolar die Hand und die Greisinn schaute zuerst aufmerksam, dann aber immer finsterner und wie erschreckt in die verworrenen Züge.

„Wehe, wehe! wo Mirrah das Auge hinwendet, schießt das Unglück auf. Du liebst eine Todte, Jüngling! und das Herz deines Herzens ist gebrochen; wehe, wehe! und doch wird sie dein. Die Züge deines Schicksals sind gräßlich, du liebst eine Todte und die Todte liebt dich. Die Lineamente verwirren sich — Allah schütze dich!“ —

„Du liebst eine Todte,“ klang es in Adolars Innerstem nach, als sein Schiff bereits pfeilschnell über die Wasserfläche dahinschoß. Das Türkenweib

hatte wahr gesprochen, jenes Wesen, dessen Bild er besah, mochte wohl längst schon jenseits des Grabes stehen, und doch konnte er von ihm sich nicht mehr losreißen, das Angedenken dieser Todten überwog jeden Reiz, den das Leben ihm bieten konnte.

Im traumhaften Sinnen saß er einige Zeit darauf in der Gondel, die ihn ziellos durch die Lagunen Venedigs trug. Er besah die Palläste, ging in eine Kirche und verließ sie erst bey einbrechender Dämmerung. Die hohen, schwarzen Gebäude, der Mond, der träumerisch hinter Wolken stand, und die tausend und tausend Lichter, die im Canale rückgespiegelt wurden, boten einen neuen, anziehenden Anblick. Er ging auf dem schmalen Pfade am Rande des Wassers, da sah er einen hohen Pallast vor sich auf das glänzendste erleuchtet, in welchem Leute jeden Standes aus- und eingingen. Er folgte dem Gedränge, kam über prächtige Stiegen und trat endlich in einen kostbaren, hellerleuchteten Saal. Aber die Wände waren mit Trauerschmuck ausgeschlagen, die Dienerschaft trug schwarze Flöre und in der Mitte des Saales lag zwischen hundert brennenden Wachsfackeln eine Leiche. — Wappenhingen an den Seiten des Katafalks, Blumengewinde und Kränze verbreiteten einen Schein fröhlichen Lebens um das Lager des Todes, und mitten darunter in langen, weißen Schleyern lag ein Mädchen. Ihre Züge waren blaß wie Mondlicht, aber trugen noch allen Liebreiz an sich, mit denen sie das Leben gesegnet. Der Tod hatte hier einen frechen Raub begangen. Aber welche Gefühle bestürmten Adolars Brust, als er in der bleichen Todten das Urbild seines Conterfeyns auf den ersten Blick erkannte! Also wirklich todt! — Das Gefühl eines Lebens für das Grab genährt, und nun keine Hoffnung mehr! Ein kräftigeres Gemüth hätte auch diesen Schmerz heftiger, zerstörender gefühlt, aber sein Herz, dessen Thränenquellen selten vertrocknet waren, versank nur in tiefere Schwermuth; entsagt hatte es ja schon lange, und dieß Erblicken machte ihm doch eine rührende Freude. Wie zufällig war es geschehen, daß er sie noch dießseits des Grabes getroffen hatte. Er versank im Anschauen dieser lieblichen Züge, seine Gedanken erzählten ihm den Lebensgang dieses engelhaften Wesens; ach, nur in dieß geschlossene Auge hätte er einmal blicken mögen!

Ein paar Stunden waren ihm in diesen Träumereyen vergangen, da traten die Leichenträger in den Saal und der Todtenzug ging in das Erbegräbniß des gräßlichen Hauses, Adolar folgte der offenen Leiche. Unter leisen Gesängen gaben die Priester der holden Jungfrau die letzte Weihe des Staubes. Die Volksmenge verließ die Leichenhalle, nur Adolar starrete unverwandt in diese bethörenden Züge. Der Majordomus wartete eine Weile, endlich mahnte er mit ernster Stimme, der man den Schmerz um den gestorbenen Engel ansah, ans Fortgehen. Adolar bat, er möge ihm nur diese Nacht den Anblick der Todten gönnen und trug ihm seine Börse an. Der Alte lehnte diese ab und verweigerte das Gesuch mit Ernst. Erst dem gewandten Zureden des Kammerdieners des deutschen Grafen, der seinen Herrn für einen Maler ausgab, gelang es, von dem ernststen Manne Gewährung zu erhalten. Der Alte meinte, dieß göttliche Gebild sey es wohl werth, daß es durch die Macht der Farben der Verwesung entrisen werde. Auch ihn trieb es nicht zum Schlafen; er und Adolars Diener zogen sich in die Sacrificy der Kirche zurück. Der Graf blieb allein im Todtengewölbe. Die ewige

Lampe goß ein sanftes, doch klares Licht durch die Halle; geschlossen Särge standen zur Seite, nur der der eben erst Beygesetzten stand geöffnet, und Adolar hielt Todtenwache. Er kniete am Fuße des Sarges, starrte ihr in das geknickte Lilienantlitz und bethete leise.

Unter dessen erzählte der Haushofmeister von Violanta. Sie war die einzige Tochter eines reichen Marchese. Ein römischer Prinz wurde ihr von ihrem Vater zum Gatten bestimmt; sie gestand, daß sie ihn nicht lieben, daß sie an seiner Seite nie glücklich werden könne. Ihr Vater hatte sein Wort gegeben, äußerte seinen Willen bestimmt und Violanta war eine fromme Tochter, sie ergab sich in denselben. Aber je näher der Brauttag heranrückte, desto weher wurde es ihr um das Herz, und am dritten Tage vor der Vermählung sank sie plötzlich leblos zu Boden, und keine ärztliche Kunst vermochte sie mehr zu erwecken, — sie war hinübergeshieden! Dieß war die kurze Lebensgeschichte des verstorbenen Mädchens.

Unter dessen war Mitternacht vorübergegangen. Der Graf starrte noch immer auf Violanta's Züge und besprach sich leise mit ihrem Geiste, der nach seiner Überzeugung die Hülle, die er sonst bewohnte, umschweben mußte. Da hob sich plötzlich der Busen der Jungfrau zu einem schweren Seufzer, die Hand fuhr über das Gesicht und das Auge öffnete sich.

Adolar durchbebte ein heiliger Schauer. „So hast du mich gehört, seliger Geist! und gönnst mir den Blick in das Auge, das du einst belebtest!“

„Wo bin ich?“ erwiederte Violanta und erhob sich, „was sollen diese schleppenden Gewänder, diese Kränze und Blumen? dieß Gewölbe ist mir unbekannt!“

„Heiliger Himmel! so lebst du!“ rief nun Adolar und stürzte zu ihren Füßen; auf dieß Geschrey eilten die beyden Diener in die Halle. — Schauer des Todes überkamen sie, als sie Violanta auf Adolar's Arm gestützt erblickten. Der Welsche bekreuzte sich und wollte entfliehen, aber Adolar's Diener war besonnener und bald ergab sich, daß Violanta nur scheinodt gewesen, und nun zum Leben wieder erwacht sey. Der treue Alte benetzte ihre Hände mit Thränen der Treue und Freude, und pries den Deutschen, auf dessen Veranlassung sie sich hier befänden, mit der Lebhaftigkeit seines Volkes. Violanta wurde nach Hause gebracht, die trostlosen Eltern, die noch in Trauer gewacht hatten, vorbereitet, und endlich die Tochter mit tausend Thränen der Freude und den innigsten Umarmungen empfangen. Ihr Vater hatte seit dem Augenblicke ihres vermeintlichen Todes seine falsche Ansicht, seinen ungerechten Willen bedauert; ach, wenn sie noch gelebt hätte, nun sollte sie ja den Geringsten auf Erden zum Gemahle erwählen können und er sollte willkommen seyn! Nun lebte sie wieder, nun bat der Vater ihr tausendfach seinen Irrthum ab, nun sollte sie frey und unbeirrt in ihrer Wahl seyn; dieser Vorfall hatte ja auch des Marchese Wort gelöst.

Der Deutsche, dessen seltsamen Begehren sie vielleicht ihr Leben dankte, denn die Gruft hätte noch in derselben Nacht verschlossen werden sollen, wurde vorgelassen, und von Eltern und Tochter auf das innigste bedankt. Aber Adolar war selig, sein Auge leuchtete, seine Wange schimmerte im Rosenscheine der Jugend und Freude, der Abglanz ihres frischen Lebens schien auch seines zu verklären. So lebte sie denn, so war das Ideal seiner Träume kein leeres Wahnbild, keine kalte, gefühllose Leiche! Doch wie sehr erhöhte sich

die allgemeine Freude, als er seinen Namen nannte, als es sich ergab, daß Violanta's Vater, Marchese Obaldi, seines Onkels Freund war. Auf jener Reise durch Deutschland hatte er der Tochter Bildniß unbegreiflicher Weise verloren; Adolar hatte es, wie wir bereits wissen, gefunden, und liebte seitdem nur das Original desselben; die holde Violanta hatte noch keinen Mann geliebt, nun sollte sie dieß höchste Gefühl des Lebens kennen lernen. Adolar's Herz wurde seit diesem Augenblicke lebenskräftiger, und ehe der Frühling vergangen war, trat er mit Violanta selig vor den Traualtar, und die Todtenkrone, die sie im Sarge getragen, trug sie nun, mit frischen Myrthen geschmückt, als Brautkranz.

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 22. April zum ersten Male: „Eulenspiegel, oder Schabernack über Schabernack.“ Localposse mit Gesang in vier Aufzügen von Hrn. Nestroy und zu dessen Benefice. Musik von Hrn. A. Müller.

Eulenspiegel erscheint in dieser Neuigkeit als ein Bagabund, der sich ein Gewerbe daraus macht, Verliebte zusammenzubringen und deren Tyrannen, Vormünder oder dergleichen, zu prellen. Hier gilt es, dem Jäger Heinrich zu seinem Lenchen zu verhelfen und den Müller Mehlwurm zu überlisten. Es wird deshalb ein Paß zweimal auf die Bühne gewälzt, ein paar Verkleidungen ausgeführt, eine alte Schwester des Müllers durch ein parodirtes Liebesverhältniß genarrt, eine Entführung verabredet u. dgl., es werden ein paar matte Couplets und ein Quodlibet-Duett gesungen, per ogni buon evento wird noch henhier mit einem Hrn. von Neffenstein gewettet und zuletzt dem alten Mehlwurm glücklich die Einwilligung abgezwungen.

Der Verfasser dieser Posse hat vordem ein paar recht schnurriqe Piecen geschrieben und sich zu einer bedeutenden Beliebtheit verholfen; in neuerer Zeit will ihm Fortuna nicht mehr so wohl, vielleicht weil er sie gar zu oft in Anspruch nimmt und die launische Göttin darüber bereits misanthropisch geworden ist. Das heutige Stück dürfte auch einem agitante Deo kaum sein Daseyn verdanken, denn es ist in Erfindung und Ausführung ein geringer Fond dramatischer Conception darin vorhanden, das Ganze reducirt sich auf ein paar abgenutzte Pfliffe und zusammengewürfelte Intriguen, die schon hundertmal da waren, mit wenigem Wiße austaffirt; auch die Liedertexte sind verunglückt, besonders ist der Inhalt des einen Gesangstückes, worin die Ehe als das einzige Gegenmittel wider die Liebe bezeichnet wird, weder schön noch neu. Dieß letztere gilt überhaupt von der ganzen Posse, die wir allenfalls für einen Carnevalschwank erträglich finden würden.

„Wär' nur das Neue auch gut, wär' nur das Gute auch neu!“

Unbegreiflich ist es uns geblieben, wie Hr. Nestroy, der für sein Genre wirkliches Talent hat, den dankbaren Stoff der Eulenspiegelstreichche so mißkennen konnte. — Die Darstellung von Seite des Beneficianten und des Hrn. Scholz war gut, der letztere mußte sich mit seiner Rolle im eigentlichen Sinne plagen, was von dem Publicum nach Verdienst gewürdigt wurde. Die Aufnahme der Novität zeigte sich getheilt, und nur bey dem sehr guten Quodlibet erschien der Beyfall lebendiger.

### Neueste slawische Literatur.

Ein erfreuliches Resultat des Vorschreitens der slawischen Literatur, d. i. der russischen, polnischen, böhmischen, serbischen-illyrischen, gewähren die neuesten Erscheinungen derselben. Insbesondere aber tauchen in Rußland, durch die unermüdeten Be-

mühungen der russisch-kaiserlichen Akademie in St. Petersburg, Werke aus allen Wissenschaften hervor, welche durch ihren Werth und ihre Großartigkeit wahre Bewunderung erregen, und dieselbe im vollen Maße verdienen. Die Zahl der in Rußland letzter Zeit erschienenen Werke erreicht bald jene der in Deutschland gedruckten. Der größte Theil derselben ist in russischer, der geringere in polnischer, französischer und lateinischer Sprache verfaßt. Das philologische Fach hat, nächst jenem der Mathematik, Ethnographie und Belletristik, beynabe das meiste und größtentheils Vorzüglichste geliefert. Mehrere Dichter, worunter besonders viele hochgestellte Russen und Russinnen, lieferten in letzter Zeit ihrer Nation mehrere Romane und Poesien, welche classischen Werth behalten werden, und durch Übersetzungen andern Nationen zugänglich gemacht zu werden verdienen, was auch zum Theil bereits mit mehreren Romanen geschehen ist. Das neueste großartige lit. Unternehmen der Russen ist das mit Beginn des Monats März in Moskau erscheinende encyclopädische Journal in rus. Sprache: der Moskauer Beobachter. Das Ziel dieser Zeitschrift ist alles zu beobachten, was in Rußland und in fremden Ländern im Fache der Literatur, der Wissenschaften, schönen Künste, in der ökonomischen und Gewerbsindustrie, im Handel, in den Moden und Neugierigkeiten jeder Art, die einen Beleg von den Fortschritten der Aufklärung und Bildung abgeben, bemerkenswerth ist. Alle vorzüglichen Schriftsteller Rußlands liefern Beiträge, und der immerwährenden Theilnahme haben sich die rühmlichst bekannten russ. Gelehrten: E. A. Waratynsky, N. W. Gogol, M. A. Dmitriew, P. W. Kirzejewsky, N. A. Meshunow, Fürst W. E. Odjewsky, N. P. Pawlow, M. V. Pogodin, N. S. Chomjakow, S. V. Sewyrew, N. M. Jazykow unterzogen. Die Redaction hat der geachtete Wasily Androssow übernommen. Jeden Monat erscheinen zwei Hefte in 8, auf sehr schönem Velinpapier, mit Kupfern, Moden, Noten, Karten &c. Jedes Heft enthält 130—160 Seiten und kostet für's Ausland der Jahrgang 40 Rubel Assig. Dem Inhalte des ersten Heftes nach zu urtheilen, wird dieses Journal eines der wichtigsten und interessantesten des russischen Reiches, was man mit vollem Rechte von den berühmten Namen der Mitarbeiter erwarten kann. Das Erscheinen einer russischen Gesellschenschaft, einer Bibliothek russischer Classiker und der belletristischen Erscheinungen &c. werden wir in einem besondern Artikel nächstens einzeln besprechen.

— Die böhmische oder czechische Literatur ist nach Jahrhunderten aus ihrem Schlummer von rüstigen Männern geweckt worden. Während einem Zeitraum von 20 Jahren haben Dobrowsky, Jungmann, Hanke, Czesakowsky, Presl, Kollár, Saffarik, Stjepanek u. m. sich theils unsterbliche, theils bleibende Verdienste erworben, und im Weinberae der vaterländischen Literatur ehrende Denkmäler errichtet. Nächst Dobrowsky hat insbesondere Professor J. Jungmann, jetzt Gymnasialpräfect in Prag, das größte und bleibendste Verdienst um die böhmische Sprache errungen. Sein böhmisch-deutsches Wörterbuch, wovon bereits 3 Lieferungen oder die ersten 75 Bogen erschienen sind, ist das mühsamste und unstreitig das vorzüglichste Werk der gesammten böhmischen Literatur, eine Frucht von mehr als 30jähriger unermüdeter Arbeit dieses großen Gelehrten. Die Vergleichen mit andern slavischen und auch andern fremden Dialecten, macht dieses Werk jedem Sprachgelehrten unentbehrlich und höchst wichtig. Außer den Russen und Polen besitzt kein slavischer Dialect ein ähnliches Werk, und auch die Deutschen, welche in keiner Wissenschaft die letzten sind, können durchaus keine gleichartige Riesenarbeit aufweisen, bemühen sich dagegen mehr, jährlich den Büchermarkt mit fremd. Wörterbüchern zu bereichern. Die Auflage macht der Buchdruckerey unter der Leitung des Hrn. Spinka in Prag Ehre; indem außer einer bessern Schwärze der Ausstattung nichts zu wünschen übrig bleibt. Alle drei Monate erscheint ein Heft von 25 Bogen in gr. 4, und der Pränumerationspreis von 2 fl. C.M. ist sehr billig. Das Vaterland möge dem würdigen Verfasser für die vielen Opfer dieser Riesenarbeit durch eine zahlreichere Theilnahme dankbar seyn! Der wackere Dichter und Sprachforscher Joh. Kollár, evangel. Prediger in Pest, hat bereits durch sein lyrisch-episches Gedicht: „Slavy dcera“ den Ruf eines der genialsten und gewandtesten Priester der Musen erworben. Einen Theil jenes Gedichtes versuchte Wanzig in seinen „Blüthen neu-böhmischer Poesie“ ins Deutsche zu übertragen; derselbe hat aber, trotz der Vorzüglichkeit dieses Versuchs, keineswegs das Original genau aufgefaßt, viel weniger erreicht. Der zweite Theil bietet einen Commentar jenes Gedichtes und einen Schatz von Mittheilungen über slavische Mythologie, Geschichte, Literatur, Völkerkunde, Sprachen &c. dar, und verdient die höchste Aufmerksamkeit eines jeden Slaven. Die bereits früher erschienenen „Kazna a reč“ bewähren den Verfasser als einen eben so vorzüglichen Kanzelredner, dessen Prosa und Reinheit der Sprache Bewunde-

zung verdienen. In der Sprachforschung hat Kollár einen bewunderungswürdigen Fleiß und Kenntniß der Literatur längst bewiesen. Seine scharfsinnige Abhandlung über die Namen, Ursprung, Alterthümer der verschiedenen slawischen Völker: „Koszprawy o gmenach etc.“ ist höchst bemerkenswerth; so sehr auch die Analogie mancher slawischen und nicht-slawischen Namen noch eine genauere unparteyische Forschung wünschenswerth macht. Von der Sammlung der Volkslieder der Slowaken in Ungarn: „Zpiewanky,“ ist der erste Band bereits erschienen, und liefert abermals durch die Raffinesse Kollár's eine schätzbare Bereicherung der slawischen Nationalpoesie, und durch die angehängten Anmerkungen manchen wichtigen, bisher noch unbekanntem, Aufschluß über die oft wunderbaren Gebräuche und Sitten der zahlreichen Slawen in Ungarn. Der zweyte Band, womit jene Sammlung geschlossen wird, erscheint binnen einigen Wochen, und läßt bloß noch die versprochenen (?) Melodien erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

## L i t e r a t u r.

P. Hells Reise nach Wardoe in Lappland und seine Beobachtung des Venusdurchganges im Jahre 1769. Aus den aufgefundenen Tagebüchern geschöpft und mit Erläuterungen begleitet von Carl Ludwig Littrow, Assistenten der k. k. Wiener Sternwarte. Wien, gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold 1835. 8. Mit einer Vignette, die nördliche Hälfte Norwegens und Schwedens darstellend. (Vorrede und Inhaltsanzeige XVI. Text 166 Seiten.) Preis 1 fl.

Der Sohn unseres, um die astronomischen Wissenschaften hochverdienten Directors der hiesigen Sternwarte, Carl Ludwig Littrow, der uns erst vor Kurzem mit einer äußerst gediegenen Abhandlung über den Halley'schen Kometen erfreute, spendet uns hier abermals eine Gabe, die an Interesse der vorigen nicht nur gleich kömmt, sondern sie in mancher Hinsicht noch weit übertrifft. Bekanntlich erregte der im Jahre 1769 zu erwartende Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe die allgemeinste Aufmerksamkeit der damaligen astronomischen Welt; und von allen Seiten beehrte man sich, aus dieser so seltenen und interessanten Erscheinung für die Wissenschaft den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Schon gegen das Ende des Jahres 1767 herrschte in dieser Beziehung große Thätigkeit an den meisten Höfen Europa's, und die berühmtesten Astronomen wurden beauftragt, sich zur Beobachtung des gedachten Phänomens an die entferntesten Punkte der Erde zu begeben, weil nur auf diese Weise günstige Resultate für den Zweck einer genauen Bestimmung der Entfernung der Sonne von der Erde zu erwarten waren. So verfügten sich z. B. auf Veranlassung der k. Societät zu London einige derselben nach der Insel St. Helena, andere nach dem Bergebirge der guten Hoffnung u. s. Die Kaiserin von Rußland wies zu diesem Behufe 40,000 Rubel an, und das sibirische Jakutsk am Flusse Lena versammelte die geschicktesten Sternkundigen des Reiches der Czarinn in seinen Mauern. Gleichermassen sandte Frankreich nicht wenige der erfahrensten Leute ab, und der bekannte große Astronom Messier hatte zugleich den Auftrag, die Erde zu umschiffen, um bey dieser Gelegenheit Harrißon's Secuhr in Untersuchung zu bringen. Auch der damalige Vorfesher der Wiener Sternwarte, Maximilian Hell, Priester der Gesellschaft Jesu, der sich bereits einen bedeutenden Ruf in der gelehrten Welt erworben hatte, unternahm auf eine Einladung des jungen Königs von Dänemark, Christian VII., und auf dessen Kosten mit Bewilligung seiner Monarchinn in Gesellschaft seines bisherigen Mitarbeiters Johann Sainovics, eines Mitgliedes eben desselben Ordens, der ihn in Krankheitsfällen nöthigerweise vertreten konnte, und eines Studenten, Namens Borgrenig, der vom k. dänischen Ministerium eigens beauftragt war, ihn zu begleiten und sich in Dronheim ihm anschloß, eine Reise nach Wardoehus, der äußersten Feste der Erde gegen Norden. Ohne uns hier in eine Erörterung der Wichtigkeit der Wardoehuser Beobachtungen bey der Bestimmung der Sonnenparallaxe aus dem damaligen Venusdurchgange einzulassen, die für Nichtastronomen ohnehin unverständlich seyn würde, fügen wir nur bey, daß sich aus verschiedenen Gründen bald nach der Bekanntmachung derselben über ihre Richtigkeit wohlgegründete Zweifel erhoben und Hell ziemlich allgemein der Erdichtung oder wenigstens Veränderung seiner Beobachtungen beschuldigt wurde. Indessen geradezu war die Sache dennoch nicht erwiesen. Erst durch die



Einsicht in das Tagebuch, welches Hell an Ort und Stelle über seine astronomischen Beobachtungen geführt hatte und welches der Vater des Hrn. Verfassers mit seltener Bereitwilligkeit zur Benützung erhielt\*), ward die Sache in's Klare gesetzt, jedoch so daß Hell's Name nicht ganz tadellos erscheint. Die von Hrn. Littrow, Sohn, in diesem Werkchen aus; besagtem astronomischen Tagebuche gelieferten Auszüge (S. 17 bis 38), welchen (von S. 38 — 87) nähere Untersuchungen über die darin enthaltenen Beobachtungen vom Herausgeber folgen, sind zu sprechende Beweise gegen ihn. Wenn nun aber dieser Theil des Werkchens eigentlich nur den Astronomen von Profession interessirt, für den er allerdings von der größten Wichtigkeit ist, so ist dafür die zweite Abtheilung desselben, welche einen gedrängten Auszug des von P. Johann Sainovics geführten Tagebuchs der Reise Hells von Wien nach Wardoe; und zurück enthält, von desto allgemeinerem Interesse, indem, wie Hr. Littrow sehr richtig bemerkt, der Bericht einer Reise in so entfernte und so wenig besuchte Länder nicht nur an und für sich manches Merkwürdige darbietet, sondern auch noch insbesondere jener Theil der Reise lesenswerth ist, der durch sonst schon bekannte Gegenden ging, da man diese dadurch in dem Zustande kennen lernt, in dem sie sich vor mehr als sechzig Jahren befanden. Das Tagebuch selbst ist ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben. Hr. Littrow bediente sich aber bey seinem Auszuge der deutschen; und obgleich wir das Original nicht kennen, so zweifeln wir dennoch nicht im geringsten an der Treue und Richtigkeit der Uebersetzungen, da Hr. Littrow sich schon bey andern Gelegenheiten als einen tüchtigen Kenner des Römer-Idioms und gewandten Uebersetzer bewährt hat. Über den eigentlich wissenschaftlichen Werth dieser wichtigen Schrift ist bereits in astronomischen Journalen auf das vortheilhafteste Erwähnung geschehen. Eine schätzbare Zugabe zu dem Werkchen, welches dem berühmten J. F. Enke gewidmet ist, bilden die Beyträge zu einer Biographie Hells, und der Verleger hat das Seinige gethan, dieser neuen Talentprobe Hrn. Littrow's auch durch ein gefälliges Außere wohlverdienten Eingang zu verschaffen.

F. v. F.

### Correspondenz-Nachrichten.

Donnerstag den 30. April wird Dlle. Franciska Piris im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert folgenden Inhalts geben: 1. Ouverture zu Mozart's Zauberflöte, für 3 Pianoforte's und 12 Hände eingerichtet von Hrn. Capellmeister Payer 2. Arie von Mercadante mit obligatem Waldhorn, gesungen von der Concertgeberinn, begleitet von Hrn. Prof. Lewy. 3. Declamation des Hrn. und der Madame Fichtner, Mitglieder des k. k. Hofburgtheaters. 4. „Le retour des promis,“ Bolero von J. Desfleur und „Jehz geh' i an's Brünnele,“ schwäbisches Lied mit Veränderungen von J. P. Piris, gesungen von der Concertgeberinn. 5. Caprice für das Pianoforte, componirt und vorgetragen von Hrn. S. Thalberg, k. k. Kammervirtuosen. 6. „Überall du,“ Gedicht von Steinacker, Musik von Ignaz Lachner, gesungen von Hrn. Carl Bayer, königl. bayr. Hof-Opernsänger, auf dem Waldhorn begleitet von Hrn. Prof. Lewy. 7. Scene und Arie aus der „Sonnambula,“ von Bellini, gesungen von der Concertgeberinn. — Billets zu Sperrsitzen zu 2 fl. C. M. und Eintrittskarten zu 1 fl. 20 kr. C. M. sind in der Wohnung der Concertgeberinn (Gasthof zum wilden Mann Nr. 31), in der Hofmusikalienhandlung des Hr. Haslinger und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um ein halb Ein Uhr.

\*) Es befand sich nemlich laut dem Vorworte früher im Besitze des Hrn. Georg Frensherrn von Münch-Bellinghausen und ist gegenwärtig sammt Hells übrigen Posthumis der Bibliothek der k. k. Sternwarte als Geschenk überlassen.

(Mit. Nr. 17 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 30. April 1835.

52

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb = u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Bulgar.

Eine Erzählung.

Zu Anfang des letzten russisch-türkischen Feldzuges lebte in einem Dorfe jener stillen Thäler des Balkans, die von der Natur zum Asyl der Genügsamkeit geschaffen scheinen, ein Greis von würdevollem Ansehen, dem die Last eines achtzigjährigen Lebens noch den Muth nicht geschwächt, noch den Blick nicht verdunkelt hatte. Weder Kinder noch Enkel erheiterten die einsamen Stunden seines Alters, nicht die sorgsame Hand einer liebenden Hausfrau bereitete sein einfaches Mahl, denn das Weib seiner Jugend war längst vor ihm ins Grab gesunken, und seinen einzigen geliebten Sohn hatte das Schwert des Feindes geopfert. Einsam stand er, wie die hohe Cypresse unter einsamen Gräbern, aber gleich ihr, ohne das Haupt zu senken, oder seinen Geist schon vor dem körperlichen Tode der heitern Farbe des Lebens zu entkleiden. Ruhig lächelnd sah er täglich hinter die Felswand vor seiner Hütte die Sonne verschwinden, die ihn seinem Ziele wieder einen Schritt näher führte, ja die er vielleicht am nächsten Morgen schon nicht mehr begrüßen sollte. Im Dämmer-scheine der Erinnerung schwebten dann die Bilder seines frühern Lebens an ihm vorüber, und oft verfolgte er sie mit süßer Wehmuth durch alle verschlungenen Pfade, welche das Schicksal ihn geleitet hatte.

In diese stillen Träume versunken, saß er eines Abends vor der Thüre seiner Hütte, sah sich noch einmal verjüngt auf dem Schauplatze des Krieges, in jenen Heereszügen, welchen er unter osmanischen Bannern gefolgt war, sah sich im Getümmel des Lagers, im Gewühle der Schlacht, verfolgte hier die fliehenden Feinde, stand dort auf dem erstürmten Wall einer Festung. Wie so Bild an Bild vor seiner Phantasie sich drängt, sieht er den geliebten Sohn, von dem tödtlichen Hieb eines russischen Jägers getroffen, an seiner Seite fallen, packt mit einer Kraft, die nur Verzweiflung gibt, jetzt den Mörder seines Kindes, schleudert ihn über die Mauer des Walles in die Tiefe hinab, und die Erinnerung ergreift ihn so mächtig, daß er mit vorgebogener Brust hinausstarrt in die Dämmerung, gleichsam mit seinen Blicken dem zer-

schmetternden Sturze des Feindes folgend, als plötzlich der ferne Knall einer Kanone zu seinen Ohren dringt. Überrascht springt er empor, horcht zweifelnd, ob es nicht Täuschung der aufgeregten Phantasie gewesen, aber nochmals und wieder vernimmt er den dumpfen Donner einer fernen Kanonade, der schauerlich-ernst durch die Windungen und Klüfte des Gebirges dringt.

Die übrigen Bewohner des Dorfes waren noch nicht zur Ruhe gegangen. Auch sie kamen, aufgeschreckt wie das Reh durch eines Jägers Horn, aus ihren Wohnungen hervor, und sammelten sich mit ängstlich fragenden Blicken um unsern achtzigjährigen Krieger, der ernst und nachdenkend auf seinen Stab gelehnt, die Nachbarn schweigend empfing. Seine Seele durchflog eine Ahnung des Unheils, welches das Dröhnen dieser kriegerischen Mordgewehre jenen stillen Thälern verkündete.

Bald blieb kein Zweifel übrig. Noch in der Nacht trafen Flüchtlinge ein, welche die Annäherung der Russen verkündeten, die alle Stellungen des türkischen Heeres umgangen hatten, und durch die schwachbesetzten Pässe des Balkangebirges in Eilmärschen vorwärts drangen. Die Nachricht verbreitete Schrecken und Verwirrung; alles suchte zu entfliehen, die Mutter ihre Kinder, der Sohn seinen grauen Vater in Sicherheit zu bringen, und schon der nächste Morgen fand das Dorf von seinen Bewohnern verlassen, nur der alte bulgarische Kriegsmann blieb zurück, nur er wollte auch nicht einen Schritt weit vor dem Feinde weichen.

Sein Entschluß war gefaßt. Konnte er auch der Übermacht als einzelner Mann nicht die Spitze bieten, so wollte er doch die Wunde seines Herzens, welche die lebendige Erinnerung an den Tod seines Sohnes so schmerzlich wieder geöffnet hatte, nicht zu Grabe tragen, ohne mit der letzten Kraft seiner Sehnen Vergeltung zu nehmen an dem Blute des Feindes, der sein Kind erschlagen, der sein greises Haupt der letzten Stütze, sein freudenarmes Leben des letzten Trostes beraubt hatte. Wild funkelte sein Auge bey diesem Gedanken, Krampfhaft ballte sich seine Faust, und mit einem Ernste, der fürchterlich den festen Willen seines Beginnens zu erkennen gab, betrat er seine einsame Hütte, als eben die Waffen einer Abtheilung feindlicher Reiter, welche um die Ecke des Thales bog, von den Strahlen der aufgehenden Sonne hell erglänzend sichtbar wurden.

Bald darauf sprengt ein General, von einigen Officieren begleitet, durch die enge Straße des Dorfes. Vergebens sucht sein späher Blick einen Bewohner zu treffen, der ihm bey Recognoscirung der Gegend als Führer hätte dienen können, und schon ertheilt er seiner Umgebung Befehle, nähere Nachforschungen anzustellen, da fällt ein Schuß, und hart am Kopfe des Generals schwirrt eine Kugel vorüber. Schnell sind seine Begleiter vom Pferde, um in die Wohnung zu dringen, aus welcher der Angriff zu kommen schien, und schon bereitet sich der letzte Schütze zu einem zweyten Versuch, als sie ihn entwaffnen und vor den überraschten Befehlshaber stellen, der nur durch ein Wunder dem mörderischen Anschlag entgangen war.

Stauend erblickt dieser in der Person des verwegenen Thäters einen Greis, in dessen Antlitz die Zeit jene Züge gegraben hatte, denen wir Ehrfurcht nicht versagen können. „Was trieb dich alten Mann zu diesem tollkühnen Wagniß?“ redete der General ihn an, „konntest du hoffen dein kahles Haupt der strafenden Vergeltung zu entziehen?“

Bei diesen Worten warf der Bulgar einen Blick gen Himmel, und nach einer Pause, während welcher alle Umstehenden ihn aufmerksam ins Auge faßten, erwiderte er mit fester Stimme: „Du wagst es die strafende Vergeltung zu nennen und tödtest unsere Söhne, besprengst deine Kleider mit dem Blute unserer Enkel, verschleichst die schuldlosen Bewohner dieser Hütten, schwache Weiber und eisgelockte Greise in die Wildnisse der Wälder und Schluchten dieser Berge, um den Gelüsten und der Gewaltthat deiner Knechte zu entsiechen? Ich erkenne in dir nur den Feind unseres Landes, und tödte dich, wo ich dir begegne!“

Der Nachdruck, welchen er den letzten Worten seiner Rede gab, weit entfernt den General zur Strenge zu reizen, bestimmte ihn vielmehr den Weg der Güte zu verfolgen, denn seine Denkart war milde, und er wußte Vaterlandsliebe auch am Feinde zu schätzen.

„Deine Zunge ist kühn wie dein Arm,“ sprach er nach kurzem Bedenken zu dem ergrauten Krieger, „aber die Vorsehung hat dein Trachten zum Bessern gewendet. Ich vergebe dir deines Irrthums willen, denn nicht die Ruhe eurer Hütten zu stören sind wir gekommen, nicht als Räuber betreten wir euer Land, dieses Manifest schützt euch im Namen unsers Kaisers vor jeder Gewaltthat, wenn ihr friedlich zu euren Beschäftigungen zurückkehren wollet. Gehe, Alter, du bist frey, und versichere deine Landsleute der Gnade unsers Kaisers!“ Bei diesen Worten wendete der General sein Pferd, und sprengte mit seinen Begleitern von dannen.

„Gnade des Feindes?“ sagte der Bulgar kaum hörbar zu sich selbst, indem er das Manifest betrachtete, welches der General ihm behündigt hatte. „Ich will sie nicht!“ rief er dann im Ausbruch wilden Eifers, indem er das Blatt in Stücke zerriß, „und auch meine Brüder sollen sie nicht wollen! Lernet den Bulgaren kennen, ehe ihr ihn zum Mißbrauch seiner Zunge verleitet.“ Und wie der Tiger in Erwartung seiner sichern Beute, schritt er der Thüre seiner Hütte zu, als schon ein neuer Haufe russischer Reiter am Eingang des Dorfes erschien.

Ein stattlicher Officier in glänzender Uniform, die Brust mit Orden geschmückt, eilt dem Zuge voran, und sprengt gerade nach der Wohnung unsers Bulgaren. Er findet sie verschlossen, pocht ungeduldig ohne Antwort zu empfangen, und will schon durch einen kräftigen Stoß die schwache Thüre aus ihren Fugen trennen, als vom Gipfel des Hauses herab ein Schuß ihn zu Boden streckt.

Schnell stürzen die Gefährten ihm zu Hülfe, während andere in die Hütte dringen, und ein dritter in gestrecktem Galopp davoneilt, dem Befehlshaber von dem Vorfalle Meldung zu bringen. Mit der Miene des Siegers empfängt der Bulgar die eindringenden Russen. „Fürchtet nicht,“ spricht er ruhig, „daß ich meine Spanne Lebens durch feige Flucht zu retten versuche; tödte mich immer, ich sterbe froh, denn ich habe mir aus eurer Mitte einen Genossen zur dunkeln Gruft erwählt!“

In wenig Minuten erschien der General, den ein besonders inniges Verhältniß an den Gefallenen knüpfte. Wehmuthsvollen Blickes bog er sich zu ihm nieder, als dieser die Augen aufschlug und seine betäubten Sinne wieder zu sammeln schien.

„Sehen wir so uns wieder?“ sprach der gerührte Befehlshaber, als der Officier seine dargebotene Hand ergriff.

„Mein Wohlthäter! mein Vater!“ sagte der schwer Verwundete, „ich bin am Ziele.“

„Sohn!“ entgegnete der General, und eine Thräne preßte sich durch seine Wimpern, „mein wackerer Sohn!“ — Der Schmerz ersticke seine Stimme.

„Sein Sohn?“ wiederholt der Vulgar und drängt sich frohlockend vor, „ha Vergeltung! du hast meiner Rache ihr Ziel gegeben.“

Starr heftet der Sterbende seine Blicke auf den Greis, und richtet sich mit der letzten Kraft empor, als lese er eine geheime Schrift in seinen Zügen. „Gerechter Gott!“ ruft er jetzt zurücksinkend auf sein Lager, „Gnade, mein General, Gnade dem Zerstörer meines Lebens, er hat es mir gegeben, er ist mein Vater!“

„Mein Sohn!“ schreyt mit Entsetzen der Vulgar ihn erkennend, und stürzt laut auffammernd an seiner Seite nieder.

Im Innersten erschüttert standen die Zeugen dieser Scene. „Hand des Himmels!“ sprach der General, „du hast seiner Rache Durst gegen sein eigenes Blut gewendet!“

Blinde Vermessenheit des Menschen, der Vorsehung in ihre ewigen Rechte zu greifen! Von dem Vater auf der Wahlstatt unter blutbedeckten Leichen verlassen, ward der für todt gehaltene Sohn durch die Hand eines edlen Menschenfreundes gerettet, der ihm unter den Russen Hülfe, ehrende Aufnahme und ruhmvolle Gelegenheit sich auszuzeichnen gab. Der General war es, nach dessen Haupte die frevelnde Hand des Bulgaren zuerst gezielt, welcher Vaterstelle an seinem Sohne vertreten, der ihn von Stufe zu Stufe bis zum Range eines Majors emporgehoben hatte.

Nun, wiederkehrend in die Heimat, empfängt diesen Sohn an der trauten Schwelle, wo er das Licht der Welt erblickte, das Mordgewehr seines eigenen Vaters.

„Abtrünniger Sohn, nicht mehr mein Sohn!“ rief jetzt der gebeugte Greis von dem ersten Eindruck der fürchterlichen Entdeckung sich sammelnd, aber seine Stimme erstarrte wie der eisige Hauch des Winters an den kalten Urnen der Leichenhügel, — keine Antwort erfolgte, sein Sohn hatte vollendet.

Lautlos beugte der Vater sich über die Leiche seines Kindes, lautlos standen die Gefährten des Entschlafenen, und in dieser feyerlichen Stille vollendete der Todesengel das zweyte Geschäft seiner Sendung. Der Neue tiefverwundender Stachel durchbohrte das Herz des Greises, und die entwurzelte Cypresse erhob sich nicht mehr von der entseelten Hülle des Lieblings. Er hatte sich den Genossen erwählt, den er zur dunkeln Gruft begehrt, Vater und Sohn empfing dasselbe Grab.

## N a c h S ü d e n .

Woher wohl die leise Sehnsucht, welche still im Gemüth so manches Nordländers wie ein unentpupppter Schmetterling ruht und ihn immer und ewig mit geheimnißvoll tiefem Weh nach Süden zieht? — Hat nicht auch der Norden Schönheit und Fülle, Kraft und Blüthe? Lodert nicht vielleicht unter der nordischen Eisdecke glühender, heiliger, reiner die Flamme geistiger Wärme? Vermag ein nie scheidender Lenz die Seele wohl mit so himmlischem Schauer zu durchheben, wie das sich jährlich erneuende, entzückende Wunder des nordischen Frühlings? Welche Pracht und Fülle südlicher Natur, südlicher Vegetation dürfte ein Menschenauge so überraschen, ein Menschenherz so bewegen und erheben wie das liebliche Erwachen der nordischen Erde, wenn der wiederkehrende Engel der Auferstehung leise über ihre Fluren wandelt, ihr Leichengewand mit weichem Finger löst und die starren Schnee- und Eishüllen hinwegküst mit dem warmen Hauch des frischen Lebens? Dann steht die junge Schöpfung plötzlich da im zarten Grün, geschmückt mit der blendenden Brautkrone duftender Blüten wie eine neue selige Welt. Der entfesselte Silberbach stürzt wie die Sprache vertrauter Geister durch kühle Wiesengründe; Philomelens im dunklen Gebüsch klagende Liebesflöte ruft in der Brust des Sängers die verstummten Melodien wach, der trunkene Blick des Menschen liest in tausend wundervoll farbigen Blumenkelchen göttliche Gedanken, und aus der Tiefe des frey wogenden Meeres reden die Stimmen ewiger Geheimnisse rauschend ans Ohr. Die leuchtende Spenderinn des Lichtes, welche so lange ihr strahlendes Angesicht zürnend im kalten Nebel barg, kehrt verfühnt, in erhabenen Gewitterschauern weinend, zurück und umarmt das verlassene Kind in langen, warmen, lichtumschimmerten Tagen mit höherer, heiferer Liebesglut, sie scheint nicht scheiden zu wollen, nicht scheiden zu können, malt zögernd ihre flammenden Rosen am abendlichen Horizont und die kurze, helle, schweigende Nacht gleicht nur einem milderen Tage. Doch selbst wenn der letzte Ton dieser lieblichen Schöpfung im tobenden Sturme verhallt, die Pracht der goldenen Saaten unter der Sichel des Schnitters fällt und die Erde den letzten freundlichen Reiz ihrer Blumenzeit schwermuthsvoll in das weite kalte Grab versenkt, welche Erscheinung des Südens gleicht der erhabenen Todtenfeyer, welche dann die nordische Natur begehrt? Und vereint nicht vielleicht die gesellige Flamme des Winters traulicher den Kreis liebender Freunde? Ruft sie nicht vielleicht ein regeres höheres Geistesleben wach? — Dennoch ziehen die Sagen von der Herrlichkeit des Südens wie bunte Feenmärchen durch das Leben des Nordländers und leuchten wie eine hellere schönere Aurora um seine süßesten Träume. Aus der Morgendämmerung der Kindheit bis in den Abendnebel des Todes leitet seine Schritte der Wunsch, einmal nur die Seele zu berauschen in den Wundern südlicher Natur, und oft, obgleich schon das Alter die sinkende Wange faltet und Silbergelock um die bleichere Schläfe spielt, wenn nur ein gütiges Geschick auch dann noch freundlich die Fesseln löst, welche ihn so lange im Norden gefangen hielten, tragen ihn die noch immer jugendlichen Flügel, welche Psyche bisher in der Hülle barg, unaufhaltsam hinüber in das Land seiner Sehnsucht.

Wer erklärt mir diesen allmächtigen Zug, der ewig die verdeckten glühenden Wünsche nach Süden trägt? Woher dieses verhüllte tiefe Weh, welches geheimnißvoll um den fernen Süden weint und das im Norden weder Glück noch Leid, weder Leben noch Tod zu stillen vermag?

Ach! in die Wonnen des nordischen Frühlings hängt der Mensch den

Thränschleier der Wehmuth, mit dem er schon bey seinem Kommen um sein Entschwinden trauert. Er hat so lange im trüben kalten Nebel des Winters die dunkeln Tage, die Stunden gezählt und dem Entzücken des ersten Engelgrußes entgegengeschmachtet — wenn aber das entküllte Wunder vor seinen Sinnen liegt, und alle Zauberreize aufs reichste vor ihm entfaltet, sein Entzücken ist doch nur ein flüchtiges, eiliges, schmerzdurchwebtes. — Tief begründet im innersten Leben des Menschen ist der Wunsch nach Dauer, weil eben sein Daseyn nur ein Kampf mit der Vergänglichkeit ist; alles was er liebt, was ihm theuer, werthvoll, erhaben, schön und herrlich erscheint, er will es sich zueignen auf immer, er will es ewig umfassen, denn seine Empfindung ist ewig und seine Liebe ein lang hallender Record aus der Harmonie der Unsterblichkeit. Der Wechsel kann ihn reizen, aber nicht beglücken, denn nichts beugt die Seele mit so bangem Weh, mit so angstvoll lähmendem Druck, als die unsichtbaren Marterinstrumente, welche ihr jede Scheide- und Trennungsfunde anlegt und unter deren namenloser Qual die gemordeten Empfindungen langsam verbluten. Aber im Norden blinkt um jede Hora eine Scheidethräne, jeder sinkende Blumenkelch mahnt an die Todtenfeier der ganzen Natur, dem glanzumflossenen Seraph des Lenzes zur Seite wandelt die Nachtgestalt der Trennung und stellt ihre Schatten neben seine bunten Farbenlichter hin. Der Norden ist es, wo ewig der schmerzzerregende Wechsel mit bangem Flügel kreist, der Gram unaufhörlicher Scheidestunden heimisch ist, und sicher, nicht der Norden, sondern der Süden war die Wiege, die Heimat der Menschheit. Ein dunkles Gefühl der Liebe für das erste Mutterland erbt vielleicht von Enkel zu Enkel fort; sind doch oft Momente an mir vorübergeschwebt, in denen es mir war, als ob ein verzitternder Nachklang längst verhallter Töne einer andern ursprünglichen Heimat leise durch die Saiten der Seele strich! In den unergründlichen Tiefen des Geistes leben uns unbewußt vielleicht Bilder einer Vergangenheit, die nicht uns, sondern einem früheren Geschlechte angehörte, deren Farbenglanz mit andern Seelenzügen unserer Voreltern herüberschimmerte in die letzte Zeit. Ach, und dieß angeborne leise Heimweh wecken die lebenden Sagen von der Herrlichkeit des Südens zum laut klagenden Sehnsuchtschmerz. „Nach Süden!“ ruft das nordische Glück, nach Süden sehnt sich die nordische Liebe, und nach Süden strebt die Thräne des nordischen Dulders. Dort spielt der Wahn seines kranken Herzens, Genesung hoffend, mit der Dauer eines ewigen Frühlings, einer ewigen Jugend, einer nie welkenden Schönheit. Ähnlicher also auch der Heimat, welche Ahnung und Glaube jenseits der letzten Schattenthäler der Erde schaffen, verwandter dem Vaterlande des Geistes erscheint ihm der Süden. Mag auch der Mensch im Norden kräftige Zweige und grünes Laubwerk treiben, fremd bleibt ihm doch der Boden, und sein Daseyn eine Treibhauspflanze; nur im Süden blüht ihm das Leben, das Licht und die Liebe.

Brich denn nun hervor lang verhaltene Sehnsucht aus den Tiefen der Brust und rausche mit immer stärkeren Flügelschlägen um das glühende Haupt! Allmächtig hervorgelockt von der berausenden Verheißung, daß die Lippen den brennenden Durst aus der vollen Schale des südlichen Lebens sättigen sollen, trete nun, süß schmeichelnde Hoffnung, welche mich mit lichten Schwingen ins Land der Wonne trägt, beseligend oder tödtend ins Daseyn! Wenn auch mein Fuß den heiligen Boden nie betritt, vielleicht mein Auge Roma's erhabene Kunstgebilde und ernste Pracht nicht schauen, Herz und Sinn nimmermehr in Neapels blühendem Lebensreichtum schwelgen wird, und ehe noch ein Jahr auf den eilenden Wogen der Zeit entshwindet, schon der Schmerz der Täuschung aus der wunden Brust den warmen Strom des Lebens drängt,

gaukle dennoch, bethörende Zauberin, deine Rosenschimmer um meine dunklen Pfade! Ein Daseyn, an dessen Wurzeln ein endloser Gram nagt, ist kein großer Preis, und ich zahle ihn freudig selbst für die kurze Blüthe der Seligkeit, welche die Hoffnung mit der himmlischen Zusage aus dem Munde theurer Freunde in das Nachstück meines Lebens wirft. Laß, o laß denn nur allen Zauber des goldenen Traums, daß meine Lippe Italiens geweihten Boden bald liebend und selig durchschauert berühren darf, kühlend um die heiße Schläfe spielen, bis der blasse Freund mit der Friedenspalme sich über das brechende Auge neigt, und, wenn leiser und leiser das letzte irdische Geräusch verhallt, mit dem Engelgruß eines ewigen Frühlings: „nach Süden!“ küßert.

Henriette Freesen.

### H i n a u s !

Fort in die Welt drängt's mich hinaus;  
Nicht find' ich Ruh' noch Raß im Haus;  
Es liegt auf mir wie Berge schwer,  
Und enger wird es immer mehr!

Da greif' ich schnell zum Wanderstab,  
Und zieh' hinaus bergauf, bergab,  
Durchstreife rasch so manchen Ort;  
Es treibt mich immer, immer fort.

Und trägt mein Fuß mich noch so fern,  
Und schweift mein Geist von Stern zu Stern,  
Und folg' ich der Kometen Lauf —  
Es hört der Drang in mir nicht auf.

Mich engt der ganze Weltenraum,  
Unendlichkeit genügt mir kaum —  
Ach! schmerzlich bin ich mir's bewußt:  
Es fehlt die Ruh' in meiner Brust.

Ab. Polsterer.

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 21. April zum ersten Male: „Wahn und Wahnsinn.“ Schauspiel in drey Aufzügen. Nach Melesville's „Elle est folle,“ bearbeitet von Lambert.

Eine Inhaltserzählung von dem vorliegenden Stücke können wir uns diesmal füglich ersparen, da eine solche erst vor wenigen Tagen und zwar in Nr. 47 dieser Blätter in einer Correspondenznachricht aus Paris, bey Gelegenheit der ersten Aufführung des Originals im Vaudevilletheater, unsern Lesern geliefert worden ist. Unser Correspondent berichtet, daß das Stück einen entschiedenen, ja glänzenden Erfolg davon getragen habe. Wir glauben dieser Versicherung in ihrem ganzen Umfange, auch wenn wir uns nicht durch eigene Anschauung von dem In- und Gehalte des Stückes überzeugen hätten, und uns nur zu erinnern brauchten, bis zu welcher unbegrenzten Ausdehnung unsere überrheinischen Nachbarn in neuerer Zeit den Kreis ihrer dramatischen Genüsse oder Bedürfnisse erweitert haben. Ob für den deutschen Zuschauer die Wahl dieses Stoffes, dieser undurchdringlichsten und trostlosesten Nachseite des menschlichen Daseyns, zum Gegenstande, zum Zwecke einer dramatischen Handlung gerade die glücklichste war, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; bey solchen Gelegenheiten kann jeder nur sein eigenes Gefühl zu Rathe ziehen und dieses, glauben wir, wird bey der Mehrzahl nicht ein solches, wie die heitere Kunst es will und bringt, sondern vielmehr ein betrübendes, ein unbehagliches, auch durch das lebendigste Interesse an der Handlung nicht zu bewältigendes seyn. Daß der Wahnsinn als Mittel zu höheren Zwecken, als letzter, äußerster Steigerungsgrad des Affectes für die dramatische Kunst ver-



wendet werden könne, das hat uns der größte Meister in derselben oft genug bewiesen; aber wenn man nicht das Wie und das Wo so ganz in der Gewalt hat, wie Shakespeare, dann wäre wohl für die dramatische Kunst wenig verloren, wenn man es lieber ganz aufgäbe, sich mit so gefährlichem Materiale zu befassen. Die größten Dramatiker nach jenem Ewigen haben es so gemacht oder sich wenigstens an jene Beschränkung des Gebrauches gehalten, und sie wußten ohne Zweifel recht gut, warum sie es so machten. In unserer Zeit begnügt man sich nicht mehr mit den bisherigen Reizmitteln in der Kunst, man sucht stärkere, die stärksten hervor, bis man zuletzt, außer den absolut corrosiven, gar keine mehr finden wird. — Noch weniger als die erste Frage läßt sich vielleicht eine andere beantworten, ob nemlich die Krankheitsgeschichte und Heilungsmethode des hier dargestellten Geistesverwirrten mit dem, was man Psychologie des Wahnsinns nennen mag, ganz und überall zusammenstimme. Das Reich der Möglichkeiten ist hier unbegrenzt und am Ende ist alles wahr und alles möglich, was dem Dichter gerade zu seinem Zwecke einfällt, indem man selbst das Unbegreiflichste und Unzusammenhängendste auf Rechnung des Wahnsinns schreiben kann, bey dem es freylich weder ein Maß noch eine Controlle gibt. — Übrigens ist das Stück, abgesehen von den vorstehenden Bemerkungen, als theatralisches Kunstwerk mit großer Geschicklichkeit zusammengefügt, wie auch in der Erfindung von einem höchst geübten Talente zugend, welches die äußere Wirkung zwar etwas allzu augenscheinlich sucht, sie aber auch mit vieler Sicherheit zu finden weiß. In den Erzählungen, welche zur Erklärung des vor uns liegenden Resultats nothwendig sind, kommen wohl einige etwas halbscherische Unwahrscheinlichkeiten vor, wie unter andern die Rettungsgeschichte des jungen Maxwell; auch möchte wohl die Scene, wo Lady Anna mit Kelly den Platz austauscht und Horleigh, in der Meinung er rede mit seiner Nichte, ihr die ganze lange Geschichte seiner Leiden erzählt, ohne auch nur ein einziges Mal sie anzusehen und die Verwechslung zu bemerken, mit zu den gefährlichsten, unter andern Umständen ohne Zweifel verderblichsten theatralischen Experimenten gehören. Trotz allem dem ist das Stück seiner Wirkung gewiß und diese hat es denn auch, wie an seiner Quelle, so auch bey uns gefunden. Die Übertragung des Hrn. Lemberger in Beziehung auf Sprache und Einzelheiten nicht anders als gelungen genannt werden. Die Eintheilung des Ganzen in drey Acte, anstatt der zwey des Originals, mag für Darsteller und Zuschauer allerdings bequemer seyn, doch scheint die wohl beabsichtigte erhöhte Wirkung der beyden Actschlüsse durch die zwey wiederholten Ohnmachten, nicht ganz erreicht.

Die Aufführung haben wir in jeder Hinsicht vortreflich zu nennen. Vor allen haben wir des Hrn. La Roche als Doctor Volkac zu erwähnen, der sein höchst durchdachtes, in Geist und Gemüth gleich gereiftes und abgeschlossenes Kunstwerk lieferte. Vielleicht niemals haben wir die Wahrheit und Innerlichkeit seines Spieles mehr zu bewundern Ursache gehabt als heute. Mit großer Wirkung und entschiedener Sicherheit in seiner schwierigen Aufgabe gab Hr. Korn die Rolle des Lord Harleigh. Als besonders gelungen nennen wir die schon erwähnte gefährliche Scene mit Lady Anna, wo der Darsteller allein alles retten oder auch alles verderben kann. Die letztgenannte Rolle wurde von Dlle. Pistor mit sehr vieler Innigkeit und Wahrheit gegeben. Das einfach Natürliche und tief Empfundene ihres Vortrages in der Erzählung vor dem Doctor ward von dem aufmerksamen Publicum nach vollem Verdienste erkannt. Vortreflich und ganz in der Art, die dieser Darstellerin so vollkommen zu Gebote steht, war, Mad. Fichtner in der freylich höchst dankbaren Rolle der Kelly. Die Parthien des Sir Thomas Wilkins und des Lord Maxwell wurden von den Hrn. Herzfeld und Lucas mit Fleiß und Gediegenheit, und in Beziehung auf den ersteren, mit der in dem Charakter bedingten muthwilligen Laune gegeben. Eine erfreuliche Erscheinung war Dlle. Anschütz als Hirtennabe.

### Modenbild XVIII.

Der Herr mit weißen Pantalon nach Kosakenart hat ein braunes melirtes Reitkleid und Gilet von Schafwollenstoff.

Der andere trägt einen kurzen schwarzen Capot und gleiche Beinkleider nach Kosakenart. Beyde nach Originalen von Hrn. Jos. Gu nkl, bürgerl. Männerkleidermacher, am Graben Nr. 1144.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 2. May 1835.

53

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Zur Geschichte des deutschen Badelebens im Mittelalter.

Mitgetheilt von Prof. Joh. Gabr. Seidl.

*Vixit, dum bene vixit.*

Daß es etwas ganz Eigenes um das Badeleben sey, wird gewiß Niemand läugnen, der nur einige Male, in einem besuchteren Curorte, eine sogenannte glänzende Tour mitgemacht hat. Nach einem Ausfluge, einer Landparthie nach einem Badeorte läßt sich das Leben daselbst durchaus nicht beurtheilen, indem die wahren Elemente desselben dem Blicke des flüchtigen Beschauers gänzlich fremd bleiben. Langeweile, Mißbehagen, Verstimmung oder Betäubung sind gewöhnlich die wenig lockenden Früchte, welche man auf einem solchen Abstecher gewinnt. Ja man wird auf diese Weise gar leicht verleitet, eine unbezwingbare Abneigung gegen alle Badereisen zu fassen, und es für unbegreiflich zu halten, wie jährlich Tausende sich selbst so arg täuschen und dort Heilung, Lebenslust und Erholung suchen mögen, wo wir das Gegentheil von dem Allen gefunden haben. Augenscheinlich liegt hier aber die Schuld an uns, nicht an der neuen, kleinen Welt, über die wir so vorschnell aburtheilen. Man muß leben in ihr; muß in ihr Thun und Treiben, aus eigenem Interesse, mit hineingezogen werden; muß, losgerissen von allen andern Verhältnissen, ihr Bürger seyn, um sagen zu können: So ist das Badeleben! Die Gemeinschaftlichkeit des Zweckes, das gegenseitige Bedürfniß, die Beschränkung aller Vergnügungen und Behelfe auf einen gewissen Umkreis, vielleicht auch das Bewußtseyn, einander eben so schnell wieder zu verlieren, als man sich gefunden hat, vereinen Menschen von den verschiedenartigsten Neigungen, Ansichten, Verhältnissen, Ständen und Sitten zu einem gesellschaftlichen Körper, welcher alle seine Bildungsperioden um so rascher durchläuft, je näher er das Ziel seiner Auflösung vor Augen hat. Wie in dem Zaubertopfe eines Philadelphia oder Vostko die kaum gesehte Blumenzwiebel keimt und treibt und Blätter vorschiebt und Blüthen entfaltet, und nach kurzer Frist wieder in sich selbst zusammenfällt: so macht das Leben in einem Badeorte (wie das Leben im Reisewagen) seinen Cyclus, in be-

schleunigter, aber eben darum interessanter Entwicklung, durch. Wie die Ringe auf einer Wasserfläche entstehen, weiter greifen und sich dann wieder in neue verlieren, so ist es auch mit dem Entstehen, der Ausbreitung und dem Verschwinden der geselligen Kreise in Bädern.

Den Lesern und Leserinnen dieser Zeitschrift dürfte es daher nicht uninteressant seyn, über das Treiben unserer Voreltern in einem der berühmtesten Curorte jener (wie noch der gegenwärtigen) Zeit Einiges zu erfahren, was hinreichen mag, um einen Vergleich des dermaligen Badelebens mit dem des Mittelalters anzustellen. Ich entlehne die lebhafteste Schilderung des letzteren aus den Briefen des berühmten Poggius Florentinus. Dieser Mann (eigentlich Poggio Bracciolini, zu Terra Nuova bey Florenz im J. 1380 geboren) war eines der ausgezeichnetsten Talente seiner Zeit. Schon im achtzehnten Jahre widmete er sich dem Studium der lateinischen und der griechischen Sprache mit seltener Ausdauer. Seine Kenntnisse erregten in Rom bald Aufmerksamkeit, und verschafften ihm die Stelle eines apostolischen Correspondenten, die er daselbst von Bonifaz IX. bis auf Alexander V. bekleidete. Den Päpsten Johann XXIII., Martin V., Eugen IV., Nikolaus V. und Calixtus III. stand er, als Geheimschreiber, zur Seite. Im Jahre 1414 wurde er zum allgemeinen Consilium zu Kostnitz abgeordnet, wo er sich vorzüglich mit Auffuchung alter Handschriften abgab, und eine reiche Ausbeute machte \*). In jene Zeit fällt auch die nachfolgende, ganz das Gepräge des feurigen Florentiners tragende, Beschreibung des Lebens zu Baden (im Canton Argau), wohin er von Kostnitz aus gereiset war, um seine geschwächte Hand herzustellen. Sie ist in einem zierlich schön geschriebenen lateinischen Briefe an einen gewissen Nikolaus enthalten, aus welchem ich sie hier auszugsweise mittheile.

„Es dünkt mich der Mühe werth,“ schreibt der gelehrte Mann, „dir die anmuthige Lage dieses Badeortes, die Sitten der Leute daselbst und die Art, wie sie baden, zu schildern. Man spricht nemlich viel von den Bädern der Alten zu Puteoli, wohin fast ganz Rom, des Vergnügens halber, zusammenströmte; aber ich kann unmöglich glauben, daß sie den hiesigen an Reiz nahe kommen konnten, ja mit ihnen nur zu vergleichen gewesen seyen. Denn das Vergnügen zu Puteoli lag mehr in der Anmuth der Umgebung, in der Pracht der benachbarten Landsitze, als in der Aufgeräumtheit der Leute und im Gebrauche der Bäder. Hier aber gewährt die Umgebung keine oder nur geringe Erheiterung; alles Übrige hingegen verschafft einen ungemeinen Reiz, so daß ich oft glaube, nicht nur Venus sey aus Cypren in diese Bäder übergesiedelt, sondern überhaupt Alles, was nur vergnüglich ist, hier zusammengekommen.“

Da ich aber im Begriffe stehe, dir meinen gegenwärtigen Aufenthalt zu beschreiben, so will ich auch den Weg nicht unberührt lassen, welchen ich von Kostnitz hieher genommen habe, damit du dich in der Lage besser zurecht findest. Am ersten Tage fuhr ich in einem kleinen Schiffe, 24,000 Schritte

\*) In einem alten Thurme des Klosters von St. Gallen fand er die Werke des Quinctilianus; auch Theile des Uscanius Pedianus, des Valerius Flaccus, des Cicero, die Schriften des Ammianus Marcellinus u. a. wurden durch ihn zu Tage gefördert.

weit, den Rhein entlang, nach der Stadt Schaffhausen. Von hier aus muß man eine Strecke von 10,000 Schritten zu Fuße zurücklegen, weil der Strom sich zwischen steilen Bergen und schroffen Klippen reißend hinabstürzt. Wir kamen zu einem festen Schlosse, Kaiserstuhl genannt, d. i. Cäsars Sitz. Dem Namen und der günstigen Lage nach (der Strom biegt nemlich knapp um einen steilen Hügel, an welchem die Verbindung zwischen Germanien und Gallien nur durch eine kleine Brücke hergestellt ist) glaube ich, daß hier einst eine Römerschanze gestanden sey.

Wir sahen auf diesem Wege den Rheinfall. Der Strom wälzt sich von einem hohen Berge, der ihn in seinem Laufe hemmt, mit großer Wuth und schauerlichem Gebrause hinunter, so daß man glaubt, er weine und wimmere über seinen eigenen Fall. Wir hieseln dabey die Sagen ein, welche man sich von dem steilen Nilsfalle erzählt. Es ist kein Wunder, wenn die Nachbarn des letzteren, wegen des Geräusches und Getöses, taub werden, da man das Brausen dieses Stromes, welcher hier im Vergleiche mit dem Nil doch nur ein Wildbach ist, drey Stadien weit im Umkreise vernimmt.

Endlich gelangt man nach Baden, einer ziemlich wohlhabenden Stadt, in einem Bergthale, nahe an einem überaus reißenden Flusse (Limmat) gelegen, welcher 6000 Schritte weit von der Stadt in den Rhein fällt. In einer Entfernung von vier Stadien außerhalb der Stadt befinden sich, ober dem Flusse, die herrlichen Curgebäude. In der Mitte derselben trifft man einen geräumigen Platz, und ringsherum stehen die stattlichen Fremdenwohnungen, die Herbergen vieler Nationen. Jedes einzelne Haus hat sein eigenes Bad im Innern, worin nur jene baden, die dort abstiegen. Außerdem gibt es wohl an dreißig theils öffentliche, theils geschlossene Bäder. Auch besteht noch beyderseits ein Freybad für das gemeine Volk und den Pöbel, in welches Weiber, Männer und Knaben und unverehrliche Jungfrauen, und die Hefe der hier Zusammenströmenden hinabsteigen. Die Männer sind daselbst von den Weibern nur durch einen Erdaufwurf getrennt, da man es mit friedliebenden Leuten zu thun hat. Es ist lächerlich, alte Mütterchen und erwachsene Mädchen, bunt durch einander, vor den Augen der Menschen, entkleidet, aus- und einschlüpfen zu sehen. Ich mußte öfter über dieses seltsame Schauspiel vom Herzen lachen, indem es mich unwillkürlich an die Floraspiele der Alten erinnerte, und konnte die liebe Einfalt der Leute nicht genug bewundern, welche weder hinblicken, noch irgend etwas Arges denken oder sprechen.

Die geschlossenen Bäder in den Häusern dagegen sind geschmackvoll eingerichtet, aber auch für Männer und Frauen gemeinschaftlich. Ein Gitterwerk trennt sie von einander, in welchem Schubfenster eingefügt sind, durch die man mit einander zehen, sprechen, sich sehen und sich berühren kann, was häufig Gewohnheit ist. Oberhalb sind Lauben angebracht, auf welchen die Leute hin und her wandeln, um herabzusehen und herabzusprechen; indem es Jedem frey steht, des Besuches, des Scherzes und der Erheiterung halber, auch in die Bäder der Andern zu gehen und sich dort aufzuhalten. Bey den Zugängen findet man keine Wächter; keine Schwelle, kein Verdacht von Unanständigkeit verbietet den Zutritt. An mehreren Orten ist sogar der Eingang in die Bäder für Männer und Frauen der nemliche. Die Männer haben Schurzkleider, die Frauen Linnenhemden, welche seitwärts von oben bis an

die Hüften aufgeschlitzt sind. Sie speisen bisweilen im Bade selbst an wohlbesetzten Tischen, die auf dem Wasser schwimmen. Jeder trägt sein Schärflin dazu bey. Die Männer pflegen zu bedienen. Auch wir wurden in dem Hause, wo wir badeten, einmal zu einem solchen Mahle eingeladen. Ich trug meinen Theil zwar bey, wollte aber, wiewohl man mich zu wiederholten Malen bat, nicht dabey erscheinen, nicht etwa, weil ich mich schämte, was man hier für Blödheit und Ungeschliffenheit halten würde, sondern weil ich der Sprache unkundig bin. Es kam mir nemlich thöricht vor, daß ich, ein Italiener, der von all ihrem Gepoluder nichts versteht, da im Bade, unter dem Weibervolke, stumm und zungenlos einen ganzen Tag mit nichts anderm hätte zubringen sollen, als mit Zechen und Pocusiren. Zwey von meinen Begleitern machten sich übrigens mit Herzenslust daran, aßen, tranken, plauderten mit (wiewohl mittelst eines Dolmetschers), wehten den Frauenzimmern oft Kühlung mit dem Fächer zu und trieben noch allerley anderes tolles Zeug. Dabey waren sie jedoch, wie es der Männer Sitte ist, wenn man sie ins Frauenbad hinüber ruft, in linnene Röcke gekleidet. Ich aber beobachtete von der Laube herab ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, die Lieblichkeit solch' eines Mahles, die Freyheit und Ungezwungenheit ihres Lebens. Es kam mir wunderbar vor, mit welchem Zutrauen die Männer ihre Frauen von Fremden umschwärmt sahen; sie thaten, als ob es sie nicht anginge, als ob sie es nicht sähen. Sie legen alles aufs Beste aus. Nichts ist so schwierig, daß es ihnen nach ihren Sitten nicht leicht würde. Ich glaube, sie würden sich, ohne Widerstand, sogar in eine platonische Republik gefügt haben, da sie jetzt schon, ohne Plato's Lehre studiert zu haben, so geeignet für seine Secte scheinen. In einigen Bädern sitzen Männer und Frauen neben einander, jeder neben derjenigen, der er aus Verwandtschaft wohl will, oder aus Wohlwollen sich verwandt dünkt.

Angezogen von der Fülle des Schauens und Scherzens, badete ich zweymal im Tage; die übrige Zeit brachte ich mit dem Besuche der andern Bäder zu, wo ich, der allgemeinen Sitte gemäß, Münzen und Kränze warf. Denn etwas zu lesen, oder nur etwas Ernstes zu denken, war unter den beständigen Symphonien, Flötentönen, Zitherklängen und Liedern keine Zeit; ja nur Ernstes denken zu wollen wäre die größte Thorheit gewesen, zumal für einen, der, als reiner Gegensatz jenes selbstquälenden Me nedemus, sich für einen Menschen hält, dem nichts Menschliches fremd zu seyn braucht. Zum höchsten Wohlbehagen mangelte mir nichts, als der Austausch der Rede, der denn aber leider! das Höchste von Allem ist.

Außer diesen mannigfaltigen Erheiterungen gibt es hier noch eine andere nicht geringe. Hinter den Curgebäuden liegt nemlich nahe am Flusse eine ungeheure, von vielen Bäumen beschattete Wiese. Dort versammelt sich nach der Mahlzeit alles und beginnt verschiedene Spiele. Die einen belustigen sich mit tanzen, andere singen, wieder andere spielen Ball, aber nicht nach unserer Weise, sondern Männer und Frauen werfen einen mit Schellchen besetzten Ball, jedes demjenigen zu, welchem es den Vorzug gibt. Dann läuft man von allen Seiten zusammen, um ihn aufzufangen, und wer ihn hascht, wird für den Sieger gehalten und wirft ihn wieder einer Person zu, die er auszeichnen will, während viele mit ausgestreckten Händen darnach langen, und er selbst sich stellt, als wolle er ihn bald dieser, bald jener zuwerfen.

Die Heilkraft des Bades ist vielfach und wunderbar; die Menge der Ed-

ten und Gemeinen, welche wohl aus einer Entfernung von 200,000 Schritten hieher zusammenströmen, unzählig. Es ist übrigens nicht sowohl die Gesundheit als das Vergnügen, was sie suchen. Alle Liebhaber, alle Freyer, Alle, denen das Leben lieb und werth ist, versammeln sich hier, um zu genießen, was sie ersehnen. Viele dichten sich Körpergebrechen an, indeß ihr Geist es ist, der leidet. So sieht man denn hier unzählige wunderliebliche Patientinnen, ohne Männer, ohne Verwandte, bloß von ein paar Mägden und einem Diener, oder irgend einer ältlichen Muhme begleitet, die leichter hinter's Licht zu führen als zu erhalten seyn möchte. Einzelne kommen auch in prächtigen, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Kleidern an, daß man eher glaubte, sie gingen zum festlichen Beylager als in ein Bad. Selbst Leute jener Stände, welche, durch Pflicht und Gewohnheit gefesselt, sonst dem eingezogensten Leben huldigen, treiben sich hier freyer als Andere herum, besuchen die Frauenbäder, schmücken ihre Haare mit Kränzen, werfen Scheu und Vorurtheil von sich, denn die Absicht Aller ist nur Traurigkeit zu verschrecken, Erheiterung zu suchen, an nichts zu denken, als wie man fröhlich leben und der Freude genießen möge. Man kümmert sich nicht so viel darum, wie man, was Gemeinut ist, vereinzeln, sondern vielmehr, wie man das, was der Einzelne hat, zum Gemeinut machen könne. Unglaublich ist es aber fast, daß bey einer solchen Menschenmasse (es sind ihrer an tausend), bey so verschiedenen Sitten, bey einer so trunkenen Schaar, möchte ich sagen, keine Unordnung, kein Zwist entsteht, nirgend Uneinigkeit, nirgend Zank, kein Murren, kein Schmähwort. Männer sehen ihre Frauen umherwandeln, geführt von den Fremdesten, und zwar allein von einem Einzelnen; sie lassen sie gewähren; wundern sich nicht darüber; nehmen es für nichts anders als für Freundschaft und Geselligkeit.

Oft beneide ich Jene um ihre Ruhe, und verwünsche unsere Verkehrtheiten. Wir suchen immer, begehren immer; Ehren des Gewinnes willen Himmel und Erde um, mit keinem Erwerbe zufrieden, durch keinen Vortheil begnügt. Indem wir vor künftigem Unglücke zittern, werden wir beständig von Unglück und Angst gequält; um nicht elend zu werden, hören wir nie auf, elend zu seyn, und, immer nach Schätzen haschend, lassen wir nie, weder unserm Geiste, noch unserm Körper, etwas zu Guten kommen. Jene hingegen leben, mit Wenigem zufrieden, auf den Tag; feyern täglich ein Fest; genießen, um Schätze, die ihnen nichts nützen werden, unbekümmert, was sie haben; fürchten die Zukunft nicht, und tragen das Widerwärtige, was ihnen allenfalls begegnet, guten Muthes. Ihr Reichthum besteht in der weisen Befolgung des Spruches: „Vixit, dum bene vixit; man hat nur so lange gelebt, als man gut gelebt hat!“

So schilderte Pogggius das deutsche BADELEBEN zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts (1417). Was sich in mehr als vier Jahrhunderten verändert habe, was sich gleich geblieben sey, mögen die lieben Leser und Leserinnen, welchen die Elemente des gegenwärtigen deutschen BADELEBENS bekannt sind, selbst beurtheilen. Der Vergleich wird gewiß interessant und tröstlich die Lehre seyn, zu der er führen dürfte:

Da mögen auch Jahrhunderte verstreichen:  
Der Frohe wird dem Frohen ewig gleichen!

Prag, Ende März 1835.

Die letzten Freuden unsers heurigen Carnevals sind durch das schmerzlichste aller Ereignisse verdrängt worden, welches das Kaiserhaus Oesterreich und die Völker der Monarchie treffen konnte. Am Faschingssonntag wurde die Krankheit Sr. Maj. des Kaisers Franz zuerst officiell durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht, von der man wohl schon gehört hatte, doch ohne sie für bedeutend zu halten; auch waren die Nachrichten noch nicht so wenig gefahrdrohend, daß man sich immerwährend den schönsten Hoffnungen hingab. Leider erschien schon am Montag ein Bulletin, dessen Inhalt das Unabänderliche kaum mehr bezweifeln ließ. Die Montagredoute wurde abgesagt, öffentliche Geberbe angeordnet, und obschon, wie es der Verewigte wünschte, alle übrigen Belustigungen ihren ungestörten Fortgang hatten, so lähmte doch schmerzvolle Besorgniß die Schwingen des Vergnügens. Am Dienstag wurden alle Lustbarkeiten eingestellt, und in banger Ahnung sah man der Trauerbothschaft entgegen, die endlich am Mittwoch Morgens eintraf. Der gewaltige Schlag, den die Monarchie erlitt, traf Böhmen doppelt, zumal die Bewohner Prag's und diejenigen Theile des Reiches, welchen vor zwey Jahren das Glück zu Theil geworden, Zeuge der unaussprechlichen Guld und Milde des verewigten Kaisers zu seyn, als er im Triumphzuge durch die Thuren seines getreuen Königreiches dahinzog. Das Land hat nicht den König, nicht den Vater verloren, denn Kaiser Ferdinand, der Sohn Franz I., der Erbe seiner Tugenden wie seiner Kronen, wird den Unterthanen seiner weiten Reiche dieselbe Guld und Vaterforge schenken, und schon die ersten Handlungen Seines Herrschertums bewiesen ihn als ächten Sohn des Stammes Habsburg; aber es ist Franz, der ihm entrissen, der väterliche Fürst, dessen Nähe das kälteste Gemüth mit Enthusiasmus besetzte, und wir haben uns so lange an das süße Bewußtseyn gewöhnt, den Vater wie den Sohn als unser Eigenthum, als die Gegenstände unserer kindlichen Liebe und Verehrung zu betrachten, daß wir uns kaum mit dem Gedanken bekannt machen können, nur noch Einen von Ihnen als Schützer und Vater zu besitzen.

Nach Verlauf von beynabe zwey Wochen, die in starrem Schweigen vorübergingen, begannen am 15. März Abends die Trauerfeierlichkeiten in der hiesigen Domkirche zu St. Veit mit den festlichen Vigilien, welchen an den drey darauf folgenden Vormittagen die feyerlichen Requien folgten. Ein kolossaler Katastak erhob sich in der Mitte der Domkirche, und die Anzahl der Theilnehmer an den Trauerfeierlichkeiten war so groß, daß das Gedränge mitunter lebensgefährlich wurde. An den folgenden Tagen wurden die Seetenmessen in den Pfarrkirchen abgehalten, von welchen besonders die Theinkirche sehr besucht war, in welcher die Gemeinde ein ähnliches Castrum Doloris hatte errichten lassen, in den Militärkirchen wie in jener der Augsbürgischen Confession und in der Altschulsynagoge, welche kurz vorher für den israelitischen Gottesdienst eingeweiht worden war. Noch steht in der Woche vor Ostern die Todtenfeyer des Conservatoriums der Musik zu erwarten. — Nachdem alle öffentlichen Vergnügungen durch mehr als drey Wochen eingestellt waren, wurde unsere Bühne am 24. mit Spohr's „Jessonda“ eröffnet, und wenige Tage nachher (den 29.) erschien eine in jeder Hinsicht vaterländische Novität auf derselben, da nicht allein der Stoff, sondern auch der Dichter — der letztere zu unserer Freude — Böhmen angehört. Dieses war nemlich C. E. Ebert's neuestes Trauerspiel: „Gestir.“

Die Beurtheilung eines poetischen Kunstwertes wird auf jeden Fall dadurch sehr erschwert, wenn die literarische Stellung des Dichters gewisse Rücksichten gebietet. Bey unserm Ebert als Dramatiker treten deren zwey ein; die erste, die man als minder gewichtig vor dem Richterstuhl der unerbittlichen Kritik erkennen dürfte, ist die gerechte Achtung, die er sich in andern poetischen Formen erworben hat, welche es jedoch gefährlich macht, durch allzu große Strenge bey den ersten Schritten auf dem schlüpfrigen Pfade der dramatischen Kunst, ihn etwa von einer Gattung abzuschrecken, in der seine reiche Dichtergabe in der Folge noch vielleicht vollkommeneres erschaffen könnte. Die zweyte ist jene edle patriotische Aufopferung, womit er dem unerschöpflichen Stoff, den ihm die Geschichte aller Länder, wie die eigene Erfindungsgabe darbietet, freywillig entsagt, um den Vorwurf seiner Dramen bloß aus der Geschichte seines Volkes zu wählen, wodurch er seine Werke beynabe nur auf das Vaterland beschränkt, da man sich auswärt's wahrlich nicht so viel für Böhmen's Historie interessirt, als daß man hoffen sollte, durch einen Stoff aus derselben ein gutes Vorurtheil zu erzeugen, ja im Gegentheile froh seyn muß, wenn jenes nicht dagegen einnimmt. So sehr ich aber unsern reichbegabten Ebert um diese selten vorkommende dichterische Ba-

terlandsliebe schähe, so bin ich doch mit der Wahl seiner Stoffe aus der böhmischen Historie durchaus nicht einverstanden und habe ihn vor diesem letzten, so wie vor der Einführung einer Wahrsagerinn als dramatische Gestalt ernstlich gewarnt, bevor er dieses Trauerspiel begann; wahrscheinlich wird er durch den Erfolg sich überzeugen haben, daß meine Warnung aufrichtig und nicht ohne Überlegung ausgesprochen war. Ebert suchte den Stoff seines ersten Dramas im 11. Jahrhunderte, wo Böhmen durchaus keine wichtige Rolle in der Historie spielte, und statt vorwärts zu schreiten in das 13., 14. und 15. Jahrhundert, wo die Epoche Przemisl Ottokars, des chevaleresken Johann von Luxemburg, die Glaubenskämpfe unter Wenzel und Sigmund, der großartige Georg von Podiebrad, und der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken und großartigen Begebenheiten, fertige Tragödien und die herrlichsten dramatischen Charaktere enthält, die nur des Dichters harren, daß er sie kunstgerecht ausspreche und dem Publicum vorführe, — geht er noch weiter zurück in das 9. Jahrhundert, an dem kein Mensch ein Interesse nimmt, um sich aus der Chronik einen Stoff zu holen, an dem selbst Raupach scheitern dürfte, der doch unstreitig — trotz seiner vielen Fehler, die jedoch meist Folgen der Flüchtigkeit und eifertigen Arbeit sind, bey welcher er sich kaum die Zeit nimmt, den Stoff zu prüfen, den er behandeln will, — von allen unsern Dichtern der reichste an dramatischer Erfindung ist, zumal in Bezug auf Charakterzeichnung und vor allem auf überraschende und effectvolle Situationen.

Ebert begann seine theatralische Laufbahn unter den glücklichsten Auspicien mit dem historischen Schauspiel: „Bozetislav und Tutta,“ aber mit einem Fond, von Stoff, der etwa für einen Balladenkranz ausreichen dürfte, doch weder Fülle der Handlung, noch wahres dramatisches Leben enthielt, und wenn er das Ziel mit der Bearbeitung desselben nicht erreichte, nach dem er zu streben schien, so war damit noch keineswegs entschieden, ob sein Talent, das sich in epischen und besonders in lyrischen Gedichten so schön und vielversprechend entfaltet, sich auch für das dramatische Fach eigne oder nicht. Es fehlte ihm damals unstreitig (wie bey dem ersten Versuch natürlich) an aller Bühnenkenntniß, und wo er Effecte hervorbrachte, gingen diese theils aus der jugendlichen Eut der Auffassung, theils auch aus schönen Fehlern, lyrischen Ergüssen, und vorzüglich aus der lebensvollen Charakteristik des Helden hervor, der zwar ebenfalls noch eine mehr epische als dramatische Gestalt war, doch durch die Fülle der Kraft hinriß, wenn gleich einige superdelicate Kritiker darüber in Harnisch geriethen, daß ein böhmischer Heldenjüngling des 11. Jahrhunderts nicht mit dem jersischen Menuetts anstand auftrat, wie ein römischer Senator oder ein griechischer Confident in einer französischen Tragödie. Auch das Costume der Sprache und Sitten war, bis auf einige üppige Auswüchse, wo ihn der lyrische Enthusiasmus mit sich fortriß, richtig gehalten. Manchen der übrigen Personen des Schauspiels fehlte es freylich an Individualisirung, an Consequenz, überhaupt an eigentlichem Charakter, vorzüglich hatte er den Ublatrich vernachlässigt, welcher in der Chronik in einer nichts weniger als unbedeutenden Gestalt auftritt, und Lubomir schillert in verschiedenen Farben wie ein poetisches Chamäleon. Übrigens sprachen die meisten schöne Verse in ziemlich gleicher Weise an. Wenn nun dieses erste dramatische Werk Ebert's, welches bey all seinen Fehlern doch einen wahren poetischen Geist hauchte, hier einen Enthusiasmus des Veyfalls erregte, wie früher noch bey keiner theatralischen Erscheinung erhört war, so ist dies nicht einmal, wenigstens nur kleinen Theils, dem böhmischen Stoffe zuzuschreiben, der in der Regel unsere guten Landsteute ziemlich kalt läßt, sondern vorzüglich der Achtung und Liebe, welche der junge, reichbegabte Dichter durch seine früheren Arbeiten, seine Wlafa und vorzüglich seine Gedichte sich erworben hatte.

(Der Schluß folgt.)

### R. K. Hoftheater nächst dem Kärtnerthore.

Den 22. April: „Il Furioso nell' isola di S. Domingo.“ Melodramma in due atti. Musica del Sigr. Maestro Gaetano Donizetti.

Mit dem „Furioso“ ist nunmehr die dritte Opernvorstellung der italienischen Gesellschaft, und zwar abermals mit einer Composition von Donizetti, dem bisherigen einzigen Verforger des Repertoires, zu Tage gefördert worden. Über diese Oper als musikalisch-dramatisches Kunstwerk ist in diesen Blättern bereits ausführlicher die Rede gewesen (W. 3. Nr. 18. Seite 143), und da die heutige Vorstellung unsere damals ausgesprochene Ansicht in der genannten, allgemeinen Beziehung nicht zu ändern vermocht hat, so



können wir uns eine Wiederholung um so häufiger ersparen, und sofort zu den Leistungen der einzelnen Mitglieder unserer Gesellschaft übergehen. Die Titelrolle wurde von Sigr. *Cartagenova* gegeben. Der Ruf dieses Sängers, den wir bisher nur in einer untergeordneten, für ihn wenig passenden Parthie kennen lernten, hatte die Erwartung des Publicums vorzugsweise auf die Rolle des *Cardenio* gelenkt, und Sigr. *Cartagenova* wußte diese Erwartung an einzelnen Stellen allerdings durch die Kunst seines Vortrags, so wie auch theilweise durch ergreifendes Spiel zu befriedigen. Im Ganzen genommen scheint aber seine Stimme zur Durchführung eines durchgehends so leidenschaftlichen Partes nicht Kraft genug zu haben, und daher einer Anstrengung zu bedürfen, die zu oft sichtbar wird, um immer schön und angenehm zu seyn; hauptsächlich aber fehlt es dieser Stimme an Umfang, und der beschränkte Kreis, innerhalb dessen sie sich zu bewegen gezwungen ist, gibt der ganzen Leistung eine Monotonie, an die man sich nicht ohne Widerstreben und ohne Opfer gewöhnen kann. Einzelne Stellen dagegen waren von großer, selbst ergreifender Wirkung, und zeugten nicht allein von der musikalischen Ausbildung, sondern auch von dem tiefen und richtigen Gefühl des Darstellers. In Beziehung auf das Spiel haben wir einige nicht gerade edle und würdevolle Bewegungen, so wie ein paar allzu handgreifliche Collisionen mit den Statisten, wohl nur auf Rechnung der uns ungewohnten italienischen Darstellungsweise zu schieben. — Sigr. *Tadolini* erschien heute als *Eleonora*. Wir sind bey unserm ersten Berichte unwillkürlich von der Meinung ausgegangen, daß diese Künstlerin ausschließlich in dem heiteren Fache zu glänzen bestimmt sey. Die heutige Leistung, so trefflich sie auch in beynahe jeder Hinsicht zu nennen ist, hat diese Meinung nicht erschüttert; wir berufen uns deswegen auf die Schlussscene der Oper, und den außerordentlichen, alles Frühere überwältigenden Eindruck, den Sigr. *Tadolini* durch die heiteren gefälligen Strophen am Schlusse des Ganzen hervorbrachte. Daß sie auch in den ernsten, sogar tragischen Theilen ihrer Rolle so vollkommen befriedigte, ja stellenweise zur Bewunderung hinriß, gereicht der Versatilität ihres Talentes zum großen Ruhme und erwirbt ihr auf die Vorliebe unseres Publicums einen doppelten Anspruch. — Ganz ausgezeichnet war Sigr. *Frezzolini* als *Kaidama*; namentlich in dem nun schon berühmt gewordenen Duett mit *Cardenio* im ersten Acte. Was wir schon früher von der Erfindung dieses Duetts, so wie überhaupt von der Zusammenstellung jener beyden geistigen Dissonanzen gesagt haben, das tritt nun bey der wirklich vollkommenen Darstellung noch heller an's Licht, und es gehört eine ganz eigene Überwindung dazu, die Ergüsse des höchsten irdischen Tamms mit den Buffonerien eines beynahe zum Affen erniedrigten Geschöpfes in einem und demselben Schilde hinunterzubringen. Wenn man aber einmal diesen natürlichen Widerwillen besiegt hat, dann läßt sich freylich nicht läugnen, daß die Darstellung des Sigr. *Frezzolini* das Vollkommenste ist, was man in dieser Hinsicht sehen kann; wir wenigstens können uns eine größere Wahrheit mit einer komischeren Wirkung, zumal mit dieser Stimme, nicht leicht gepaart denken. Der Tenor Sigr. *Santi* befriedigte heute allgemein durch den eben so kunstreichen, als gefühlvollen und gemäßigten Vortrag in seiner, für den Sänger keineswegs dankbaren Parthie. Mit Dank und Anerkennung haben wir der *Dlle. Ches* für die Mitwirkung in der kleinen Rolle der *Marcella* zu erwähnen. Sigr. *Calalano* als *Bartolomeo* war nicht bedeutender als der ihm zugetheilte Part. Chöre und Orchester verdienen nur das alte, gewohnte Lob.

### Erklärung.

Als ein Beweis, welchem Mißbrauche die Redaction einer Zeitschrift auch bey der größten Wachsamkeit ausgesetzt ist, diene das Gedicht: „Der Baum und die Quelle“ in Nr. 47 dieser Blätter. Das genannte Gedicht wurde der Redaction unter der ihr schon bekannten Chiffre — *ch* — eingefendet, und im Vertrauen auf die literarische Ehrlichkeit des Einsenders, ohne weitere Forschung nach seiner Aechtheit, aufgenommen und abgedruckt. Aus einer späteren, beynahe zufälligen Entdeckung ergibt es sich nun, daß dieses Gedicht ein Eigenthum unseres trefflichen vaterländischen Sängers, des Herrn Carl Gottfried Ritters von *Leitner*, und bereits im Jahre 1830 in Nr. 50 dieser Zeitschrift, mit dem Namen des Verfassers unterzeichnet, erschienen ist. — Die Redaction hielt es für ihre Pflicht, die vorkommende Thatfache ihren Lesern unumwunden vorzulegen, sowohl zur Steuer der Wahrheit, wie für einen unserer ausgezeichnetsten Dichter und Literatoren gebührt, als auch zur Warnung für diejenigen, welche die Unmöglichkeit: alle im Laufe von 5 Jahren eingehenden Gedichte im Gedächtnisse zu behalten, zur Befriedigung einer gewissenlosen Eitelkeit mißbrauchen möchten.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dienstag, den 5. May 1835.

54

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb = u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Heimkehr.

Eine Waidmannsfrage von Janna ch.

Vor der Meierey des ehemals fürstbischöflichen Jagdschlusses Weitwörth bey Laufen an der Salzach saß ich mit einigen Freunden im Schatten hochstämmiger Linden. Die Sonne neigte sich hinter dem kahlen, dreyköpfigen Stausen und gewitterschwarz zog es heran von den Alpen des ernsten, breitgelagerten Untersberges. Wir unterhielten uns mit den Märchen dieses marmornen Wunderpallastes und sprachen eben von einer Methode, seinen stummen Bewohnern die Zunge zu lösen und Kaiser Carl's mehrere Klaster langen Bart zu freistren, als der erste Blitz in Begleitung eines furchtbaren Donnerschlages uns aufschreckte. Gewitter in einer Gebirgsgegend haben stets einen eigenen Reiz, und wer für Naturerscheinungen empfänglich ist, der wird ein solches Schauspiel und in ihm die Kräfte der Natur immer mit bewunderndem Interesse beobachten.

Wir standen daher von unsern Sigen auf, um die nähere Entwicklung des Gewitters an einer freyen Aussicht abzuwarten, aber zugleich mit uns erhob sich auch ein alter, grauer Waidmann, der an einem Tischchen bey der nahen Regelsbahn unsern Scherzen aufmerksam zugehört hatte; er trat mit aufgehobenem Zeigefinger und den Worten zu uns: „Meine Herren! das Freveln hat schon Mancher mit dem Leben bezahlt, und der Himmel wolle uns vor den schwarzen Wolken bewahren; sie kommen vom Untersberge, und von dorthier kommt nichts Gutes, wenn man frevelt. Ihr glaubt nicht an das Büchlein vom Fuhrmanne, der den Kaiser sah mit seinem langen Barte, mit seinen Ministern und Soldaten; ihr glaubt nicht, daß er um Mitternacht mit dem ganzen Hofstaate und klingendem Spiele in den Dom einzieht zu Salzburg. Ja, Kaiser Carl war ein gar frommer Mann, und wenn ihr auch das Alles nicht glaubt, so sollt ihr doch nicht freveln. Den Herrn versuchen ist eine große Sünde! Mein Ahnherr — Gott hab' ihn selig, der mag wohl noch im Fegefeuer büßen — alle Quatember lasse ich eine Messe für ihn lesen, und alle Jahre mache ich meine Wallfahrt nach Maria Plain.“

Die Sprache des alten, ehrwürdigen Mannes klang so ernst und fromm, daß keiner von uns in Versuchung gerieth, ihn durch Lachen oder mit Worten zu beleidigen. Wir bateten ihn vielmehr um die Geschichte seines Ahnherrn und luden ihn ein, in der Schenke der Meierey unser Gast zu seyn. Beydes war ihm recht, und da ohnehin bereits schwere Tropfen fielen, mit denen ein heftiger Wind kämpfte, so zogen wir die Erzählung des Jägers dem Gewitter vor und traten zusammen in die ländliche Schenke.

Ein altes, schmutziges Weib mit pechschwarzen Haaren verließ ihren Spinrocken, um, wie sie sagte, die Kellnerinn zu holen, welche im Stalle sey und die Kühe melke. Während dieser Zeit rundeten wir uns um einen massiven Eichentisch und scherzten über das Unheimliche der düsteren, balkenreichen Stube. Wir waren die einzigen Gäste. Die Spinnerinn kam zurück, und mit ihr in Holzschuhen eine schlanke, kräftige Dirne, mit der es keiner von uns aufgenommen hätte. Zahlreiche Sommersprossen gaben ihrem vollen, jugendlichen Gesichte ein männliches Ansehen, und ein Augenpaar wie schwarze Waldkirchen sprühte muthige Funken. Es war nichts zu haben als schwarzes Hausbrot, Bier, Brantwein, Butter und Käse, aber alles dieses stand auch schnell und in reinlichen Gefäßen vor uns. Barbara war hurtig und reinlich, aber — wie es schien — nicht für sich, sondern für Andere.

Als unser Waidmann, insgemein der alte Georg genannt, sein Pfeis- chen angezündet hatte, nahm er den grauen Hut ab, besah daran Gemäsbart und Hahnenfeder, legte ihn vor sich auf den Tisch und erzählte die Geschichte seines Ahnherrn. Ich erdreiste mich nicht, sie in seiner eigenthümlichen Weise wiedergeben zu wollen, sondern erzähle sie nach, so treu, als mein Gedächtniß, und so erträglich, als meine Feder es erlaubt.

Vater und Großvater des alten Georg waren Jäger in dem Revier des Haunsberges, an dessen westlichen Niederungen die Fluten der Salzach vor- übertreiben.

Auf einem nordwestlichen Plateau liegt das einsame Weitwörth, mit einer wunderlieben Aussicht über die Auen des Flusses in's nachbarliche Wayerland, auf den hohen Staufen, und einige Höhen um Berchtesgaden und Reichenhall. Die Abendbeleuchtung dieses Panorama fesselt auch hier die Seele mit jenem unauslöschlichen Zauber, der in allen Umgebungen der freundlichen Juvavia waltet.

Eine mit Nadel- und Laubholz bewachsene nördliche Niederung birgt die fast unbekanntenen Trümmer der ehemaligen Ritterveste Haunsberg, und die noch erhaltene Capelle zum heil. Pankraz, in welcher als Andenken versunkener Geschlechter einige geistliche Ornate gezeigt werden, die von ritterlichen Jungfrauen dieser Burg gewebt und gestickt seyn sollen. In dieser, jetzt noch ziemlich unwirthbaren Gegend war Jakob, des alten Georg Ahnherr, schon von Jugend auf dem Waidwerke leidenschaftlich zugethan. Als Sohn eines armen Landmannes galt er schon im achtzehnten Jahre für einen der recksten Burschen und Wildschützen. Kaum war ihm auf dem ganzen Haunsberge ein Dachs- oder Fuchslager unbekannt, genau wußte er jeden Hinterhalt, jeden Wechsel, wo der Bock am sichersten als Opfer seiner Büchse fallen müsse, und nicht selten streifte er bis in die Auen an der Salzach, den Schweiß eines edlen Hirschens verfolgend, der, von seiner Kugel verwundet,

entfloß, um auf der stilleren Ebene zu verenden. So hatte er das strafbare Handwerk im Vereine mit mehreren Genossen geraume Zeit getrieben, als ihm auf einem Kirneftanze die schmuckste Dirne der ganzen Gegend zu Gesichte kam. Schlank und hurtig wie das Reh, und kräftig und schön wie der Frühling seiner Wälder stand Jakob der züchtigen Margarethe gegenüber, die hier zum ersten Male aus der stillen Häuslichkeit in den Kreis lauter Freude trat. Der sonst so vorlaute kecke Jüngling schien nun plötzlich völlig gelähmt zu seyn vor dem stillen, bescheidenen Mädchen, und gewiß waren es seine ersten schüchternen Worte, mit denen er um einen Ländler bat. Das schönste Paar machte nun die Kunde, und die fesselnden Klänge der elegischen Zither bewährten ihre siegende Kraft auf verwandte Herzen, denn von dieser Stunde an waren Jakob und Margarethe durch Liebe vereint. Bald aber kam das Mädchen in Kenntniß von dem strafbaren Waidwerke des Geliebten, und abermals siegte die Liebe über den im Gemüthe unverdorbenen Jüngling; er gab den Bitten seiner Margarethe nach und entsagte dem nächtlichen Handwerke. Nicht lange darnach geschah es, daß ein von den östlichen Abhängen des nahe gelegenen Gaisberges verschreckter Luchs sich auf den Haunsberg flüchtete und dort sein Unwesen trieb. Es wurde ein nicht unbedeutender Preis für dessen Einlieferung ausgesetzt, und wer sollte ihn sonst gewinnen, als der noch vor Kurzem verwegene Wildschütze Jakob? Da er aber als solcher nie öffentlich bekannt und außerdem ein rüstiger, hübscher Bursche war, so gewann er zu diesem Preise nach einer kurzen Lehr- und Probezeit auch die Anstellung als Jäger seiner Heimat. Nun fehlte wohl nichts mehr im Tempel seines Glückes als die Göttinn selbst, und diese ein- und heimzuführen, wurde ihm nicht schwer, denn Gretchen war ihm in treuer Liebe zugethan, und ihre alten und armen Eltern kannten den Jäger Jakob als einen guten, thätigen Jüngling.

Schon dufteten die Schneeglöckchen in den besonnten Flächen der Niederungen, der Huslittig blühte, die Feldlerche erhob wirbelnd sich aus frey gewordenen Feldern, und an milden Tagen stötete auch die Amsel dem nahenden Lenze entgegen, als die Zither erklang zur Hochzeitsfeyer des glücklichen Paares, und das Frühroth lag bereits auf den Schneefeldern der noch verödeten Alpen, als am Hochzeitstoge die fröhliche Versammlung sich trennte. Bey einer durch Liebe beglückenden Thätigkeit verfloß ihnen Tag für Tag, Woche für Woche in froh benützter Eile, und bald fühlte Gretchen unter ihrem Herzen des glücklichen Weibes süßeste Bürde. War Jakob in seinen Dienstpflichten unermüdet und genau, so war es Gretchen nicht weniger im Kreise ihrer Häuslichkeit, und musterhaft die Sorge für ihren geliebten Gatten, wenn er des Abends heimkehrte, ermüdet von den beschwerlichen Gängen seines Reviers. Zuweilen schalt sie wohl auch, doch freundlich, über seine späte Rückkehr; aber ein Kuß wurde stets das Siegel der Versöhnung. Ernstlich durfte sie nicht schmollen, denn über seine Dienstangelegenheiten gestattete Jakob weder Vorstellung noch Einrede; er wollte zuerst Waidmann, dann Gatte seyn.

Längst schon standen die Alpenhütten wieder verlassen und verschneyt, lange schon schlief wieder der Dachs in seinem Winterlager, die Wachholderdroffel zog hungernd von den Bergen und die Diana des Himmels im wachsenden

Glanze bereitete sich vor, den heiligen Abend der Christenheit zu beleuchten, als Jakob den Auftrag erhielt, in die Residenz nach Salzburg einiges Wild zu liefern. Der Termin war ihm wohl sehr kurz zugemessen, aber als kundiger und geübter Waidmann sah er die festgesetzte Zahl bald voll. Nur ein Hirsch fehlte noch, und den sollte ihm eine mondhele Nacht verschaffen; sie war die letzte vor dem Tage der Einlieferung. Gretchen bat, diesen Gang am nächsten Morgen zu machen. „Du weißt, daß ich mir hierin nichts einreden lasse,“ war Jakob's Antwort, während er sich zum Ausbruche rüstete. Gretchen war etwas verlegen, und trat unruhig vor die Thür in's Freye.

(Der Schluß folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

Prag, Ende März 1835.

(Schluß.)

Aber diese heimische Überschätzung, welche auch in die inländischen Zeitschriften überging, hatte einen doppelten Nachtheil für Ebert. Einmal durch die gespannten Erwartungen, welche an andern Orten erregt wurden, und die Schärfe der Kritik gegen ihn aufreizten, die dann eben so übermäßig streng, ja wohl ungerecht gegen sein Werk war, als man ihn hier mit verschwenderischen Liebkosungen überhäuft hatte.

Die Bühnen-Referenten gestanden diesem Drama nicht einmal eine schöne Diction zu, die sich — nach ihrer Behauptung — nirgends über das Gewöhnliche erheben sollte! Ein zweyter und wichtigerer Nachtheil erwuchs dem Dichter selbst, indem er, durch jenen Sturm von Beyfall für die Fehler seines Werkes verblendet, keine poetische Aufgabe mehr für unbesiegbar hielt, und nach einem zweyten böhmisch-historischen Stoffe griff, der, noch ungünstiger als der erste, es abermals unmöglich macht, ein Urtheil zu fällen, ob Ebert ein Dramatiker sey, oder nicht.

Man hat längst, besonders seit das romantische Drama in Deutschland Eingang gefunden, den Satz aufgestellt, die Chronik sey das wahre und hinreichende Gebiet, wo der Dramatiker der ernstern Gattung seine Stoffe zu suchen habe. Der Raum dieser Blätter erlaubt mir nicht, tiefer in eine Untersuchung über den Grund oder Ursprung dieser Meinung einzugehen, doch kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die Gestalten und Situationen, die uns die Chronik darbietet, insgemein epischer Natur und mehr zur Benützung für erzählende Gedichte geeignet seyn dürften, man daher dieselben nur mit der größten Sorgfalt gebrauchen darf, um nicht aus den Grenzen der dramatischen Kunst zu schweifen. Vorzüglich wäre diese Voricht unserm Ebert immer anzuempfehlen, dessen innere Natur sich ohnedies mehr dem epischen Elemente zuneigt, was die gelungenen großartigen Gestalten in seiner „Wlasta“ im Vergleich zu seinen dramatischen Charakteren nur zu sehr bewähren. Auf jeden Fall dürfte es in der Regel wohl mehr dramatischer Kraft brauchen, um die Stoffe der Chronik gehörig zu modificiren, als neue zu erfinden, da hingegen die Geschichte uns Begebenheiten und Charaktere darbietet, die an sich oft schon dramatisch sind, oder nur einer kleinen Nachhülfe von Seiten des Dichters bedürfen. Noch muß ich, wenn Dramen aus Chroniken gebildet werden sollen, auf eine nothwendige Beschränkung aufmerksam machen. Wenn ich die vorhin erwähnte Behauptung als wahr annehmen will, so kömmt es doch sehr auf die Natur und Beschaffenheit des Chronisten an. Der Schweizer Historien-schreiber, der Schiller'n einige der schönsten Scenen seines „Wilhelm Tell“ darbot, hat allerdings Phantasie, Gemüth und einen wahrhaft dramatischen Geist beurkundet, ihm hätte selbst ein schwächerer Genius, als Schiller war, vertrauend folgen können. Anders ist es mit andern gewöhnlichen Chronisten, zumal mit unserm Hagek, dem es so sehr an Geschmac, Einsicht und Poesie fehlt, daß er, mehr als alle andern, zu gewissen chronikalischen Sonderbarkeiten verleitet, wie z. B. die Einleidung in die Waffen und den Purpurmantel Neklans. Eine Nummerer setzt den Helden immer in der Achtung des Publicums herab, und dieser einzige Zug beweist, daß die Wahl dieses Stoffes ein Fehlgriff war. Da übrigens der Dichter den Namen Stier, welchen der Held seines Stückes in Hagek's Chronik trägt, verschmäht, und dagegen den Ege-

mir aus dem herrlichen Gedicht der Königinhofer Handschrift: „Gjestmir und Waslaw“ entlehnt hatte, so hoffte ich, er würde dieses einigermaßen für sein Drama benutzt haben, was aber auch nicht der Fall war, und leider blieb er durchaus dem Hagek treuer, als dem Werke gut that.

Was das vaterländische Trauerspiel: „Gjestmir“ betrifft, wie es vor unsere Augen trat, so beginnen meine Zweifel schon in der Wahl des Titelhelden, welcher ein recht waderer Mann ist, der sein Vaterland liebt, seinem Fürsten, obschon er mit seiner Handlungsweise nicht einverstanden seyn kann, doch treu ergeben bleibt; er soll auch, nach Aller Aussage, und selbst nach Zugeständniß des Feindes, sehr tapfer seyn; doch erfahren wir das erst am Schlusse des vierten Actes; und im fünften durch den Augenschein, und die erste Heldenthat, die er vor unsern Blicken ausübt, muß er mit seinem Leben bezahlen. In allen frühern Abtheilungen erscheint er uns als reflectirende, oft klagende Person, die bey weitem weniger zum Helden eines Dramas taugt, als der kühne Waslaw, der mit siegreichem Arm die Feinde von den Grenzen verjagt, während Neklan ruhig zu Hause geblieben und sich in süßen Träumen von Volksbildung schaukelte (die, wie so manches andere in dem Drama, einem spätern Jahrhundert anzugehören scheinen), und es ist natürlich, daß ihn das Bewußtseyn der Kraft und Macht verleitet, die Hand nach dem Herzogthum des Veters auszustrecken. Leider aber begegnen wir im diesem Charakter einer sehr störenden Inconsequenz, da derselbe Mann, der im zweyten Acte mit Feder und durch den Sieg über die Thüringer begründeter Zuversicht sein Schwert für das beste im Lande erklärt, durch eine Wahrsagung aus dem Prager Herzogthum so unbegreiflich entmuthigt wird, daß er eine bildliche Erklärung der Weissagung aufsucht, und plötzlich seiner eigenen Tapferkeit mißtrauend, keine Intrigue scheut, um Gjestmir für sich zu gewinnen. Weder dieses Grübeln noch dieses Zagen ist in Waslaws Wesen begründet, wie wir es im vorigen Acte kennen gelernt haben, und da ich die Scene zwischen Waslaw und Gjestmir — eine der schönsten des Trauerspiels — nicht gern missen möchte: so wäre zu wünschen, daß ein stärkeres Motiv den ersten in die Waldeinsamkeit des letzteren führe, zumal da Gjestmirs Weigerung den Charakter Waslaws wieder in seine Eigenthümlichkeit zurückführt, in derer sodann bleibt bis zum Schlusse. Die dritte Gestalt, welche Hagek dem Dichter darbot, Neklan, ist eine der schwierigsten und undankbarsten Aufgaben der Kunst, ein Fürst, dessen Feigheit der Dichter umsonst mit Milde, Gerechtigkeit und edler Friedensliebe zu beschönigen bemüht ist, statt daß er lieber hätte suchen sollen, ihn so wenig als möglich erscheinen zu lassen.

Die Episoden, welche Gbert zur Ausschmückung dieses dürftigen, spröden und unromantischen Stoffes erfand, sind folgende: Ein Sohn des Gjestmir, Mitosch, welchen jener in ländlicher Abgeschiedenheit erziehen läßt; da erwacht Thatendrang in dem Jüngling, er begibt sich, weil im Prager Herzogthume tiefer Frieden herrscht, zu dem kriegerischen Waslaw, als dieser eben im Begriff steht, die Feinde von Böhmens Grenzen zu vertreiben, und verliebt sich dort in dessen Tochter Vila, die, als Amazone erzogen, ihn liebt, ohne es selbst zu wissen. Diese Episode ist wohl erfunden, und ganz dazu geeignet, den starren Stoff mit Anmuth und Blüthe zu umkleiden, leider aber ist sie mehr angelegt als ausgeführt, wozu doch der Dichter Raum genug gefunden haben würde, hätte er manche ungewöhnliche und ermüdende Gespräche hinweggelassen. Zwey andere, aber nicht so glückliche Episoden sind die beyden Wahrsagerinnen des Prager und Saazer Heeres, durch welche ein paar Orakel repräsentirt werden, die leicht auf andere Weise eingeführt werden könnten, zumal da sie, statt die Handlung zu beleben, ihr nur störend in den Weg treten, und selbst nicht recht aus dem Klug geworden sind, was sie sehen, ahnen und womit sie inspirirt sind, oder seyn wollen. Die Wahrsagerinn des Prager Heeres, Dogka, hat der Dichter wahrscheinlich geschaffen, um den Mummenschanz mit dem herzoglichen Waffenschmuck auf eine anständigere Weise als im Hagek herbeizuführen, doch hat sich diese Erhöhung der poetischen Würde nicht nachhaltend erwiesen, und es wäre edler und dramatischer zugleich, wenn Gjestmir in dem Augenblicke, wo er Neklans Schwert ergreift, in wachsender Begeisterung selbst damit zu streiten verlangte, statt daß Dogka, die früher schon in Neklans den Mann ihres Orakels gefunden zu haben wähnt, nun erst einsieht, daß er sey der rechte, und Knappendienste bey ihm verrichtet. Die Aufführung war im Ganzen nicht dazu geeignet, die Fehler des Werkes mit dem Mantel einer siegenden Kunstleistung zu bedecken. Das Stück enthält nur wenig von dem, was die Schauspieler gute Rollen zu nennen pflegen, und so wendeten die meisten auch nur wenig Sorgfalt an dieselben. Hr. Fischer gab den Waslaw (zumal in der zweyten Aufführung) in seiner

angenommenen Manier, doch wahr und kräftig, und hätte mehr Theilnahme des Publicums verdient, als ihm zu Theil wurde. Hr. Bayer hatte als Gesezmir einzelne gute Momente; doch erwarb er sich nicht das Verdienst um das Stück, daß er ein Ganzes daraus gebildet hätte. Nefkan und die Herzoginn, Dogka und Banka, sind Rollen, aus denen mit dem besten Willen nichts Bedeutendes zu machen ist. Interessant sind, wie ich bereits bemerkte, Milosch (Hr. Dieh) und Vila (Dem. Frei), welche letztere, glücklicher im Conversationsstücke beschäftigt, hier nicht recht an ihrer Stelle war. Dem ersten gelang seine Rolle meistens gut, nur wäre zu wünschen, daß er über sein Organ sorgfamer wache, welches in den Momenten der Anstrengung oft Mangel an Klarheit und Deutlichkeit erleidet. Die Garderobe war neu und ziemlich zeitgemäß, folglich nicht sehr kleidsam. Die erste Decoration, der Lauf der Moldau gegen Königsaal vorstellend, ist gut gemalt, doch war der Thurm Nefkanka für die Bau- und insbesondere Malerkunst des 9. Jahrhunderts viel zu zierlich und überhaupt zu kleinlich angelegt. Die Aufnahme von Seiten des Publicums war bey der ersten zahlreich besuchten Aufführung der wohlverdienten Achtung angemessen, die sich der Dichter — der mit dem Beneficianten Hrn. Bayer wiederholt hervorgerufen wurde — im Vaterlande erworben hatte. Bey der Wiederholung fand sich jedoch ein kaltes Publicum ein. Die Mängel des Stückes waren mittelmäßig zu vielfältig besprochen worden, und hatten den Enthusiasmus für den Verfasser abgekühlt.

Man hat Ebert vielfach getadelt, daß er dieses Trauerspiel mit allen seinen Fehlern dem Publicum vorführte, und diese bey genauer Prüfung nicht selbst aufgefunden und beseitigt, oder, wenn das nicht anging, das Ganze nicht zurückgelegt habe. Das ist ungerecht! denn keine Gattung der Poesie kann der Dichter, selbst nach dem Horazischen neunjährigen Ruhetermin, so wenig selbst beurtheilen, so lange er sie nur liebt, als die dramatische. Erst die leibliche Anschauung zeigt ihm sein Werk im wahren Lichte, und Ebert bewies durch die Resignation, mit welcher er, seit er durch die Aufführung sein Trauerspiel und seine Schwächen kennen gelernt, dem Vernehmen nach sich zu einer gänzlichen Umarbeitung entschlossen hat, wie sehr er die Kunst mit Ernst und Achtung treibt. Ob es möglich seyn wird, allen Tadel zu beseitigen, dem das Werk jetzt bloßgestellt ist? muß die Folge lehren. Ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn der Verfasser des „Gesezmir“ das ihm inwohnende Talent endlich einmal an einem dramatischen Stoff für ein Drama prüfte? wage ich nicht zu entscheiden.

Ein anderer Vorwurf, den man dem Dichter macht, ist die oft unziemliche Länge der Dialoge, und ich müßte sehr irren, wenn Ebert seine Dramen nicht gleich in Versen dichtete, und nichts verleitet so sehr aus dem Geleise zu schreiben, als diese Productionsart. Wenn der Dichter eines Drama sich nicht entschließen will, den Wohlklang des Verses und Reimes zu missen — ob schon uns selbst in der neuesten Zeit Victor Hugo und Raupach bewiesen haben, wie viel der Dichter in schöner Prosa wirken kann, so scheue er wenigstens die Mühe nicht, sein Werk in Prosa zu entwerfen, die ihn nicht allein vor dialogischem Überfluß, sondern zugleich vor falscher und dramatischer Ausschmückung in Wort und Rede bewahrt. Hier hätte dieß auch dem Dichter die schwierige Aufgabe erleichtert, die kräftige Kürze und Energie festzuhalten, welche ein Drama aus dem 9. Jahrhundert Böhmens so unerläßlich fordert, und die man leider größtentheils umsonst sucht.

## Neueste slawische Literatur.

(Fortsetzung.)

Johann Swatopluk Presl, dessen Gelehrsamkeit und reiner Patriotismus nie in Böhmen vergessen wird, wirkt in seiner Stellung als Professor und Doctor der Medicin mehr als sämtliche Schriftsteller der serbischen (illyrischen) Länder. Seine naturhistorischen Werke haben die günstigen Beurtheilungen der ausgezeichnetsten Gelehrten erlebt. Die von demselben redigirte Zeitschrift „Krok“ erscheint seit 1823 in Hefen, deren bereits 9 fertig geworden sind. Die wissenschaftlichen Aufsätze sind durchgängig gediegen, und größtentheils von Presl verfaßt. Es ist die einzige wissenschaftliche Zeitschrift in böhmischer Sprache, macht aber dem Herausgeber und den Mitarbeitern bey weitem mehr Ehre, als die belletristischen und Pfennigblätter der Andern. — Die Naturgeschichte der Säugethiere: Ssawectwo, eine freye Übersetzung von Cuvier's Revolutionen der Erdrinde, sind die neuesten Arbeiten dieses ausgezeichneten

Gelehrten, dessen Namen für die treffliche Bearbeitung bürgt. Kein böhmischer Gelehrter hat eine vollkommene Darstellung gegeben, — und von keinem kann ihm als reeller Gelehrter der Rang streitig gemacht werden. F. L. C z e l a k o w s k y, Redacteur der in böhmischer Sprache erscheinenden Pragerzeitung: Prazské Nowiny, und deren belletristischen Beiblattes: Wéela, schuf aus einer durch viele Jahre erscheinenden gänzlich unbekanntem politischen Zeitung ein herrliches politisch-belletristisches Journal, welches besonders durch die in der Wéela befindlichen Aufsätze sehr vorzüglich genannt zu werden verdient. Der Redacteur ist längst als ein originelles Genie rühmlichst bekannt, und behauptet besonders durch seine kritische Consequenz eine überwiegende Stellung unter Böhmens Dichtern. Seine Übersetzungen als: Rhesa's Litzhauer Volkslieder, W. Scott's Fräulein vom See, Ohlas pjsnj ruskych, — Slowanské národnj písnie, Göth's Marie, Herder's Blätter der Vorzeit, sind unübertrefflich; aber auch seine vermischten Gedichte und andere belletristischen Arbeiten haben ihm einen längst begründeten Beyfall erworben. Als Herausgeber und Übersetzer der Sammlung slawischer Volkslieder hat sich C z e l a k o w s k y um die Nationalpoesie verdient gemacht. K i t e r s b e r g's Sammlung verdient bloß in den Melodien erwähnt zu werden. Serben, Russen, Polen haben bereits reichhaltige Sammlungen ihrer Volkslieder aufzuweisen, und das berühmte liederreiche Land der unter allen slawischen Völkern an Bildung weit vorangeeilten Czechen besitzt bloß Fragmente. —

K l i c p e r a, Professor in Königgrätz, und S t i e p a n e k, Theaterdirector in Prag, liefern beynähe für jeden Tag des Jahres theils dramatische Übersetzungen, theils Originale. K l i c p e r a ist besonders durch seine meist originalen und zum Theil sehr gelungenen Lustspiele beliebt; so wie S t i e p a n e k durch sein rastloses höchst lobenswerthes Streben, der Nation einen vaterländischen Tempel der Thalia zu erhalten, den größten Dank verdient. — Wenceslaw H a n f a, Custos des böhmischen Museums in Prag, der Finder der kostbaren Königinhofer Handschrift, und Übersetzer der Hesner'schen Idyllen, erwarb sich durch die Herausgabe der erst genannten altböhmischen Gedichte einen bedeutenden Namen. Außer einer Übertragung des Igor und Jaroslaw, aus dem Russischen, umarbeitete derselbe Dobrow'sky's classische Grammatik ins Böhmische, und gab in der Starobila skladanie gereimte böhmische Überreste der alten guten Literatur heraus, wodurch ihm hinlängliche Anerkennung geworden ist. H a n f a's Pjsnie, ein winziges Heftchen meist Originallieder, ist das einzige, was als dessen Originalarbeit bekannt ist, aber durch die liebliche Diction und Innigkeit des Gefühls nicht leicht zu ersetzen, so daß sich jedem Kenner unwillkürlich die Frage aufdringt: warum der Herausgeber der Krakowiaky nicht seinen Namen und die böhmische Sprache schont, und statt jener polnisch-böhmischen, oder vielmehr polnisirten böhmischen Übersetzung der leichteren Krakowiaken, welche so eben zu allgemeinem Bedauern erschienen ist, nicht lieber eine Fortsetzung jener herrlichen Originallieder, welche der geniale vaterländische Tonkünstler T o m a s c h e k durch seine allerliebsten herzinnigen Melodien verewigt hat, erscheinen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Concert des Hrn. Janfa.

Hr. Leopold Janfa, Mitglied der k. k. Hofcapelle, hat sich als Compositeur, als Virtuose auf der Violine und als Quartettführer bey dem musicalischen Publicum Wiens einen sehr guten Namen gemacht; erfreulich war es daher, das Verdienst dieses wackeren Musikers durch ein eben so zahlreich besuchtes als dankbar aufgenommenes Concert anerkannt zu sehen. Das erste Stück der heutigen Leistungen, nach der mit Feuer und Präcision ausgeführten B e e t h o v e n'schen Ouverture, war ein Violinconcert in E-dur, eine schon ältere und hinlänglich bekannte, aber äußerst gediegene, ihrem Urheber sehr zur Ehre gereichende Arbeit des Concertgebers. Die schöne Composition, die namentlich im Andante reich an Melodien und Gedanken ist, gewann durch den trefflichen Vortrag des Hrn. Janfa neuen Werth und neuen Reiz. Wir haben den Ausdruck, die Zartheit und Lieblichkeit seines Spieles vielleicht niemals so siegreich hervortreten gesehen, als gerade heute, eine Bemerkung, die auch das Publicum durch den innigsten, aufmerksamsten Antheil, wie durch den lebhaftesten Beyfall am Schlusse zu der Wiener Zeitschrift Nr. 34 Seite 270) für eine Singstimme mit Begleitung des



theilen schien. Hierauf hörten wir ein Lied: „der blinde Fischer“ (zuerst mitgetheilt in Waldhorns und des Pianoforte, in Musik gesetzt von Hrn. S. Proch, vorgetragen von Hrn. Tigé, Hrn. Prof. Lewy und dem Compositeur. Die sehr hübsche Melodie verbunden mit der gewandten Behandlung der begleitenden Instrumente erwarben dieser neuesten Arbeit des talentvollen Componisten den verdienten Beifall, obwohl wir nicht verhehlen können, daß die Wahl der Hornbegleitung (so meisterlich sie auch von Hrn. Lewy ausgeführt wurde) gerade bey diesem Texte mehr der vorherrschenden Mode des Tages, als dem musicalischen Bedürfnisse des Gedichtes anzurechnen sey. Hierauf spielte Hr. Sigmund Thalberg und zwar zum ersten Male öffentlich, seine neueste Caprice für das Pianoforte. Weiter, als es in dieser höchst eigenthümlichen, ganz originellen Composition gefordert wird, kann man die Virtuosität des Clavierspielens schwerlich treiben; man begreift kaum, wie es möglich ist, eine solche Masse von Noten mit zwey Händen zu greifen, und doch bey jeder einzelnen diese Reinheit und Deutlichkeit herauszubringen. Wir wünschten alles, was wir von Hrn. Thalberg's Spiel bey früheren Gelegenheiten gesagt, in einem einzigen Ausdruck der Bewunderung für diese wirklich staunenswerthe, aber nicht wohl mit Worten zu beschreibende Leistung zusammenfassen zu können. — Den Beschluß machte ein vierstimmiges Concert für 2 Violinen, Viola und Violoncell mit Orchesterbegleitung, componirt von Hrn. Jansa, vorgetragen von demselben, den H. S. Proch, Holz und Linde. Wir haben diese Abwandlung, ja man könnte sagen Ausartung des bisherigen, gewöhnlichen Quartetts schon früher, namentlich durch Hrn. Maure's vierstimmige Violinconcerte kennen gelernt, können uns aber keineswegs mit der Vorzüglichkeit dieser neuen Erfindung einverstanden erklären. Die schöne vollstimmige Harmonie des Quartetts geht verloren, wenn jedes Instrument sein Concertstück gleichsam auf eigene Hand abzuspielen hat, die Stimmen gehen neben einander, nicht mit einander, können also nicht mehr jenes harmonische Ganze bilden, welches das Quartett gewissermaßen zur Basis, zum Inbegriff aller Instrumentalmusik macht. Übrigens läßt sich eine geschickte Behandlung der einzelnen Instrumente von einem Musiker, wie Hr. Jansa, wohl voraussehen, und wenn gleich die Wirkung des Ganzen nicht anders als unbedeutend seyn konnte, so verdient doch der Aufwand musicalischer Gewandtheit auch bey der verhehlten Aufgabe seine Anerkennung.

#### Aufforderung \*).

In Nr. 47 der Wiener Zeitschrift vom 18. April d. J. findet sich unter der Überschrift: „Der Baum und die Quelle“ ein Gedicht von einem Herrn — ch — ch, abgedruckt. Da dieses aber mit einem in eben dieser Zeitschrift am 8. May 1830, Nr. 55\*\*), Seite 447 unter dem gleichen Titel, aber mit meinem Namen erschienenen Gedichte von Buchstab zu Buchstab eine höchst überraschende Ähnlichkeit hat, so fordere ich Herrn — ch — ch hiemit auf, mir und dem Lesepublicum aus dem Traume zu helfen, und zu erklären, wer von uns beyden eigentlich der Verfasser dieses Gedichtes sey, oder falls es einer so gut wie der andere wäre, seinen verehrlichen Namen zu nennen, damit die philosophischen Facultäten aller Universitäten von diesem für die Seelenkunde äußerst merkwürdigen Ereignisse gehörige Notiz nehmen können.

Grätz am 30. April 1835.

Carl Gottfried Ritter von Leitner.

\*) Am Tage der Ausgabe unseres letzten Blattes ist uns die vorstehende „Aufforderung“ des Hrn. Ritters von Leitner zugekommen, welche wir, mit Bezugnahme auf unsere im vorigen Blatte Nr. 53 enthaltene „Erklärung“ unsern Lesern ungesäumt mittheilen.

\*\*) Nicht 50, wie es in dem letzten Blatte hieß.

(Mit Nr. 18 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 7. May 1835.

55

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb = u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Heimkehr.

(Schluß.)

Die Sterne funkelten im dunstlosen Raume, schneidend strich die Luft über den unter den Füßen knarrenden Schnee, die Fenster schimmerten mit mannigfaltigen Frosthblumen und die Jagdhunde lagen tief versteckt in ihrer Stroh-  
hütte. Als Gretchen zurückkam, nahm sie sich das Herz, noch einmal zu bitten. „Wenn du mich nicht zum Weibe machen willst, so schweig, Margareth,“ sprach er etwas barsch, und schon zündete er seine schwere, vielfassende Winterpeise an, als sie, mit einem Kuß sich anschmiegend, noch einen letzten Versuch machte, indem sie äußerte, eine Ahnung zu fühlen, daß er auf diesem Gange ein Unglück haben werde. „Deine ehemaligen Kameraden,“ sprach sie, „sind dir schon lange abgeneigt, seit du ihnen mit öffentlicher Anzeige drohdest, wenn sie nicht ernstlich aufhören mit ihren Wildddiebereyen; und du sagtest erst heute, daß schon durch mehrere Nächte gefährliche Schüsse gefallen seyen.“

„Sey kein Kind, Margareth!“ rief er mit fester Stimme, und furchtbar höhrend setzte er hinzu, als er durch die Hausthür ging: „Wenn mit seinen höllischen Gehülften der wilde Jäger selbst mir begegnet, so will ich wohl fertig werden mit all' diesen Dieben; mein Revier darf nicht länger mehr solch Ungezieser nähren, und sollte ich heute noch meine Kugeln an ihm versuchen.“

„Denke an deinen Schutzgeist, Jakob!“ rief sie ihm nach, und verfolgte mit nassen Augen seine Schritte, bis er sich im Mondschatten mächtiger Fichten verlor.

Oft schon und viel war Margarethe allein gewesen in den acht Monaten ihrer glücklichen Ehe; oft schon und viel hatte sie in allen Richtungen nach seiner Heimkehr gespäht, wenn sie ängstlich geworden war über sein längeres Außenbleiben; aber diesmal wußte sie schon bey der Trennung nicht Rath, denn trübe Ahnung hielt ihr die Brust mit drückenden Armen umklammert. Es war 6 Uhr; in zwey Stunden konnte er zurück seyn. Sie bestellte ihr kleines Hauswesen, ordnete das Material für ein einfaches Abendmahl

legte ihrem Lieblinge frische Wäsche zurecht, besorgte jede Kleinigkeit, um es ihm nach der Wiederkehr bequem zu machen, und setzte sich dann mit dem Spinnrädchen in die wohlthuende Umgebung des Ofens. Es war heimlich und unheimlich zugleich in der warmen Stube: heimlich — war das Knistern der Fichtenstöcke und ihrer Flammen flackernder Widerschein an der weißen Wand; heimlich — war der laute Pendelschlag einer rauchgeschwärzten, alterthümlichen Uhr und das Knurren des Mädchens der emsigen Spinnerinn; unheimlich — die Einsamkeit und Margarethens trübsinnige Ahnung. Die Stimmung ihres Gemüthes war zugleich ängstliche Sehnsucht nach dem Entfernten.

Als sie bereits über eine Stunde vergebens es versucht hatte, sich zu erheitern, fiel ihr Blick auf Jakobs Zither, die schweigend an der Wand hing. Da lächelte sie, der Lieder gedenkend und anderer frohen Weisen, welche in liebender Traulichkeit so mancher Abend schon in's Leben gerufen. „Wenn er auch müde heimkehrt,“ sprach sie, „heute noch muß ich zur Zither mein Lieblingslied hören,“ und sogleich fing sie selbst an, sich vorzusingen:

Streif' ich im Morgenthau  
Virschend durch Wald und Au,  
Dann denk' ich oft und gern:  
Liebchen mein Stern.

Lenk' ich im Abendschein  
Heimwärts durch Feld und Rain,  
Dann denk' ich oft und gern:  
Liebchen mein Stern.

Und wenn die Zither klingt,  
Freude zum Herzen dringt,  
Dann denk' ich gar so gern:  
Du nur mein Stern.

Du nur mein treues Blut,  
Gretchen so lieb und gut —

„Jesus!“ rief sie im bangem Erschrecken über das plötzliche Springen einer Metallsaite an Jakobs Zither. Margarethe nahm sie von der Wand, und versuchte es, die Saite wieder aufzuziehen, aber es gelang ihr nicht. Betrübt, daß sie nun die Hoffnung aufgeben sollte, heute noch ihren Wunsch erfüllt zu sehen, räumte sie der Zither die gewohnte Stelle wieder ein, und fing an, ihrem Manne das Abendmahl zu bereiten. Es bestand aus einem seiner Lieblingsgerichte: einer Wildente mit Hagebuttenbrühe.

Die langgewordenen, ahnungsvollen zwey Stunden waren längst vorüber, ja, es fehlte wenig mehr von dem völligen Verlaufe einer dritten, und das gute Weib vermeinte jeden Augenblick ersiehnte Tritte zu vernehmen; allein die Uhr schlug auch die zehnte Stunde, und Jakob war noch nicht daheim. Margarethe wußte nicht mehr, was sie thun sollte vor Unruhe

und Angst. Oft ging sie vor die Thüre, aber nichts war zu sehen auf den im Mondlichte glänzenden Schneeflächen, als die gegitterten Schatten langarmiger Eichen, nichts zu hören, als das Schütteln der in ihren Hütten frierenden Jagdhunde. Sie saß wieder bey ihrem Flache, wiederholte sich in Gedanken das Lieblingslied, und eine Thräne fiel auf den mütterlichen Busen, als sie bey den Worten verweilte:

Und wenn die Zither klinget,  
Freude zum Herzen dringt,  
Dann denk' ich gar so gern:  
Du nur mein Stern.

Das Mädchen stand still, und in Ahnung zitternd suchte das arme Weib im Gebethe Trost.

So saß sie geraume Zeit; gefaltet ruhten im Schooße die Hände, und tief niedergebrannt war die Kerze, als sie einschlief. Freundlicher mochte nun wohl leicht in Träumen ihr Leben seyn, als es eben noch im Wachen gewesen; aber die Freude wird im Traume so wenig alt wie der Schmerz, und die wiederkehrende Wirklichkeit hält es nicht immer mit den Kindern der Phantasie.

Margarethe hatte bereits eine Stunde geschlafen, als sie plötzlich aufgeschreckt wurde durch lautes Pochen an den Fensterbalken, doch freudebebend nahm sie das halb verlöschte Licht und ging dem Lieblinge entgegen, dessen Stimme sie vernommen. Schnell war das Pförtchen geöffnet, die Hand geboten zum Gruße, aber Jakob — trat nicht ein. „Für mich ist hier kein Bleiben mehr, Margarethe! aber der Hirsch, der Hirsch muß nach Hause, auf daß ihn nicht die Mörder verzehren; wer die Hölle versucht, wird vom Himmel gestraft, bethe für mich Margareth! bethe, auf daß wir uns wiedersehen.“

„Ja,“ sprach hier der alte Georg, „das hat er wirklich gesagt, mein Ahnherr, und sein Weib hat ihn nicht wiedergesehen.“ Hierauf erzählte er noch Folgendes:

„Nach Mitternacht kam Wendelin, der Sohn eines Wildschützen, zu Jakobs Wohnung. Mitleid und geheime Liebe für Margarethe, die er an öffentlichen Orten immer ausgezeichnet hatte, waren die vorzüglichsten Triebfedern seines Erscheinens. Er trat bey offenen Thüren in Flur und Stube; Alles fand er still und dunkel; nur die Hunde bellten ihn an, und die letzte Blut des Ofens lag im blutrothen Widerscheine auf seiner dunklen Waidtasche. Er machte Licht, und sah Margarethe, wie sie bleich und ohne Regung in der Nähe eines Bettes am Boden lag. Grauen ergriff den furchtbar überraschten Jüngling, eilig trieb es ihn von dannen, und völlig ohne Besinnung gelangte er zu Margarethes Eltern, wo er in unbestimmten Worten über großes Unglück im Hause ihrer Kinder sprach. Jakob gab er als verwundet an. Die halb ungläubigen Alten machten sich sogleich auf den Weg; Wendelin begleitete sie. Man fand Margarethe nicht todt, aber in tiefer Ohnmacht; doch kehrte mit dem Eintritte der Wehen einer Frühgeburt allmählig ihr Bewußtseyn wieder. Die Fragen nach Jakob wurden auch ihr mit dem Troste beantwortet, daß er nur verwundet sey und bald

zurückkommen werde. Sie schien es zu glauben, bestand aber immer wieder auf der Behauptung, daß sie seinen Geist gesehen und mit demselben gesprochen habe; und fort und fort äußerte sie den Wunsch, zu sterben. Er blieb auch nicht lange unerfüllt, denn wenige Stunden nach der Geburt eines gesunden Knaben hatte sie die Augen für immer geschlossen.

Über Jakobs Tod kam man selbst nach den gerichtlichen Erhebungen nicht ganz aus dem Zwielichte von Vermuthungen, obschon wenigstens Wendelin — der seinem Vater immer nur gezwungen folgte auf die nächtlichen Streifereyen — aus mehrfachen Gründen alles Vertrauen verdiente in seinen Aussagen, welche mit denen der Übrigen übereinstimmten und im Wesentlichen Folgendes enthielten: „Wendelin ging mit seinem Vater und zwey Consorten fast zur selben Stunde wie Jakob in den Wald. Die Wilddiebe wollten sich einen Braten holen, und standen eben hinter einem Strauche beisammen, um über die Befezung der Wechsel zu berathschlagen, als vor ihnen auf einer kleinen Schneefläche ein Hirsch erschien — drey Schüsse fielen zugleich — das Wild stürzte, und ein hohler Schrey drang aus dem Tannenfluge am entgegengesetzten Ende der Fläche.

Jakob lag entseelt in seinem Blute; der Hirsch war von zwey Kugeln getroffen, von denen die eine offenbar aus Jakobs Büchse kam, da von den Wildschützen nur zwey gefeuert hatten. So sehr auch alle Umstände und Aussagen dafür sprachen, daß Jakobs Gegenwart den Wildschützen unbekannt war, daß also auch ihre beyden Kugeln nur dem Hirsche gegolten haben konnten, so äußerte doch der alte Georg den Glauben: „Jakob sey gefeyet worden durch Zauberey des wilden Jägers, über den er in seinem Unglauben so oft gefrevelt habe.“

Margarethens Sohn, Rupert, Georgs Vater, wurde als Klosterjäger von Michaelbeuern angestellt, bekam später das Revier um Weitwörth und starb im hohen Alter eines frommen Todes.

Die Wildschützen blieben, als sie der gefänglichen Haft entlassen waren, bey ihrem Pfluge, und Wendelin wurde der treueste Freund Ruperts, mit dem er oft Margarethens Grab besuchte.

#### An Francilla Piris.

Singst du, fühl' ich in dem Klange,  
Wie die Wehmuth dich umfange;  
Und, wie du des Herzens Thränen,  
Und sein Leiden und sein Sehnen  
In den Klängen machst erscheinen:  
Ja, ich hör' die Töne weinen! —  
Wessen Auge sich nicht feuchtet,  
Nicht im Thränenglantz leuchtet,  
Wenn in des Gesanges Wehen  
Er Gefühle sieht erstehen,  
So wie an dem Himmelszelte,  
Wenn die Nacht es rings umstellte,  
Sterne gehen auf und nieder:  
An dem geht die Nacht der Lieder  
Kalt vorbei, und jedes Fühlen,  
Wie's die Brust auch mag durchwühlen,

Findet in des Herzens Quelle  
 Schon verlegt der Thränen Welle!  
 Wem sie noch erschlossen ist,  
 Deinen Sang wohl nie vergift! —  
 J. Nep. Hofzinsler.

### Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, im März 1835.

Alle, die Wien kennen, finden eine große Ähnlichkeit zwischen dem öffentlichen Leben von Oesterreichs Hauptstadt und dem Hamburgs, und in mehr als einer Hinsicht ist diese Ansicht richtig. Eine kräftige, gemüthlich frohe Bevölkerung, den materiellen Genüssen zugethan, lebt in beyden Städten, die Localität ist ebenfalls wenig verschieden. Ein großer Strom mit reich vegetirenden Landstrichen lehnt an Hamburg wie an Wien, und wenn in der letzten Stadt die Temperatur der Luft fortwährendem Wechsel unterliegt, welches man der Nähe des Gebirges zuschreibt, so bringen in Hamburg die nahen Meere ganz dieselbe Wirkung hervor. Der Wind promenirt bey uns in einem Tage manchmal um die ganze Windrose, und wenn wir am Morgen einheizen, so möchten wir am Mittage öfter die Fenster öffnen, während der Abend mit einem tüchtigen Hagel und Schneegestöber uns wieder ängstlich zu verwahren heischt. Sommerbekleider zu tragen ist ein Wagemüth, eine Landparthie zu unternehmen ohne Mantel Verwegenheit. Erst neulich lachte die hellste Frühjahrs-sonne in der Morgensunde und noch war das Wort der Freude darüber nicht ausgesprochen, als bey vollkommener Dämmerung ein Regenschirm ohne Besitzer vor meinem Fenster vorbeizog, und deutlich zu erkennen gab, daß dieser Sonnenblick nur ein Sonnenaugenblick gewesen war. Die Ebbe und Flut, deren Einfluß auf die Witterung außer allen Zweifel gestellt ist, vermehrt vielleicht bey uns noch die Veränderlichkeit der Atmosphäre, so daß wir in diesem Betracht noch etwas vor Wien voraus haben, welches aber eben nicht erfreulich ist. Die Stürme werden hier mitunter so heftig, daß Ziegel von den Dächern und Menschen von den Trottoirs stürzen, und das plötzliche Anschwellen des Wassers richtet viel Unheil an, da viele Leute an der Elbseite in Kellern wohnen, die dann im eigentlichen Verstande aus ihrer Wohnung geschwemmt werden, wenn sie nicht früh genug bey gehörtem Kanonenschusse freywillig der lästigen Cinquartierung Platz machen. Der heftig wehenden Winde wegen ist eine Feuersbrunst ein sehr gefährliches Ereigniß in Hamburg, und wir haben, ungeachtet unserer trefflichen Löschanstalten, nicht selten bey solchem Unglücke den Verlust von Menschenleben zu beklagen. So zahlreich Vorschläge schon in den Zeitungen gemacht worden sind, diesen traurigen Vorfällen zu begegnen, noch hat sich keiner in der Praxis bewährt und es möchte darin schwer seyn, zu rathen, da die winkelige Bauart, die hölzernen Treppen und die Schwierigkeit in die unglaublich engen Gäßchen und Höfe schnell genug mit Leitern oder andern Maschinen eindringen zu können, auch dem besten Willen und regsten Eifer kaum besiegbare Hindernisse in den Weg legen. Communicationsthüren durch alle Häuser zu führen, wie ein hiesiges Blatt proponirt, scheint doch jedenfalls bey dem immerwährenden Verändern der Nachbarschaft in kleinen Häusern bedenklich und die Gesellschaft, welche jetzt zu dem Zwecke zusammengetreten ist, eine Schaar von freywilligen Helfern zu bilden, die den gefährdeten Menschenleben in Feuersbrünsten beyspringen sollen, dürfte, so schön der Gedanke ist, noch so manchen Berg zu übersteigen haben, unter welchen der Conflict mit den amtsmäßig bestellten Menschenrettern nicht den kleinsten darbieten wird. Unsere Zeitungen beschäftigen sich eben so emsig mit Planen zu dem Bau einer neuen Börse, zu welchem bereits bedeutende Capitalien unterzeichnet sind. Es handelt sich um das „Wo“ und dann um das „Wie.“ Die Absicht, eine neue Börse auf der alten Stelle zu bauen, findet Unterstützung von den Besuchern, denen die Nähe ihres Hauses, der Bank und des Rathsggebäudes so manche Bequemlichkeit darbietet, hingegen erklären sich viele Stimmen, und unter diesen beachtenswerthe, für das Aufführen eines würdigen Bauwerks auf einem geräumigen Plage, wo ehemals der Dom stand, von welchem, wie von manchem andern Denkmale mittelalterlicher Größe, nur noch Trümmerstücke zu sehen sind. Ich möchte mich zu dieser Partey schlagen, wenn ich mit einer andern Börse als der grün seidenen in mei-

ner Wefentafche etwas zu schaffen hätte: denn bey folchem Unternehmen, an welchem unfere Nachkommen den Sinn und Geift ihrer Väter erkennen follen, darf der Verluft Einzelner, gefchweige denn individuelle Unbequemlichkeit gar nicht berücksichtigt werden, Zweckmäßigkeit und Verfchönerung der Stadt follten allein zu Rathe gezogen werden.

Ein frecher Einbruch gibt jetzt hier Stoff zu belebtem Stadtgefpräche, ja zu Gedichten in den Volksblättern und Karrikaturen auf Stein gezeichnet. Herr Herz, ein wohlhabender jüdifcher Gold- und Juwelenhändler, gab vor etwa 14 Tagen in feinem Hause eine Abendgefellschaft, der unter andern Gäften auch der Colleague des Wirths, deffen Laden in der Nähe der Kleinen Michaeliskirche liegt, beywohnte. Man trennte fich nicht fehr spät in der Nacht, und der Wirth legte fich gewiß mit der Überzeugung zur Ruhe, daß feine Prätiofen fo ficher wie in Abrahams Schoofs aufgehoben wären, denn diefe befanden fich im dritten Stockwerk, in welches von außen einzubrechen zu den unglaublichen Dingen gehörte, da zwey Nachwächter fortwährend in dem Quartier patrouilliren. Ein durch die Straße am frühen Morgen gehender Brotmann war der Erste, der die erträumte Sicherheit des Herz'schen Waarenlagers problematifch finden follte. Er bemerkte nemlich eine große, künstlich gearbeitete Leiter an dem Hause und fah auch bald, daß die Fenster des dritten Stockes zerbrochen und geöffnet waren, daß diefe also mit der Leiter in irgend einer Beziehung zu stehen fhienen. Er machte fogleich Lärm, und nun empfing Herr Herz den unangenehmen „guten Morgen,“ indem es fich ergab, daß wirklich aus der dritten Etage 1000 Mark baren Goldes und an 1500 Mark silberne und goldene Geräthe gefohlen worden waren. Die Polizey, von diefem Einbruch in Kenntniß gefekt, fäumte nicht, den verwegenen Thäter aufzufüßren. Die Leiter gab natürlich den nächften Weg an, fo wie eine Blutfpur, ein Zeichen, daß der Dieb fich verlegt haben mußte, nicht unbeachtet blieb. Der Schloffer, welcher die Eifenarbeit an der Leiter verfertigt, war bald ausgemittelt. Er gab an, daß ein wohlgekleideter Mann ihm diefe Arbeit aufgetragen; er vermochte ihn genau zu befchreiben, auch meinte einer der Arbeiter, er würde ihn beim erften Anblick wieder erkennen. Diefer Befchreibung nach wurden dem Schloffergefellen mehrere Leute in Gegenwart von Polizey-Officianten vorgeftellt, das „hic niger est“ blieb aber aus, bis man, ich weiß nicht durch welchen Verdacht geleitet, fich mit jenem in den Gold- und Silberladen des intimen Freundes vom Befohlenen an der Kleinen Michaeliskirche begab, wo der Schloffergehülfe auf der Stelle in dem Befizer des Ladens denjenigen erkannte, welcher die Leiter machen ließ. Dieß gewährte nicht geringe Überraschung. Herr H. war bisher als ein ganz unbescholtener, gebildeter Mann bekannt gewesen, der hiefige Kunftverein hatte ihn als Ehrenmitglied aufgenommen, er war mit der Tochter aus einer fehr guten Familie verheirathet, Vater von zwey Kindern, keineswegs verfhuldet — und follte nun fo hoch aufsteigen und zugleich fo tief gefunken feyn! Nichtsdestoweniger gaben eine verletzte Hand und ein verrenkter Fuß dem Verdachte Wahrfcheinlichkeit — er wurde verhaftet und fein Haus durchfucht. Erschütternd muß diefe Scene gewesen feyn, da, wie man fich erzählt, die Kleinen, keine Ahnung habend von dem, was vorgefallen, fortwährend gebeten haben, der Vater möchte auch bald wiedertommen und man möchte doch ihre Strümpfchen und Spielfachen nicht fo fehr durch einander werfen. Der Gefangene läugnete hartnäckig, aber fein Kamin pfanderte das Verheimlich aus. Man fand nemlich darin den ganzen Raub verfteckt und es blieb dem Verbrecher kein Ausweg mehr als Gefändniß. Er hatte die Leiter oben mit eifernen Flachhaken in Form von Schornfteinfegekratzern, verfehen laffen, Feuerzeug und Stricke zu fich gefteckt und war fo vorbereitet auf das gefährliche Abenteuer ausgegangen. Die Leiter wurde an das Thürfims gehängt, und nun ftieg der Dieb felbft auf diefe. Er zog die Leiter nach fich und befeftigte fie an dem Sims der Fenster im 3. Stock. Dann kletterte er mit Lebensgefahr hinauf, beftrich die Scheiben mit Kitt, zerfchlug fie, öffnete den Flügel und ftieg hinein. Die Thüren wurden, jede Überraschung zu verbüten, mit Stricken zugebunden, Licht angezündet und jetzt emsig nach dem Diamantenkasten, dem Gegenstand feiner Sehnsucht, gefucht. Diefer war aber nicht zu finden und er fah fich genöthigt, mit den obengenannten Dingen fich zu begnügen, mit welchen er die Rückreise zum lieben Erdboden antrat. Angst, vielleicht auch Reue, nahmen ihm Muth und Sicherheit, er fiel, fich befchädigend, und entfloh mit der Beute, die verrätherifche Leiter blieb zurück. Die Art der Vorbereitung möchte die Vermuthung veranlaffen, daß dieß nicht der erste Versuch des Thäters fey, dennoch gibt das vergangene Leben des Unglücklichen nicht den mindeften Grund zu folchem Argwohne. Vielleicht bietet die Unterfuchung aufklärende Umstände über diefe faft unglaubliche

Selbstherabwürdigung eines ehrenwerthen Charakters dar, denen der Psycholog mit großem Interesse entgegensehen muß. Auch erwartet man Aufschluß darüber, wie der Einbruch, den beyden Nachtwächtern zum Troß, mit solcher Ruhe habe geschehen können; man spricht davon, daß zwey gut gekleidete, aber dem Anscheine nach sehr betrunkene Männer, für Geld von den Wächtern in entfernte Quartiere der Stadt geführt zu werden begehrt hätten, welches, gegen das strenge Verbot unserer umsichtigen Polizeybehörde, angenommen worden wäre. Ist dem also, so werden die Mitschuldigen, um so gefährlichere Individuen, als sie sich in das Gewand der Anständigkeit hüllen, nicht lange unbekannt bleiben.

## Neueste slawische Literatur.

(Fortsetzung.)

Nichts als Übersetzungen! Es ist ohnehin traurig genug, wenn man in die bey *Pospischil* in Prag und *Königgrätz* erscheinende belletristische Zeitschrift „*Kwěty česke*“ einen Blick wirft, und drey mal mehr Übersetzungen, als Originale wahrnimmt, welche zu oft für Letztere passiren, — um so mehr ist aber zu bedauern, wenn tüchtige Männer wie *Hanka* nichts als erotische Pflanzen pflegen, und den vaterländischen Blumengarten verdorren lassen. Ebengenannte *Kwěty česke* haben trotz vielem, so noch zu wünschen übrig bleibt, eine lobenswerthe Richtung genommen. Die poetische Abtheilung ist die originellste und trefflichste, jene der Erzählungen, außer Übersetzungen, die feichreste. Die Theaterkritiken bieten viel komische — nie tadelnde — *Raisonnements*. Eine Unzahl anonymer Schriftsteller treten auf, und selten sieht man die bekannten wohlklingenden Namen *Czelakowsky*, *Klicpera*, *Chmelensky*, *Wocel*, *Jungmann*, *Hanka*, *Kollár*, *Prešl*, *Hybl*, *Tomša*, *Swoboda*, *Schaffarik*. Eine treffliche Übersetzung von *Valbi's* *Abrégé de Géographie* ist auch bereits mit dem ersten Hefte begonnen worden. Die Ausstattung ist schön und nur die schlechte Schwärze und die zu kleinen Lettern sind dem Leser sehr unangenehm. Ein böhmischer Atlas zu jener Übersetzung ist versprochen worden, der patriotische Geist Böhmens möge dieses so sehr erwünschte Versprechen in Erfüllung gehen lassen. Die böhmischen Jahrbücher des Museums: „*Casopis*“ unter der Redaction des Geschichtschreibers *Palacky*, bieten nur Vorzügliches dar, so wie die Zeitschrift der böhmischen Geistlichkeit, unter der Leitung des Prager Consistoriums, die überwiegende Menge theologischer Schriften in böhmischer Sprache ehrenvoll vermehrt. *Palacky*, der Verfasser einer von der königl. gelehrten Gesellschaft preisgekrönten deutschen Schrift: „*Würdigung böhmischer Geschichtschreiber*“ ist ein bewährter Gelehrter, der seinem Vaterlande noch Bedeutendes gewähren wird.

*Schaffarik's* *Swětozor* ist eine Art Bilderblatt oder Pfennigmagazin, welches seit einem Jahre wöchentlich unter der Redaction dieses berühmten Gelehrten erscheint. Zu bedauern ist es, daß *Schaffarik* seine Kräfte dieser zwecklosen Spreu widmet, und an dieselbe seinen Namen und seine Zeit verschwendet. Wer *Schaffarik's* neueste Leistungen in einem andern Genre kennen und hochschätzen will, der lese dessen Aufsätze in der böhmischen Zeitschrift des Museums, und dessen in Pest erschienene „*Serbische Leseförner*“; und er wird obiges Gefühl mit dem Referenten theilen. Die vorzüglichen Übersetzer der Classiker der Alten: *Winaričy*, *Machačel* und *Swoboda*; *Wocel*, der eben so gewandte deutsche, als liebliche böhmische Dichter; *Strauy*, der brave Operncompositour; *Tomaschek*, der unübertreffliche Lieder- und Kirchenmusitcompositour u. c. so wie auch noch weniger bekannte Namen, und deren Leistungen, — werden wir in einem besondern Aufsatze nächstens besprechen.

(Der Schluß folgt.)

## Concert der Mlle. Francilla Pixis.

Das Auftreten der Mlle. *Francilla Pixis* in dem am 30. April statt gefundenen Concerte war für das Kunst und Wahrheit liebende Publicum unserer Hauptstadt eine ungemein interessante Erscheinung, und es gereicht uns zum eigentlichen Vergnügen, unseren Lesern über den glänzenden Erfolg dieses mit Sehnsucht erwarteten Versuches berichten zu können. Wir hatten die junge Künstlerinn bisher nur auf der Bühne, und zwar unter sehr ungünstigen, durch Krankheit und andere Umstände



erschweren Verhältnissen kennen gelernt, und waren somit außer Stande, die wirklichen Kräfte dieses schönen Talentes zu bemessen, und den bereits vorausgegangenen, durch den einstimmigen Ausspruch gewichtiger Autoritäten auch bey uns begründeten Ruf der jungen Sängerin mit ihren bisherigen öffentlichen Erfolgen in Einklang zu bringen. Jetzt ist uns eine Gelegenheit geworden, diese Lücke in unserer Erfahrung zu ergänzen; um so bereitwilliger füllen wir daher auch die in unserem seitherigen Lobe aus. Mit dem Gefühle der wiedergewonnenen Gesundheit, mußte der jungen Sängerin auch der Muth und das Bewußtseyn ihrer Kraft, so wie ihrer Stimme; die Sicherheit, Fülle und Reinheit wiederkehren; an ihrem eben so tiefen als richtigen und lebendigen Gefühle, so wie an ihrer musicalischen Ausbildung hatte auch früher wohl Niemand gezweifelt, selbst dann nicht, wenn beydes durch die ängstliche Befangenheit auf der Bühne, welche bey dieser Jugend und Individualität wohl natürlich seyn mag, gehemmt und verbüllt erschien. Aller dieser Fesseln entledigt, trat Ute. Piris heute gleichsam in ihrer eigentlichen und wahren Gestalt auf, und gewann sich denn auch in der Meinung unsers größeren Publicums den Standpunct, zu dem sie durch Natur und Kunst berufen ist. In der ersten Arie von *Mercadante*, mit obligatem Waldhorn (von Hrn. Prof. Lewy vortrefflich geblasen), zeigte die Sängerin die Gründlichkeit ihrer Schule, den eigenen Geschmac, und den schönen seelenvollen Ausdruck, dessen ihre klangvolle, besonders in den mittleren und tieferen Tönen ausgebildete Stimme fähig ist. Vielleicht wäre die Wahl eines andern weniger monotonen Gesangsstückes für den Umfang der Stimme so wie für den trefflichen Vortrag der Künstlerinn noch dankbarer gewesen. Mit unwiderstehlichem Zauber dagegen fesselte Ute. Piris die Zuhörer durch die folgenden Leistungen, nemlich einen *Bolero* von *Dessauer*, „*Le retour des promis*“, eine durch Originalität und melodische Zartheit höchst reizende Composition dieses verdienstvollen, beliebten Tonsetzers, und durch das schwäbische Lied von Piris: „*Jetzt geh' i ans Brünnel*.“ Die Verschmelzung des wehmüthig Ernsten mit dem trozig Naiven in dem letzteren sehr niedlichen Liede gelang der lebenswürdigen Sängerin auf eine so vollkommene Weise, daß der allgemeine, laut ausgesprochene Wunsch der Versammlung das Wiederholen des Liedes nothwendig machte. Mit nicht minderer Vorzüglichkeit, also auch mit gleichem Erfolge trug Ute. Piris am Schlusse des Ganzen eine Arie aus *Vellini's* „*Sonnambula*“ vor. Von ganzem Herzen stimmen wir in den allgemeinen Ausdruck der Theilnahme ein, mit welchem die junge Sängerin nach Beendigung der genannten trefflichen Leistung von dem Publicum entlassen wurde. — Zu den übrigen Ausstattungen des Concertes gehörten die Declamation des bey unserm Publicum sehr beliebten, bey jeder Gelegenheit herzlich begrüßten *Sichtner'schen* Ehepaars, so wie ein Lied von *S. Thalberg*, welches *Hr. Klein* (mit großer Bereitwilligkeit die Stelle des erkrankten königl. bairischen Hofopernsängers *Hrn. Bayer* einnehmend) vortrug. Um unsern Bericht mit einer recht erfreulichen Erinnerung zu schließen, fügen wir hinzu, daß *Hr. S. Thalberg* im Laufe des Concertes abermals seine neueste *Caprice* auf dem Pianoforte spielte. Ob er sie noch besser spielte als das letzte Mal in dem Concerte des *Hrn. Janfa*, wollen wir nicht entscheiden, das aber können wir versichern, daß wir ein vollendetes Clavierpiel nie gehört haben.

### Verichtigung.

In unserem letzten Blatte (Nr. 54) ist durch ein Versehen die letzte Zeile auf S. 435 mit der ersten auf der folgenden Seite 436 verwechselt und so die letztere der ersten vorgedruckt worden. Wir bitten unsere Leser dieß Versehen hiemit als berichtigt ansehen zu wollen.

### Modenbild XIX.

Ein ungarisches Hoffkleid nach einem Original von *Hrn. J. G. Beer*, bürgl. Damenkleidermacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die Coiffüre nach einem von *Hrn. Thom. Zeipel*, bürgl. Damenfriseur (am Graben, Trattnerhof 1. Hof, 4. Stiege, 1. Stock) verfertigten Originale gezeichnet.

Herausgeber und Redacteur *Johann Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

und

M o d e.

Sonnabend, den 9. May 1835.

56

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Blatternarben.

Ein Nachstück.

O, in diesem wildverwachsenen Leben ist kein Schritt, sogar in den blühenden Lustgängen, ganz sicher, und mitten in der Fülle dieses Kunstgartens erwartet dich ein fremder, finsterner Giftbaum und hauchet kalte Gifte in das Leben.

Seon Paul.

Ein stiller häuslicher Friede lag wie eine Frühlingssonne über den glücklichen Tagen des Gesandtschaftssecretärs Theobald von Wernfeld. Ihm war der große Wurf gelungen eines der schönsten, liebevollsten Wesen sein nennen zu dürfen; und er war doppelt glücklich, da der bezaubernde Körperreiz Eleonorens der Schönheit ihrer Seele die Wage hielt. In unsäglicher Wonne verfloß ihnen das erste Jahr der Ehe, als ein Pfand der Liebe ihrem Bunde die schönste Weihe gab. Ihr Glück hatte nun keine Grenzen mehr aber die Sonne dieses Glückes ging unter, und mit ihr der ganze Frühling ihres Lebens. Ein rauher Nord wehte in diesen milden Frühling hinein und brachte auf seinen Flügeln Unheil und Verderben mit.

Der Gesandtschaftssecretär erhielt nemlich vom Ministerium Befehl, sich bereit zu halten, zur Gesandtschaft nach Marokko abzugehen. Dieser Befehl traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Das Wort Trennung durchschüttelte auf einmal und zum ersten Male seinen Busen, und er fühlte es an seinem eigenen Schmerze, wie die Schreckenskunde das lieberfüllte Herz seines schönen lieben Weibes zerspalten würde. Dieser Gedanke aber ließ ihn seinen eigenen Schmerz bekämpfen, und nur daran denken, wie er Eleonore auf das Bedorfsende vorbereiten, wie er sie mit demselben bekannt machen, wie er ihr Trost in seiner Abwesenheit geben könne.

Nachdem er die nöthigen Einrichtungen in der Stille getroffen, und hin und wieder, halb im Scherze halb im Ernste, etwas von seiner Reise hatte fallen lassen, trat er eines Abends in Eleonorens Cabinet mit aller Fassung, die der stille Gram ihm nur erlaubte, und kündigte ihr, zwar mit gepreßtem Herzen, aber mit Ruhe und Festigkeit, seine morgige Reise an.

Eleonore sah ihn schalkhaft an und drohte ihm mit dem Finger. „Weißt du nicht mehr,“ sagte sie, „was im Namenbüchlein steht? Einem Lügner glaubt man nicht! Wie oft sprachst du mir schon von deiner Reise! Und wohin ging stets dieselbe? in dein Bureau, in dein Ministerialbureau.“

„Meine Reise ist jetzt bestimmt,“ entgegnete Theobald, „und weit; ach, und wer weiß auf wie lange!“

„O geh nur, Schalk,“ fuhr Eleonore scherzend fort, „erschrecke mich nicht mit deinem diplomatischen Ernst; den hebe dir für die marokkanische Majestät auf, wenn du einmal vor ihr erscheinen solltest. Aber warum hast du mich auch so oft zum Besten gehalten, daß ich dir jetzt gar nichts mehr glauben kann? Und,“ fügte sie ernster hinzu, „kannst du denn von mir scheiden?“

„Frag mich nicht weiter,“ sprach Theobald, „sieh, mein Auge spricht mehr, als mein Mund dir sagen kann.“

Zitternd blieb die liebende Gattin stehen. „Du willst scheiden,“ kispelte sie mit bebender Stimme, „willst mich verlassen! Gott im Himmel! und ich weiß noch gar nicht, wie man allein ist, was das heißt, das Auge öffnen ohne Hoffnung das Theuerste zu sehen, das eins mit unserem Leben ist. Nein, nein, du scheidest nicht, kannst mich so nicht lassen, daß ich in mir selbst ersterbe.“

„Liebes, theures Weib,“ erwiderte Theobald warm, „glaube nicht, weil ich ruhig bin, ich fühle deine, fühle meine Qual nicht. Längst habe ich gekämpft, still, tief in mir, um nicht unmännlich vor dir zu erscheinen. Was es mich gekostet, weißt du nicht, kannst es, darfst es nicht wissen; aber sieh mich an, und handle wie ich.“

„O Gott,“ sprach Eleonore bewegt, „so sage mir nur erst, wie ich's anfangs, das Wort zu fassen, um seine Bedeutung dann zu fühlen. Dein Auge ist voll Thränen, und du bist ein Mann und weinst schwer; und doch sagst du, daß dein Kampf schon vorüber ist! O lieber, guter, theurer Theobald! wie verstehst du denn das Scheiden? ich fasse das Wort ja gar nicht; wie, wie wird's denn da seyn?“

Diesem heftigen Ausbruche des Gefühls setzte Theobald die ruhigen, aber mit Innigkeit gesprochenen Worte entgegen: „Du siehst mich heute noch, meine theure Eleonore, dann lange nicht; und die Erinnerung muß dich trösten und die Hoffnung dich erheben: wir sehen uns ja wieder!“

Hier trat eine lange Stille ein, während welcher Eleonore in Gedanken verloren schien, dann sprach sie mit leiser, zitternder Stimme: „Eine leise Ahnung taucht auf in meiner Seele, es regt ein tiefer Schmerz sich im Innersten meines Herzens, der mich jetzt schon erbeben macht. Ein solcher Tag zog eben in meinen Gedanken vorüber, und meine halbe Seele nahm er mit sich. — Nein, nein, nein!“ fuhr sie auf einmal auf, „du darfst nicht gehen, ich lasse dich nicht gehen, es koste was es wolle!“

Theobald blieb erschüttert stehen, faßte sich aber nach einer Pause und sprach mit sehr mildem Tone: „Liebe Eleonore, und wenn der Tod in meine Kammer tritt und zu mir spricht: scheide! wirfst du mich dann auch nicht lassen?“

„Wenn der Tod kommt,“ erwiderte Eleonore, und Thränen unterdrückten ihre Stimme, „wenn der kommt, ach, der kommt ja dann auch über mich. Und dem können wir ja nicht wehren — aber dem Willen kann man wehren. Ich sollte dich in der Ferne wissen und hier ruhig seyn, fremde Menschen um dich

wissen und ruhig seyn; dein Leben dem Meere, einem fremden Klima preisgegeben, und ich ruhig seyn? Nein, nein; eher fordere, daß ich wie eine Wüsthende den Spuren deiner Tritte folge selbst in die wildeste Wüste, als hier in der glücklichsten Umgebung unter lauter Freuden — den Tod zu finden!“

„Du wirst nicht sterben,“ entgegnete der erschütterte Mann, indem er das inniggeliebte Weib liebevoll an sich drückte, „du wirst nicht sterben, und ich sterbe auch nicht. O still, sey nur stille. Mäßige dein Gefühl, denke nur an die herbe Nothwendigkeit; denk an meine Schmerzen und der deinige wird dir minder herbe. Weine nicht. Erschwere dir und mir die Stunden nicht. Wüsthendest du, wie jede deiner Thränen mir brennend auf die Seele fällt, wie du meinen ganzen Muth erschütterst und meine Fassung, du würdest aus Schonung für mich anders seyn, wenn du für dich nun einmal keine haben willst.“

Diese, aus dem Innersten der Seele gestossenen Worte, verfehlten ihre Wirkung nicht. *Eleonore* wurde nach und nach ruhiger und stiller, und wich endlich der Nothwendigkeit. Ihr Gemahl tröstete sie aufs liebevollste, unterrichtete sie von allem, was er gethan, um seine Abwesenheit ihr minder fühlbar zu machen, wie diese Trennung ihre Liebe nur erhöhen, ihr Wiedersehen verschönern, und ihren Bund gleichsam erneuern werde. *Eleonore* sagte zu allen diesem nichts mehr, höchstens ein: „ja, ja, du hast Recht, so wird's gut seyn,“ und ergab sich still in ihr Geschick.

Die ganze Nacht wurden nun die letzten Anstalten zur Reise gemacht. *Keines* sprach ein Wort, und doch blutete Beyden das Herz. Ein trüber Morgen brach an, so trüb wie die Gemüther der Gatten — da hörte man schon von weitem den Postillon blasen, und in wenigen Augenblicken stand der Wagen vor der Thüre. Da brach *Eleonore's* Herz und sie fiel ihrem Manne laut weinend in die Arme. Heiße Küsse wurden gewechselt, ein heißes Lebewohl gesagt. *Theobald* wand sich weinend aus ihren Armen, küßte und umarmte sie von Neuem, drückte dann noch einen leisen Kuß auf die Stirne des schlummernden Kindes, empfahl es der liebenden Mutter — und hell blies der Postillon und knallte mit der Peitsche, als wollte er den Schmerz Beyder übertäuben, und *Theobald* entchwand bald den sehrenden Blicken des liebenden Weibes.

In stiller Trauer verfloßen so einige Monate. *Eleonore*, die anfangs ganz vernichtet schien, fand Trost an ihrem Kinde und an *Theobald's* Briefen, die das Feuer des Jünglings und die Innigkeit des Gatten athmeten. Sie beschäftigte sich nunmehr mit dem Gedanken seiner Wiederkunft, malte sich lebhaft die Scenen des Wiedersehens und des erneuerten Glückes, und sann auf Überraschungen aller Art. *Theobald* ließ sogar in einem seiner Briefe die Möglichkeit einer nahen Rückkunft durchblicken, und wer war glücklicher als *Eleonore*! Sie lebte von Neuem auf. Sie verdoppelte ihren Fleiß an den schönen Arbeiten, die sie dem geliebten Manne zugedacht, und konnte im Jubel den Tag ihres neuen Glückes kaum erwarten. Aber zu früh war ihre Freude, und sie durfte wie im Traume nur glücklich seyn, denn ein heftiges Fieber warf sie auf's Bett.

Der Arzt wurde geholt, und es zeigte sich bald, daß *Eleonore* von den natürlichen Blattern befallen sey. Ein Vorurtheil ihrer Mutter hatte die Im-

pfung in der Jugend nicht zugelassen, und dieß mußte *Leonore* büßen, büßen auf das schrecklichste, denn die Blattern waren von der heftigsten und gefährlichsten Art. Der Arzt wandte alle Sorgfalt vergebens an, das Gift bemächtigte sich der edelsten Gesichtstheile, eines der schönen seelenvollen Augen war sein erstes Opfer, und nur mit Mühe gelang es der Kunst das andere zu retten.

*Leonore* erholte sich nur langsam und schwer, oder vielmehr sie erholte sich nie wieder, denn ach! ihr schönes, mildes, engelgleiches Angesicht wurde in ein Schreckgesicht verwandelt. Die Blattern hatten mild ihre Züge zerrissen, und ihre Spuren in großen dichten Massen zurückgelassen. Ein blickendes Auge blieb ihr, um das andere, ausgelöschte zu sehen, die Ruinen zu sehen, die von ihrer allbewunderten Schönheit ihr geblieben. Sie schauderte mit Entsetzen vom Spiegel zurück, als sie ihr Bild darin erblickte — und von diesem Augenblicke an fiel der Schlagschatten dieses Bildes düster auf ihre Seele, auf ihr ganzes Leben. Der Gedanke, vor ihrem Gatten, vor ihrem unaussprechlich geliebten *Theobald* so zu erscheinen, brannte wie ein zehrend Feuer in ihrem Gehirn, und der noch schrecklichere Gedanke, daß *Theobald* sie so nicht mehr lieben könne, zehrte vollends ihre Lebenskräfte auf. Ein schleichendes Fieber war die Folge dieser Qualen. Sie hatte weder Ruhe noch Raft, keine heitere Minute mehr. Alle Spiegel ließ sie aus ihrem Zimmer entfernen, ihr eigenes Bild, das in der ganzen Pracht ihrer vorigen Schönheit neben dem ihres Gemahls hing, ließ sie verbrennen, um so alle Spuren eines Glückes zu vertilgen, das in seiner schönen Vergangenheit nur Marter für sie trug. Der Gedanke an die täglich erwartete Rückkunft ihres *Theobald*, statt sie wie sonst mit Entzücken zu erfüllen, erfüllte sie jetzt nur mit unsäglichem Qual, ja selbst der Anblick ihres lieben, schönen, kleinen Engels, war ihr ein Stachel im Herzen. Und dennoch hing ihre ganze Seele, ihr ganzes Leben an *Theobald*, an ihrem Kinde! Wie hätte sie sonst diese unsausprechliche Qual ertragen können! Nur vor dem ersten Wiedersehen bangte ihr; denn *Theobald* wußte wohl, daß sie gefährlich krank war, aber nicht woran. Sie wollte ihn durchaus nicht davon benachrichtigt wissen, um, wie sie sagte, seine Liebe ungeschmäleret in der Ferne wenigstens zu besitzen. Er soll das Unglück, wiederholte sie oft, auf einmal und ganz erfahren; er soll nicht Zeit zu überlegen haben, ob sein Herz mich noch lieben kann, er soll gleich entscheiden und mein Urtheil sprechen, obgleich ich weiß, daß ich schuldlos bin und ihn mehr als mein Leben liebe.

So erschien der Tag der Ankunft. Mit pochendem Herzen horchte *Leonore* jedem Läuten der Glocke, jedem Öffnen der Thüre. Zimmer und Säle waren geschmückt, alle Überraschungen bereitet, sie und das Kind festlich angezogen. Eine unbeschreibliche Wehmuth lag auf dem unkenntlichen Gesichte, und das Eine, leuchtende Auge erglänzte heller vom feuchten Strahl einer schwimmenden Thräne. Sie war ganz in ihr Schicksal ergeben; sie fühlte, daß es mit ihrem Erdenglück aus sey, aber sie sah es als eine höhere Fügung an.

Da riß es plötzlich heftig an der Glocke — und *Theobald* stand im Zimmer. Seine Blicke suchten hastig *Leonore*, während sie ihm doch entgegen ging; aber er erkannte sie nicht. — „Mein *Theobald!*“ sagte *Leonore* ergriffen, aber ruhig, „so stehst du dein Weib wieder!“ — Ein Schrey des Schreckens entfuhr *Theobald*, als er den altgewohnten, süßen Silber-

Klang der Stimme hörte, und diesen Anblick sah. Ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen und er war keines Wortes fähig. Aber selbst nach diesem ersten und heftigen Ergüsse des Schmerzes mußte er stets von Neuem zu weinen anfangen, so oft er das zerstörte Himmelsbild ansah.

(Der Schluß folgt.)

### Nähe der Fernen.

Du bist mir fern und doch in meiner Nähe,  
Zwar aufgegeben, doch vergessen nicht;  
Wie Wunsch und Hoffnung wechselnd auch vergehe,  
Erinn'ung bleibt ein liebliches Gedicht.  
Mit jedem Jahr, mit jedem neuen Lenze  
Sich' ich dieselben Rosen wieder blühn,  
Und immer klag ich um die welken Kränze  
Und immer seh' ich frische wieder blühn.

Du bist mir fern und doch in meiner Nähe,  
Vertraulich angeschmiegt wie Luft und Licht;  
Wo hin den Blick ich freudsuchend drehe,  
Da lächelt mir dein holdes Angesicht;  
Es tröstet, wenn ich trauernd wo verweile,  
Verklärt sich, wenn mich Heiterkeit umspielt,  
Es ist kein Schmerz, den ich mit dir nicht theile,  
Und keine Lust, die du nicht mitgeföhlt.

Du bist mir fern und doch in meiner Nähe;  
Du bist der Stern, der durch die Wolken bricht,  
Und wie es dunkle, wie es schneidend wehe,  
Von einem blauen Himmel zu mir spricht,  
Und viel willkommne Balsamkränze schlägt  
Durch Nacht und Sturm an mein betäubtes Ohr.  
Wie wenn aus jenen ewig hellen Tagen  
Sich eine Nachtigall zu mir verlor.

Du bist mir fern und doch in meiner Nähe;  
Die Neigung bindet, scheidet auch die Pflicht;  
Es ist dein Bild, das ich entzückt erspähe,  
Wenn mir ein Traum noch späte Kränze flieht.  
Dann fühl' ich deine weichen Hände liegen  
Auf meinem Blick, der lange dich vermisst,  
Und lausche still mit leisen Athemzügen,  
Wie du mich fragst: Erathe, wer es ist?

Jos. Emanuel Hilcher.

### Landschaftliche Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München.

ausgeführt nach eigenen Studien von Kottmann.

Sie reihen sich den historischen Fresken, welche bereits seit mehreren Jahren einen Theil besagter Arkaden schmücken, unmittelbar an und bilden zugleich, in Betracht ihres Inhalts, eine Gallerie für sich, bestehend aus 28 Bildern. Obgleich sämtliche Darstellungen den Charakter des Landschaftlichen an sich tragen, so behauptet sich derselbe doch nicht durchgehends mit gleichartiger Entschiedenheit, sondern wird, je nachdem es der Sinn der Aufgabe verlangte, von besondern Zwecken und Bedingungen mannigfaltig abgeändert. Hier tritt die Natur mit dem ganzen Nachhalt ihrer Größe und Gediegenheit hervor, bald in mächtigen Felsentagern, bald in weiten Gebirgszügen, vor denen die Werke der Menschenhand in eine bescheidene Entfernung zurückweichen; dort liegen Erde und Wasser, letzteres als See oder Meer, in reizenden Umarmungen ausgebreitet und bezeugen unter den theilnehmenden Augen des Himmels den Frieden, zuweilen auch wohl den aufgeregten Zustand ihrer Gemeinschaft; anderwärts breiten sich zwischen einer bedeutenderen oder geringeren Umgrenzung Gegen-

Zu Nr. 56.

den und Städte aus, gelegentlich vermisch mit den Wohnsitz der Fabelwelt, in deren Schooße Natur, Erinnerung und Einbildungskraft um den Vorzug streiten, das Treiben der Geselligkeit nach Umständen lebhafter hervorblüht, manchmal zum Vortheil des Eindrucks auch gänzlich verschwindet; endlich zeigen am Ausgange des Coelus verschiedene Bauwerke der Vorwelt ihre zermalnten und verwitterten Glieder, während die Ode rings umher den Eindruck stiller, Huldigung oder Trauer ausdrückt. Italien aber, welches seine Dichter vorzugsweise das schöne Land nennen, hat zu gewöhnlichen Fresken vom Norden bis zum Süden seiner Ausdehnung den Stoff geliefert. Demnach erscheinen die 28 Bilder in folgender Ordnung: Trient, die Veroneser Klause, Florenz, Perugia, Nequa Acetosa, Rom, Ruinen Roms, Campagna di Roma, Monte Cavo, Lago di Nemi, Tivoli, Monte Serone, Terracina, Lago averno, Golf von Baiä, Insel Ischia, Palermo, Selinunt, Girgenti, der Tempel der Juno Lucina in Girgenti, der Atna, das Theater von Terracina (Taormina), die Cyclopienfelsen, Syrakus, Messina, Reggio, Scilla und Charybdis, Cephalu. Die ausgesuchte Abwechslung der Gegenstände, ihr hervorragender Werth, der sich im Sinne des Zusammenhangs so viel als möglich auf derselben Linie erhält, wovon man die mutmaßlichen Bestimmungsgründe der Auswahl näher erwägt, die freye Würdigung aller Forderungen, die dabey im Namen der Natur, des Alterthums, der spätern Zeiten, ja selbst der deutschen Nationalität laut wurden und jede in ihrer Art Beachtung gefunden haben, sind nicht minder Zeichen von einer vertrauten Kenntniß Italiens, als Beweise eines umfassenden Gesamacks. Jedes Bild ist mit einer poetischen Überschrift versehen und diese in der Form eines Distichons abgefaßt. Häufig gehen diese Devisen näher auf die Schilderung der Örtlichkeit ein, setzen dieselbe in ein materisches Licht, welches dem Künstler bey der Ausführung mehrmals zu einem glücklichen Augenmerk gedient hat, zuweilen schaiten sie freyer mit der Empfindung, überlassen sich auch wohl einer Reflexion, z. B. mit Anwendung auf den Atna:

Alles veränderte sich, es verschwanden die blühendsten Völker,  
Aber der alte Cyclop schmiedet beständig doch fort.

Einem eifertigen Beobachter kann es anfänglich vorkommen, als seyen die landschaftlichen Fresken in mancher Beziehung nicht ganz an der rechten Stelle; sie sehen indessen, wie der Nachdenkende leicht findet, nicht nur gegen ihre historische Nachbarschaft, sondern auch gegen ihre fernere Umgebung in einem sehr natürlichen und wünschenswerthen Verhältnisse. Zuwörderst grenzen sie schon deshalb mit gutem Grunde der Halle der bayerischen Geschichte an, weil die Ereignisse der letzteren, besonders in Verbindung mit den allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands, im Herzen von Oberitalien bis nach Rom hin, durch Heereszüge, Waffenthaten, den Geist des Glaubens, der Künste, Wissenschaften, Geschäfte und Parteyen vielfältig bestimmt worden sind. Dafür spricht denn auch augenscheinlich, gleich von vornherein, die überlegte Folge der landschaftlichen Fresken. Früher eröffnete Genua mit seinem Leuchthurm die Reihe; an dessen Stelle ist späterhin durch eine wesentliche Verbesserung Trient getreten, jedenfalls für den Zweck, die geschichtliche Berührung zwischen Baiern und Oberitalien, namentlich die alte Straße des gegenseitigen Völkerverkehrs, deutlicher hervorzuheben. Einen zweyten, noch stärkeren Beleg derselben Absicht liefert die Veroneser Klause, wo der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach durch seinen Heldenmuth die Rettung und Rückkehr des deutschen Heeres unter dem Kaiser Friedrich Barbarossa glorreich entschied. Von einer andern Seite stimmen die landschaftlichen Fresken gleichfalls mit der Nähe des englischen Parks anmuthig zusammen, dienen ihm gleichsam zu einem Vorhofe, wo die Betrachtung sich mit Lust und Leichtigkeit nach dem Garten Italiens hinüberträumen kann, um dann einige Schritte weiter unter den Reizen deutscher Natur zu erwachen, und so die verschiedenen Eindrücke der Länder, Zeiten und Sitten in einer schrankenlosen Vorstellung zu verschmelzen.

Während eines längeren Aufenthaltes in Italien hatte der Künstler an Ort und Stelle vielfache Studien gemacht, deren Ertrag zum Theil in einzelnen Gemälden vorliegt, ungleich vollständiger aber in gegenwärtigen Fresken zum Vorschein gekommen ist. Unser Meister verfolgt jetzt in Griechenland eine ähnliche Bestimmung; ist er von diesem zweyten Eroberungszuge zurückgekehrt, was vielleicht bald geschehen dürfte, denn er gehört zu den thatfertigen Talenten, die gleich dem Magnete desto wirksamer werden, je mehr sie zu tragen haben, so wird die Ausbeute seiner Reise abermals den Arkaden zu Gute kommen, und daselbst neben den italienischen Landschaften durch ihn eine Folge griechischer entstehen, deren Bedeutung und Zweckmäßigkeit in solcher Verbindung von selbst einleuchtet. Wenn nun noch hinzugefügt wird, daß Se. Majestät

hat König Ludwig im eigentlichen Sinne als Urheber der ganzen Unternehmung betrachtet werden muß, daß er nicht bloß die Auswahl der Gegenstände getroffen, sondern auch mittelbar durch die vorerwähnten Devisen, nicht minder durch fortgesetzte Aufmerksamkeit zur Ausführung beygetragen hat, daß eben derselbe es war, der den Künstler durch Anerkennung, Aufträge, am meisten aber durch die Sendungen nach Italien und Griechenland in seiner höheren Entwicklung förderte und in letzter Beziehung fortwährend begünstigt; so ist durch die Wahrheit der aufgezählten Thatsachen ungefähr das Verdienst bezeichnet, welches bey dieser Veranlassung dem Schutzherrn der bairischen Kunst ausschließend gebührt. Noch ist zu bemerken, daß die in Rede stehende Arbeit 1830 begonnen und 1833 vollendet worden ist, unstreitig in einem kurzen Zeitraume, da sämtliche Bilder aus einer und derselben Hand hervorgegangen sind und dabey der Stillstand des Malens während der Wintermonate in Abzug gestellt werden muß.

Nachdem die äußerlichen und geschichtlichen Verhältnisse des Gegenstandes angegeben worden sind, fordert er selbst zu einer nähern Würdigung auf. Gehen wir dabey schrittweise von dem Allgemeinen zum Besondern über, indem wir die Vorfahrungsweise des Künstlers zuerst in einigen Grundzügen auffassen. Vor allen Dingen hat er sich bemüht, so weit die jedesmalige Aufgabe es verstattete, den Gestalten der Dinge bey allem Wechsel irgend eine bestimmte Hauptseite abzugewinnen, die es ihm möglich machte, das Wesentliche zweckmäßig zusammenzuhaltend und mit einem durchgreifenden Nachdruck herauszustellen. Seine Lösung ist die Totalwirkung, nach ihr sucht er Wahl und Gebrauch der Kunstmittel zu berechnen, Ziel und Maß der Unterordnung zu bestimmen; und glaubt er seines Erfolges überhaupt sicher zu seyn, so scheut er sich auch nicht, von Zeit zu Zeit gewisse Nebendinge mit fliegendem Pinsel abzufertigen; ja es will sogar scheinen, als gehe er darin etwas zu weit, nicht aus Gleichgültigkeit gegen das Geringere, sondern nach einer festgewordenen Maxime. Man glaubt an diese um so lieber, je mehr sich in dem befolgten Systeme der Hauptwirkungen ein reifer Verstand ankündigt, der nach Grundsätzen handelt. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, denselben auf seinem Wege zu begleiten, ihn nach verschiedenen Richtungen mit sich selbst zu vergleichen, in seine Absichten einzudringen, den Geist seiner Methode unter abweichenden Umständen zu beobachten, ihre steigenden und, wo es seyn muß, auch ihre schwächern Ergebnisse zu überschauen. Die landschaftlichen Fresken sind für ihn selbst, wie ihr Anblick unwiderleglich zeigt, eine Schule fortschreitender Bildung gewesen; sie bleiben in dieser Beziehung auch für den Beschauer lehrreich. Wer sich z. B. noch des beseitigten Genua erinnert und mit dessen Vorstellung das dagegen eingetauschte Trient zusammenhält, kann über den reinen Gewinn keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Wie öffnen sich nun die Eingangspforten zu Italien ganz anders, heller, freundiger, volksmäßiger belebt und zugleich in Anklängen einer Gebirgsnatur, die laut das Größere verkündigt, was ihnen nachfolgt! So sieht eine wahre, wesentliche Initiative aus.

Die Beschaffenheit der verschiedenartigen Gegenstände bedingte nothwendig in Absicht auf Höhe und Einheit der Darstellung eine gewisse Abstufung, nach der letztern mußte sich dann auch der Charakter des Wesentlichen richten und daher nach Umständen von der sonstigen Größe und Gewalt seiner Bestimmungen um ein Merkliches nachlassen. Es war davon schon früher die Rede; jezt kommt es darauf an, wem es gelingen will, jene Verschiedenheit zu Gunsten des Künstlers zu rechtfertigen. Allerdings nähern sich einige Darstellungen dem Prospectartigen, obwohl sie sich weit über die gewöhnliche Bodenmalerey erheben. Zuweilen ragt auch das Architectonische auf dem Grunde des Landschaftlichen mit ausnehmenden Ansprüchen hervor. Offenbar handelte es sich aber nicht darum, die vollkommene Reinheit und Kraft des Landschaftlichen durchgehends ungetheilt zu bewahren, sondern eine Gesamtvorstellung des Wirklichen hervorzurufen, worin Italien unter einer Menge abwechselnder und vermischter Gestaltungen als ein lebendiges Ganzes, als eine Welt für sich erscheinen sollte. So mag auch der Künstler die Sache angesehen haben; wo er sich nach Maßgabe des Vorwurfs in engern Schranken bewegte und außerhalb des Landschaftlichen in eine vorgeschriebene Nebenrichtung werfen mußte, da hat er deshalb seinem Streben nach wesentlicher Wirksamkeit keineswegs entsagt, nur ist er nicht überall in demselben Grade glücklich gewesen. Die Ansicht einer Stadt, vorzüglich einer bedeutenden, deren Name die Erwartungen des Beschauers spannt, mit ihrer landschaftlichen Einfassung angemessen zu verbinden, ohne dabey weder zu viel noch zu wenig zu thun, ist schon an und für sich ein schweres Geschäft, und mußte es dadurch noch mehr werden, daß der



Künstler in dem Raume der Rechtecke, die er füllen sollte, nach Verhältniß ihrer Höhe nur über eine geringe Breite verfügen konnte.

Dem Gebote der Wirklichkeit ist er auch in der Art und Weise treu geblieben, wie er die Wahrheit des Gegebenen und den Antheil der Poesie neben und durch einander geschügt hat, so nemlich, daß jene durchaus als Gesetzgeberin vorangeht, diese ihr dagegen als gefällige Dienerin nachfolgt. Es gibt eine Prosa, die ihren Gegenstand so lebhaft, richtig und erschöpfend schildert, daß sie dadurch ganz ungesucht und auf dem geradesten Wege mit der Poesie in Berührung tritt, wie dies allein schon aus dem Vortrage der großen Geschichtschreiber erhellt. In einem ähnlichen Sinne kann auch der Landschaftler, ohne auf freye Verschönerungen auszugehen, der Natur einen poetischen Reiz abgewinnen und er wird um so sicherer dahingelangen, je mehr er ihren unverfälschten Inhalt hervorzuheben weiß. So ist unser Künstler unverkennbar bei jenen Landschaften zu Werke gegangen, die das Leben und den Zusammenhang der Natur in einem ausgedehnteren Umfange aufschließen, gleichsam von einem bestimmten Punkte aus allgemeine Ansichten derselben liefern. Sie gehören unwidersprechlich zu den schönsten Bildern und verdanken ihre Vorzüge hauptsächlich dem Talent, die weit verbreiteten Schätze der Erscheinungen rein aufzufinden, und eben so wiederzugeben. Wo die Beschaffenheit der Aufgabe jenem Verfahren, das eine Hauptstärke Kottmanns ausmacht, Beschränkungen auferlegte, da hat er mehrmals sein Kunstgefühl in glücklich eingelegten Stimmungen ausgesprochen, die mit dem näher und enger bedingten Ziele der Darstellung in einer gemüthlichen Verwandtschaft stehen. In dieser Hinsicht ist vornehmlich die Beleuchtung öfters mit Geschick und Vortheil angewendet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Neueste slawische Literatur.

(S k l u f.)

Serbische und illyrische Literatur, die unter allen ihren Schwestern jüngste Tochter Slawiens, hat in neuester Zeit dem Beobachter ihres Aufstehens viel Erfreuliches geboten. Wul Stefanović Karađić, Davidović, Mitutinović, Pavlović, Popović, Petrović u. v. a. haben in der serbischen Literatur unvergleichlich mehr als ihre illyrischen Genossen: Croaten, Slavonier, Dalmatiner ic. geleistet. Obschon die Croaten jetzt schon aufhören Croaten — zu seyn, an Cultur und Liebe zu ihrer Sprache und Literatur aber den übrigen Slaven gleichkommen, so befindet sich dennoch deren ganze Literatur noch in der Kindheit.

Ganz anders sieht es in der Literatur und den sonstigen Verhältnissen der Serbier aus. — Die Matica serbska, eine mit bedeutendem Fond ausgestattete Anstalt zur Herausgabe guter serbischer Bücher, läßt jährlich eine gewisse Anzahl mit strenger Auswahl gewählter Werke erscheinen; deren billiger Preis, so wie die Vorzüglichkeit des Inhalts bemerkenswerth sind. Vor allem verdient die auf Kosten dieser Anstalt seit dem Jahre 1825 erscheinende Zeitschrift in serbischer Sprache berührt zu werden. Hievon sind bereits 49 Hefte in 8. erschienen; deren 4 einen Jahrgang bilden. Die Redaction besorgt S. Pavlović, ein als Schriftsteller und Advocat in Pesth gleich geachteter Mann von vielen Kenntnissen. Diese außer der politischen Zeitung in Kragujevac einzige periodisch erscheinende Schrift, bietet eine mit vieler Sachkenntnis aufgefaßte Übersicht des literarischen Strebens der Serbier, und eine kritische Würdigung nicht nur der vaterländischen, sondern auch der andern slawischen literarischen Erscheinungen. Die belletristischen Aufsätze sind zahlreicher als die wissenschaftlichen, und größtentheils gediegen. Der vierte Band der auf Kosten des Herausgebers Karađić gedruckten serbischen Volkslieder, ist eine schätzbare Bereicherung der serbischen Literatur. Die Verdienste des Herausgebers um die Nationalpoesie sind zu sehr bekannt und gewürdigt worden, als daß man den nächstens zu erscheinenden „serbischen Sprichwörtern“ nicht mit großen Erwartungen entgegen sehen sollte. Die serbischen Sprichwörter dürften wahrscheinlich in Montenegro, wo sich gegenwärtig der Herausgeber befindet, herauskommen; allwo seit kurzer Zeit eine vom Bischofe Petar Petrović in Petersburg gekaufte Buchdruckerer errichtet ist, die erste und einzige, so in Montenegro existirt. Als das merkwürdigste unter allen serbischen Erscheinungen dürfte das vom genannten 21jährigen Bischofe (vladika) von Montenegro, Petar Petrović, verfaßte poeti-

sche Werk: Pustinjak Celinski, genannt werden. Dasselbe ist das erste Buch, so jemals in Montenegro gedruckt wurde, und ist schon aus dieser Rücksicht merkwürdig. Aber auch als Gedicht ist es höchst interessant und von hohem poetischen Werth. Die Ausstattung ist so wie überhaupt alle in Montenegro, Belgrad und Kragujevac gedruckten Schriften äußerst elegant, und würde manchem deutschen Verleger oder vielmehr der Buchdruckerer große Ehre machen, indem dieselben mit den nettesten französischen Ausgaben den Vergleich nicht scheuen dürfen.

Mehrere auf Kosten der Matice serbska gedruckten Werke, als: „Die Türken in Bosnien, oder Milosch's Tod,“ ein Trauerspiel in 5 Acten von Const. Popović, dann der Roman in 2 Theilen: „Rache und Schicksal oder Dragomir,“ von G. Michailović; Moralsche Fabeln in Versen, von Isidor Stojanović, u. s. f. zeichnen sich als Originale durch eine vorzügliche Reinheit der Sprache und gut ausgebildeten Styl besonders aus und lassen auf noch Vorzüglicheres hoffen.

Die von dem sehr patriotischen M y l o v a k in Pest veranstaltete Herausgabe serbischer Volkslieder der Montenegroiner und Herzegowiner lassen immer noch das zweite Heft erwarten, und dürften nach zwey Jahren vielleicht gar nicht fortgesetzt werden. Dieselben sind von dem vortheilhaft bekannten Herausgeber der Serbianska, einer Sammlung Lieder und Gedichte, von Simeon Milutinović, unter dem pseudonymen Namen Gjurkom Gjoiković gesammelt worden. Warum Milutinović den genannten ganz unbekanntem Namen, dem wahren beliebten vorgezogen hat, ist ebenso wie dessen in genannter Sammlung gebrauchte Orthographie ein Räthsel. Die Eigentümlichkeiten derselben sind nichts weniger als auf richtige Grundlagen der Analogie gestellt, und beleidigen durch die barbarischen Inconsequenzen alle anerkannten Systeme der Sprachforscher.

Das von T. Pavlović angekündigte Nationalblatt in serbischer Sprache wird binnen vier Wochen begonnen werden, und ist einer großen Theilnahme gewiß. Es erscheint nach Art der Pfennig-Magazine wöchentlich mit vielen ausgezeichnet schönen topographischen Abbildungen versehen, jedoch ohne dieselbe Tendenz der ersteren an Oberflächlichkeit nachzuahmen, vielmehr wird dasselbe eine für die Serben geeignete Richtung nehmen, und an Gediegenheit der Tendenz Interesse erregen.

Der Ref., welcher die Besorgung der topog. Abbildungen übernahm, hatte Gelegenheit, sich von der Tüchtigkeit jenes Unternehmens im vollen Maße zu überzeugen. Der thätige und vielseitig gebildete Redacteur ist seinen Landsleuten zu vortheilhaft bekannt, und wird wie kein anderer den Wünschen derselben zu entsprechen wissen. Die von Gay in Agram redigirte Zeitung in croatischer Sprache ist ein vielversprechendes Beginnen, und macht der tüchtigen Redaction viel Ehre. Diese Zeitung ist das einzige — was einer lobenden Erwähnung im vollen Maße verdient, indem in der That die Croaten in ihrer Literatur neuester Zeit wenig und Mittelmäßiges geleistet haben. Übersetzungen genügen nicht, und werden die Liebe zur vaterländischen Sprache und Literatur im Volke nicht erwecken; jedoch ist große Hoffnung vorhanden, daß auch dieses kräftige Volk seinen übrigen Sprachverwandten baldigst nachkommen wird. Vor allem andern fehlt es den Serbiern und Croaten an vollständigen Wörterbüchern, deren Mangel tief gefühlt wird. Die alten Wörterbücher sind theils nicht mehr zu haben, theils unvollständig und unbrauchbar. Auf Kosten der Matice serbska wird zwar binnen kurzer Zeit ein serbisch-deutsches und deutsch-serbisches Wörterbuch erscheinen, ob aber die Croaten ein ähnliches erscheinen lassen, ist noch ganz unbekannt.

Über die Literatur der Slovenen, Murko, den thätigen Murko, den wackeren Kaufmann Verlic und seine illyrische Grammatik, die krainerische Biene, welche in diesem Dialekte in Laibach erscheint, und viele andere Schriftsteller und Erscheinungen Slawiens, werden wir diesen Aufsatz ergänzend in einem zweyten Artikel dieser Zeitschrift nachzutragen suchen, so wie wir der russischen, polnischen und ruthenischen Literatur ausführlicher erwähnen werden.

W. G. Dunder.

## K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Am 28. April, zum Vortheile der Regie des k. k. Hof-Schauspieler, zum ersten Male: „Clemence Isaure,“ dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Pannasch. Musik von A. Gynoweh.

Der Inhalt des Stückes ist in der Kürze folgender: Der Ritter Raoul von Toulouse, ein rang- und machtloser Vasall, aber berühmter Troubadour, liebt Clemence, die Schwester des mächtigen Grafen Isaure, welche den Ruhm der Schönheit mit dem der hohen Dichtergabe theilt, und Raouls zärtliche Neigung erwidert. Aber dieser Liebe treten Hindernisse aller Art entgegen; Clemence ist, einem ihrer sterbenden Mutter geleisteten Gelübde zufolge, dem Himmel verlobt, und ihr stolzer Bruder Ludovic, der das Verhältniß der Liebenden entdeckt, erinnert sie mit oberherrlicher Strenge an ihre Pflicht und ihre Bestimmung. Ein Kriegszug, zu dem alle Ritter des Landes von dem bedrängten Könige aufgeboten werden, trennt für kurze Zeit die Liebenden. Nach glücklicher Beendigung des Kampfes kehrt alles nach Toulouse zurück, wo unterdessen die liederreiche Clemence zur Königin, zur Vorsizerin in dem Gerichtshofe der Liebe und der Poesie erwählt worden und nun zum ersten Male in ihrer neuen Würde auftreten soll. Unter den Troubadours, die zum Feste sich einfänden, erscheint auch Raoul, aber in tiefer, zwenfacher Trauer um den im Kampfe gebliebenen Vater, und um seine durch den Grafen Isaure, der ihn der Feigheit bezüchtigte, gekränkte Ehre. Beim öffentlichen Liederwettstreit trägt Raoul sein Mißgeschick und die ihm widerfahrne unverdiente Kränkung in einer Romane vor, und fordert den ehrenräuberischen Grafen zum Kampfe auf Leben und Tod. Der Kampf wird angenommen, allein noch ehe er beginnen kann, tritt der Normann Nollo, Raouls Vetter und Freund, dem Grafen entgegen, widerlegt Ludovics ungerechte Beschuldigung gegen Raoul durch die wahrhafte Erzählung von dem Hergange der Sache, und fordert zugleich für sich Genugthuung von dem Grafen für eine, von diesem ihm unlängst angethane Veleidigung. Ludovic, von zwey Gegnern zum Kampfe gefordert, und seinen voreiligen Irrthum in Betreff Raouls erkennend, setzt eine Schrift auf, in welcher er sich selbst der Übereilung anklagt und des unglücklichen Troubadours Ehre für makellos erklärt. Darauf geht er zum Kampfe, Clemence sieht diesem aus dem Fenster des Schlosses zu, und in der Meinung, Raoul kämpfe mit ihrem Bruder, eilt sie verzweifelt hinab in die Schranken, findet aber beyde Gegner, nemlich Nollo und Ludovic, bereits todt, und Raoul trauernd an der Leiche seines erschlagenen Freundes. An dem Sarge ihres Bruders erklärt Clemence ihren Entschluß in's Kloster zu gehen; Raoul, von dem Könige für seine Waffenthat im letzten Kriegszuge, die jenem das Leben rettete, zum Grafen von Toulouse erhoben, geht im Kampfesgewühl seinen Tod zu suchen.

Das vorliegende Stück ist, dem Vernehmen nach, eine frühere Arbeit des Verfassers, und wahrscheinlich zu einer Zeit entstanden, wo ihm das praktische Bedürfniß und Wesen der Bühne noch nicht so klar aufgegangen war, als dies später, namentlich bey seinem in dieser Hinsicht tadellosen „Alboin“ der Fall zu seyn scheint. Aus dem genannten Grunde erklären wir uns die geringe, wenigstens nicht allgemeine Wirkung, welche das Stück bey seinem Erscheinen davon getragen hat. Um nun diese Ursachen näher zu bezeichnen, wissen wir keinen besseren Ausdruck, als wenn wir sie ein Mißverhältniß zwischen der Anlage des Stückes und dessen Ausführung nennen. Es kommt uns nemlich vor, als wäre das Ganze während und unter der Arbeit ein ganz anderes geworden, als der Verfasser anfangs gewollt hatte. Die ursprüngliche Armuth des Stoffes an sich kommt hier wenig oder gar nicht in Betrachtung, denn die Masse äußerer Begebenheiten allein macht ja noch nicht die Handlung oder das Wesen eines Stückes; es ist die innere Handlung, das stufenweise sich Gestalten, Wachsen und Entwickeln des innern Seelenlebens zu einer äußerlich sichtbaren Wechselwirkung, welches wir vermissen, und dessen Mangel unser Interesse, so glücklich es auch angeregt war, im Verlaufe der Handlung erkalten läßt. Wenn es, wie wir aus dem ersten Drittheil des Stückes zu entnehmen berechtigt sind, nicht auf die bloße Darstellung einer zufälligen Begebenheit, sondern wirklich auf die Veranschaulichung einer größeren, tiefer liegenden Idee abgesehen war, wie sie in jedem Drama sich erkennbar zeigen soll, so begreift man kaum, wie diese Idee, anfangs als schöne Aufgabe hingestellt, im Verlaufe des Stückes immer lockerer, immer gestaltloser wird, bis sie am Schlusse ganz verschwindet. Als Vertreter, als Repräsentanten dieser Idee haben wir uns zunächst an die beyden Hauptpersonen, die beyden Liebenden, Raoul und

Clemence zu halten, welche „diesen Kampf der Liebe und der Poesie gegen das Leben“ auszufechten haben. Daß sie in diesem Kampfe unterliegen, ist freylich die Aufgabe des Dramas, hier, wie überhaupt, die höchste, die schönste; aber gelöst könnten wir diese Aufgabe nur dann nennen, wenn sie den Kampf auch wirklich eingehen und durch ihr Unterliegen die Idee, für welche sie ihn unternehmen, retten und besiegeln. Aber gerade das geschieht weder von der einen noch von der andern Seite. Sollen wir an Raoul als einem Opfer unbezwinglicher Verhältnisse wahrhaft Theil nehmen, so könnte dies in irgend einer seiner dreifachen Eigenschaft, als Minnesänger, als Liebender, als Ritter geschehen; die beyden ersteren aber gehen nach den zwen ersten Acten schlechterdings verloren, sie kommen kaum wieder zur Sprache und er findet weder in der einen noch in der andern eine Gelegenheit, den innern, geistigen Kampf mit den ihm entgegengethürmten Verhältnissen zu bestehen; es bleibt ihm also nur noch die dritte übrig, seine Eigenschaft als Ritter, und selbst in dieser kommt er, vermöge Rollo's Prioritätsrechtes, wider alles Vermuthen nicht einmal zu dem äußern, materiellen Kampf, in dem er seine besetzte Ehre reinigen oder seinen Muth durch den Tod bewähren könnte. Das Interesse also, das wir an ihm nehmen sollen, wird schon mitten in der Handlung getheilt, zersplittert, ja zuletzt durch die unerwartete Wendung vernichtet und sein muthloses, beynabe weinerliches, mit der Ritterlichkeit der dargestellten Zeit nicht wohl verträgliches Verzagen vor dem Kampfe bey der Abschiedscene im vierten Acte, kann die erstorbene Interesse eben so wenig beleben, als es die späteren Klagen des Überlebenden an der Leiche des Freundes vermögen. — Eine nicht viel größere Aufmerksamkeit an dramatischem Interesse finden wir, wenn wir die zweyte Hauptperson des Stückes, Clemence, ihrem Charakter und ihrem Einwirken auf das Ganze nach, näher beleuchten. Ihre Empfindung, ihr ganzes Wesen ist von zu allgemeiner, contemplativer, gleichsam lyrischer Natur, als daß sie sich zu einer individuellen, durch Leidenschaft geleiteten, also wahrhaft dramatischen Selbstständigkeit erheben könnte; drum gibt sie sich auch von Anfang bis zum Ende mehr reflectirend als fühlend, mehr leidend als thätig; sie unterwirft sich den Begebenheiten, ohne einen Ausweg oder ein Hinderniß zu suchen, und erfüllt am Ende in ohnmächtig verzweifelnder Entsagung gerade das, wogegen sie, um uns als dramatischer Charakter zu interessiren, mit allen Kräften ihrer Seele, im Vertrauen auf die Allmacht einer begeisterten Liebe, hätte ankämpfen sollen. Wäre wirklich Raoul (wie sie in der Scene am Fenster glaubt, und wie wir alle, wenn wir uns nicht selbst täuschen wollen, es glauben mußten) der Widerpart ihres Bruders in den Schranken, und wäre er diesem Kampfe unterlegen, dann hätte es freylich keiner weiteren Überredung gebraucht, um ihren Entschluß, in's Kloster zu gehen, natürlich, ja notwendig zu finden; so aber erscheint er uns eben so ungenügend, eben so zerstörend für das Interesse des Ganzen, als der Schluß überhaupt und namentlich Raouls Verschwinden von dem wirklichen, wie von dem dramatischen Kampfsplatz des Stückes. Aus dieser Fard- und Thatlosigkeit der beyden Hauptpersonen entspringt nun auch jenes Stillstehen der Handlung im Allgemeinen, indem wir, vom Schlusse des ersten Actes bis zum fünften, das Verhältniß der beyden Liebenden zu einander oder zu ihren Umgebungen in nichts geändert, und die Entscheidung auch nicht um einen Schritt näher gebracht sehen, bis endlich die freylich unerwartete, aber keinesweges angenehm überraschende Katastrophe den Knoten zerhaut, den wir, nach den versprechenden Eingangsscenen, auf ächt dramatischem Wege gelöst zu sehen gehofft hatten. — So entscheiden wir nun gegen das Stück, als dramatisches Ganze, ausgesprochen haben, so bereitwillig erkennen wir dagegen die mancherley Schönheiten an, die es in Beziehung auf Einzelheiten unstreitig aufzuweisen hat. Selbst als Charakterzeichnung ist uns eine Figur aufgefallen, die von entschiedenem Talente zeugt, und die wir nicht anders als höchst gelungen nennen dürfen; wir meinen Raouls Freund und Vetter, den Normann Rollo. Der Raum, den der Dichter diesem Kerncharakter angewiesen hat, ist zwar allzu beschränkt, um viel mehr als Umrisse zu gestatten; aber der kleine Raum ist trefflich benutzt und das Bild steht mit kräftigen, sichern, unverkennbaren Zügen da. Wir gestehen, daß wir diesen Rollo für eine äußerst glückliche, meisterliche Zeichnung halten. Auch in dem Grafen Ludovic finden sich viele schöne, wahrhaft gelungene Züge. In den einzelnen Scenen, namentlich im ersten und zweyten Acte, treten mehrere Stellen durch poetische Auffassung und Einkleidung höchst wirksam hervor, wie wir denn überhaupt in Beziehung auf dichterische Innerlichkeit, auf Wärme der Empfindung und Schmuck der Sprache dieser Arbeit des Hrn. Panna sch unsere achtungsvolle Anerkennung nicht versagen können.

Die Aufführung geschah, der äußern Ausstattung an Costüme und Scenerien nach



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dienstag, den 12. May 1835.

57

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorabbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Blatternarben.

(Schluß.)

Eleonore war still. Theobald hatte ausgeweint, und milderer Schmerz wich dem heftigen. „Setze dich zu mir, mein dennoch geliebtes Weib!“ rief er ihr mit jener weichen, bebenden Stimme zu, die dem zermalnten Herzen so eigen; „setze dich doch zu mir, erzähle mir, wie alles kam, und laß mir unser süßes Kind, unsern kleinen Edmund hereinbringen.“ Eleonore setzte sich zu ihm, erzählte alles, zeigte alle Überraschungen und Theobald hörte ruhig zu, und vermochte vor Wehmuth und Rührung kein Wort zu sprechen. Nur beym Anblick des Kindes brach sein Schmerz von Neuem aus; er verhüllte sein Gesicht und weinte still.

Die ersten Tage gingen dumpf vorüber. Eleonore war sanft und mild, wie immer, wenn auch ihr Herz heimlich blutete. Theobald seinerseits war milder als je, im höchsten Grade zart und schonend gegen seine Gattinn, aber eine stille Trauer überschattete seine Stirne, und schmerzhaft zuckte zuweilen sein schweigender Mund. Es schien, als ob eine dunkle, gewitterschwangere Wolke drohend über den Häuptern der Gatten schwebte, es schien ein dumpfes Schweigen wie vor Sturm und Wetter, ein Schweigen wie vor einer hängenden Lawine, die der geringste Laut zum Sturze bringt. Aber der Himmel zerriß bald, das Gewitter entlud sich, die Lawine stürzte mit vernichtender Gewalt. Armer Theobald! deine zartesten Rücksichten, dein edelstes Benehmen, dein schönstes Streben, mußte scheitern an dem großen Schicksalschlage, der das Herz deines zarten, dich nur zu sehr liebenden Weibes tödtlich getroffen.

Wochen waren vergangen, als eines Abends Eleonore mit dem kleinen Engel losete, und Theobald von ungefähr ins Zimmer trat. Eilig zog er den Fuß zurück. „Theobald!“ rief Eleonorens liebevolle Stimme, „willst du denn nicht dein Söhnlein schauen, wie er freundlich ist, lacht und nach allem hascht?“ — Theobald ging hin; aber trotz aller Anstrengung,

war es ihm nicht möglich, eine rinnende Thräne aufzuhalten. Eleonore, dadurch verletzt, sagte hierauf ernst, aber sanft: „Ich weiß den Werth einer Thräne bey einem Manne zu schätzen, Theobald! aber wenn ich nicht wüßte, daß du mich liebst, würde ich versucht seyn, diese Thräne als Vorwurf zu betrachten. Theobald! deine Gattinn hat keine Schuld daran.“

„Hat meine Thräne diese Mahnung verdient, Eleonore?“ erwiderte Theobald empfindlich, „sollte ich das erste Mal im Leben erfahren, daß meine Eleonore mich verkennt? Hat das Geschick unsere Gefühle schon so sehr entfremdet? Kam es so weit mit uns?“

„So weit, Theobald,“ fiel Eleonore rasch ein, „und noch weiter, als wir Beyde es uns zu gestehen wagen. Laß mich aufrichtig sprechen, mein Freund, du kannst mich nicht mehr lieben. Mit dem Glanze meiner Schönheit ist auch der Glanz deiner Liebe, deiner ersten, schönsten Liebe, erloschen. O, ich fühle es nur zu wohl, ich Armselige, was mir jetzt davon geblieben.“

„Hältst du mich,“ entgegnete Theobald warm, „hältst du mich für so verarmt an Geist und Gemüth, daß du mir zutrauen kannst, meine Liebe sterbe mit der Schönheit deines Gesichts? Ist Schönheit der Grund, worauf wahre Liebe, die diesen Namen verdient, ihr unerschütterlich Gebäude bauet? Hältst du mich jetzt für unfähig, die Schönheit deiner Seele, die Tiefe deines Gefühls, die Innigkeit, die Wärme deines Herzens zu lieben und zu schätzen? Ist dieses alles nicht die eigentliche Wesenheit der Liebe? Ist die ohnehin verfliegende Schönheit der Züge von so hohem Werthe, daß alles nur daran hängt?“

„Du sprichst weise und klug, mein Theobald!“ erwiderte Eleonore, „du sprichst die Wahrheit, aber eine einseitige. Wäre denn Schönheit wirklich ein so wichtiges Ding? sie, die Bewohnerinn der Hütten und Palläste, die Beherrscherinn der Welt, sie, die allein den Stempel des wahrhaft Göttlichen uns ausdrückt? — O, ich weiß es nur zu wohl, und du gestandest es mir nur zu oft, wie meine Schönheit dich entzücke, wie mein Anblick nur dich schon erheitere, und jetzt, Theobald, und jetzt —?“ Nach kurzer Pause fuhr sie, in Thränen aufgelöst, fort: „Ich war zu glücklich in deiner Liebe, Theobald! als daß ich auch nur die leiseste Minderung ruhig sollte ertragen können. Ein gesenkter Blick, eine Thräne in deinem Auge, ein stiller Seufzer, was sollen die mir jetzt anders künden als — Mitleid?“

„Mitleid, Eleonore?“ erwiderte Theobald empfindlich, aber schonend, „findest du für mein jegiges Gefühl für dich keinen andern, keinen bessern, keinen edlern Ausdruck als — Mitleid? Mitleid, in jenem Sinn, wie es dich und mich und unser besseres Gefühl nur herabwürdigen kann? O, quäle dich und mich nicht, mein allzu geliebtes Weib! Sieh, uns bleibt ja noch so unendlich viel. Und wenn wir einen theuern Diamanten verloren, haben wir deswegen Alles verloren?“

„Das ist's, was mir das Leben zur Pein macht, Theobald,“ erwiderte Eleonore, „dir den verlorenen Diamanten nie mehr ersetzen zu können; dir nie mehr das seyn zu können, was ich dir war, und daß du jetzt schmerzlich entbehren mußt, was dich sonst so unendlich entzückt und beglückt hat. Dafür habe ich keinen Ersatz für dich. Und ich liebe dich zu wahr und zu tief, als daß ich durch ein größeres Maß von Liebe dir ersetzen könnte, was nichts auf Erden ersetzt. Mein Anblick muß dich nur peinigen — und all“

deine zarte Aufmerksamkeit und all' deine Liebe machen mich nur zu sehr fühlen, daß mein Zustand sie dir gleichsam abnöthigt — und daß unser Leben von nun an nur eine Reihe von Qualen bieten kann.“

Theobald's Augen wurden auf einmal jetzt geöffnet. Er sah mit Entsetzen die furchtbare Klust, die zwischen ihm und Leonoren sich gebildet. Kein Wort der Liebe, kein Wort der Beruhigung und des Trostes konnte ihr gereiztes, verletztes Gemüth mehr fassen, und das schonendste verwundete sie wie ein Stachel. Sie versank in immer tiefere Melancholie, erkannte bald ihre Umgebung nicht mehr, und der schreckliche Wahnsinn unmachtete nur allzu bald die letzten Kräfte ihres regen Geistes. — Aber zum Heile Aller dauerte dieser lebendige Tod nicht lange. Die Zerrüttung griff so rasch um sich, daß ein heftiger Anfall von Raserey ihrem jungen, schmerzgefüllten Leben auf einmal ein Ende machte.

Theobald's Seele war nur ein Schmerz, ein großer, ein erschütternder. Sein Herz verblutete, sein Lebensmuth brach. Ihm war das Leben nun in eine Sonnen- und Erdfinsterniß verwandelt; denn wer ein Herz, ein solches Herz, und auf solche Weise verliert, dem erscheint das Leben nicht anders mehr.

Der Knabe, das treueste Ebenbild seiner Mutter, das zurückgebliebene Kleinod seines zerstörten Glückes, war der einzige Lebensbaum in der Wüste seines Daseyns, und seine Thränen der einzige Quell, der ihren Sand durchrieselte. Sonst war sein Schmerz sprachlos. Nur wenn er im Anblick des kleinen Edmund versunken war, wenn seine Unschuld, sein Lächeln und Stammeln ihn erheitern wollte, da brach sein Schmerz die Fesseln, und er weinte so heftig, als wollte sein Herz sich in Thränen auflösen; sonst war er ruhig, aber der Gram sprach laut von seinem bleichen Gesichte, von der düstern Stirne, aus dem tiefen, dunkeln, feuchten Auge. Jede Woche, am Sterbetage seiner Leonore, fuhr er, wie immer das Wetter seyn mochte, auf den Kirchhof, und an dem Hügel, der sein ganzes Glück umschloß, weinte er ungesehen, seinen namenlosen Schmerz und seine ewige Sehnsucht aus.

Seine traurige Beschäftigung war nun, seiner unvergeßlichen Leonore ein würdiges Denkmal zu setzen. Den Jahrestag ihres Todes bestimmte er zu dessen Errichtung — und dieser Tag erschien. Es war im düstern Spätherbste. Finstere Wolken durchschossen drohend das Firmament, Sturm und kalte Regengüsse kämpften sich wechselnd. Theobald schreckte die Wuth der Elemente nicht; er fuhr auf den Kirchhof. Das Denkmal wurde enthüllt; grell leuchteten ihm die goldenen Buchstaben der Inschrift entgegen: „Der heißgeliebten, aber unglücklichen Gattinn, Theobald.“ — Er stand starr, sprachlos, thränenlos.

In solcher Stimmung kam er nach Hause. Da fand er einen Befehl vom Ministerium, sich bereit zu halten, wie damals nach Marokko, jetzt nach Brasilien abzugehen. „Recht so!“ rief er, und seine stumme Verzweiflung fand auf einmal Worte, „recht so! über Berge und Wälder, über Meere und Klippen werde ich meinen Schmerz hintragen und ihn dort aushauchen. Wetter und Stürme werden meine Tröster seyn, und meine Verzweiflung wird in den Brandungen der Meere einen Nachhall finden. O, ich gehe, und wäre es bis an's Ende der Welt!“ — In solcher Stimmung griff er zur Feder, und in leidenschaftlichem Drange schrieb er folgende Zeilen nieder:



Nicht mit Schwänen möcht' ich ziehen  
Nach dem schönen Süd;  
Nur in Wüsten möcht' ich fliehen,  
Wo kein Leben blüht.

Stürmt und heuset, rauhe Winde  
Mir ist's Melodie;  
Daß ich einen Freund mir finde  
Ganz in Harmonie.

Schütte deine Ströme, Regen,  
Tränke meine Brust;  
Wettern harret sie entgegen,  
Stürme sind ihr Lust.

Nur hinaus, hinaus in's Freye,  
Hin an Meeresstrand!  
Wo sich wandelt Himmelsbläue  
Trüb in Nebelland;

Wo die Möve über Wellen  
Schreyend niederstreift,  
Wo nur Schiffe wild zerschellen,  
Aber sich gehäuft.

Dort nur kannst du Ruhe finden,  
Ausgebranntes Herz!  
Nichts soll an die Welt dich binden,  
Nichts — als wilder Schmerz!

Aber dieser schreckliche Ausbruch der Verzweiflung war der letzte; er wich bald dem alten, ewigen, langsam auflösenden, aber sicher vernichtenden Schmerz. Theobald schlich wie eine Leiche umher — er ging zu keiner irdischen Gesandtschaft mehr, eine himmlische stand ihm bevor, ein Nervenfieber beschleunigte seinen Weg dahin — und er ging hinüber.

Der Jüngling, Edmund v. Wernfeld, errichtete später seinem unglücklichen Vater ein gleiches Denkmal, wie dieser seiner Mutter, mit der Inschrift: „Dem treuesten Gatten und unglücklichen Vater, der verwaiste Edmund.“

Günzburg.

### Charade.

Zweysylbig.

Als zu einer weiten Reise jüngst mein Freund sich angeschickt,  
Und den letzten Kuß schon seiner Vielgeliebten aufgedrückt,  
Srrach er: „Bleibst du mir das Zweyte, bleib ich stets das Erste dir.“  
Nehmt verbunden beyde Sylben, findet seinen Namen ihr.

E. Ent.

Landschaftliche Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München.

(Fortsetzung.)

Zu den Eingebungen des Gefühls, welche die Forderungen der Vielsichtigkeit mit den Rechten der Naturpoesie nebenher zu verweben suchen, gesellt sich in gleicher Absicht, was Auswahl, Anordnung und Verbindung betrifft, die Richtschnur des Geschmacks, zwar nicht in allen Bildern mit demselben Erfolge, in den besten hingegen

mit entschiedenem Gewinn. Diejenigen, welche vergleichungsweise zurückstehen, dürfen neben andern Ursachen gerade auch deshalb schwächer erscheinen, weil das Urtheil des Geschmacks bey Anlage und Ausführung nicht ernstlich genug befragt worden ist. So spürt man z. B. selbst in einigen sonst wohlgerathenen Bildern hie und da eine Hinneigung zum Decorationswesen. Werden die Denkmäler des Alterthums nicht mit gehöriger Bestimmtheit eingeführt, so bekommen sie gar leicht Ähnlichkeit mit modernen Ruinen. In mehreren Darstellungen geben sich, der örtlichen Wahrheit unbeschadet, die Zeichen einer löblichen Erfindungsgabe zu erkennen; handelt es sich um einzelne Belege, wo dieselbe nicht bloß stellenweise, sondern im Ganzen der Composition lebt, so lassen sich insbesondere die Cyplopernfelsen und die römische Campagna als musterhafte Beispiele anführen. Zur Erfindung läßt sich auch die Staffage rechnen. Nach Erforderniß der Umstände fällt sie bey einigen Fresken ganz weg, bey andern zeigt sie sich in sparsamen Andeutungen, bey einer dritten Classe ist sie reichlicher bedacht. Versunken in die Anschauung der übergewaltigen Natur steht eine Mannsgestalt wie angewurzelt am Fuße des Atna, während der Führer oder Diener seitwärts zwey Pferde hält; mit einer ähnlichen, jedoch freyeren Empfindung betrachtet ein Aenderer einsam im Mondschein Rom's Coliseum; in der Ecke von Acqua Acetosa sieht ein rüstiger Jägerbursche, feck aufgeputzt, und beobachtet die in der Ferne um einen Gesundbrunnen beschäftigten Wasserträgerinnen; erschlagen von den Blitzstrahlen, die auf Selinunts noch übrige Tempelsäulen und den Schutt ihrer Verwüstung herabzucken, liegt ein Todter auf den Boden hingestreckt, neben welchem ein Hund, der Begleiter des Lebenden, durch den Ausdruck auffahrender Bewegung die Aufmerksamkeit näher auf den Vorgang hinlenkt; ein Pilger, kennbar am Muschelhut, wandelt still in sich gekehrt nach Monte Cavo; in der Nähe des Avernier Sees schleudert ein Vorübergehender einen Stein gegen eine vor ihm aufgerollte Schlange<sup>\*)</sup>; unweit des Tempels der Juno Lucina in Sirgenti unterhält ein ländlicher Virtuose durch seine Musik einen Hirten, der auf seinen Stab gestützt höchst aufmerksam zuhört. Die Seergegenden sind verschiedentlich durch Schiffer und Fischer belebt, wie es deren übliche Geschäfte mit sich bringen, auch die Gefahren ihres Berufes werden sichtbar. Die behagliche Ruhe des Südens, das dolce far niente, hin und wieder von Spenden der Wohlthätigkeit durchflochten, zeigt sich in einem Wechsel vielfacher Zustände, selbst der bewegte Geschäftseiß bewahrt meistens den Mitausdruck des Gemächlichen und Sorglosen. Die Capuziner von Perugia, versehen mit Gartengeräth, lassen sich wohlbedächtigt Zeit zur Arbeit, einer aus ihrer Mitte hängt abgesondert seiner Meditation nach. Thiere und Früchte tragen das Ihrige dazu bey, die Menschen in eine halb spielende Thätigkeit zu versetzen. Unter den Städten zeichnen sich vor andern Messina und Trient durch Mannigfaltigkeit der Gruppen aus. Dort erscheint König Ludwig zu Pferde, hinter ihm sein Reisegesolge in zwey Wagen; auf mehreren Puncten regen sich Ab- und Zugehende. Hier kehrt ein munterer Zug von der Feldarbeit zurück und schließt sich der Richtung eines Wagens an, der vom Segen der Ernte bedeckt ist, während eine andere Gesellschaft, im Freyen zerstreut, sich mit dem Werfen von Kugeln erlustigt. Aus dieser unvollständigen Anzeige geht hervor, daß die Staffage theilweise zwar keine besondere Erfindungsgabe in Anspruch nahm, dagegen aber ihrer öffentlichen Bestimmung innerhalb der Arkaden passend entgegenkömmt, und auch mit der Art der Ausführung wohl zusammenstimmt. Gewiß war es möglich, mit der landschaftlichen Umgebung in mancher Hinsicht eine größere Bedeutsamkeit der Figuren zu verbinden; bedenkt man aber, daß geistreiche Künstler, sobald sie sich auf diesem noch ziemlich ungebauten Felde über das Naheliegende hinauswagen, Gefahr laufen, schief beurtheilt zu werden, so wird man nicht umhin können, den eingeschlagenen Weg im Allgemeinen für den rechten zu halten.

Der Geist der Composition ist nach seinen Hauptbestimmungen angegeben; jezt bleibt noch übrig, die einzelnen Seiten der Ausführung in's Auge zu fassen, um einen zusammengedrängten Bericht abzustatten. Alle berufenen Stimmen vereinigen sich in Bewunderung der gelungenen Fernen und zählen dieselben zu dem edelsten Schmuck

<sup>\*)</sup> Dieselbe Situation kommt in dem allgemein geschätzten Werke vor, welches Reinhardt in Verbindung mit Dieß und Mechau herausgegeben hat, wenn Ref. nicht irrt, unter den Arbeiten des Erstgenannten. Zwey gute Köpfe können sich zufälligerweise recht wohl in einem guten Gedanken begegnen; wäre die oben angegebene Staffage aber auch Reminiscenz, so würde sie darum nicht weniger ihren Zweck erfüllen.

des Ganzen. Durch ihre glänzende Mitwirkung hat der Künstler, in solcher Beziehung ein wahrhafter Zauberer, jenen Bildern, denen der erste Preis zukommt, vorzüglich den Charakter des Großen, Erareisenden, Überraschenden ertheilt; weil er darin der Natur so ungemein nahe gekommen ist, bleibt sich der Eindruck fortwährend gleich und scheint dem Gefühle unerschöpflich zu seyn. Zu zahlreich sind in der Art die gegebenen Beweise, als daß sie bestimmt durchgesprochen werden könnten; es muß an flüchtigen Winken genügen. So kann der Reiz in der That unbeschreiblich heißen, den oberhalb des Theaters von Taormina die verschmolzenen Wolkenmassen über die Gebirgsfernen ausgießen; es mag schwer, wo nicht unmöglich seyn, diese fließende Zartheit der Betonung an Wahrheit und Leben in Fresco zu übertreffen. Ein Prachtstück von anderer Art bietet der Monte Serone in der Kette von Schneegipfeln dar, die sich aus der Weite her über sein vorgestrecktes Haupt erheben; letzteres glüht in den Strahlen der Abendröthe so reinkräftig, daß man sich an dem Anblick nicht sättigen kann. Der Duft der blauen Ferne muß der Natur der Dinge nach vielfältig wiederkehren, nach Maßgabe der abweichenden Bedingungen erscheint er mannigfaltig abgestuft; mit mildanziehender Gewalt breitet er sich insbesondere über Terracina, Perugia undacqua Acetosa aus. Ein Farbenstreif von ähnlicher Art setzt sich indessen gegen Rom's Ruinen, über welche er in einer ausgedehnten Linie hervorblickt, in seiner Helligkeit offenbar zu schneidend ab, sey es nun, daß diesmal der Hand das Material nicht recht gehorchen wollte, oder daß absichtlich ein starker Contrast gegen die sichtbaren Zerstörungen der Zeit aufgeboten wurde; aber auch unter der letztern Voraussetzung will sich jener Ton weder mit dem Ganzen, noch mit dem schwergetrüübten Zustande der Luftumgebung harmonisch vereinigen. Das sanfteste Farbenspiel bedeckt in einer Menge von Übergängen und örtlichen Umarmungen die Gebirgsfernen von Messina; das scheint wieder ein Kunststraub zu seyn, welcher der Natur im Sitze ihrer feinsten Luftwirkungen abgewonnen ist. Man bekommt vor dieser Freske beynabe Lust, nach Messina zu reisen, um dort nachzusehen, ob der Pinsel nicht allzu lockend geschmeichelt hat. Im Vertrauen auf seine Meisterschaft in den Fernen, die ihm überall, wo er sie anwendet, einen vorherrschenden Theil des Erfolgs sichert, hat R o t m a n n vermuthlich den Vorgründen nicht immer diejenige Aufmerksamkeit gewidmet, welche sie des vollständigen Einklangs wegen verdienen; sie erscheinen mitunter etwas vernachlässigt, wenigstens fahl. Reiche, materische Vorgründe, die sich von selbst zu einem weit umfassenden Bilde fügen, sind übrigens in Italien nicht so häufig, als die dortigen Künstler wünschen, man hört die Erfahrenern unter ihnen sogar laut darüber klagen. Zum Aufbau der mächtigsten Fernen dienen derselben entsprechende Massen, die in allen Beschaffenheiten, welche den stereometrischen Ausdruck und Zusammenhang angehen, jenen an Werth nichts nachgeben. In solcher Beziehung steht der Monte Serone obenan; neben und über einander schwellen die Felsenmassen aus den Tiefen der Erde hervor, wenn es erlaubt ist, ein Bild des sichtbar fortschreitenden Wachstums auf die Vollendung des starren Gesteins anzuwenden. Ein Seitenstück an Vortreflichkeit stellen die Gebirgsmassen von Messina dar; steigen jene sprossenhaft in kühnen Verschlingungen empor, so dehnen sich diese dagegen in gelinden Zügen fichtenartig aus. Die täuschende Verkörperung rührt zum Theil von den Beiträgen der wohlverstandenen Beleuchtung her; das Übrige ist ohne Zweifel durch fleißige Naturstudien und die Ursprünglichkeit geistiger Sehkraft erreicht worden. Fernen und Massen führen uns zu den Linien, welchen jene theilweise, entweder unmittelbar oder mittelbar, ihre Bezeichnung verdanken. Was den Werth der Umschreibungslinien betrifft, so ist derselbe mit den erwähnten Vorzügen der Fernen und Massen in der Ausführung so innig verbunden, daß diese drei Erfordernisse zusammen genommen mit einem besondern Nachdruck den Verdienstscharakter des Künstlers, so zu sagen, die unterscheidende Prærogative seines Talents aussprechen dürften. Die feinen stetigen Veränderungen in dem Fortgange der Linien sind nothwendigerweise dem Grundbestande der Natur aufmerksam abgelauscht, und dann wieder durch einen berechnenden Überblick vermittelt und zusammengefaßt, sonst würden sie das Auge weniger erfreuen und fesseln. Das Gefühl für Wahrheit und Schönheit der Linien beschäftigt sich außerdem in dem Reichthume der Abwechslungen. Falsche Freyheit und Gewöhnung pflegt sich in Wiederholungen zu verrathen, lebendige Mannigfaltigkeit ist überall das Kennzeichen ächter Kunst. Auch der abspringende Eigensinn der Natur ist in die Darstellung getreu mit aufgenommen, wodurch anderwärts das Vertrauen zu der Lauterkeit ihrer aufgedeckten Reize noch mehr wächst, gewissermaßen eine neue Würdschaft empfängt. In einer beträchtlichen Anzahl von Fresken spielt nach den For-

derungen der Driftlichkeit das Element des Wassers eine bedeutende Rolle. Die Ruhe und Klarheit der Seen verkündigt sich in der heimlichen Regsamkeit ihrer Oberfläche, leht und weht in der ihnen zugemessenen Beleuchtung, blickt am Rande aus dem anmuthigen Verlaufe der Widerscheine hervor. Tiefer nach Süden hin spiegelt sich die Bläue des Himmels mit zunehmender Kraft in dem gelassenen Antlitze des Meeres. Um die Cyclopfelsen herum schwanen die Wellen in gemäßigten Bewegungen aus, bezeichnet vom Ernste der Luftestöße und der gesammten Umgebung. Das silberne Aufblinken des Schaumes, wenn die Flut ihn mit stehender Festigkeit aus ihrem Schoosse emporreibt, ist, wo es sich schiedte, mit vielem Glücke nachgeahmt worden. Dagegen sind die Wellen, welche entfernt von der Scylla und Charybdis an ein Fahrzeug schlagen, nicht sonderlich gerathen; sie sehen etwas schwerfällig und zerstückt aus, als hätten sie durch die Berührung und Nähe des Holzes plötzlich ihre Flüssigkeit und Bewegung eingebüßt. Der Pinsel hat hier unskreitig etwas zu sehr geeilt, wie es bey untergeordneten Dingen leicht zu geschehen pflegt.

(Der Schluß folgt.)

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastspiele der Königl. preussischen Hofchauspielerinn Mad. Crelinger und ihrer Töchter, Dlle. Bertha und Clara Stich.

Die berühmte Künstlerin, welche gegenwärtig die Besucher unseres Hoftheaters durch ihre Gastspiele erfreut, hat sich durch ihre früheren Leistungen und die mannigfachen, interessanten Erinnerungen, welche sich an dieselben knüpfen, gleichsam ein Bürger- und Heimatsrecht auf unserer Bühne wie in unseren Herzen erworben. In einer Zeit, wo die ausgezeichneten weiblichen Bühnentalente, wenigstens im tragischen Fache, immer seltener zu werden beginnen, steigen selbst die anerkannt ersten noch im Preise, indem sie gleichsam unser Gedächtniß täuschen und uns eine Kunstpoche zurückrufen, die wir, bey der bereitwilligsten Anerkennung der Gegenwart, doch immer eine bessere, größere nennen müssen. Zu diesen Repräsentanten einer glänzenderen Vergangenheit gehört nun auch Mad. Crelinger, gegenwärtig die Hauptstütze des Berliner Hoftheaters, dessen Zierde sie bereits zu einer Zeit war, wo viele der größten, der unvergesslichsten Namen in der neueren deutschen Bühnenkunst zu einem Bunde seltener Art vereinigt waren. Aus dieser Schule, auf welche Fleck's Geist sich vererbt, in welcher Jfflan's Lehre und Muster, der Bethmann, Wolff's und Devrient's Beispiele fort- und nachwirkten, ist Mad. Crelinger hervorgegangen, und nicht bloß Berlin, sondern auch Wien, wie überhaupt ganz Deutschland weiß, daß sie ihrer Schule Ehre gemacht hat. Rechnen wir nun zu dieser glücklichen Constellation, die über der Bildungsperiode der Künstlerinn waltete, noch die reiche Aussteuer, mit welcher die Natur sie zu ihrem Berufe befähigte, so werden wir leicht den Standpunct zu finden wissen, den Mad. Crelinger in der heutigen vaterländischen Kunstwelt einzunehmen berechtigt ist. — Die neue Eigenschaft, in der wir sie bey ihrem gegenwärtigen Besuche in Wien kennen gelernt haben, nemlich ihre Eigenschaft als Mutter, als Mutter von zwey hoffnungsvollen, durch sie der Kunst zugeführten, heranzubildenden Töchtern, hat ihren eigenen Leistungen eine bestimmtere Sphäre angewiesen, aber zugleich diesen Leistungen einen ganz neuen, eigenthümlichen Reiz verliehen, und wenn wir bey mehreren Gelegenheiten, in den gesteigerten, leidenschaftlichen Momenten von der früheren Kraft ihres Organs oder von dem freyeren Aufschwunge ihrer Phantasie Einiges zu vermissen glaubten, so wurden wir auf der andern Seite durch die tiefe, ergreifende Innigkeit und Herzlichkeit ihres Gefühls, namentlich wenn sie ihren Kindern gegenüber zu stehen hatte, vollkommen, ja mehr als entschädigt. Am deutlichsten zeigte sich dieses in der Rolle der Sappho, mit welcher Mad. Crelinger die Reihe ihrer Darstellungen eröffnete. Die Mutter trat hier gleichsam mit der Künstlerin in die Schranken, und beyde trugen den schönen, verdienten Sieg davon. In Beziehung auf die letztere darf die Rolle der Sappho gewiß mit zu den ausgezeichnetsten Leistungen der deutschen Bühne gezählt werden, wenigstens werden wir die herrlichen Verse unseres Grillparzer wohl selten schöner, reiner und wohlklingender gesprochen hören. — Die kleine Rolle der Fürsinn Menzikkoff in dem Schauspieler: Das Mädchen von Marienburg (deren Wahl

mehr ein Act der Mutterliebe als des künstlerischen Ehrgeizes genannt werden kann) fand in der Darstellung der Mad. Crelinger ganz jene Würde und Weiblichkeit, welche das Wesen dieses Charakters ausmachen. — Eben so möchten wir das Auftreten in der dramatischen Kleinigkeit „Komm her,“ der gefeyerten Künstlerin nicht grade als Talentprobe (deren sie, die Bewährte, doch keinesweges mehr bedarf), sondern vielmehr als den Tribut einer dankbaren Erinnerung anrechnen, indem diese Kleinigkeit, für sie geschrieben, durch sie zuerst ihre gegenwärtige Celebrität erlangt hat. — Ausgezeichnet und durchgehends ihrem bisherigen Ruhme entsprechend, erschien die Künstlerin in der Rolle der Phädra, von jeher einer ihrer geachtetsten Leistungen. Zu den Glanzpunkten derselben rechnen wir die berühmte, vortrefflich gespielte Scene mit Hippolyt, in welcher Phädra die verschlossene Flamme ihres Innern verräth; der nicht minder bekannte Monolog im 4. Acte dagegen veranlaßte zum Theil unsere oben ausgesprochene Bemerkung, indem er uns nicht ganz mit der Gewalt ergriff, deren wir uns bey früheren Darstellungen der Künstlerin zu erinnern wissen. Indessen, wo des Schönen, ja des Großen so viel geleistet wird, da findet man zum Vermessen, oder gar zum Tadeln, keinen Raum, und willig gibt man sich dem überwiegenden, wohlthuenden Eindrücke des Gelungenen, Vortrefflichen hin. — Eine höchst erfreuliche Erscheinung war Mad. Crelinger als Fürstin in dem Schauspiel: Elise von Balberg. Der Übergang von Kälte und Stolz zu dem Ausbruche eines zwar tief verschlossenen aber innigen, warmen Gefühls konnte nicht schöner, nicht wahrer dargestellt, so wie die Würde und Hoheit der Fürstin nicht imponirender veranschaulicht werden. — Die letzte Darstellung der Künstlerin, die wir bisher zu sehen Gelegenheit hatten, war die Rolle der Lady Milford in „Kabale und Liebe.“ — Wir bekennen, daß diese Leistung der Mad. Crelinger uns immer als eine ihrer anziehendsten und gelungensten erschienen ist, und zwar deswegen, weil sie dem Charakter, neben der ihm inwohnenden Leidenschaftlichkeit, einen gewissen Adel der Gesinnung, eine gewisse Würde der Sittlichkeit und Weiblichkeit zu geben wußte, Eigenschaften, deren Vereinigung uns gerade hier notwendig vorkommt, obwohl wir sie von so manchen Darstellerinnen unbeachtet gesehen haben. —

Als einer sehr angenehmen, dankbar anzunehmenden Zugabe zu den Darstellungen der Mad. Crelinger, haben wir noch der beyden Töchter der Künstlerin, nemlich der Schauspielerinnen Bertha und Clara Stich, zu erwähnen. Beyde noch im zarten Alter, aber von regem Eifer befeuert, spiegeln das verjüngte Bild der Mutter, in ihrer individuellen Verschiedenheit ausgeprägt, zurück, und versprechen, in einer so gediegenen Schule aufgezogen, der vaterländischen Bühne eine sehr willkommene Ausbeute. Ihre bisherigen Leistungen machen ihrem Fleiße wie ihrem Talente gleiche Ehre, und wenn uns in der jüngeren, Clara, als „Melitta,“ als „Marie“ (im grünen Domino) und als „Elise von Balberg,“ die zarte, mädchenhafte Scheu der reinen, ungefälschten Weiblichkeit und Sanftmuth als ein besonders vorherrschender Reiz anzog, so erfreute die ältere Schwester Bertha, in ihren Darstellungen als Eucharis, als Pauline (im grünen Domino), als Chatinka, als Aricia und als Luise in „Kabale und Liebe,“ durch die frische, lebendige Selbstständigkeit der Auffassung und der Ausführung. Beyden dient überdieß das schöne, auf sie vererbte Organ der Mutter und die unter ihrer Leitung erworbene vollkommen reine und richtige Sprache zur besonderen Empfehlung. Die durchgehends gelungenen Versuche dieser liebenswürdigen Kunstjüngerinnen wurden von unserem Publicum bey jeder Gelegenheit mit jener auszeichnenden Aufmunterung gewürdigt, die sie in so vollem Maße verdienen.

### B e r i c h t i g u n g .

Uebermals zur Berichtigung von Druckfehlern gezwungen, bitten wir die Leser, in unserem letzten Blatte No. 56, Seite 456, Zeile 7 v. o. bey den Worten „nicht zu schätender“ das ausgelassene „genuß“ einschreiben zu wollen.

(Mit Nr. 19 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Donnerstag, den 14. May 1835.

58

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modedild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Der Starblinde.

Von J. J. Littrow.

Den Leser zu vergnügen, oder auch zuweilen ihm zu nützen, mag wohl in diesen Blättern schon so manches Geschichtchen erfunden worden seyn. Das gegenwärtige ist von jenen dadurch verschieden, daß es nicht erfunden ist, und wenn es mir gelingt, es eben so wieder zu erzählen, wie ich es nur eben aus dem Munde eines schlichten Landmannes, der selbst die Hauptrolle dabei spielte, gehört habe, so zweifle ich nicht, daß es auch jenen doppelten Zweck, einen Augenblick zu vergnügen, und vielleicht lange hinaus zu nützen, erreichen werde.

„Ich beneide Sie,“ sagte er, nachdem ich ihm an einem der letzten schönen Sommerabende einige Merkwürdigkeiten des gestirnten Himmels gezeigt hatte, „ich beneide Sie um die herrlichen Genüsse, welche Sie sich, beynähe so oft Sie wollen, verschaffen können. Aber ich möchte doch nicht an Ihrer Stelle seyn; ich würde mich zu Tode fürchten, und am Ende mitten im Ueberflusse darben und verschmachten.“

„Warum denn fürchten?“ fragte ich verwundernd. „Sehen Sie mir nichts an?“ sagte er, indem er sich näher vor mich hinstellte und mich starr anblickte. — Der arme Mann hatte nur ein Auge. „Und das andere,“ sagte er schnell, als er sah, daß ich seinen Verlust in der uns umgebenden Dunkelheit bey bereits sehr gesunkenem Tage bemerkte, „das andere war auch schon verloren. Fünf ganze, lange, bange Jahre war ich blind, und ich fürchte immer, es wieder zu werden, wenn gleich mein Arzt das Gegentheil sagt. Besonders da mit Ihren Instrumenten, so herrlich sie seynmögen, so gern ich Tag und Nacht bey ihnen seyn möchte — dieß Instrument,“ indem er auf sein noch übriges Auge zeigte, „ist mir doch noch viel lieber, und seit ich es wieder habe, gäbe ich es nicht um alle Schätze des Himmels und der Erde.“

Ich wollte meinen Antheil, mein Mitleid ausdrücken — „nein, nein,“ sagte er, „ich danke Ihnen für Ihre freundliche Theilnahme, aber, verzeihen Sie mir, ich muß mir alle Beyleidsbezeugungen verbitten von allen, die noch

zwey gesunde Augen haben. Nur der, der selbst in dieser Lage war, weiß sie zu schätzen nach ihrem ganzen schweren Gewichte, und auch dieser kaum, wenn einmal das Übel wieder vorüber ist. So sind wir Menschen. Wie oft, wenn ich in meiner bangen Finsterniß da saß und zuweilen ein Strahl von Hoffnung auf einen Augenblick meine Nacht erleuchtete, wie oft sagte ich mir da, wenn du wieder einmal gesund werden solltest, wenn Gott dir einmal das Licht deiner Augen gnädig wiedergeben sollte, wirst du herumgehen zu allen deinen Brüdern, wirst ihnen sagen, wie dir damals war, wirst sie bitten, sie bey ihrem eigenen, größten Glück beschwören, ja acht zu geben auf dieses köstliche Gut, das sie gewöhnlich, so lange sie es besitzen, so wenig achten. Oft ergriff mich dieser Gedanke so lebhaft, mein Herz war so voll: ich bin überzeugt, wenn ich in diesen Augenblicken meinen Entschluß sogleich hätte ausführen, wenn ich damals gleich hätte erzählen, alle meine Gefühle in Worte bringen können, ich würde Hunderte, Tausende gerettet haben, die jetzt rettungslos dem Abgrunde entgegengehen, und diesen langen Martertod zum Theil aus Unwissenheit, zum Theil aus Nachlässigkeit, und oft, vielleicht nur zu oft aus eigener Schuld, sterben müssen. Aber jetzt ist das anders, ich weiß nicht mehr, wie mir damals war, ich kann es wenigstens nicht mehr sagen, und so oft ich es auch versuchte, jenen Entschluß auszuführen, und andere durch die Erzählung meiner Leiden vor dem Unglücke zu warnen, eben so oft war ich unzufrieden, ja böse auf mich, daß ich in meiner Erwartung so weit hinter mir selbst zurückbleiben mußte.“

„Ach mein Freund,“ sagte er, indem er einer höheren Bewegung entgegengehend meine Hand ergriff und sie an seine eigene Brust drückte, „wenn die Sonne, die eben so schön vor uns unterging, morgen nicht mehr wiederkäme? Wenn wir alle tief hinunterfanken in eine ewige Nacht? Wie würde uns da seyn? — Oder wie, wenn sie auch wiederkäme, aber wir sähen sie nicht mehr? Wenn wir eines Morgens plötzlich blind erwachten? Das müßte noch schrecklicher seyn! Sie kömmt, und aller Augen öffnen sich, ihr wohlthätiges, himmlisches Licht zu empfangen, und ich, ich allein sehe sie nicht mehr! Ich fühle ihre Wärme, ich höre den tausendstimmigen Lobgesang, mit welchem sie der Wald begrüßt, und sehe sie nicht mehr. Der gestern noch, gleich einem Gott, mit einem Blick den ganzen Himmel umfaßte; der Sonnen aufzählte zu Tausenden, die Quelle des Lichts und der Wärme für unzählige Welten, der sieht heute seine eigene Sonne nicht mehr, sein Haus, seine Freunde, seine Kinder, sich selbst nicht mehr. Da kriecht er nun, der Gott von gestern, und tappt um sich herum, um mit Mühe sich den Plan seiner Schlafkammer zu ertasten, während er vor Kurzem noch das Heer der Welten mit einem Blicke maß. Gestern las er noch, durch das Medium des Geberdenspielles, auf dem Gesichte der Menschen, in dem Innersten ihrer Herzen, ihre verborgensten Gedanken: heute muß er ihrem bloßen Zungenspiele glauben, und statt, wie früher, die Wahrheit ihrer Worte abzuwiegen, fühlt er nur mehr ihre trügerische Glätte, und alle verlassend, und von allen verlassen, steht er allein da, und wo er seine Hand hin ausstreckt, ist alles öde, alles Nacht, finstere, ewige Nacht.“

„Aber sehen Sie, wo ich wieder hingekommen bin. Ich wollte Ihnen bloß sagen, wie dem Armen seyn mag, der blind wird, und habe Ihnen nur den beschrieben, der bereits blind geworden ist. Aber das ist bey

weitem nicht die schlimmste Seite des Gemäldes. Das Werden, das allmähliche, unheilbare, trost- und hoffnungslose Werden ist viel ärger, als das Seyn, so wie im Sturme, in der Schlacht, und vielleicht selbst auf dem stillen Sterbebette der Tod selbst lange nicht so arg seyn mag, als die immerwährende und immer näher rückende Vorbereitung zum Tode. Wer je einen Fehler an seinen Augen bemerkt hat, der wird wissen, was ich meine. Beschreiben lassen sich diese ängstlich nagenden Besorgnisse nicht, aber sie fühlen sich dafür desto besser, und sie graben sich endlich so tief ein, daß selbst das Aufhören der Ursache ihre Wirkung nicht mehr zu tilgen im Stande ist.

Als die fliegenden Haare, wie sie die Ärzte nennen, die besonders dann vor unsern Augen sich zeigen, wenn wir sie starr auf einen Gegenstand heften, immer mehr zunahm, als mein Buch mir öfter wie in einen Nebel gehüllt, mein Zimmer wie mit Rauch gefüllt aussah, da fingen meine ängstlicheren Sorgen an. Hundertmal des Tages lief ich zu meinem Spiegel, meine Augen zu untersuchen, und jede neue Probe vermehrte meine Besorgniß. Bald mischte sich der Gedanke an eine trost- und hilflose Zukunft in all' mein Thun und Lassen, und weder Beschäftigung noch Zerstreuung irgend einer Art konnte ihn von mir los machen. Die Aussicht: In einem, in einigen Jahren vielleicht bist du blind, quälte mich ohne Aufhören bey Tage, und am Ende selbst bey Nacht in meinen Träumen. Keine schöne Gegend, keine angenehme Gesellschaft, selbst meine gewohnten, mir so lieb gewordenen Berufsarbeiten, nichts hatte mehr Reiz für mich, denn überall brauchte ich meine Augen, die mir überall im Wege standen.

Eines blieb mir noch in dem allgemeinen Verluste, mein gutes Weib, und meine drey Kinder, alle Töchter. Während ich nach und nach jeder Freude des Lebens entsagt hatte, schien sich mein Herz allein auf diese Lieben zu concentriren, die jetzt meine Welt wurden, die mich aufheiterten und meine Besorgnisse liebevoll zu erleichtern suchten. Aber auch sie schwanden nach und nach in dem allgemeinen Nebel, wie Luftbilder, hinweg vor meinem Blicke. Bald sah ich nur mehr die äußersten Umrisse meiner Geliebten, endlich verloren sich auch diese, und das Einzige auf der ganzen, großen Erde, was ich noch mit Lust und Liebe gesehen hatte, durfte ich nur mehr hören. Desto tiefer hatten sich ihre Züge, die meinem Auge seitdem unerreichbar waren, meinem Gedächtnisse eingegraben, und ich weidete mich an diesen süßen Erinnerungen in den vielen einsamen Stunden, die mir nun selbst mitten im Kreise meiner Familie zu Theil wurden. Besonders gut konnte ich, so oft ich wollte, die Züge meiner Amalie zurückrufen, meiner jüngsten Tochter, die noch nicht achtzehn Monathe alt war, als auch sie mir mit allen übrigen unsichtbar wurde. Ich weiß es selbst nicht, was mich an dieses geliebte Kind so innig hinzog. Ich verlor sie aus meinen Augen in der Zeit, in welcher die Kinder sich so lieblich zu entwickeln anfangen, in welcher sie uns noch nichts als Freude machen.

Sie war es vorzüglich, die mir meine Lage erträglich, ich möchte sagen, zuweilen sogar angenehm machte. Hatte ich früher, als ich noch von Besorgnissen für die Zukunft meinem Unglücke entgegenging, vielleicht etwas an Hypochondrie gelitten, so heiterte sich jetzt, wo das Unglück über mich ausgebrochen war, und ich nichts mehr zu fürchten hatte, mein ganzes Innere hell auf in



der mich rings umgebenden Nacht, und das verdankte ich allein diesem lieben, freundlichen Engel. War sie gleich seitdem fünf Jahre älter geworden, so dachte ich mir sie doch immer in der Periode ihrer ersten kindlichen Entwicklung, in welcher ich sie zuletzt sehen durfte, in welcher sie mir, als das letzte, was ich auf dieser Erde sehen konnte, so unaussprechlich lieb geworden war. Sie war die Trösterin in meiner Krankheit, sie sollte, dieß war mein einziger Wunsch, sie sollte auch einmal die Stütze meines hilflosen Alters werden.

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Das Maß meiner Leiden war noch nicht voll, und das Schlimmste erwartete mich noch. Mein Kind wurde krank. Ich armer, blinder Vater kam drey Wochen nicht von ihrem Bette. Wenn ich meine Augen noch gehabt hätte, so theuer sie mir waren, ich hätte sie mit Freuden hingegeben, den Engel zu retten. Alles war vergebens. — Sie starb in meinen Armen. Ich würde in dieser Stunde es als die größte Gnade des Himmels angesehen haben, mit ihr sterben zu dürfen. Es war der härteste Augenblick meines Lebens, und ich hatte Mühe, mich vor der Verzweiflung zu retten.

Meiner Frau, welche die herzzerreißenden Scenen, die den Tod unseres Kindes begleitet hatten, zu sehr erschütterten, rieth ich, ärztliche Hülfe in der nahen Hauptstadt zu suchen. Sie wollte ohne mich das Haus des Jammers nicht verlassen. Mir war dieß Haus auch öde geworden, wie die ganze übrige Welt, und ich reifte mit.

(Der Schluß folgt.)

#### Landschaftliche Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München.

(Schluß.)

Auf demselben Bilde werden wir für jenen Mangel anderswo reichlich entschädigt. Mit vollem Schwunge rauschen die brandenden Wogen auf Scylla und Charybdis dahin, treiben und drängen sich lagenweise eine beträchtliche Strecke fort, bis sie allgemach in stillern Strömungen auslaufen. Über dem Avernier See brütet die mit Dünsten geschwängerte Atmosphäre so sichtlich, daß sie ihr Bild aus dem trüben, angelaufenen Spiegel der Wasserfläche wegzustehlen scheint. Wie n weiß die Größe des Verdienstes zu schätzen, welches einer der Seinigen, der verstorbene K. K. Gallerie Director Rebell, auf demselben Wege erreicht hat, aus gleicher Ursache schon früher, während seiner Anwesenheit in Italien, mit dem einstimmigen Beyfalle der Kenner überhäuft. Bey einem Kunstberichte aus München ist es deshalb vielleicht nicht überflüssig, an jenen bewunderten Vorgänger gelegentlich zu erinnern, damit die Anerkennung des glücklichen Nachfolgers gehörig Maas halte, und bey einsichtigen Lesern nicht den Verdacht der Übertreibung erwecke.

Das wiederstrahlende, glühende Leben des Südens zeigt sich eben so mannigfaltig als angemessen in den Beschaffenheiten des Bodens, und zwar in sichtbarer Übereinkunft mit den Bestimmungen und Fortschritten der geographischen Breite. Man erkennt in der von der Sonne durchgearbeiteten, versengten und gefärbten Erde deutlich die Macht, mit welcher die Feuerströme des Lichtes sich seit Jahrhunderten über die Grundveste Italiens ergossen haben und ihr Werk fortsetzen. Erquickend sind in solcher Beziehung vorzüglich einzelne Landschaften auf den Bildern von Acqua Acetosa und der römischen Campagna; in andern verköst lieblicher Schimmer die Kraft jener Einwirkungen; um den Avernier See ist der Boden rings umher mit den Kennzeichen vulkanischer Gewalt bedeckt. In Stamm und Rinde, wenn nicht überall, doch größtentheils, in den Abwechslungen des Wuchses und der Verzweigung, in den zur Bezeichnung und Ausschmückung des Ortllichen getroffenen Vertheilungen, sind die Bäume wahr und lebendig bis zur Überzeugung. Hier und da bemerkt man in den

Wipfeln eine etwas kümmerliche Ausstattung, die zwar geschickt motivirt ist, aber deshalb doch den Beschauer gleichgültig läßt, da sie mehr von dem Wunsche des Künstlers zeugt, bey Gelegenheit mit dem Einzelnen ein leichtes Abkommen zu treffen, als den einhelligen Charakter der naturschönen Umgebung zu erfassen. In einigen der früher entstandenen Bilder ist das Laubwerk offenbar zu sehr ins Unbestimmte und Flache gezogen. Man findet darin nicht die sprechende Handschrift der Natur, sondern Abfärbungszüge, welche dem Auge das Lesen und Verständniß erschweren. Späterhin hat sich *Rottmann* besser besonnen, in ähnlicher Weise immer seltener einzelne Stellen behandelt, denen zur Entschuldigung oder zur Mißbilligung, je nachdem man die Sache ansieht, die Spuren der Geschwindmalerey anhaften. Wie viel er auch im Laubwerk leisten kann, sobald er will, was darin künftig noch von ihm zu erwarten ist, wenn er sich entschließen kann, diese Ziel schärfer zu verfolgen, verräth sich auf mehreren Bildern, besonders in dem von *Reggio*. Die klare Tiefe, die blendende Pracht des italienischen Himmels im Zustande der Ruhe und Reinheit, wo und wie diese Bestimmungen in allgemeiner Eintracht zusammenwirken, ist wahr, ergreifend wiedergegeben. Eine reiche Augenweide der Art gewährt vorzüglich Sicilien in den Ansichten von Palermo, Messina, Taormina, den Ätna nicht zu vergessen, dessen reine, majestätische Erscheinung selbst die Luft mit zu empfinden scheint. Auch außerhalb der Arkaden, in beträchtlicher Entfernung von ihnen, fühlt man sich getroffen von den leuchtenden Blicken Siciliens und muß darin die dem Fresco eigenthümliche Kraft bewundern. In den Anfangsbildern, mit Ausnahme von Trient, das jetzt an der Spitze steht, bis zu dem lachenden Frieden Perugia's hin, ist der Himmel wohl etwas zu sehr in melancholische Launen versunken, selbst unter der Voraussetzung, daß dabey die unverwerfliche Absicht zum Grunde lag, solchergestalt Raum zu gewinnen für die nothwendigen Abstufungen von Norden nach Süden. So tritt z. B. das herrliche Florenz unter seiner zerrißnen Wolkenhülle, aus welcher der blaue Himmel in der Mitte eingezwängt hervorschaubt, weder nach den Forderungen der Geschichte, noch im Sinne der Natur, gebührend ans Licht; auch der poetischen Devise, die es mit der Stadt verdienstermaßen sehr gut meint, ist diesmal nicht Genüge geleistet worden. Daß obige Bemerkung dem Künstler nicht unrecht thut, läßt sich unter andern aus den verdeckten Pentimenti folgern, zu denen er sich späterhin in ähnlicher Beziehung bey der Ansicht von Trient verstanden hat, augenscheinlich zu seinem Vortheile. Eine gewisse Unzulänglichkeit des Verfahrens, die mehr oder weniger allen ersten Versuchen anhängt und daher schonend beurtheilt werden muß, läßt sich vom Anfange her bey einem und dem andern Bilde in der Darstellung der Wolken wahrnehmen; sie sind mitunter zu scharf ausgeschnitten und verfallen dadurch ins Flache. Weiterhin geht die bestimmtere Umrandung der Wolken immer mehr in flockenartige Leichtigkeit über und einigt sich dadurch mit der Naturwahrheit. In Ansehung der letztern scheinen alle Forderungen möglicher Vollenbung in ein paar Wolken erfüllt zu seyn, die sich schimmernd über dem Cyklopenfels wiegen. Referent will es nicht versuchen, die durchsichtige Hülle, den zartgewebten Bau, die scheinbare Bewegung jener hingehauchten Luftgebilde verdienstermaßen zu schildern; Luftkörper, nicht Luftgebilde, denn eben darin, daß sie als solche jeden Wunsch erschöpfen, besteht das Eigenthum ihrer Vorzüge. Wer so ungemein viel geben kann, wenn er gerade einmal darauf ausgeht, innerhalb gewisser Grenzen sein ganzes Vermögen zu zeigen, dem rechnet man ungern kleine, anderweitige Rückstände nach. Eine schwierige Seite der Betrachtung ist bey Landschaften, zumal bey italienischen, das Urtheil über die Harmonie der Farbewirkungen, sobald das selbe ins Genauere eingehen will, dabey Ansprüche auf Sicherheit macht und diese durch Kenntniß der Landesnatur rein gegenständlich zu begründen sucht. Um dies alles ist es hier nicht zu thun, lediglich um einige Bemerkungen, die sich auf das Bewußtseyn stützen, *Rottmann* lange, vielfach, aufmerksam mit sich selbst verglichen zu haben, so daß zuletzt der Theil von übrig gebliebenem Mißtrauen, wie gering er immerhin ist und wie widersprechend die Versicherung klingt, im Wesentlichen eben aus der überzeugenden Gewißheit fließt, mit welcher sich das allgemeine Ergebniß der Beobachtung dem Gefühle unwiderstehlich aufdringt, als solches aber den Beyfall in seinen mannigfaltigen, entschiedenen Beziehungen bis zur Bewunderung steigert. Weil nemlich die Gewalt der Übereinstimmung im Großen und Ganzen jedem empfänglichen Sinne klar entgegenkommt, so erhält derselbe darin zugleich einen Maßstab, nach welchem er einzelne Unebenheiten und geringere Abweichungen schätzen kann. Bloss auf diese relative Würdigung ist es gegenwärtig abgesehen. In voller, ja hinreißender Harmonie der Farbewirkungen prangen vor Allem die lichten Gebirgsfernen, dabey in

einer Verschiedenheit und Deutlichkeit von Abstufungen, über welche der Luftton durch seine Ermäßigungen die Milde der Vollkommenheit verbreitet. Mit den eindringlichen Kennzeichen ächter Originalität und Verbindung hebt sich um den Avernischen See, während die Natur ringsum Bescheid thut, der Farbenregel des Besuchs hervor. Die allmählichen Abwechslungen in den Lufttönen der blauen Weite sind betrügerisch schön angedeutet; sie haben Einheit, ohne in Einförmigkeit zu verfallen. Kaum braucht es bemerkt zu werden, daß die Richtigkeit der angewandten Luftperspective zur Harmonie der Farbenwirkungen bestens mitwirkt. Unter den Gegenständen, welche dem Blicke näher gestellt sind, dabey theils in den Tönen des Erdreichs oder Gesteins, theils in den Beschaffenheiten der Luftstimmung einen besondern Ernst mit dem Reize der Mannigfaltigkeit verbinden, zeichnen sich vor andern die römische Campagna und die Cyclopfelsen aus; ganz besonders die letztern und zwar deshalb, weil ihr Urheber diesmal im Reiche des Dunkeln einen Sieg errungen hat, der uns von seiner Herrschaft über die Farbe einen neuen, erhöhten Begriff gibt. Man hätte sonst glauben können, er culminire allein, oder doch mit ausschließender Vorliebe im Glanze des Lichts. Eine schwelgerische Fülle desselben ist um Bajä sichtbar, erinnernd an die Genüsse des glückseligen Campaniens, bezeichnet durch eine eigenthümliche Farbenhaltung, die in solcher Art nirgends wiederkehrt. Große Massen friedlicher Beleuchtung ruhen vorzugsweise auf Reggio und dem See von Nemi. Jetzt ist es Zeit auch die hier und da durchblickenden Schwächen zu berühren. In der Ferne erscheinen mitunter einzelne getrübe Lichtstreifen etwas schmutzig, wie an eine Wand hingspritzte und aufgetrocknete Flecken. Sie gehören zu den Verräthereyen der Galle. Dahin sind auch verschiedene Stellen der Vorgründe und selbst einer und der andern mittlern Entfernung zu rechnen, wo dem Grün die naturgemäßen Zeichen der Vegetation abgehen und dagegen die chemische Beschaffenheit des Materials sich zu laut anmeldet. Diesen Mangel bemerkt man hauptsächlich da, wo die Behandlung ins Dürftige übergeht und die Klugheit eine zu sarge Haushälterin gewesen ist. Übrigens bleibe der Zukunft die Entscheidung vorbehalten, wie viel Kottmann noch fehlen dürfte, um eine vollständige Gewalt über die Farbe auszuüben; sicherlich aber ist er unter den Münchner Frescomalern einer der Wenigen, die dem Umfange und den Geheimnissen der Farbenwelt am nächsten auf die Spur gekommen sind; ja man kann wohl getrost behaupten, daß er unter ihnen in den Entwicklungen und Übereinstimmungen der feinern Nuancen nicht Seinesgleichen findet, in dieser Hinsicht überhaupt schwerlich einen Nebenbuhler zu fürchten hat. Endlich zum Schlusse noch ein Wort über die Staffage. Die Figuren sind richtig, sicher in ihren Stellungen und Bewegungen, meistens auch in der Bekleidung leicht und frey gehalten. Einige Gesichter können sich freylich über Vernachlässigung beschweren; wahrscheinlich wird aber deshalb kein Prozeß entstehen. Referent will sich kein bestimmtes Urtheil über die Folge der einzelnen Bilder anmaßen, insofern sie die Rangordnung ihres Werthes betrifft; er theilt sie indessen für die Bequemlichkeit der Übersicht in drey Classen, je nachdem die Vorzüge des Gegenstandes, der Auffassung und der Ausführung sich verschiedentlich hervorthun. Zur ersten Classe gehören unstreitig in jeder Hinsicht, und zwar als Darstellungen vom ersten Range: Nequa Aetosa, die römische Campagna, der Monte Serone, der Avernische See, der Ätna, das Theater von Taormina, die Cyclopfelsen. In Reinheit der landschaftlichen Gattung sind ihnen nicht ganz gleich, hingegen an großartiger Auffassung und Behandlung vollkommen entsprechend unter den Städten: Messina, Palermo, Terracina; unter den Bauwerken: der Tempel der Juno Lucina in Sirgenti, wenn man die ruhige, concentrirte Macht seiner Wirkungen, das ächt ruinenhafte Ansehen, die wüste Umgebung mit ihren stillen Erschütterungen, die erhebende Nachbarschaft des Meeres und die angemessene Staffage in Anschlag bringt. Der zweyten Classe möchten zunächst benuzählen seyn: Perugia, der Golf von Bajä, Reggio, der See von Nemi, die Insel Ischia, Trient, Rebalu, sofern diese sämmtlich durch Anmuth, Lichtreiz, die Süßigkeiten der Ruhe, größtentheils auch durch die Art der Ausführung vorragen; dann dürften Scylla und Charybdis, Sirgenti, Selinunt folgen. Weniger gelungen als die aufgezählten Bilder, zum Theil in einem ziemlich merkbaren Grade, und daher in die dritte Classe zu verweisen sind: Rom, Ruinen Roms, Florenz, Tivoli, Syrakus, Monte Cavo. Die Veroneser Klause ist deshalb gleichfalls hieherzurechnen, weil sie, obwohl vortrefflich in den Fügungen, Verschränkungen und den kühn aufsteigenden Linien der Steinmassen, zu sehr in gleichmäßige Dürstigkeit gesetzt ist. Mit Rom soll der Künstler selbst unzufrieden seyn, wie die Rede geht, in einem solchen Grade, daß er gesonnen ist, künftighin diese Freske durch eine andere von demselben Inhalte zu ersetzen. Eine freymüthige Selbst-

kritik, die ihm Ehre bringen und den Arkaden zu einer wesentlichen Verschönerung gereichen würde. Mit Rom dürften Rom's Ruinen ungefähr auf der gleichen Stufe stehen. Florenz, selbst dem Namen nach eine von den Blüthenkrönen Italiens, entspricht ihrem Ansehen und Rufe zu wenig in der ganzen Art der Auffassung und Behandlung. Bey Livoli oder Syrakus sind die Forderungen eines reinen Geschmacks nicht genug berücksichtigt. Monte Cavo ist durch und durch mit grünlichen Tönen bedeckt, die um so mehr eine gewisse Monotonie verbreiten, da sie sowohl in der Luft als am Erdboden angenehmer Abstufungen ermangeln. Es kommen auf dem letztern gar zu viele leere, unbedeutende Stellen vor. Die zuletzt bezeichneten Fresken konnte Ref. also entweder gar nicht, oder nur in einem sehr bedingten Sinne meinen, wo von einer lebhaften Anerkennung des Verdienstes die Rede war. Jedenfalls sind Kottmann's Fresken für ihn selbst ein würdiges Denkmal seines Talents, für die Stadt eine öffentliche Zierde, für deren Bewohner ein wirksames Bildungsmittel, für die gegenwärtige Kunstepoche Bayerns aber ein Werk von bleibendem Werth.

K. W.

### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 5. May zum ersten Male: „Kataplan der kleine Tambour.“ Vaudeville in einem Acte nach dem Französischen von Pflüwiz.

Kataplan ist ein Soldatenkind, dessen Vater bey der Belagerung von Ehrenbreitstein fiel und welches der Sergeant Gros canon wie seinen eigenen Sohn erzog, da er auch die Mutter für todt hielt. Diese aber lebt und das gegenseitige Wiederfinden beyder bildet den Stoff der heutigen Novität. Die Piece ist eigentlich ohne alle Verwickelung und ganz mit jener Leichtigkeit und Oberflächlichkeit, aber auch mit jener Wirksamkeit und Bühnenkenntniß geschrieben, welche den Producten unserer über-rheinischen Nachbarn eigen sind und deren Einfluß auf die Depravation unseres Theaters wohl keinen Zweifel zuläßt. Kataplan bedarf einer ganz guten Darstellung, um zu gefallen, und da jene Bedingung bey der heutigen Production erfüllt war, so verswirklichte sich auch ihre Folge, nemlich die günstige Aufnahme des Stückes, welches überdies eine sehr glückliche Vergabe an mehreren gutgewählten Gesangnummern besitzet. Dlle. Hill, deren Debut als Rosine im „Barbier“ wir auf ehrende Weise zu besprechen Gelegenheit hatten, gasirte als Kataplan und wiewohl ihre Stimme etwas durch Indisposition zu leiden schien, wirkte sie dennoch auf das befriedigendste in Spiel und Gesang; in letzterer Beziehung zeichnete das Publicum besonders die Arie mit der Trommel (irren wir nicht, so ist sie von C. M. von Weber) und das Duett mit Gros canon aus; rücksichtlich des declamatorischen und mimischen Theils ist zu bemerken, daß Dlle. Hill Nichts zu wünschen übrig ließ und daß ihre Darstellung von der Art war, um auch einer Schauspielerinn von Beruf Ehre zu machen. Die Debutantinn erwarb sich die allgemeinste Anerkennung und wir freuen uns herzlich, das Personal des Josephstädter Theaters durch eine so talentvolle und vielseitige Kunsttün-gerinn bereichert zu wissen; ihre Vielseitigkeit erprobte Dlle. Hill erst neulich als Ritta im „Zampa“, die sie ganz eminent gab. Nicht minder vorzüglich war Hr. Kottmann (Gros canon), dessen Leistung wir ohne Anstand eine ausgezeichnete nennen dürfen, wenn anders ein tadelloser Vortrag der Gesangstücke und der Prosa dazu berechtigen. Sehr lobenswürdig ist die Resignation, womit dieser wackere Künstler, wo es Noth thut, den Komiker verläugnet, indem er den Effect jederzeit aus dem Charakter seiner Rolle entwickelt, ohne sich der Versuchung zu Nebenbeistehen hinzugeben. Wirklich ergreifend zeigte sich Hr. Kottmann in seinen Musikstücken, und gewiß hat die glückliche Besetzung dieser Rolle wesentlich zu dem Gelingen der Vorstellung beigetragen. Die übrigen Parthien waren durch Hrn. von Holtei, Mad. Arbesler und Dlle. Hocheder sehr gut besetzt, die letztere zeigte überraschende Verwendbarkeit. — Vorher wurde „das Anekdotenbüchlein“ gegeben, in welchem wieder Frau von Holtei er-  
cellirte. 12

des Hrn. J. Artois, ersten Violinspielers Sr. Majest. des Königs von Belgien.

Ein junger Virtuose, zumal ein Violinspieler, der aus der Fremde noch keinen accreditirten, in der Kunstwelt gleichsam legitimirten Namen mitbringt, hat in unserer Zeit der allgemeinen Concurrenz auf der einen und der übersättigung auf der anderen Seite, einen harten Stand, und der Beyfall, den am Ende sein hervorragendes Talent sich erzwingt, wird ihn wohl mit dem Kunstsinne seiner Zuhörer verfühnen, mag ihn aber wohl nur sehr unzulänglich über die äußerst geringe Anzahl derselben trösten. So ging es auch Hrn. Artois, von dem (eine zufällige, nicht allgemein bekannte Privatnotiz abgerechnet) unser Publicum gar nichts wußte und also nur äußerst spärlich bey seinem Concerte sich einfand. Desto mehr wurden die wenigen Anwesenden überrascht, ja entzückt durch das vortreffliche, in mehr als einer Beziehung außerordentliche Spiel des jungen Künstlers, dem wir, wenn uns nicht alles täuscht, in kurzer Zeit einen glänzenden Namen, eine bedeutende Rolle in der musikalischen Welt prophezen. Vor allem ausgezeichnet ist der große, markige, kräftige Ton, den er auf seinem Instrumente hervorzubringen weiß; mit diesem vereinigt er eine Bravour, die ihn den ersten Violinspielern unserer Zeit anreicht, aber zugleich einen Gesang, einen Ausdruck, eine Seele in seinem Spiel, wie sie nur aus einer selbstschaffenden, ächten Künstlernatur hervorgehen können. Sein Adagio ist das schönste, vollendetste, dessen wir uns seit langer Zeit zu erinnern wissen, wie wir denn überhaupt nicht läugnen wollen, daß das ganze Spiel des Hrn. Artois uns als eine ungewöhnliche, epochemachende Erscheinung in unserer neueren Kunstfahung vorgekommen ist. Die Musikstücke, welche der Künstler, den wir im vollen Sinne des Wortes so nennen, vortrug, bestanden in einer höchst brillanten Composition (troisième air varié) von Veriot, welche er mit seltener Vollendung und doch zugleich mit einer ganz eigenthümlichen, wahrhaft geistvollen Originalität zu behandeln wußte, dann in einem Concertino und am Schluß in Variationen, beydes von eigener Composition, in welcher letzteren Beziehung das Talent des Erfinders nicht hinter dem des Virtuosen zurückgeblieben ist. Beyde Productionen erregten und verdienten einen eben so einstimmigen als enthusiastischen Beyfall; und wir scheiden von dem trefflichen Künstler mit dem herzlichsten Wunsche, ihn recht bald und so allgemein bewundert, als er es verdient, wieder zu hören. — Die übrigen Leistungen des Concertes bestanden in einer überaus schwierigen, aber weniger dankbaren Arie Bellini's aus seiner Oper: *Beatrice di Tenda*, von der k. k. Hofoperngerinn Mad. Kraus-Wranitzky mit ihrer gewohnten, von unserm Publicum immer mehr erkannten und gewürdigten Virtuosität vorgetragen, und in Variationen für das Pianoforte von H. Herz, gespielt von Louis Lacombe, einem höchst talentvollen Knaben, dessen in diesen Blättern schon früher rühmende Erwähnung gethan und der in seiner heutigen Leistung eine wahrhaft glänzende Probe von seiner fortschreitenden Kunstausbildung ablegte.

### A u f l ö s u n g

der Charade in Nr. 57: Treuhöld.

### M o d e n b i l d XX.

Kleid von Mandarin mit einer gestickten Battisi-Pellerine nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Der graue Gros-de-Naples-Zughut mit grau und schwarzen Blumen und Gaze-Band nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

---

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 16. May 1835.

59

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb „ n. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Starblinde.

(Schluß.)

Meine Frau erholte sich bald wieder, und drang in mich, die Anwesenheit in der Hauptstadt auch für mich zu benutzen, und einen der berühmten Augenärzte um Rath und Hülfe anzusprechen. Allein ich wollte mich nicht wieder in jenen trostlosen Zustand zurückstürzen, wo man zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Freude und Verzweiflung auf und nieder schwankt; ich zog das volle, sichere Bewußtseyn meines Unglückes jenem marternden Gefühle weit vor, um so mehr, da der schwarze Staar, wie jeder weiß, ohnehin unheilbar ist. — Aber sie hörte nicht auf, in mich zu dringen, und ihr zu Liebe gab ich endlich nach.

Am Morgen des folgenden Tages gingen wir zu Dr. J... Sie kennen den freundlichen, leutfeligen Mann, denn er sprach oft mit mir von Ihnen. Wir trafen ihn nicht in seiner Wohnung, weil er so eben an das Sterbebette der Witwe des unvergeßlichen Sonnensfels gerufen wurde, die in demselben Hause wohnte. Wir fanden bereits einen wohlgekleideten Mann in den Zimmern des Arztes, der ebenfalls auf den letzteren wartete, vertieft in seinen Gedanken sitzend, und uns auf unsere Fragen kaum antwortend. Als der Arzt erschien, war der Fremde der erste, der sehr geschäftig das Wort nahm. Man habe ihm, sagte er, gerathen, wegen seiner immerwährenden Kopfschmerzen die Bäder in Baden zu brauchen; er sey deswegen nach der Stadt gekommen, wolle aber zuerst hier sich Rathes erholen, ob er jenes Bad, seiner Augen wegen, wohl brauchen dürfe. Der Arzt führte ihn ans Fenster, untersuchte sorgsam seine Augen, und sagte ihm endlich, daß er immerhin ins Bad reisen könne, denn dieß hier, indem er auf die Augen des Kranken zeigte, geht seinen Weg fort mit und ohne Bad. „Also ist es gewiß der schwarze Staar, und keine Hoffnung?“ Der Arzt zuckte die Achseln. „Und wie lange, glauben Sie, werde ich noch sehen?“ „Drey bis vier Jahre, nachdem sich der Staar langsam oder schneller entwickelt. „Bis dorthin lebe ich ohnehin nicht mehr,“ sagte der Fremde, und nahm seinen Abschied.

Nun kam die Reihe an mich. „Und was fehlt Ihnen?“ sagte der Arzt, indem er mich zu demselben Fenster, auf dieselbe Richtstätte führte, auf welcher so eben meinem Vorgänger das Todesurtheil gesprochen wurde. „Verzeihen Sie,“ sagte ich, „daß ich Sie bemühe, auch ich bin bereits hülf- und hoffnungslos, ich weiß es, und füge mich auch in mein Loos.“ Er betrachtete mich, wandte ein Auge nach dem andern gegen das Licht. „Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte er. „Drey Ärzte schon vor fünf und mehr Jahren.“ „Sie haben sich alle drey geirrt,“ sagte er, „denn Sie haben offenbar nur den sogenannten grauen Staar, und Ihnen ist noch sehr gut zu helfen.“

Ich würde mich vergebens bemühen, Ihnen zu sagen, wie mir war, als ich dieß hörte. Mein Herz war der Freude schon zu lange entwöhnt, um sich ihr sogleich wieder aufzuschließen. Auch waren Zweifel und Mißtrauen die ersten Gefühle, die in mir laut wurden. Aber die wiederholten, abermaligen Versicherungen des Arztes, seine liebevolle Freundlichkeit, seine Theilnahme, seine eigene Freude über das Vergnügen, das mir bald zu Theil werden sollte, verbunden mit dem großen Vertrauen, das er in der Hauptstadt und der ganzen Umgegend genoß, dieß alles machte mich endlich — nicht beruhigt oder vergnügt, sondern beynah ohnmächtig. Unfähig, das Gewicht der Wonne zu ertragen, das in dem Augenblicke auf mich einströmte, wo ich mit völliger Gewißheit, nicht bloß mein Todesurtheil, sondern selbst schon seit Jahren ein Todter, nur die Bestätigung meines Todes zu vernehmen erwartete, sank ich fast ohne Bewußtseyn in die Arme des menschenfreundlichen Mannes, in die Arme meines vor Entzücken laut aufweinenden Weibes.

Als der Sturm sich wieder gelegt hatte, wurde beschlossen, daß der Arzt selbst zu uns kommen, daß er bey uns die Operation vornehmen und einige Tage im Kreise meiner Familie das Land genießen solle.

Den folgenden Tag reisten wir voraus nach Hause. Mir war so wohl in meinem Innern, ich war so kindlich froh, daß ich zuweilen, nach meiner früheren, nun längst erloschenen Gewohnheit, wieder ein oder das andere meiner Lieblingsliedchen zu trillern anfing. Ich mußte mich über mich selbst verwundern, wenn ich mich plötzlich in einer frohen Laune ertappte, daß ich Abgebrennter des Lebens noch so viel Sinn für die Freuden desselben in meiner finstern Nacht erhalten konnte.

Nach einigen Tagen schon kam der Arzt. Sogleich wurden die Vorkehrungen zur Operation gemacht. Mir wurde, ich gestehe es, etwas unheimlich, und ich hatte Mühe, die Zweifel zu bekämpfen, die sich in mir regten. Die zuthuliche Zärtlichkeit meiner beyden Töchter, die auf ein geheimes Schreiben meiner Frau ihre Familien verlassen hatten, und zu uns gereist waren, um der Operation beizuwohnen, und das ängstlich bemühte Zureden meiner Frau selbst, die mich schwächer glaubte, als ich war, und die mehr um den Erfolg der Unternehmung zitterte als ich, — alles dieß machte mich weicher als gewöhnlich, und es fehlte nicht viel, ich wäre zurückgegangen, ich hätte wenigstens von Aufschub gesprochen, als der Arzt, der, so wie ich, zu seinem Geschäfte der Ruhe bedurfte, sie bat, sich wenigstens in das nächste Zimmer zu entfernen. „Sie sollen ihn,“ sagte er, „bald wieder sehen, und auch er, so Gott will, wird Sie bald wieder sehen.“

Wir waren allein. Todtenstille war um uns. Nur aus dem Nebenzimmer kam zuweilen ein verhaltenes Schluchzen. Ich stand da, in der Mitte des Zimmers,

meine Geliebten hatten sich aus meinen Armen gerissen. Um mich war Nacht, und Hoffnung und Furcht wogten in mir auf und ab. Da ergriff mich die Hand des Arztes, führte mich auf den verhängnißvollen Stuhl, eine andere fremde Hand, sein Gehülfe, den ich früher nicht bemerkte, hielt meinen Kopf, — ein Stich, ein Zug, und eh' ich zur Besinnung kommen konnte, war alles zu Ende. — „Es ist vorüber,“ sagte der Arzt, „alles glücklich vorüber,“ indem er die flache Hand über mein Auge hielt, und den Stuhl vom Fenster wegrückte.

Ein Wink vom Gehülfsen, und die Nebenthüre ging auf: ich hörte kommen. „Wer ist das?“ fragte der Arzt, indem er die Hand von meinem Auge zog. Ach Gott! ich sah, ich sah meine Julie, meine Marie, ich sah meine Töchter! Ich wollte reden, schreyen, ich konnte nicht. Schnell zog sich die Hand wieder über mein Gesicht. „Aber wo ist meine Frau, mein Weib, mein geliebtes Weib?“ sagte ich, als mir die Sprache wieder kam.

Die Arme zitterte und weinte im Nebenzimmer: Angst und Freude hielt sie fest. Sie mußte auch noch kommen. Die Töchter führten die Lebende herein. Ich sah mein gutes Weib, ich sah sie wieder, die treue Gefährtin meines Lebens, die mit mir Freud und Leid im vollen Maaße so redlich getheilt hatte: ich sah sie wieder, die ich nicht mehr gesehen hatte fünf volle, lange Jahre. Es ist unmöglich, auch nur von ferne die Gefühle zu bezeichnen, die mich bestürmten. Meine Augen wieder, meine Lieben wieder, die ganze Welt wieder, und alles in einem Augenblicke! Wer kann das beschreiben!

Aber nicht minder schwer würde es mir seyn, Ihnen auch nur eine schwache Idee von der Herrlichkeit zu geben, die mich in dem Momente überstrahlte, als mir der glückliche Stich des Arztes das so lang geschlossene Auge wieder öffnete. Wie ein Strom, wie ein Feuermeer stürzte das Licht von allen Seiten in mein geblendetes Auge. Ich erkannte in dem ersten Augenblicke die Gegenstände um mich herum nicht deutlich: ich sah zu viel, ich sah alles auf Einmal, und nicht die Welt, der ganze Himmel schien vor mir offen zu stehen. Die Wände des Zimmers, dieß erinnere ich mich noch sehr wohl, waren ganz, ganz anders, als sie uns jetzt erscheinen. Sie schienen alle wie mit matten und doch hellglänzenden Silberplatten überzogen, in denen sich alle Farben des Regenbogens in einer wunderbaren Schönheit spiegelten, und kurz, es war eine andere, neue, himmlische Welt.

Aber nun war es Zeit, für die nöthige Ruhe und Wartung zu sorgen. Die ersten Freuden waren genossen, die heißeste Sehnsucht war gestillt, und nun wanderte ich in ein bereits verhängtes Zimmer, wo ich fünf Tage in stiller Ruhe das Bett hüten mußte. Meine Familie wartete meiner abwechselnd bey Tag und bey Nacht, und der Arzt, der jeden Tag uns öfter besuchte, trug uns allen auf das dringendste auf, dahin zu sehen, daß die Binde, welche er über das Auge gelegt hatte, ja nicht verrückt, und meine Lage nicht geändert würde. „Die Wunde,“ sagte er, „welche ich in dem Auge gemacht habe, ist noch offen, und wenn jene Vorsicht vernachlässigt würde, so könnte in einem Augenblicke alles unwiederbringlich verloren gehen, und das Auge durch die gemachte Wunde auslaufen.“

Alles ging gut, und der Arzt versprach schon am vierten Tage, mich morgen das erste Mal in den Garten zu führen. In der darauf folgenden Nacht erwachte ich plötzlich aus einem beängstigenden Traume. Ich hatte die Hand noch



an der Binde, diese war verrückt, und das Auge selbst ganz naß: Thränen stürzten das Gesicht herab. Was war gewisser, als mein Unglück! Nach so vielen überstandenen Leiden, so nahe der Erlösung, und alles, alles verloren! Ich wollte um Hülfe rufen, aber mein Unmuth selbst hielt mich zurück. Sie werden es noch immer früh genug erfahren, dachte ich, und du bist nun einmal verloren, und alles ist dahin. So blieb ich unbeweglich, in meinen Schmerz versunken, die ganze noch übrige Nacht, bis endlich am Morgen, den ich im Garten zu genießen hoffte, und den ich nun nicht mehr sehen sollte, der Arzt uns wieder besuchte. Er trat ans Bette, die Meinigen mit. Ich erwartete sprachlos, was da kommen sollte. — Er nahm die Binde leise ab: „Alles gut, recht gut,“ sagte er, „ich halte mein Versprechen, heute gehen wir in den Garten.“ Ich traute meinen Ohren nicht, und nur mein verloren geglaubtes Auge selbst, mit dem ich den freundlichen Helfer erblickte, konnte mich überzeugen. Ich erzählte ihnen endlich die Geschichte meiner ausgestandenen, eingebildeten Leiden, und alle lachten herzlich.

### Meine Heimkehr.

Geschrieben im Februar, und übersendet an seine Freunde von Leopold Engelsberg.

Wenn der Frühling auf den Fluren  
Schwach noch ist, ein zartes Kind,  
Und des Winters letzte Spuren  
Noch im Hain zu finden sind,  
Wenn zum Pflug der Landmann schreitet,  
Emsig schon die Erde hegt,  
Und, wenn er die Rosse leitet,  
Hörcht, wie schön die Lerche schlägt;

Wenn das Bienehen aus der Zelle  
Mit erstarrtem Fittig schwebt,  
An der sonnbestrahlten Quelle  
Froh ihr Auglein aufwärts hebt:  
Wenn ein süßer Hauch von Düften  
Aus den blauen Weischen dringt,  
Um die Heerde auf den Tristen  
Schon manch fröhlich Lämmchen springt,  
Werden sanfte Lüfte weh'n,  
Und mein Kahn bereitet steh'n.

Wenn die Puppe noch am Baume  
Schlafend in der Furche weilt,  
Schon im süßen Morgentraume  
Lüftern nach den Blumen eilt,  
Wenn auf grün bemoosten Höhen  
Knospend auch ein Blättchen reift,  
Und des Frühlings Banner wehen,  
Seines Segens Balsam träuft:

Dann, wenn zündend Aller Blicke  
Jedes Auge liebend winkt,  
Und der Adler wie die Mücke  
Aus dem Born des Lebens trinkt,

Wenn Millionen kleiner Wesen  
 Endlich in der Erde tief  
 Von der Fürstin Sonne lesen  
 Jubelnd ihren Freyheitsbrief,  
 Lande ich an Eurem Strand,  
 Märzen-Weischen in der Hand.

### L i t e r a t u r.

1. „Der Sängerkrieg auf Wartburg.“ Romantische Erzählung von August Bürc. Leipzig. Hartmann. 1834. 226 S.
2. „König Arthur und seine Tafelrunde.“ Drama von Ebendenselben. Leipzig. Gebrüder Reichenbach. 1834. 156 S.

Hr. Bürc, dessen Name und schriftstellerische Leistungen uns bisher völlig fremd waren, erscheint hier mit zwey ganz verschiedenen Geistesproducten — einer romantischen Erzählung und einem Drama; das ist viel auf einmal, zu viel, wenn man aus der näheren Prüfung des Gegebenen ein Facit über den Beruf des Verfassers zieht!

Nr. 1 ist bereits in zu vielen Bearbeitungen bekannt, als daß es einer neuen bedürft hätte, wenn sie nicht etwas wirklich Neues zu bringen vermochte. Dergleichen haben wir indessen in dem Buche des Hrn. Bürc nicht gefunden, wenn man nicht etwa die Idee dafür nehmen will, daß unser Autor seinen Helden, Heinrich von Osterdingen, in den Befreyungsversuch des Richard Löwenherz durch Blondel verwickelt und diesen Letzteren selbst als Begleiter Osterdingen's und Klingsohr's bey dem Sängerkriege auftreten und ihn für den Teufel Naslan halten läßt — eine poetische (!) Freyheit, die denn doch wohl gar zu weit gehen dürfte. Diese romantische Erzählung ist übrigens nur die erste eines Cycclus von drey dergleichen Arbeiten, in denen der Verfasser Osterdingen's Schicksale darstellen zu wollen scheint. Fleißiges Studium der Quellen und einiges Talent für die Schilderung von Einzelheiten ist nicht abzulängnen; doch, wenn man fast auf jeder Seite sprachliche und grammaticalische Sünden antrifft, wenn man allenthalben das heilige Eigenthum der Geschichte mit Füßen getreten findet, dann genügen schwache Spuren von Anlage nicht, um die Kritik zu einem beyfälligen Urtheile zu bestimmen.

Über Nr. 2 wollen wir keinen Auspruch thun, wir legen bloß einige Stellen daraus dem Publicum vor, das sich genügend daran ersehen wird. Das Drama ist uns vorgekommen, wie ein italienischer Operntext, und der Verfasser läßt sich so leicht, so behaglich gehen, daß man recht eigentlich erkennt, wie so gar kein Kopfbrechen ihn sein Opus kostete. Rey spricht S. 17.:

Was soll das Rollen und das Prasseln,  
 Das dumme Grollen und das Rasseln?  
 Für was schlägt denn der Blitz nur ein  
 Bey flunke r' hellem Donnerschein? (!)  
 Nein, Ruhm er wahrlich nicht erwirbt,  
 Wenn Eßen er und Ruh' verdirbt.  
 Könn' ich den toll'n Blitz erblinden,  
 Könn' ich dem Donner s'Maul verbinden,  
 Löscht' ich dem Himmel seine Thränen —  
 Ich wollt' e mich ein Abgott wä hnen !!

#### S. 26. Erster Bauer:

So haben wir sie doch erwischt,  
 Die uns so Vieles weggesicht;  
 Wir wollen euch den Weg schon weisen,  
 Zu unsern Rehen, unsern Reusen;  
 Ihr Diebe, Räuber, Lumpenpackt (sic)  
 . . . . . Ha, was schnack  
 Der Kerl do unten? Ihr seyd Diebe  
 Und kriecht (sic) jezt eure Lohnung (sic) — Hiebe!

S. 71 Tristan:

Die Liebe hätt' ich ihm gestohlen?  
 Huld' gedenkst du der Phiolen,  
 Die ich in jenen süßen Stunden  
 Im Schiff nach langem Suchen funden? 1c. 1c.

Die Auflage ist viel zu gut für ein Buch dieser Art.

—pp—.

## Correspondenz = Nachrichten.

München, im März 1835.

Wenn ich einmal in meinen Berichten eine umgekehrte Ordnung einhalte, wie es heute wirklich der Fall ist, indem ich vom heutigen Montagstage den abgelaufenen Februar rückwärts verfolge, so denken Sie nur, daß auch mich der Carneval ergriß und in seinen Strudel hineinzog. Der Fasching oder das Synonym: Die Faschnacht — das deutsche Lupercalienfest, das sich auch auf unsere Zeiten mit der Ironie der verkehrten Lebens- und Rangverhältnisse hinüber geerbt und dem Diener erlaubt, in der Maske des Herrn den Gebieter zu spielen, zeichnet sich in München von Alters her durch ein besonderes Fest — durch den bekannten Mehgersprung aus.

Ich möchte Ihnen gerne den Ursprung dieses Innungsfestes aus geschichtlichen Quellen nachweisen, allein der Augenblick reißt mich fort und ich kann mich nur an die Erscheinung der Gegenwart halten und Sie damit vertraut machen.

Stellen Sie sich den Schrankenplatz mit den umgrenzenden, mittelalterlichen, italienischen Arkaden, die schöne, rotbe Marmorsäule in der Mitte und die Reihen der Fiakerwagen vor und in der Nähe des alten Rathhauses, vor dem Durchgange durch sein belebtes Thor, den Fischbrunnen vor, so versehen Sie sich wenigstens in der Erinnerung in den Kreis des Festes, und Sie vergegenwärtigen sich leicht den Zug der Meister und Gesellen, die in schwarzseidenen Mänteln, blühende Bouquete im Knopfloche des Rockes, mit Binden und Schärpen den Zug eröffnen und nach dem Tacte eines Marsches aus der Königsburg kommen, wo sie Sr. Majestät dem Könige aus silbernen, mit Blumen bekränzten Bechern ein Lebehoch ausbringen. Der größte Theil der Bevölkerung drängt sich um den festlichen Zug und stellt sich um den Brunnen, um den Mehgersprung zu sehen. Die Fenster aller Wohnungen sind mit Damen garnirt, und wer dort keine Stelle findet, ersteigt die Giebel, klettert an Mauern hinan oder miethet den Wagen eines Fiakers, um unter der stutenden Volksmasse dem Schauspiel beizuwohnen. Das Wasser sprudelt lustig aus einem Kreise von Röhren und füllt fortan das Bassin, der Lehrling, der frengesprochen wurde, oder mehrere, wenn sie dem Gesellenthum incorporirt werden, besteigen den Rand des Brunnens; ein Lebehoch wird dem Regentenhaufe, der Stadt und dem Handwerke aus dem Silberbecher, mit Wein gefüllt, jubelnd gebracht und der Frengesprochene, mit Leinwand wohl umgürtet, springt in die kalte Märzflut — symbolisch anzudeuten, daß er in der Quelle zum tüchtigen Gesellen gestählt ist.

Leider kömmt die Reihe an den Schäfflertanz in diesem Jahre noch nicht, da er nur alle sieben Jahre dem Gebrauche gemäß Statt finden darf. Die Büttnere, d. h. die Böttiger oder Fassbinder, durchziehen die ganze Stadt, und führen vor verschiedenen Häusern, besonders vor jenen der Bräuer, ihre eigenthümlichen Reistänze zierlich und gewandt auf. Dieser Tanz verdankt seinen Ursprung dem Aufhören der Pest, welche im vierzehnten Jahrhundert die Stadt entvölkert hatte.

Alle diese und andere ähnliche Nationalfeste belebten sich in Bayern mit neuem Aufschwunge, als Se. Majestät der König Ludwig den Thron bestieg und der Nationalismus, der unbesonnen genug Nationalfeste und von den Voreltern ererbte, eigene Gebräuche zu Boden trat, wieder verschwunden war. Kein Volk läßt sich gerne die Gebräuche und Feste einer interessanten Vorzeit nehmen. Wer diese dem Volke nimmt, greift sein Nationalleben im Kern an — wer sie wieder erweckt und sie in seinen Schutz nimmt, gibt ihm ein Kleinod zurück, das die Nationalgesittung und Gesinnung in ihm befestigt, und es inniger mit dem Throne vereint. —

Als Napoleon im Jahre 1806 in München war, wurde gerade von der Mehgerinnung der Mehgersprung, der sich in seinen alten Vorrechten noch behauptet hatte, gefeyert. Als der Meister des Handwerkes in der königlichen Residenz nach hergebrachter Sitte den Wein kredenzte, bot er dem Kaiser der Franzosen den Becher dar.

Dieser trug kein Bedenken und nippte vom Wein und drückte sein Wohlgefallen über diese Sitte aus, die, offen und treuherzig, den geraden Charakter des germanischen Volkes aussprach. Sie sind mit mir einverstanden, daß Sitten und Gebräuche eines Volksstammes, die auf Gesittung und Gesinnung ihre Wurzel schlagen, die moralische Kraft desselben bilden? — Napoleon fühlte sich behaglich beim Anblicke dieser Festeyer, die den Unterthan seinem Fürsten wie in einem patriarchalischen Kreise durch das biedertrauliche Unterpand treuer Huldigung und Anhänglichkeit näher brachte. — Der erste Hofball, der im Laufe des vorigen Monates im königl. Hof- und Nationaltheater Statt fand, war in der That prachtvoll und imposant. Eine solche Herrlichkeit an kostbaren Gewändern, an Schmuck und an edlem Geschmade war lange nicht mehr zu sehen. Die Aufzüge, welche großartige Tableaux aller civilisirten Völker und Länder der Erde darstellten, überraschten und blendeten das Auge. Die einzelnen Züge mit den verschiedensten Nationalcostümen — vom Herrscher abwärts bis zu seinen ersten, glänzenden Umgebungen, durch einzelne Paare oder durch schön geordnete Gruppen malerisch ausgeführt, versetzten uns abwechselnd nach Mexico, nach Schiras, nach Sibirien, Byzanz und nach Stockholm. Mit eben so statuischer Treue als mit malerischem Sinne waren sie in bezaubernden Reihen ein vorüberziehendes, großartiges Länder- und Völker-Panorama, so, daß sich die Phantasie sowohl auf den Thron eines Negersfürsten, als auf jenen von London oder von Madrid u. s. w. versetzte. Nicht nur die Gegenwart, sondern auch frühere Jahrhunderte wechselten sinnreich in diesen Erstaunen erregenden Völker-Ensembles, in welchen der ungarische Magnat mit dem Peruaner um die Kostbarkeit und den Reichtum der Gewänder wetteiferte. In früheren Jahren durchzogen Schaaren scherzender Masken die Straßen von München und wanderten von Gasthof zu Gasthof, von einem Kaffeehaus zum andern unter Gesang und Musikbegleitung, und eine gesellige Laune verschmelzte die Gesellschaften, weil damals die sogenannten abonnierten Gesellschaften noch nicht waren, die sich jetzt, wie feindlich sich gegenüberstehende Kasten zum Nachtheile erweiternder Geselligkeit, mit einer Art von Wuth organisirt haben. So bilden sich auch im deutschen Leben, das sonst die Gemüthlichkeit beseele, die Fractionen — dieser politische Auswuchs in den europäischen Staaten, der an der Seine wie ein Unkraut wuchert; so zerrt sich das gesellige Verhältniß aller Stände in lauterlose, kaum mehr zusammenhängende Bande aus einander und eine egoistische, engherzige Absonderung zerstört den heiteren Gemeingeist, der befruchtend und heilbringend das Leben durchdrang. Dort ein Frohsinn, der nur als Aushängeschild über einem imposanten Portale paradiert — hier eine Zufriedenheit, die schwesterlich mit dem Erstern gehen sollte, aber von ihm verläugnet wird; dort eine Thalia, die aber fern von griechischem Götter- und Musenleben wie eine Überschrift eines zertrümmerten Tempels an das mahnt, was der glückliche Hellene ohne diese Separationen war. In einer Hauptstadt möchte es noch zu entschuldigen seyn, wenn die Gebildeten in nähere und stetere Berührung treten und sich einen beständigen Vereinspunct wählen, um sich nicht unter den vielen Tausenden der niederen Classe zu verlieren. Allein, sobald sich eine sogenannte Corporation absichtlich und streng ausschließend bildet, zeichnet sie sich selbst die engen Kreise einer zurückstößenden Kaste und wir sind nicht mehr ferne vom alten, indischen Kastensysteme und werden bald auch unsere Paria haben.

Doch wozu sind diese Declamationen: das Jahrhundert will, wie jedes frühere, seine Rechte und Eigenthümlichkeiten geltend machen, und wir eifern eben so erfolglos gegen die modernen Kasten wie gegen die Pfennig-Literatur, die nach Art der Homöopathen, Geist, Geschmack und Kenntnisse in millionen Theilchen den Völkern bringt, als wäre gerade das millionte zerfaserte Wissen der Gegenwart ganz homogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 12. May zum ersten Male und zum Benefice der F. F. Hoffängerinn, Mad. Kraus-Wranitzky: „Der Bravo,“ große Oper in drey Aufzügen, nach dem Italienischen von J. D. Anton. Musik von Marliani.

Diese Oper hat, wie wir aus den Zeitungen wissen, in Neapel und Paris sehr gefallen und dem Talente des Compositeurs große Anerkennung verschafft; bey uns war das erste nur theilweise der Fall, und auch dem günstigen Urtheile über den Tonseher

können wir uns nur sehr eum grano salis anschließen. — Was das Buch betrifft, wenn man anders einen Canavas von unzusammenhängenden Scenen ohne Sinn oder Bedeutung mit diesem Namen bezeichnen kann, so war die Aufgabe des Componisten in der That eine so undankbare, als sich nur irgend denken läßt; wenigstens gestehen wir willig, daß uns der Inhalt so ziemlich ein Räthsel geblieben ist, wir vermüthen nur, der venetianische Patrizier Bedmaro lasse sich, um seinen eingekerkerten Vater zu befreien, unter der Maske eines „Bravo“ im Dienste der Republik verwenden, falle dann in den Verdacht eines Mordes, und werde hingerichtet, ungeachtet seine Geliebte Violetta Piata, eine Mündel der Republik, versichert, er sey schuldlos — der letzte Act schließt mit dem Anblick der Leiche des Bravo. — Wenn die Direction wieder einmal mit einer Oper in diesem Genre hervortreten sollte, dürfte es rathsam seyn, die Affiche mit einem Programm zu versehen, denn es ist für den Zuschauer in der That peinlich, durch fast drey Stunden ein Bewegen, Singen, Verhaften, Entfliehen, Wehklagen, Ab- und Zugehen zu schauen oder zu hören, dessen Zweck er nicht zu begreifen vermag. Überhaupt aber möchten sich die dermaligen Verhältnisse der Josephstädter Bühne für die große, seriöse Oper minder eignen. Mad. Kraus-Wronigky allein reicht denn doch als Repräsentantinn derselben unmöglich aus, denn jeder Edelstein will eine Einfassung, eine große Sängerin bedarf der entsprechenden Umgebung. Anfänger aber, wenn auch begabte, wie die H. Kreipl und Mellinger, sind als solche, selbst mit dem besten Willen, nicht genügend. — „Der Schwur,“ „die Nachtwandlerinn,“ „das Nachtlager in Granada“ haben von den Operneuigkeiten jenes Theaters den meisten Erfolg gehabt; sollte darin nicht ein Wink liegen, welche Gattung den Kräften der Gesellschaft am meisten zusage, somit durch eine gelungene Aufführung das Interesse des Publicums zu erregen im Stande sey? — Marliani's Musik erscheint zuvörderst überreich an Reminiscenzen; Neues, seiner eigenen Erfindung angehöriges, haben wir kaum bemerkt und es ist uns vorgekommen, als bestebe sein ganzes Talent nur in geschickter Benützung fremder Ideen und in einiger praktischer Routine; hier und da ist eine Piece glücklich instrumentirt, im Ganzen aber zeigt sich auch die technische Arbeit nur als Mittelgut; manches sieht brillant aus, doch bey näherer Beleuchtung findet man eitel Blitter, dessen Realwerth ein sehr untergeordneter ist. Unseres Erachtens dürfte die Musik des „Bravo“ eine solche seyn, in welche der Sänger erst etwas hineinlegen muß, wenn er wirken soll; Alles, was der Compositeur für ihn gethan hat, ist, daß er ihm Gelegenheit dazu gab; Charakter, Erfindung, Melodie, Originalität war in der heutigen Darstellung nicht herauszufinden. Wir bescheiden uns gerne, daß die Oper anderer Orten habe reussiren können; doch dann erfreute sich Marliani gewiß der günstigen Chance, Sänger zu finden, welche einer so halsbrecherischen Aufgabe gewachsen waren — jedenfalls bleibt es ein Uebelstand, auf Phänomene an Kunstmitteln zu rechnen. Die Aufführung war von Seite der Beneficiantinn, welche besonders im 3. Acte excellirte, und des Hrn. Mellinger genügend, letzterer macht Fortschritte in Spiel und Gesang, die seinem Fleiße zum hohen Ruhme gereichen: nur so fortgestrebt und die treffliche Stimme wird bald zur allgemeinsten Würdigung gelangen! — Wir haben den Mißgriff in der Besetzung der Tenorpartie bereits angedeutet, deshalb bemerken wir bloß, daß Hr. Kreipl auf den colorirten Gesang nimmermehr angewiesen seyn könne; was ihm in seinen natürlichen Chorden gestattet war, leistete er recht gefällig; das nec plus ultra rächte sich jedesmal augenblicklich. Von den Nebenrollen ist nichts zu sagen, Chöre und Orchester gingen gut, der Hornist zeichnete sich im dritten Acte sehr vortheilhaft aus. Neef's Decorationen wurden durch zweymaliges Vorrufen geehrt.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 19. May 1835.

60

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Abwärtsige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Erzählung.)

*What were the world or other worlds, or  
all the brightest future, without the sweet  
past: thy love.*  
Lord Byron.

Obwohl noch jung hatte ich dennoch viel erfahren, viel gefunden und verloren, errungen und entsagt, als ich, des Lebens in der großen Welt überdrüssig, mich in die Einsamkeit meiner Güter zurückzuziehen beschloß. Die Jahre, in denen man berechtigt ist, Lust und Genuß als Lebenszweck zu betrachten, waren an mir vorübergerauscht, ich war Mann geworden und fühlte den Drang in mir, wirkliches thätiges Mitglied in der menschlichen Gesellschaft zu werden, deren Ehrenmitglied ich bis jetzt gewesen war. Die Stellung, die mir das Schicksal angewiesen hatte, war der Art, daß ich hoffen durfte, mein ehrlicher fester Wille, fortan nur im Beglücken Glück zu finden, werde nicht durch äußere Verhältnisse in seinen Wirkungen gehemmt werden. Mit leichtem Herzen sagte ich der Residenz, in deren Geräusch und Zerstreuungen ich so manches Jahr versplitterte, Lebewohl, und eilte so schnell als möglich nach meinem lieben Amalienruhe, wo ich meinen Oheim und seine Tochter zu finden wußte, die, da meine Mutter gewünscht hatte, beyde stets um sich zu haben, schon seit langer Zeit auf diesem Gute lebten und auch nach dem Tode meiner theuren Mutter Bewohner desselben geblieben waren.

Mein Herz pochte stürmisch, als ich mich dem Ziele meiner Reise näherte; was meine Kindheit an frohen und trüben Erinnerungen barg, erwachte hier in frischer Lebendigkeit. Hier ruhte mein Vater, dessen ich mich nur dunkel mehr erinnerte, hier war das Grab meiner Mutter. O meine Mutter, du bist gestorben, da ich durch weite Räume von dir getrennt, nicht einmal den letzten traurigen Trost genießen konnte, dich in meinen Armen verscheiden zu sehen. Noch schwebt dein Bild vor mir, so rein, so herrlich, so verklärt, wie sonst kein Bild eines Weibes.

Pferdegetrapp weckte mich aus meinen Träumereyen, ich blickte aus dem Wagen, ein einzelner Reiter sprengte mir entgegen und rief meinem Postillon

zu, er solle halten. In wenigen Augenblicken hatte er uns erreicht, sprang vom Pferde und mit dem Ausruf: „Ernst, mein lieber Ernst!“ zu mir in den Wagen, in meine Arme.

Es war mein Oheim, der, von meiner Ankunft benachrichtigt, mir entgegengeeilte war. Die Herzlichkeit seines Empfanges, seine unverstellte laute Freude mich wieder zu sehen, war mir, der ich in meinem Weltleben diese innige Gutmüthigkeit so oft und so schmerzlich vermist, höchst wohlthuend. Ich Thor, der ich so lange und sehnlich gesucht hatte, was mir so nahe lag! Wo konnte ich ein Herz finden, treuer und edler als meines Oheims? wo einen Geist, aufgeklärter und gebildeter als den seinigen? Er war der würdige Bruder meiner Mutter; was standen mir für heitere glückliche Tage bevor, wenn seine Tochter ihm auch nur halbwegs gleich, und wie sollte sie das nicht? hatte ja doch meine Mutter sie erzogen.

Mein Oheim hatte sein Pferd dem Reitknecht übergeben und fuhr mit mir die kleine Strecke bis zum Schlosse, wo uns meine Cousine Fanny bereits an der Treppe erwartete. Mit einem Freudenschrey slog sie an meine Brust, und gab mir die herzlichsten freundlichen Namen, die wir uns einst in unseren Kinderspielen beygelegt. Sie war recht hübsch, recht allerliebste geworden, und hatte dabey jene Natürlichkeit, jene Einfachheit beybehalten, die so unendlich viel zur weiblichen Liebenswürdigkeit beytragen.

Fanny hatte mit hausmütterlicher Sorge Alles auf meinen Empfang vorbereiten lassen, ich fand meine Zimmer auf eine Weise eingerichtet, die mir so zusagte, daß es mir war, als hätte ich das Ganze selbst so angeordnet. Es gibt Frauen, welchen ein ganz eigener Tact, einen sechsten Sinn möchte ich ihn nennen, angeboren ist, der sie immer unmittelbar das Rechte treffen läßt, und diesen besaß Fanny. Obwohl ohne Kenntnisse der Welt und der Menschen, besaß sie die Gabe mit Menschen umzugehen, und ohne der Selbstständigkeit ihres Wesens etwas zu vergeben, immer in den Ton dessen einzustimmen, welcher jenem, mit dem sie sprach, am meisten zusagte. Bald hatten wir die Recapitulation unserer Kinderjahre geendet, wir sprachen nun von der Zeit, da ich Amalienruhe verließ, um die Universität zu beziehen. Sie erzählte mir, wie viel meine Mutter durch die Trennung von mir gelitten hatte; helle Thränen traten ihr in die klaren braunen Augen, als sie mir dann weiter berichtete, wie meine Mutter immer schwächer und schwächer geworden, bis sie endlich sanft erlöschend den reinen Geist aushauchte, wie noch ihr letzter Laut mein Name gewesen sey. Die Nührung drohte sie zu überwältigen, als sie plötzlich abbrechend, um mir durch ihre Thränen nicht wehe zu thun, mich aufforderte, ihr doch auch recht genau und umständlich zu erzählen, wie es mir in der ganzen langen Zeit ergangen sey.

„Das wird in wenig Worten gesagt seyn, liebe Fanny,“ erwiderte ich. „Ich bin viel gereist, habe viel gesehen, viele Menschen kennen gelernt, und bin dadurch schwerlich besser und gewiß nicht glücklicher geworden.“

„Sieh doch einmal Vater,“ lächelte Fanny mit gutmüthigem Spott, „unser Ernst ist ja ganz Misanthrop geworden; nun wir wollen schon dafür sorgen, daß daraus Misanthropie et Repentir wird.“

„Gewiß wird Ernst,“ erwiderte mein Oheim, „seinen Trübsinn, den ich schon längst in seinen Briefen bemerkt, und zu welchem er doch schwerlich so große Ursachen haben mag, ablegen, wenn erst eine einfache Lebensweise

und geregelte Thätigkeit ihre Ansprüche auf ihn geltend machen werden.“ — „Das hoffe ich, das erwarte ich,“ rief ich mit übereinstimmendem Gefühle. „Wo dürfte ich hoffen, innere Klarheit und Ruhe zu finden, wenn nicht bey Euch, die Ihr mir am nächsten steht? Bey Euch, Ihr lieben guten Menschen!“

Ich hatte nun schon mehrere Wochen in Amalienruhe zugebracht und begann einzusehen, daß auch hier nicht der Ort sey, wo ich die gehoffte Zufriedenheit, die Ausfüllung jener Leere, die mich in steter Unruhe umhertrieb, finden würde. Ich hatte das Ganze in der Ferne so schön und reizend ausgemalt; den Zustand meiner Güter wollte ich verbessern, die Lage meiner Unterthanen erleichtern — ich war zu spät gekommen. Mein Oheim hatte Alles in den besten Zustand zu sehen gewußt, überall fand ich die größte Ordnung und Klarheit.

Die erste Gratulation des Wiedersehens war vorüber, die mir in meinen Verwandten überirdische Wesen zeigte. Nicht, daß mein Oheim nicht ein edler, vortrefflicher Mann gewesen wäre, wie es deren nur wenige gibt, aber er stand meinem Alter und der Art und Weise meines Empfindens zu ferne, als daß eine so vertraute Annäherung, wie sie allein die Einsamkeit zu verschönern vermag, möglich gewesen wäre. Fanny war ein holdes, gutes Geschöpf, aber eines jener Gemüther, welche einem offenen Buche gleichen. Man liest das Buch recht gerne durch, gedenkt auch wohl oft und freundlich des lieblichen Inhaltes, legt es aber doch bey Seite, wenn man es geendet.

Sie war mir so werth, so theuer, als eine Schwester dem zärtlichsten Bruder seyn kann, allein, wenn auch die heiße, glühendste Leidenschaft für die Geliebte nur selten ein Männerherz ganz auszufüllen vermag, wie sollte Bruderliebe dazu vermögend seyn? Schon war ich entschlossen, eine Änderung in meiner Lage zu treffen, als ein für mich, wie für Alle, die mich umgaben, höchst einflußreiches Ereigniß in mein Leben trat.

So soll ich nun von dir sprechen, du wunderbare Zeit der Schmerzen, du Zeit der höchsten unendlichsten Lust! von dir, die mein ganzes Leben umfaßt, deren ich noch, da Jahre seitdem verfloßen, mit heißer Sehnsucht, mit Borne und Verzweiflung denke! Clary! meine Clary! sagt nicht der Name der Geliebten schon Alles? O der Allmacht der Liebe! Meine Seele, unendlich, unsterblich wie Gott, ist bewegt, erschüttert, vernichtet von dem einzigen Wort, von dem armen Laut Clary!

Nicht im Gewühl, nicht im alltäglichen Treiben des Erdenlebens habe ich dich gefunden; ich fand dich im Gottestempel, am Fuße der Altäre, als deine erschöpfte duldende Seele Trost und Kraft in den Wunden des Gekreuzigten holte. Noch sehe ich dich vor mir, wie ich dich bey unserem ersten Zusammentreffen sah, das edle Haupt in den Staub gebeugt, die holde Gestalt von schwarzem Gewande umflossen, starr und bewegungslos in glühendes Flehen der Andacht versenkt. Es war eben stiller Freytag, die Dorfkirche war ungewöhnlich lang offen geblieben, ich war im Vorübergehen hineingetreten, um einer frommen Regung meines Innern zu gehorchen, ich hatte dich erblickt und war geblieben. Dein Diener hatte sich zum Eingang der Kirche zurückgezogen. Niemand war darin als du und ich. In dein Anschauen versunken blieb ich von dir unbemerkt vor einem Pfeiler halb verborgen stehen, nie hätte ich es gewagt dich zu stören. Unverwandt blickte ich in dein Antlitz, — o wie schön, wie



unendlich mehr als schön warst du! Du hast lange und innig gebethet, deine Seele lag in deinen stehend gen Himmel gerichteten Augen, in dem leisen schmerzlichen Beben deiner Lippen. Endlich erhobst du dich, und winktest deinen Diener herbey. Der Weg zur Kirchenthür führte dich an mir vorüber; ich trat aus dem Dunkel meines Verstecks hervor, um dich, du Lichterscheinung, noch einmal zu betrachten. Hestig erschreckt wichst du einen Schritt zurück, deine Knie bebten, du warst dem Sinken nahe, da stützten dich meine Arme, da ruhest du einen kurzen Augenblick an meiner Brust, — ich glaubte zu vergehen in Seligkeit — dann entwandest du dich meinen Armen, grüßtest ernst und gefaßt, und schrittest aus der Kirche. Noch einmal wandtest du dich um, und sahst, daß ich dir gefolgt war; lang und schwer ruhte dein Blick auf mir, dann rollte ein Wagen herbey, man hob dich hinein, und in wenigen Augenblicken warst du meinen Augen entschwunden. Ich stand allein.

Ich eilte nach Hause, meine Phantasie war in der lebhaftesten Aufregung. Wer mochte die seltsame, wunderbare, anziehende Erscheinung wohl seyn? Fanny sollte mir darüber Aufschluß geben.

Kaum zu Hause angelangt, fragte ich nach ihr, sie war bereits zu Bette gegangen. Also bis morgen sollte ich noch warten. Ich fand keine Ruhe, immer stand das Bild der Unbekannten vor meinen Augen, weckte alle Schmerzen, die ich je erlitten, wieder auf, und sprach mir von den tiefen Leiden, die sie selbst erduldet. Das war nicht der Blick, nicht die Stimme der Glücklichen. Die Todesblässe des Antlitzes, der streng geschlossene Mund, der ernste, schwere Blick der dunklen Augen, das gleichsam Schmerzgeknickte der hohen Gestalt, — es lag eine Geschichte voll tiefer zerreißender Schmerzen in diesen Formen. Ich ließ meiner Phantasie den Zügel schießen, bald erblickte ich in der Unbekannten einen Engel, der, aus dem Himmel verbannt, um auf des Erlösers Grab zu trauern gekommen war, und der sich nun schmerzlich sehnte nach dem Lichtglanze seiner Heimat. Endlich gehorchte der Geist dem Bedürfnisse des Körpers und ich entschlummerte. Mein Herz klopfte heftig, als ich am nächsten Morgen Fanny im Garten traf; von ihr sollte ich nun erfahren, was zu wissen meine Seele sich sehnte. Sie bot mir freundlich guten Morgen, neckte mich, daß ich sie noch gestern zu sprechen verlangt, und wollte endlich wissen, was ich ihr eigentlich zu sagen gehabt hätte.

Ich erzählte ihr den Vorgang des vorigen Abends, beschrieb ihr meine Unbekannte und fragte sie, um mein Gefühl zu verbergen, mit anscheinender Neugierde, wer das wohl seyn möge? — Sie sann einen Augenblick nach; plötzlich ernst werdend fragte sie: „Hohe Gestalt, schön, aber sehr bleich, ganz schwarz gekleidet?“ und mit einem Seufzer setzte sie hinzu: „dann ist es wohl Niemand anders, als Gräfinn Clary Wahlburg.“

„Seit dem Tode ihres Gemahls bewohnt sie ein Landhaus, das sie eine halbe Stunde von hier besitzt. Sie soll sehr geistreich, sehr lebenswürdig seyn; um so sonderbarer ist die Lebensweise, die sie sich hier vorgeschrieben zu haben scheint. Denke dir, Ernst, nun ist die junge schöne Frau beynähe zwey Jahre hier, und hat noch keinen Besuch weder empfangen noch gemacht. Mein Vater hoffte anfangs, ich werde in ihr eine Freundin, wenigstens eine Gesellschafterinn finden und versuchte darum, eine Annäherung zwischen uns zu Stande zu bringen. Das war aber eitle Mühe; die Wahlburg wußte mit der größten Artigkeit und Feinheit auszuweichen, und wir sind

uns noch immer so fremd als am ersten Tage ihrer Ankunft. Hätte deine und meine Mutter mich nicht gelehrt, nie dem Schein zu trauen, wäre der Ruf der Wahlburg nicht so unbefleckt und ihr ganzes Benehmen weniger rein und würdevoll, so wäre ich beynahe versucht, in einem Verbrechen den Grund ihrer steten tiefen Trauer zu suchen.“

„Fanny,“ rief ich entsetzt, „wie magst du so lieblos urtheilen? Vielleicht gilt die Trauer der Unglücklichen dem früh hingegangenen Gatten.“

„Das glaubt man allgemein, aber ich kann es nicht denken,“ entgegnete Fanny. „Ihr Gatte war, wenn man dem Gerücht Glauben beymessen darf, eben nicht sehr liebenswerth, sie hat ihn, wie man sagt, nur geheirathet, um dem Willen ihrer Verwandten zu gehorchen. Überdies halte ich die Wahlburg für viel religiös, um nicht, hätte sie ihren Gatten auch noch so innig geliebt, in seinem Tode selbst den Willen anzubethen und sich ihm mit Fassung zu ergeben. Bey solchem Gram macht ja doch endlich auch die Zeit ihr Recht geltend, aber hier scheint sie alle ihre Macht verloren zu haben; denn noch ist die Trauer der Wahlburg so tief, ja wo möglich noch herzzerreißender, als an dem Tage, da ihr Gatte fiel.“

„Fiel? blieb er in der Schlacht?“

„Nein, wahrscheinlich im Duell, niemand weiß darüber. Ein seltsames Räthsel scheint über den ganzen Vorfall zu schweben, man weiß nicht, wer des Grafen Gegner war. Er war todt mit zerschmetterter Brust gefunden, man durchsuchte sein Portefeuille, seine Papiere, nirgends war eine Herausforderung zu finden. Niemand von seinen Leuten wußte, ob er ein Billet empfangen habe. Die Gerichte boten Alles auf, dem Mörder des reichen angesehenen Grafen auf die Spur zu kommen. Alles war vergebens. Gleich nach jenem traurigen Vorfall verließ die Wahlburg die Stadt und zog hieher. Nie hat sie die Trauerkleider abgelegt, sie scheint ihr ganzes Leben der Andacht und dem Wohlthun weihen zu wollen. Bey allem dem kann ich aber doch ihr menschenfeindliches Zurückziehen weder entschuldigen noch billigen. Aber was seh' ich, Ernst,“ fügte sie betroffen hinzu, „du bist ja über meine Mittheilung ganz düster geworden. Was ist dir, was geht dich die Wahlburg an?“

„Wie magst du so fragen, Fanny,“ erwiderte ich im Innersten verlegt. „Verdient denn der den Namen Mensch, dem das Unglück Anderer nicht nahe geht? Unglückliche Wahlburg, so jung, so schön, so elend. Ich könnte dich hassen deiner herzlosen Frage wegen.“

„Nun das war verständlich genug,“ erwiderte Fanny gereizt. „Ich habe gewiß Mitgefühl mit wirklichen Schmerzen, aber Träumer und Grillenfänger muß man sich selbst überlassen, und so werde ich es auch künftig mit dir machen.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

München, im März 1835.

(Fortsetzung.)

Die Allopathen und Homöopathen lieferten kürzlich im Landboten und in der Landbotkinn — als wären diese beyden Blätter die würdigsten Organe der Wissenschaft — zur Belehrung des Publicums einige Scharmügel.

Allein, weder das Allo noch das Homöo, sobald es das Pathos angehängt hat, ist ein Gegenstand für ein Carnevalsreferat, das Ihnen den schönen Maskenzug

vom 2. März im königl. Hoftheater — „das Wallenstein'sche Lager“ — darstellen sollte. Wie man versichert, wurde auf allerhöchste Veranlassung von den hier wohnenden Künstlern dieser Maskenzug ausgeführt. Er übertraf alle Erwartung.

Nur Künstler vermögen ein so completés Tableau mit dem treuen Colorite vergangener Jahrhunderte darzustellen und durch Wahrheit des Costums das Characteristische derselben mit frappanten Farben bis zur lebendigsten Täuschung hervorzubeben. Das Lager, seine großen Massen, sein bewegtes, buntes Leben; alle Rangabstufungen, jede der Zeit eingeprägte Eigenthümlichkeit in Gewändern, Uniformen, Trachten und Waffen, mit allen Schattirungen des tumultuarischen Treibens im offenen Felde, unter dem Gezette, in allen wechselnden Gruppierungen, bewegte sich vor uns in kriegerischer Regsamkeit, und der große Feldherr stellte sich uns eben so wahrhaft dar, wie die Marqueterendin, der Oberste eben so täuschend, wie der Soldat, der mit seinem hölzernen Bein dem Heerhaufen zuhinkt, als lockte ihn des Friedländers Name, auch noch das zweyte Bein zu verlieren. Die pünctlichste Ordnung zeichnete die Züge aus, und wir erinnern uns mit Vergnügen dieses Carnevalsabends, der eine so wichtige Vorzeit und ihre interessanten Erscheinungen unter dem rauschenden Waffengetümmel an uns vorüberführte.

Wenn solchen Festen Sinn und Bedeutung inwohnt, sind sie immer des Erfolges, des ungetheilten Beyfalls sicher. Vom königl. Hoftheater, wo vor der Loge Sr. Maj. des Königs von dem Maskenzuge ein Lied, ein musicalischer Prologus, abgesungen wurde, den Se. Majestät mit Wohlgefallen aufgenommen hatte, bewegten sich die Wallensteiner in schöner Ordnung nach dem Odeon.

Unser Carneval ist nun begraben und wir kehren wieder aus dem Rausche des Sinnentaumels in die stillen Räume des zurückgezogenen, geräuschlosen Lebens zurück. München bietet wenigstens dem Verehrer und dem gebildeten Beschauer der bildenden Kunst reichen Entschädigungstoff, und wen der rauhe Wintersturm genirt, der flüchtet nach dem Bazar und von dort in das ruhige Athenäum, das über eine Treppe immerfort neue Kunstschätze einschleift, ich meine den Kunstverein, der mit erfreulichem Gedeihen fortblüht. Dort können Sie bequem, unter den wärmenden Strahlen und dem erquickenden Lichte der Kunst — der Maseren — von einem Gemäde zum andern, von einem Tableau zum andern ruhig betrachtend wandeln, und im Hauche frischer Farben sich in den ewig jungen Frühling der blühenden Phantasie poetisch hineinschwärmen. Die äußerst zahlreichen Mitglieder dieses Kunstvereins, deren Kreis nicht nur alle Künstler, sondern auch einen sehr großen Theil der königl. Beamten, Personen von hohem Range und selbst Fremde aufnimmt, genießen den Vortheil, daß die Gemäde, Statuen u. s. w. unter ihnen verlostet werden, und so kommt Mancher, dem das Glück geneigt ist, in den Besitz eines oft ausgezeichneten Meisterwerkes. Unter dem Schutze und dem mächtigen Einflusse Sr. Majestät des Königs entwickelt sich allmählig ein großartiges, weit umfassendes, künstlerisches Wirken, das einst als eine ruhmvolle Epoche in Bayerns Geschichte glänzen wird. Uns in München berühren daher die politischen Ereignisse wenig oder gar nicht, und uns ist weit mehr daran gelegen, daß Shakespeare von den Bretern, welche die Welt bedeuten, zu uns spreche, als Abencromby; daß uns Sanzio Urbino oder Correggio die Ideale ihrer Kunst vorhalten, als daß die Frauenbilder einer politischen Fraction und die verzerrten Gestalten politischer Dissenters den Himmel unserer schönen Träume entstellen.

Sollte am Ende alles Kammern und Parlamentiren die Ruhigen und Besonnenen nicht anfeuern? Dieser im neunzehnten Jahrhunderte erneuerte Kampf der kleinen Giganten gegen den Olympus ist übrigens nichts als ein Zungenkampf, der durch Europa raschelt, und höchstens den Börsenspeculanten, aber nie den Völkern frommt! Ein ruhiges Schaffen und Wirken im segnenbringenden Gebiete der Kunst und der Industrie; ein freundlicher Zusammenklang der Gesinnungen und ein offenes Entgegenkommen aller Stände, die ein neues Band zusammenknüpfen, dürfte endlich als die einzige und höchste Aufgabe betrachtet werden, welche die anmaßlichen Stimmführer der Nationen zu lösen haben. — Allein wir kennen solche, die mit glänzenden Tiraden links und rechts sprechen — im Herzen den crassesten Egoismus — um sich den äußeren Herzstreck mit einem Ordensbände zu schmücken oder ein Portefeuille zu erhaschen.

Daber ist uns in München so wohl, wo Se. Majestät der König einen Kunststempel nach dem andern erbaut, die auserlesensten Kunstschätze zur Beschauung großmüthig ausstellt, und uns auf höhere Bestimmungen hinweist, die den Welt- und den Staatsbürger mit sich selbst und mit seinen heiligsten Interessen verständigen. Dieses geräuschlose

aber doch großartige Wirken in der Kunst, vereint mit der Belebung der Industrie, führt uns wie eine stille, heilige Gewalt auf die rechte Bahn und erweckt den Drang nach innerer Befriedigung und Ruhe. Freylich hat man auch jenseits des Rheines eine Poesie — man erblickt Gemälde und Statuen; aber diesen wie jenen drückt sich immer der bewegliche Geist der Parteyungen, der politischen Zerrissenheit und der fochenden Gährung auf. Die Victor Hugo's und die Dumas'schen romantisirende Eocentricitäten auf, und in dem Drama: „Maria Tudor,“ wie in dem Texte und dem theatralischen Bauwerke der Oper: „Robert der Teufel“ beweiset die transrhenanische Dichtkunst, daß sie auf Um- und Abwegen das verloren gegangene Kleinod der Romantik wie ein rasender Poltergeist zu suchen bemüht ist. — Die Poesie stimmt den Menschen, den inneren, seine Gemüths- und Geisteskräfte zur Harmonie; übt sie über das Individuum diese Gewalt aus, warum nicht auch über eine Millionen starke Gesamtheit, die doch nur wieder, als ein Ganzes betrachtet, selbst ein Individuum ist? Allein, wo die heilige Scheu vor dem Himmlischen nicht wie ein mildleuchtendes Licht, sondern wie eine Tartarusflamme über die Köpfe wild lodert, wo sie nicht wie das erquickende Lebenslicht eingeathmet wird, sondern wie ein verzehrender Brand nur Kaseren erregt, ist an die Wiederkehr der ächten Poesie nicht zu denken, wenn auch Lamartine wie ein schön lodender Sonnenwend-Leuchtwurm in seinen „Méditations“ auf jene geheimnißvollen Höhen seinen aufgeklärten Landeleuten hindeutet, wo die poetische Anschauung der Welt thronet. — Aber sie befreunden sich nun vollends mit Deutschlands Dichtern — mit Göthe, Schiller, Jean Paul — und sogar mit dem rüstigen Spieß. Sie finden Gelegenheit, wofern die poetischen Elemente oder das heilige Elementarfeuer der Poesie wie das Oel verflöhennd die thätigen Gährungsfluten beschwichtigt, durch die Magie unserer Dichtersheroen Göthe und Schiller den Talisman zu entdecken, der sie wie jener Morgenstern zur Wiege des Heiles führt. Allein eher verflöhennt sich das ganze deutsche Volk seinem Hange gemäß mit dem Genius der französischen Literatur, als zehn Franzosen mit dem Geiste der deutschen Poesie. Nephiskopheles in Göthe's „Faust“ wird dem Scepticism der Franzosen wie ein homme du salon — das gemüthliche, tiefsinnige Grethchen aber wie eine soour grise erscheinen. Wie wollen sie aber die lahyrntischen Phantastereyen eines J. P. Richter mit ihrem Charakter amalgamiren, der nur in der Politik, aber nie im Humor tief ist?

Ich verlasse den Weg dieser Betrachtungen und lenke wieder zum „blumigen Isarfrande“ ein, wo ein ruhiges, besonnenes und freundliches Wirken jeden Gährungsstoff unterdrückt, wenn ja irgend eine je denkbar gewesen, da sich unser Charakter, wie überhaupt der Gesamtcharakter deutscher Völker, in seiner angestammten Keinheit und Offenheit zur Freude bewährt.

Unsere Hof- und Nationalbühne gab im Laufe des verwichenen Monats, den der Carneval größtentheils verschlang, nicht viel Neues. „Maria Stuart,“ „Otto von Wittelsbach“ und — „Belisar“ sind die classischen Gaben in dem Gebiete der Tragödie. Leider zog der große Feldherr des großen, oströmischen Casars nicht sehr an, und er theilte das Loos mit Raupach's „Conradin von Schwaben.“ „Otto von Wittelsbach,“ gegen den der celebrirte L. Tieck einst in seinen dramaturgischen Blättern so schonungslos, aber ohne zureichende ästhetische und dramatische Motive zu Felde zog, behauptet sich noch immer auf seiner Glanzhöhe. Freylich trägt ein Esclair, den wir oft den ersten Künstler Deutschlands nannten, durch seine vollendete, meisterhafte Darstellung allerdings den, diese Dichtung Babo's in unverweklicher Jugendfrische, in stolzer Kraft zu erhalten, und man möchte zur Behauptung verleitet werden: Ohne Esclair kein „Otto von Wittelsbach“ mehr! Allein, wer hat sich bereits nicht schon längst überzeugt, daß dieses Drama einen gesunden Lebenskern in sich trägt, der immer und immer, so lange das deutsche Volk seine Kraft fühlte und die Charaktergröße seiner Ahnen noch zu begreifen vermag, wie ein kräftiger Baum Äste und Zweige treibt. Dem Dichter wird Niemand die unselige That in Rechnung bringen — sie wird aber, wenn wir uns mit Abscheu von ihr wegwenden, den großsinnigen, unglücklichen Otto nicht schlechterdings verdammen, der ein hoher, tragischer Charakter ist. Ist ein Oedipus, der den Laius erschlägt, kein tragischer Charakter? Ja! Streichen Sie alle mächtigen Leidenschaften aus dem menschlichen Herzen mit einem Rescensenten-Federzuge weg, und wir müssen, da es keine „Emotion“ mehr geben darf, mit dem trefflichen Dichter der „Todtentranze“ die Klage anstimmen, daß die Erde ein finsterrer, dumpfer Winkel ohne Leben und Licht ist! Warum tadelte der so sehr gefeyerte Romantiker diesen „Otto“ Babo's? Er war übler Laune! Man nahm damals das

harte Urtheil einer Autorität wie ein Geschmacks-*Decretan*, aber wir bekennen das Nicht und Nie zu diesem seltsamen Richterausspruch! Inzwischen sind diese dramaturgischen Blätter vergessen! — Immer schmerzlich berührt es uns, daß ein Zweig vom damals blühenden Stamme der Hohenstauffen auf eine so gewaltige, grausenbarte Weise gebrochen wurde. Aber ist ein Carl von Anjou vielleicht tragischer, weil er den letzten Sprossen des berühmten Geschlechtes auf dem Schaffote geschlachtet hat? (Der Schluß folgt.)

### L i t e r a t u r.

Flowers of German Poetry; selected and published by Dr. J. G. Flügel. Leipzig, printed for Julius Klinkhardt. 1835. 8.

Diese neueste Arbeit des unermüdetlich thätigen und verdienten Sprachforschers, Hrn. Dr. Flügel, ist eine Blumenlese deutscher Poesien, zusammengetragen aus den Werken der bekanntesten und zum Theil beliebtesten Dichter unseres Vaterlandes, mit der gegenüberstehenden englischen Übersetzung, wahrscheinlich zum Gebrauche für solche deutschlernende Engländer, die noch nicht selbstständig genug in ihrer Sprachkenntniß sind, um ohne dergleichen Beyhülfe zum Genuße unserer Poesie gelangen zu können. Das hier angewendete Mittel ist allerdings einfach und zweckmäßig genug; nur glauben wir, daß, um die Absicht des Verfassers in ihrem ganzen Umfange zu erreichen, die Übersetzungen, wäre es auch auf Kosten der poetischen Form, treuer, wörtlicher seyn müßten, als sie es wenigstens der Mehrzahl nach sind. Über den Werth der gelieferten Gedichte ist natürlich nicht der Ort hier, ein richterliches Urtheil zu fällen; wir haben es hier nur mit der Auswahl zu thun, und in dieser Hinsicht nehmen wir an (da Hr. Dr. Flügel sich nicht selbst als den englischen Übersetzer der gesammelten Gedichte nennt), daß seine Auswahl sich nach dem Vorrathe der bereits vorhandenen, ihm bekannt gewordenen Übersetzungen richtete, und daß die werthvollsten, gleichsam geheiligten Melodien, durch welche viele dieser, sonst unbedeutenden Lieder im Munde unseres Volkes leben, ihn zur Aufnahme derselben bestimmten. Beyden Rücksichten räumen wir ihr volles Gewicht ein, und erklären aus ihnen, was wir unter anderen Umständen, bey einer Blumenlese deutscher Poesien, nicht wohl zu erklären wüßten. Manche der englischen Übersetzungen thun sich, wie gesagt, zwar nicht durch Treue, aber durch poetische Einleidung und Auffassung hervor, und nehmen sich in ihrer neuen Gestalt als englische Gedichte nicht übel aus; mehrere derselben dürfen wir wirklich gelungen nennen. Das Buch verdient wegen der Correctheit des Druckes, und der Richtigkeit des Aushern die lobendste Anerkennung, die wir auch seinem gemeinnützigen Zwecke nicht versagen wollen.

A general english and german Glossary; or collection of words, phrases etc. etc. from the time of Chaucer to the present century by C. A. E. Seymour, A. M. revised and augmented by Dr. J. G. Flügel. Leipzig, printed for Ernest Fleischer. 1835. gr. 8. Auch unter dem deutschen Titel: Allgemeines englisch-deutsches Glossarium u. s. w.

Ein zweytes Werk des obgenannten Sprachforschers unter vorstehendem Titel verdient unsere Aufmerksamkeit; es ist eine neue durch eine Menge von werthvollen Zusätzen bereicherte Auflage des bekannten Seymour'schen Glossariums. Die neuere Bearbeitung des Hrn. Dr. Flügel ergänzt manche Lücke in diesem übrigens sonst brauchbaren Werke, welches zu seiner Zeit von Engländern und Deutschen nach Verdienst gewürdigt worden ist. Ein ganz erschöpfendes, alle Forderungen und Bedürfnisse befriedigendes Glossarium gehört freilich noch unter die Desiderata, allein im Vergleich mit dem früheren Mangel an Materialien der Art, haben wir alle Ursache, für das hier Geleistete dankbar zu seyn, ja bey einem nur oberflächlichen Zusammenhalten mit anderen, z. B. den bekanntesten Scharfpear'schen Glossarien, fällt das Resultat sehr zu Gunsten des in Rede stehenden verdienstlichen Werkes aus. Daß, wie der Verfasser selbst richtig bemerkt, bey einem Glossarium keine weitläufigen Sach- und Abstammungs-erklärungen geliefert werden können, wird jeder einräumen, der den Zweck und den begrenzten Umfang eines Hilfsmittels, das kein Wörterbuch seyn kann und seyn soll, in Anschlag bringt. Die Vervollständigung der dem Texte vorangehenden Liste von Dichtern und Schriftstellern, deren Werke die Veranlassung zu den gegebenen Erklärungen liefern, wird wohl bey einer späteren, noch reicher vermehrten Auflage erfolgen, in welcher wir zugleich die noch hin und wieder fühlbaren Lücken in den Materialien selbst ausgefüllt zu sehen erwarten dürfen. — Für die Schönheit der Auflage, wie für die Correctheit des Druckes bürgt die allgemein anerkannte Ernst Fleischer'sche Firma. W.

(Mit Nr. 20 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 21. May 1835.

61

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorkaufzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Stronach's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die f. f. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

„Weiber, Weiber, wie unendlich liebenswürdiger würdet ihr seyn, wenn ihr nicht euer Denken und Fühlen zur Norm alles Denkens und Fühlens machen wolltet! Ich war im Nachsinnen über Fanny's Mittheilung versunken. Ein Verbrechen? Nein, diese edlen, himmelklaren Züge wußten von keiner Sünde; eine besleckte, schuldbelastete Seele hebt sich nicht so glühend, so ätherleicht im Gebeth zum Himmel; eine Schuldige kann nicht bethen, wie sie gebethet. All' mein Sinnen, mein Denken und Sehnen war auf sie gerichtet; nur sehen wollte ich sie, noch einmal das Entzücken, die Begeisterung fühlen, mit der mich ihr Anblick in der Kirche erfüllt. Tagelang strich ich nun um ihr Haus herum — wenn es mir dann glückte, sie zu erblicken, einen Laut ihrer Stimme zu hören, o, wie war ich dann selig über Alles! Ein Knabe von acht bis neun Jahren begleitete sie gewöhnlich auf ihren einsamen Spaziergängen, da folgte ich ihr von ferne, durch ihren Anblick überreich beglückt.“

Schon mehrere Tage hatte ich Clary nicht gesehen, der Kleine lustwandelte allein mit seiner Wärterinn. Ich hielt die Gelegenheit, ein Gespräch mit dem Kinde anzuknüpfen, für günstig und fing damit an ihn zu fragen, wo seine Mutter sey. „Mutter ist krank und traurig, und will nicht ausgehen,“ erwiderte der Kleine betrübt, „sie hat Madelon mit mir spazieren geschickt, obwohl ich lieber bey ihr zu Hause geblieben wäre.“ „Du liebst deine Mutter wohl recht sehr?“ fragte ich. „Ey freylich,“ lächelte der Kleine, „Mütterchen ist wohl auch ostrecht traurig, aber sie freut sich doch immer, wenn ich fröhlich bin.“

Bald waren Carl, so hieß der Kleine, und ich die besten Freunde, seine Wärterinn, eine bejahrte Französin, gewonnen. Ich brauchte nur mit ihr, die im fremden Lande das für sie schreckliche Unglück hatte, nicht plaudern zu können, da sie nicht verstanden wurde, ihre Muttersprache zu sprechen, ihr Vaterland mit Ecstase zu loben und in ihre Jeremiaden über die triste et gothique Allemagne einzustimmen, so war ich ihres vollen Wohlwollens gewiß. Ich hatte gehofft von der Schwägerinn Einiges über Clary erfahren zu

können, aber ich fand mich in dieser Erwartung betrogen. Clary's früheres Leben und ihre Verhältnisse waren ihr unbekannt, da sie erst vor zwey Jahren, als die Gräfinn Witwe wurde, in das Haus derselben gekommen war. Zum Erfas erzählte sie mir Clary's jetziges Thun und Treiben, und mit Entzücken, mit der Wonne eines frommen Kindes, dem man die Thaten seines Schutzheiligen erzählt, horchte ich ihren Worten. Ja, noch sendet Gott Engel auf die Erde, um Sterbliche zu trösten und zu erquickern! Das ward mir klar aus der Bonne Worten. Lächelnd sprach die frivole Französin von Clary's strenger Religiosität, als ob dieß nicht eben der strahlendste Diamant in der Kaiserkrone der Weiblichkeit wäre. Sie erzählte von Clary's Freundlichkeit, von ihrer Geduld, von ihrer sich immer gleich bleibenden sanften Milde. Wie wohlthuend berührten mich diese Worte, wie beneidete ich Madelon und das von ihr nicht gefühlte Glück, in Clary's Nähe zu leben!

Mit der herzlichsten Liebe hatte sich Carl mir angeschlossen; der Knabe, welcher der Frauenzimmer-Erziehung bereits zu entwaschen anfing, gefiel sich in meinem Umgange um vieles besser als in jenem mit seiner weiblichen Umgebung. Der wunderbare Instinct, der fast allen Kindern inwohnt, hatte ihn errathen lassen, wie gut ich ihm sey, und all' sein Thun und Streben war darauf gerichtet, mir zu genügen, mir zu gefallen.

Clary's Gemüth spiegelte sich in dem Wesen des Kleinen, ach, und wie oft regte sich schmerzlicher Neid in meiner Seele, wenn ich diese Kinderseele von jener unentweiheten Reinheit, jener fleckenlosen Klarheit umflossen sah, die sich nicht verträgt mit dem Marktgetreibe der Welt und in des Lebens verworrenem Kreise verloren geht. Wohl bleibt uns noch die Tugend, doch was ist diese mühsam erkämpfte, mit mißtrauischer Sorge bewahrte, nur durch unaufhörlichen Kampf zu erringende, kümmerliche Tugend gegen jene sich selbst unbewusste und eben darum so himmlische Reinheit, dieses unschätzbare Gut, das die Vorsehung dem Kinde mitgibt ins Eril des Lebens? Wer je in das klare Auge eines Kindes geblickt, wer ihn durchspürt den unermeßlichen Schatz von Unschuld, Liebe und Reinheit, der verborgen liegt in einem Kinderherzen, kann der noch zweifeln an dem göttlichen Ursprung des Menschen?

Ich war eines Nachmittags durch Absendung mehrerer Briefe ungewöhnlich lange aufgehalten worden, die Stunde meines gewöhnlichen Rendezvous mit Carl war vorüber und ich ging, mehr auf gut Glück als in der Hoffnung ihn noch dort zu finden, an den Ort, wo wir immer zusammentrafen. Kaum näherte ich mich der Stelle, als ich Carln Madelon zurufen hörte: „Er kommt, er kommt,“ und mit einem Freudenschrey flog er mir entgegen.

Er erzählte mir mit eiliger Hast, daß Madelon schon lange habe fortgehen wollen und nur auf sein dringendes Bitten sich entschlossen, ein Bißchen zu warten. „Sie wollte mir nicht glauben, daß du noch kommen würdest,“ fuhr er eifrig fort, „und ich wußte das so gewiß. Es ist mir auch jetzt in der Luft viel besser als in der engen Stube, und bey dir wird mir gewiß ganz wohl werden.“ Er hielt plötzlich erschöpft inne und lehnte das Haupt an meine Brust; erst jetzt blickte ich genauer in des Kindes Antlitz und erschrak vor dem Ausdruck von Übelbefinden, den ich in den sonst so frischen Zügen bemerkte; krankhaft wechselte Röthe und Blässe auf des Kleinen Gesicht, eine unverkennbare Schwäche und Erschöpfung sprach sich in seiner Haltung und Bewegung aus, sobald die heftige, ebenfalls krankhafte Freude sich gelegt hatte. Erstaunt

und bekümmert fragte ich *Madelon*, was sie von *Carls* Zustand halte; sie erzählte mir, daß der Knabe den ganzen Tag über sich schon unwohl gefühlt, als aber die Stunde des Ausgehens gekommen war, habe er, durch das Vorgeben sich besser zu befinden und in der frischen Luft sich erleichtert zu fühlen, sie vermocht, mit ihm auszugehen. „Wir warten hier schon lange auf Sie, und ich fürchte beynah, daß die Abendluft und das lange vergebliche Warten auf *Carls* ohnehin schon angegriffene Gesundheit nachtheilig wirken werden, aber es war mir ja unmöglich ihn vom Plage zu bringen.“

Mit einem Verweis auf den Lippen und der innigsten Nührung im Herzen wandte ich mich zu *Carl*, um ihm seinen Eigensinn und Ungehorsam vorzuwerfen, der Kleine blickte mich halb furchtsam halb wehmüthig an, dann traten ihm helle Thränen in die Augen, und beyde Arme um meinen Hals schlingend, kispelte er mir leise ins Ohr: „Wäre ich nicht gekommen, so hätte ich dich nicht gesehen, und dann wäre ich gewiß noch weit kränker.“ Da überwältigte mich die Nührung, die Wonne, von einem Wesen auf Gottes Erde so wahr, so herzlich, so ganz um meiner selbst willen geliebt zu werden; ich presste das Kind fest an meine Brust, und als es mich schüchtern und halb laut fragte, wann wir uns wiedersehen würden, rief ich mit bewegter Stimme: „Wann und wo du willst, mein *Carl*! du Kind meiner Seele!“

*Madelon* drang darauf, sich mit dem Kleinen, dessen Unwohlseyn immer bemerkbarer wurde, zu entfernen. Ich wagte nicht ihr zu widersprechen und nach einem Abschied, als sollten wir uns jahrelang trennen, ließ sich *Carl* endlich meinen Armen entwinden. Noch oft blickte er zurück und rief mir „gute Nacht!“ — endlich verschwand er mit *Madelon* hinter einem Gebüsch.

Noch vor der gewöhnlichen Stunde begab ich mich am andern Tage an die Stelle unseres Zusammentreffens; ich hatte mehrere Kleinigkeiten, die ich so eben aus der Stadt erhalten, in der Absicht, *Carl* damit zu beschenken, mitgenommen, und konnte den Augenblick, wo ich mich an seiner Freude daran ergöhen würde, kaum erwarten. Ich wartete eine Stunde, noch eine, eine dritte, es kam Niemand. Eine quälende Unruhe ergriff mich, gewiß hatte sich *Carls* Zustand verschlimmert, war vielleicht gefährlich geworden, vielleicht — o du entsetzliches Wort: vielleicht!

Marternde Bangigkeit im Busen kehrte ich nach Hause zurück; eilig durchstrich ich den Garten und war im Begriff ins Haus zu treten, als *Janny* eben die Treppe herunterkam. Wir waren seit jener Unterredung, in der sie *Clary* beynah eines Verbrechens beschuldigt, und in der ich ihr mit der Wärme der Überzeugung widersprochen hatte, etwas gespannt; sie schien von dem innigen Antheil, den ich an *Clary's* Schicksal nahm, verlezt, und hatte in der letzteren Zeit meine Nähe gemieden. Mir war dieses Fremdthun eines Wesens, dem ich herzlich gut war, schon längst unangenehm gewesen, doch hielt ich es unter meiner Würde, einer Weiberlaune fröhnend, ihr für eine eingebildete Beleidigung Abbitte zu thun; in der Überzeugung, daß sich ihre Verstimmung von selbst wieder ausgleichen werde, erwähnte ich des Vorhergegangenen nicht und that, als ob ich die Veränderung, die in ihrem Betragen vorgegangen war, nicht bemerkte. In Gedanken verloren schritt die sonst so heitere *Janny* langsam die Stufen herunter; als sie mich erblickte, blieb sie einen Augenblick stehen und schien unschlüssig, ob sie ins Haus zurückkehren oder mir entgegengehen sollte.



Der Anblick ihrer Verlegenheit, ihrer Schwermuth rührte mich, ich beschloß unserem wortlosen Zwist ein Ende zu machen und mit ihr Friede zu schließen. Der Augenblick war günstig, wir waren allein und ich durfte hoffen in der Erklärung, die ich mit ihr zu haben wünschte, und in der ich ihr andeuten wollte, in welchen Verhältnissen wir uns künftig gegenüberstehen müßten, durch nichts gestört zu werden. Ich trat ihr also rasch entgegen, bot ihr freundlich die Hand, und lud sie ein mit mir einen kleinen Spaziergang in den Garten zu machen. Sie blickte mich verwundert mit großen Augen an, so unerwartet war ihr meine Annäherung; ich hatte ihre Hand ergriffen, die sie nach einem schwachen Versuch, sie zurückzuziehen, in der meinen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Ehrfurcht vor dem Alter.

Ihr lieben, guten Alten!  
Mit heil'ger Ehrfurcht schau'  
Ich eurer Stirnen Falten  
Und eurer Haare Grau.

Noch bin ich jung an Jahren,  
Raum aus des Lebens May;  
Und habe doch erfahren  
Bereits, wie streng' es sey.

Mein Auge kennt die Thränen,  
Manch blutig Ach! die Brust,  
Mein Herz hat lieben, sehnen,  
Und — brechen auch gemußt.

Doch trotz dem Brand' im Hirne  
Ist noch sein Dach nicht kahl,  
Und leidlich glatt die Stirne,  
Wenn trüb auch manches Mal.

Doch lange währt das Leben,  
Und sein Gebiet ist weit,  
Bleibt manchem Sturm ergeben,  
Läßt manchem Kummer Zeit.

Jed' Auge wird einst trüber,  
Mag's noch so glänzend seyn;  
Das Lächeln zieht vorüber,  
Der Schmerz nur gräbt sich ein;

Beym andern wild und jäh;  
Jedoch — nicht wahr, ihr Greise?  
Es thut doch jedem weh'.

Ihr habt wohl viel gelitten,  
Bis so gebleicht das Haar,  
Das Antlitz so zerschnitten  
Vom Dolch des Schmerzes war.

Darum, die guten Alten,  
Die schwer geprüften, ehrt!  
Und sorgt, daß ihre Falten  
Ihr frevelnd nicht vermehrt.

Carl Gottfried Ritter von Leitner.

## Correspondenz-Nachrichten.

(S c h l u ß.)

München, im März 1835.

Die „Krone von Cyprien“ ging im Monat Februar auch an uns vorüber. „Maria Stuart“ ergriff uns wieder mit der ganzen Macht der Tragödie. Mad. Fries als Marie stellte die verfolgte, schöne und unglückliche Königin würdevoll und edel dar, und Elisabeth, durch die tragische Bühnenkünstlerin Mad. Schröder dargestellt, läßt uns nichts wünschen, als daß die Jugend eben so lange ausdauern möchte, als die Begeisterung und das angeborne Pathos. Aus der alten, guten Bühnenzeit Deutschlands erhob sich in demselben Monate auch „der Essighändler“, der ohne Esclair nicht mehr das leisten wird, was uns so sehr fesselt. Von der Höhe des tragischen Helden bis zum schlichten Bürgermann ist ein bedeutender Sprung. Esclair versteht sich darauf, im einfachen Röcke und mit dem Schurzelle eben so wahr und bedeutend zu seyn, wie in der Tunica des leidenden Heros. Er faßt den Menschen in allen Lebensverhältnissen mit Scharfsinn auf und der Mensch ist es, der in allen seinen Darstellungen mit der erschütternden Wahrheit hervortritt. Er meistert aber auch die Zwischenscenenräume, die sich seiner großen Darstellungsgabe darbieten, und wir ehren ihn als Minister, als Staatsrath, als Präsidenten und als Künstler mit gleicher Auszeichnung. Esclair ist als König Philipp II., als Alba, als Albrecht Dürer &c., Prototypus der darstellenden Proteusnatur, die sich mit Leichtigkeit immer verwandelt.

Der noble „Staberl“ spukte auch als ein Carnevals-Phantom auf unserer Hofbühne. Hr. Lang beurfundet durch die Leichtigkeit und Laune seines Spieles, daß er Hr. Carl's, des Schöpfers der Staberliaden, ganz würdig ist. Er vergreift sich übrigens nie am Colorite, und hält sich von jeder Übertreibung fern. — O, das waren Zeiten, als in München im neuen Harthortheater der launige Paraplumacher seine Aristophanaden kostaffen durfte. Das sind ungefähr solche Nachseufzer, als wenn gerade nur der Staberl eine gute Zeit repräsentirte! — Jetzt geht man trauernd an diesem Theater vorüber, das im Jahre 1812 wie auf einen Zauberschlag aus der Erde hervorsprang. Am 1. März des erwähnten Jahres war kaum der Anfang der Grundsteinlegung zu sehen — und am Namenstage Sr. Maj. des Königs Maximilian, am 12. October, wurde „Salomons Urtheil“ mit dem glänzendsten Pompe, mit den schönsten Decorationen und dem geschmackvollsten Costume gegeben. Das Theater war fir und fertig. Da dieses Theater die Geburtsstätte des gefeyerten Staberl ist, so ist das Gebäude für die deutsche Dramaturgie nicht ohne Bedeutsamkeit, und ich machte mir's zur Pflicht, dieses architektonische Intermezzo einzusechten. — Wen befällt nicht einige Traurigkeit, wenn er nun an diesem dramatisch-theatralischen Mausoleum vorüberwandert, wo! Melpomene eben so, wie der heitere Staberl den Mund auf ewig verschließt? Ein Humorist von Profession fände Stoff zu einer rührend-scherzenden Reflexion, aber wir sind auf einmal quiet aller Humoristen und rufen elegisch aus: Fuimus!

Der Paraplumacher wird jetzt im Ansehen steigen, da ihn unsere Intendanz auf die Hofbühne mit allen Attributen, Privilegien und liebenswürdigen Drolligkeiten verpflanzte. Erwünschter ist er uns in jeder Beziehung als jener derbe, rohe und dralle „Lumpacivagabundus“, der nichts Anziehendes darbietet, als die Decoration im ersten Acte — und höchstens noch die Schlussscene. Allein dieses theatralische Außenwerk gibt dem gemeinen Machwerk nur eine glänzende Einfassung. Eine Trennung der königl. Hofbühne von dem Vorstadttheater zur Aufführung solcher Stücke, die nur jene Classe ansprechen, die unter der Linie des wahren, gebildeten Geschmacks stehen, wäre kaum ein verwerflicher Wunsch — und die Au — die sehr bevölkerte Vorstadt, hätte auch für den bey uns lange andauernden Winter ihr Schauspielhaus. Der Inhaber des Aultheaters, Schweiger, muß für den Spätherbst und für den Winter seine Bühne schließen, darf sie aber in den Sommermonaten wieder öffnen. Sie sehen daher an den Straßenecken Münchens neben dem Theaterzettel des königl. Hof- und Nationaltheaters in gemüthlicher Nachbarschaft jenen des Schweiger'schen Volkstheaters, der nicht selten Stücke ankündet, die einen romantisch-poetischen Klang haben. — Diese Befreundung, diese dramatisch-theatralische Union ist also lediglich das Werk des Sommers, das aber Herbst und Winter ohne alle Rücksicht wieder zerstören. Ich werde Ihnen über den Geschmack und die Richtung des Schweiger'schen Theaters und seine Stellung zum königl. Hoftheater bey einer anderen Gelegenheit Einiges mittheilen, da es nicht ohne Interesse seyn dürfte, das Theaterwesen in München in seinem ganzen Wirkungskreise kennen zu lernen.

Irrig hatte ich Ihnen unlängst berichtet, daß die talentvolle junge Sängerin, *Mlle. Fr. Piris*, nach Italien von hier aus reiste, während sie ihre Richtung nach Wien nahm, wo Sie nun selbst Gelegenheit haben, das bestätigt zu finden, was über ihre Anlagen und Talente von hier aus geäußert wurde. — Wir hörten sie in „*Romeo und Julie*“, den 1. Februar, als *Romeo* zum letzten Male.

Im Augenblicke wird uns ein interessanter Gast von dem k. k. Burgtheater, *Fr. Löwe* angekündigt. Er soll als *Garrick* in *Bristol* sein erstes Debüt geben. Wir sind auf diese Erscheinung sehr gespannt — wir erwarten viel. Ich werde nicht säumen, diesem Gaste alle Aufmerksamkeit zu widmen!

#### R. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastspiele der Königl. preussischen Hofschauspielerinn *Mad. Crelinger* und ihrer Töchter, *Mlles. Bertha und Clara Stich*.

*Mad. Crelinger* hat ihre Gastspiele auf unserem Hoftheater bis zum 16. May fortgesetzt, und in der zweiten Hälfte derselben dem Publicum nicht minder interessante und mannigfaltige Genüsse bereitet, als in der ersten. Die nächste Rolle, mit der wir unseren Bericht über diese Leistungen wieder anzuknüpfen haben, war die der *Eulalia* in *Kohebe's* „*Menschenhaß und Reue*.“ Diese Rolle gehört, trotz ihrer beynahe unfehlbaren, vielfältig erprobten Wirksamkeit, doch immer zu denen, bey welchen der Zuschauer eine gewisse, wenigstens dem Lebensalter nach, bedingte Persönlichkeit voraussetzt, um den Charakter selbst, wie sein Einwirken auf die Umgebungen und den Gang der Handlung, wahr und natürlich zu finden. Das mag nun freilich, mehr oder minder, bey allen Bühnencharakteren der Fall seyn, und es mag wohl überhaupt zu den Seltenheiten gehören, daß eine Schauspielerinn, zumal bey einer Reihe schnell auf einander folgender, heterogener Aufgaben, vermöge ihrer Individualität überall und immer dem entspreche, was man sich als das Ideal des darzustellenden Charakters gedacht hat, oder was man, als diesem Ideale sich nähernd, aus früheren Erfahrungen im Gedächtnisse trägt. Allein in einem Falle wie der vorliegende, sind solche Voraussetzungen um so verzeihlicher, je ausdrücklicher der Dichter selbst durch seine factischen Angaben sie dem nur halb aufmerksamen Zuschauer an die Hand gibt, und nur gezwungen weicht die natürliche, gleichsam sinnliche Überzeugung der Bewunderung über den Sieg der Kunst. Wie viel die letztere sowohl zu erzwingen als vergessen zu machen vermöge, das hat die berühmte Darstellerinn auch in ihrer heutigen Rolle, zumal in den beyden Hauptscenen, der Geschichte erzählung vor der Gräfinn, und der Schlussscene des fünften Actes, auf das erfolgreichste bewiesen. — In ihrer nächsten Rolle, nemlich als Fürstinn *Isabella* in *Schiller's* „*Drauf von Messina*“ sahen wir *Mad. Crelinger* ganz in der Sphäre, in welcher sie gegenwärtig als Repräsentantinn der vaterländischen Bühnenkunst zu glänzen berufen ist. Ihre würdevolle, recht eigentlich tragische Haltung, ihre klare, verständige Beredsamkeit in den ruhigeren Momenten, wo die Empfindung und das Gemüth mehr als die Leidenschaft vorherrscht, der schöne, gediegene Vortrag der Verse, in welchem *Mad. Crelinger* überhaupt Meisterinn ist, das alles vereinigte sich zu einem höchst werthvollen, wahrhaft künstlerischen Ganzen. Schade ist es, daß die große Künstlerinn sich oft gleichsam freiwillig eines ihrer angeborenen Vorzüge begibt, und in den Momenten der gesteigerten Leidenschaft die Wirkung ihres von Natur so schönen Organs vorzugsweise in den höheren und höchsten Chorden geltend zu machen sucht, also gerade da, wo man es in der Regel am wenigsten in der Gewalt hat, und nicht immer für die Grenzlinie des Schönen oder Möglichen einsehen kann. Nur diesem Umstande schreiben wir es zu, daß die Künstlerinn, unserer Ansicht nach, in der berühmten Scene des vierten Actes dieses Mal nicht ganz jenen Gipfelpunct erreichte, zu dem ihr Gefühl, ihr Verstand und ihre Phantasie, diese mächtigen, an ihr selbst so oft bewährten Grundpfeiler der dramatischen Kunst, sie sonst siegreich emporheben müßten. — Die nächste Darstellung der *Mad. Crelinger* war die Rolle der Gräfinn *Orfina* in *Lessing's* „*Emilie Galotti*“, eine Leistung, von der wir nicht genug des Rühmenden, des Bewundernden sagen können, indem sie uns als die gelungenste, als die vollkommenste aller bisherigen Darstellungen unseres Gastes erschien. Vor allem ist es die Totalität, das Ganze, Fertige, Abgeschlossene der Charakterzeichnung, was uns in dieser Leistung so erfreulich und anerkennungswerth erschien. Die ganze Rolle ist auf einen einzigen Act beschränkt, ja wenn man will, auf eine einzige Scene, und dennoch enthüllt sich in dieser einzi-

gen Scene eine Welt von Empfindungen, Gedanken und Leidenschaften, ein ganzes Menschenleben mit allen seinen Licht- und allen seinen Nachtseiten. Es gehört ein großer Reichthum des Inneren dazu, um so auf engem Raume, wo für hohle Declamation so gar kein Platz ist, so viel Vergangenes, Erlebtes, Empfundenes, kurz so viel Prüfstein für die Befähigungen einer Schauspielerinn gelten. Das Mad. Crelinger diese Probe so siegreich bestanden, haben wir ihr als das Siegel ihrer Künstlerweibe, und uns als einen großen, langentbehrten Genuß anzurechnen. — Als Donna Diana, in dem gleichnamigen, weltbekannten Meisterstück, erschien die Künstlerinn, wenn auch weniger durch ihre Individualität für die Aufgabe geeignet, doch durch die ungemein verständige Auffassung so wie durch die kunstvolle Ausführung des Charakters als höchst verdienstlich und ihres Ruhmes würdig. Die weise und umsichtige Mäßigung, welche ihr Spiel im dritten Acte beherrschte, wollen wir nicht als den kleinsten Vorzug einer Rolle bezeichnen, die auch durch das Übergewicht des Verstandes und der Kunst zu einer dankbaren gemacht werden kann. — In Kauvach's „Isidor und Olga“ trat Mad. Crelinger in der, wenn wir nicht irren, vor Jahren von ihr zuerst auf der deutschen Bühne eingeführten Rolle der Gräfinn Olga auf. Über die Rolle selbst haben wir uns bey früheren Gelegenheiten weiter ausgesprochen und die Schwierigkeiten zu bezeichnen gesucht, welche die Darstellerinn derselben zu überwinden hat. Als Ganzes, als dramatischer Charakter wird diese Parthie, vielleicht die schwächste des sonst geistreichen, dramatisch meisterhaft gearbeiteten Stückes, wohl schwerlich jemals eine reine, gesamtliche Wirkung hervorbringen, im Einzelnen dagegen wird eine Schauspielerinn von Gefühl und Verstand gewiß die augenblickliche Rührung nicht verfehlen. Unter diesen Einzelheiten ist uns, außer der theatralisch immer wirksamen Frühstückszene, der Abschied von Isidor im vierten Acte (an und für sich zwar eigentlich die Leichenrede des Charakters wie des Stückes) durch den schönen, innigen, beynahe großartig resignierten Vortrag der Künstlerinn als besonders dankenswerth erschienen. — Als Mad. Danville in Delavign's Lustspiel „die Schule der Alten“ der letzten Vorstellung, in der wir Mad. Crelinger, den 16. May, zu sehen Gelegenheit hatten, bewegte sich die Künstlerinn mit jener Sicherheit und Überlegenheit, zu der nicht Bühnenerfahrung allein, sondern auch Welt- und Menschenkenntniß erforderlich sind, um dem Dichter auch in seinen verborgeneren Andeutungen sein Recht widerfahren zu lassen. Eine so gezielte Erkenntniß mag vielleicht den von dem Dichter beabsichtigten Contrast zwischen den beyden Eheleuten nicht ganz vollkommen veranschaulichen, aber sie wird im Einzelnen der Wirkung wenigstens nicht nachtheilig werden, und der befriedigte Verstand der Zuschauer wird so ihrem Glauben an Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nachhelfen.

Die beyden Töchter der Mad. Crelinger, deren wir schon früher mit der verdienten Aufmunterung gedacht haben, sind seit unserem ersten Berichte noch in einigen Rollen aufgetreten, und zwar Ull. Clara Stich als Beatrice in der „Braut von Messina“, einem Versuche, in dem sich das Streben, der verdienten Mutter und Lehrerin würdig gegenüberzustellen, auf eine vielversprechende Weise kund gab. Doch scheinen die Kräfte der Anfängerinn gerade dieser Aufgabe noch nicht ganz gewachsen und dem unverkennbar guten Willen überall gehorchen zu wollen. Allein schon dieser letztere ist ehrenwerth und unter so tüchtiger Leitung wird er sich gewiß bald zur That verwirklichen. — Als einen recht glücklichen, erfreulichen Versuch haben wir der Darstellung der Ull. Bertha Stich als Isabella in den „Qualgeistern“ zu erwähnen. Diese Rolle vollendet zu spielen, ist freylich eine der höchsten Aufgaben der Bühnenkunst, sie aber so gut gespielt zu haben, als es heute geschah, macht dem Talente der jungen Anfängerinn alle Ehre. Mit so viel Wahrheit und Natürlichkeit wird sie schnell und sicher an das Ziel gelangen, das überstudierte Unnatur nie erreichen kann. Eine nicht minder angenehme Erscheinung war Ull. Bertha Stich auch als Emilie Gasloti, in welcher Parthie sie alles leistete, was man in ihren Jahren und von einem entschiedenen, wenn auch noch ungeübten Talente erwarten kann.

### R. K. privil. Theater an der Wien.

Am 16. May zum ersten Male und zum Vortheile des Hrn. Bosard: „Der rothe Drache, oder der Erbe von Castanvago.“ Romantisches Schauspiel mit Chören in drey Aufzügen von Carl Wotta.

Dem Besizer von Castanvago ist sein einziger Sohn als Kind geraubt worden und dadurch ein Anderer zum Besizer des Erbes gelangt; auf eine sehr unkünstliche Art

bringt es das heutige Stück wieder in die Hände seines rechtmäßigen Herrn, und die Nemesis ereilt jene, welche sich des Verbrechens schuldig machten. — Der grimmigste von ihnen ist der rothe Drache, ein Seeräuber. — Schon in der ersten Scene weiß der Zuschauer, wenn er nur einigermaßen mit der Maschinerie der Piecen dieser Gattung vertraut ist, wo die Verschlingung des Knotens hinauswill, und es muß ihm daher, wenn er die Lösung unndthigerweise durch drey lange Acte mühsam vertagt sieht, ganz flau zu Muthe werden, besonders wenn er in der Charakterzeichnung, in der Herbeiführung der Theatercoups, in der gesammten Technik des Stückes den Anfänger erkennt, den seine Arbeit sehr viel Mühe kostete; indessen scheint die Prosa der Novität auf einige Bildung und ein bescheidenes Talent schließen zu lassen, dem wir somit fleißiges Studium guter Muster anempfehlen wollen, nur beyleibe nicht der romantischen Schauspiele, wie sie an dieser Bühne grassiren. Die Aufführung war recht gut, besonders von Seite der Mad. Fischer, der H. Hoch, Stabt, Gämmerler, Spielberger und des Beneficianten, der auch in den unbedeutendsten Rollen sein schönes Talent geltend zu machen weiß. Hrn. Scholz, in einer gänzlich verkehrten Scene beschäftigt, haben wir wirklich bedauert. Die Aufnahme der Neuigkeit zeigte sich eben nicht glücklich, auch war das Haus leider ungemein leer.

### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 14. May zum ersten Male: „Die reisende Sängerin,“ Vaudeville in einem Aufzuge. Musik von verschiedenen Meistern.

Die hundert und wer weiß wievielte Variation über das Thema der „falschen Primadonna,“ so geist- und gehaltlos als ein derley Nachwerk nur immer seyn kann. Der ganze Witz darin dreht sich um den Namen des geprellten Dümmlings, eines Herrn von Büffel, und zeigt sich in der That als ein durchaus derblederner; die Mystification ist übrigens auch so plump und unglaubwürdig, daß eine ächte Büffelnatur dazu gehört, um sie nicht augenblicklich zu durchschauen. — Die plötzliche Liebesentzündung des alten Herrn legt der Abgeschmacktheit die Krone auf. Rechnet man hiezu noch den Umstand, daß die meisten Rollen mit Individuen besetzt waren, welche fast in jeder Scene den Muthwillen des Publicums erwecken mußten, da sie selbst mit den Elementen des Schauspielersandes nicht im Reinen waren, so kann man leicht entsemen, daß Hr. Dorach, welcher in der Verkleidung der Virtuosiin als Gast erschien, zu seinem Debut eben nicht die günstigste Constellation vereinigt fand. Indessen gefiel er, und nicht mit Unrecht, denn die Maske, das Benehmen und der Vortrag im Falsett zeigte von vielem Geschick, besonders war der Vortrag der Variationen voll dreiliger Nuancen, — in der Darstellung der Kokette dürfte etwas Mäßigung zu empfehlen seyn. Hr. Dorach mag das Frauenzimmerliche seiner Rolle so sorgfältig studiert haben, daß damit seine Haltung im Allgemeinen etwas Weibisches annahm, was nicht gut läßt und auf dessen Vermeidung er hinstreben muß. — Von der Umgebung mag allenfalls Hr. Koch wegen seines guten Willens erwähnt werden. Noch hörten wir ein Duett, von Mad. Kraus: Wranitzky und Dlle. Hill, ebenfalls vorgetragen, und zum Beginne der Vorstellung „Kataplan,“ der wieder auf den Zetteln, wenigstens auf einem Theile derselben, als Schluß der Production angegeben war, eine Indiscretion gegen das Publicum, vor welcher der resp. Herr Assisenverfeger ernstlich zu warnen wäre.

### Modenbild XXI.

Kleid von Mull mit faconirten Bandschleifen, nach einem Original von Hrn. Th. Peko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Strohhat mit Taffetband geziert, nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.  
Sonabend, den 23. May 1835.

62

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modemild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey M. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Wir wandelten eine Weile schweigend neben einander, endlich fragte Fanny mich mit schlecht verhehlter Bewegung: „Hast du mir etwas zu sagen, Ernst?“

„Viel, sehr viel, und eben so viel zu fragen. Antworte mir offen und ehrlich, Fanny. Was hast du gegen mich, womit habe ich dich verletzt, daß du mir so feindlich grollst?“

„Was sprichst du da?“ fragte sie mit erzwungenem Lächeln. „Warum sollte ich dir arollen? Hast du mir Ursache dazu gegeben?“

„Das ist's, was ich von dir wissen will. Frage ich mein Gedächtniß, so spricht es mich von jeder Schuld gegen dich frey; frage ich mein Herz, so sagt es mir, ich könnte dir nie mit Willen und Vorsatz wehe thun. Aber gibt es nicht Mißverständnisse, die oft die Besten entzweyen? Macht sich das Herz nie eines Unrechts oft eben gegen den Gegenstand seiner Neigung schuldig? Und ist es dann nicht besser, mit einem erklärenden, vermittelnden Worte jenen schmerzlichen Spalt auszufüllen, als ihn zur Trennungskluft zu machen? — Darum noch einmal, was hast du gegen mich? Du siehst zu hoch in meiner Meinung, als daß ich dich zu jenen gewöhnlichen Weibern zählen sollte, bey denen ein unbedacht entschlüpftes Wort für eine unverzeihliche Beleidigung gilt, die in ihrem engherzigen Egoismus fordern, daß man jedem andern Gefühl absterbe und nur einzig und allein für sie empfinde und lebe. Das thut die Liebe nicht, jene wahre, heilige Liebe, die alles wünscht, wenig hofft und nichts begehrt, die in dem Glücke ihrer Lieben ihr eigenes Glück findet. Dich, Fanny, halte ich dieser himmlischen Empfindung fähig, und für zu edel, um jener schwachen Eitelkeit zugänglich zu seyn. So rede denn frey und aufrichtig, heißt es doch, ihr sollt die Sonne nicht untergehen lassen über eurem Groll.“

„Du quälst mich vergebens, Ernst, denn ich kann dir nicht auf deine Fragen antworten. Daß es zwischen uns nicht mehr ist, wie es war, fühle ich selber nur allzu tief, und leide schmerzlich darunter, aber den Grund davon anzugeben vermag ich nicht. Wir haben unsere Kindheit so glücklich mit einander

verlebt, da waren unsere Pfade nur Einer, jetzt aber trennen sie sich, jedes muß künftig seinen eigenen Weg gehen und von dem Gefährten scheiden. Scheiden? ja, doch nur um sich wiederzufinden. Wenn sich unsere Pfade auch trennen, müssen wir darum der Hoffnung einstiger Begegnung entsagen?“

„Alles, was du da sagst, meine gute Fanny, ist keine Antwort auf meine Frage. Bin ich dir denn so gar nichts mehr? Es war mir immer ein so freundlicher Gedanke, dir den Bruder, den dir das Schicksal versagt, zu ersetzen, dein Freund, dein Schutz zu seyn, dein guter Engel in dieser Welt voll Trug und Arglist, für dein Glück Sorge zu tragen; den Mann, den du einst als Gattinn beglücken sollst...“

Mit stehender Geberde legte mir Fanny die Hand auf den Mund. „Um Gottes willen schweig, es ist alles umsonst, wir verstehen uns ja doch nicht.“

Ich schwieg bestürzt, das unselige Geheimniß war mir klar geworden. Das unglückliche Mädchen liebte mich, mich, der seit Elary's Anblick für kein anderes Weib mehr Liebe fühlen konnte. Mit einem herzzerreißenden Gefühl blickte ich auf Fanny, die auf eine Nasenbank gesunken war und, mit beyden Händen das Antlitz bedeckend, heftig weinte. Lange stand ich lautlos, nach einer langen Pause fragte ich endlich schüchtern und zögernd: „Zürnst du mir, Fanny?“ Langsam ließ sie die Hände sinken, wandte das von Thränen überströmende Antlitz zu mir und sagte mit leiser, bebender Stimme: „Nein, Ernst, nein, ich zürne dir nicht. Ich habe schon lange und sehnlich gewünscht zu erfahren, was ich jetzt erfahre; nun weiß ich Alles. Gott gebe dir Glück und Segen, dir und Allen, die du liebst.“

„Geht dir dieser Wunsch in Erfüllung, so bist du die Glücklichste, ich liebe dich ja so herzlich.“

„Du liebst mich nicht,“ erwiderte Fanny mit schmerzlich schneidendem Tone.

„Fanny, meine Schwester, meine theure Schwester, das Wort kommt nicht aus deiner Seele. Wie ist es dir möglich...“

„Laß uns ins Haus zurückkehren,“ sagte Fanny, sich mühsam erhebend. „Die Luft wird so kuhl; ah,“ fügte sie, von Neuem in Thränen ausbrechend, hinzu, „mir war ja gleich, als sollte ich nicht mit dir gehen; wäre ich doch dieser ersten Regung gefolgt, ich wäre um einen schönen Traum reicher.“

„Wahrheit, selbst schmerzliche Wahrheit ist besser als der schmeichelndste Traum,“ erwiderte ich ernst und fest; „der bestgemeinte Betrug verräth früh oder spät seine höllische Abkunft, und nichtswürdig ist es, mit Herzen zu spielen. Wir werden uns darüber gewiß einst verständigen, bis dahin deine Hand zum Zeichen völliger Veröhnung und steter Freundschaft.“

Mit milder Freundlichkeit reichte mir Fanny die Wange zum Kuß. „Ich bin ein Kind,“ sprach sie mit schmerzlichem Lächeln, „und Kinder muß man sich ausweinen lassen, das ist ja der einzige Trost, für den sie empfänglich sind. Nun aber laß uns gehen, Ernst, ich bedarf der Ruhe.“

Schweigend geleitete ich sie ins Haus. — Einige Tage waren seit meiner Uterredung mit Fanny verstrichen, während welcher sie zwar traurig und ernst, doch darum nicht unfreundlich gegen mich war. War auch die frühere Traulichkeit und Herzlichkeit noch lange nicht hergestellt, so durfte ich doch hoffen, die Zeit und ein von meiner Seite sich gleichbleibendes, freundliches, brüderliches Benehmen werde Alles wieder ins alte Geleise bringen. So weh

es mir that, Janny leiden zu sehen, so schmerzlich es mir war, Ursache ihres Grams zu seyn, so war ich doch überzeugt, ihr durch den augenblicklichen Schmerz der Enttäuschung manche bittere Qual, die die Zukunft ihr sonst bereitet haben würde, zu ersparen. Ich kannte sie für zu verständig, um sich einem hoffnungslosen Liebeschmerz in sentimentaler Überspannung hinzugeben, und für zu stolz, um nicht gegen eine Leidenschaft anzukämpfen, die sie nun mit Bestimmtheit unerwidert wußte. Und überdieß, man mag dagegen sagen was man will, vergift sich wohl nichts so leicht als entschieden hoffnungslose Liebe.

Aber eine andere peinliche Sorge lastete mir schwer auf der Seele; ich hatte Carl weder gesehen, noch etwas von ihm erfahren. Der Zustand des Kleinen mußte sich bedeutend verschlimmert haben. In der Angst meines Herzens hatte ich schon beschlossen an Madelon zu schreiben, um durch sie Nachrichten von meinem kleinen Liebling zu erhalten, als man mir eines Morgens ein an mich adressirtes Billet überreichte. Es war von Clary, der Überbringer, hieß es, warte auf Antwort. Hastig erbrach ich das Schreiben, in dem ich folgende Worte fand:

„Das schwere Leiden, das über mich hereingebrochen, möge mich bey Ihnen dieser Zeilen und der darin enthaltenen Bitte wegen rechtfertigen. Mein Carl liegt todkrank, in seinen Fieberträumen ruft er nur immer Sie, wünscht immer Sie zu sehen. Sein dringendes Bitten hat mir das Versprechen abgedrungen, Sie um Ihr Kommen zu ersuchen. Nun ist er ruhiger; er behauptet mit Zuversicht, Sie würden, könnten Sie erst seine Sehnsucht, dieselbe gewiß nicht unbefriedigt lassen.

Wenn die Bitte einer tief gebeugten Mutter, wenn die Sehnsucht eines Ihnen so innig ergebenen Kindes etwas über Sie vermögen, zaudern Sie keinen Augenblick meinem armen Carl die Freude Ihres Kommens zu gewähren; es ist vielleicht seine letzte auf Erden.

Clary von Wahlburg.“

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß ich, als ich diese Zeilen gelesen, mich aufs Pferd warf und nach Clary's Schlosse eilte. Die verschiedensten Gefühle durchstürmten meine Brust auf dem kurzen Wege bis dahin. Am Ziele meiner Sehnsucht angelangt fand ich mich dort mit Ungeduld erwartet. Ein alter Diener führte mich sogleich in Carls Zimmer, das ich mit innerer Angst, mit einer frommen Scheu betrat, als träte ich in den Tempel des Herrn; wußte ich doch Clary da zu finden. Als ich eintrat, lag sie vor des Kleinen Bette auf den Knien; das Geräusch meines Nahens machte sie aufblicken. Sie deutete auf den schlummernden Kleinen, erhob sich dann vom Boden und fragte, mir näher tretend, mit leiser Stimme: „Graf Strömberg?“ Ich verneigte mich bejahend.

„Dank, tausendfachen Dank für die schnelle Erfüllung meiner Bitte. Kommen Sie näher, sehen Sie, wie friedlich er schläft. O mein Gott, so wird er vielleicht bald ewig schlafen!“

„Warum martern Sie sich mit solchen Vorstellungen, gnädige Frau?“ fragte freundlich verweisend der hinzugetretene Arzt. „Ich habe Ihnen ja bereits erklärt, daß der Zustand Ihres Sohnes, wenn auch gefährlich und bedenklich, doch nicht hoffnungslos sey, daß man von der frischen Jugendkraft, die in seinen Adern strömt, noch Alles hoffen dürfe.“



„Hoffen?“ fragte Clary mit dem Lächeln der Verzweiflung. „Das ist mir ein fremdes Wort, dessen Bedeutung ich nicht begreifen kann. Wenn Sie aber wahr sprächen, wenn mein Kind...“ sie hielt, von der Macht ihrer Gefühle überwältigt, erschöpft inne.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich fürchte, unser Gespräch könnte den Kleinen aus seinem Schlummer wecken, der ihm heilsamer ist als alle Arzeneey. Sein Erwachen wird beweisen, ob meine Hoffnung für seine Genesung gegründet ist oder nicht.“

Clary nahm schweigend ihren vorigen Platz wieder ein, und wies mir einen Sitz an dem Lager des Kleinen an, der noch immer schlummerte. In ihr Anschauen verloren ruhten meine Blicke unverwandt auf Clary's holdem Gesichte; sie bemerkte es nicht. Die Augen gen Himmel gerichtet, sandte sie ein glühendes, wortloses Gebeth aufwärts zu dem höchsten Wesen, und auch meine Seele stimmte ein in ihr Flehen. Mir war, als seyen wir in diesem Augenblicke Eins, als zerflöhen unsere Seelen in den gemeinschaftlichen Wunsch um die Erhaltung des von uns beyden so innig geliebten Wesens. Da regte sich der Kleine, schlug die Augen auf und gewahrte mich. Ein halbblauer Schrey der Überraschung und Freude entfuhr seiner Brust; sich mühsam aufrichtend und mir die Hand reichend sagte er: „Mein Freund, mein lieber Freund!“

Der Arzt unterbrach ihn mit der Frage, wie er sich fühle und empfahl ihm Ruhe und Stille. „Es ist mir besser, viel besser, und bleibt Ernst bey mir, so wird mir völlig gut seyn. Bleib hier; ich will Alles thun, was du mir befehlst, will ruhig seyn, nicht sprechen, dir in Allem gehorchen, bleib nur bey mir.“

Durch mein Versprechen, ihn so lange, als seine Krankheit dauern werde, täglich zu besuchen, beruhigt, lag der Kleine mit Engelslächeln da, meine Hände in den seinen haltend. Schmerzlich bewegte blickte Clary auf uns, ich begegnete ihrem Blick und las darin tief rührenden Dank. Dann richtete sie einige Worte an mich, die mein Herz wie Himmelsklänge durchbeben. Das waren nicht die Worte einer Fremden zu einem Unbekannten, das war nicht das Steife und Kalte eines ersten Zusammentreffens. Mir war, als kennten wir uns schon lange, als wären wir nur eine lange traurige Weile über getrennt gewesen und fänden uns nun wieder, um uns nimmermehr zu verlassen, als müßte ich zu ihren Füßen sinken und ihr Alles deuten, was in meiner Seele vorging.

So entflohen zwey Stunden, die reichsten meines Lebens, ich mußte nun daran denken, mich zu entfernen; Carl war wieder in Schlummer gesunken. Von meinem Sitze mich erhebend, näherte ich mich Clary, um Abschied von ihr zu nehmen. Sie blickte mich mit seltsam tiefem innigen Ausdruck an und sprach zum Abschied: „Ich hoffe, Sie werden des Versprechens, das Sie meinem Carl gegeben haben, täglich eingedenk seyn.“

Glück läßt sich empfinden, aber nicht beschreiben, darum sey es mir vergönnt, von den auf meinen ersten Besuch bey Clary folgenden Tagen und Wochen zu schweigen, während welcher ich sie sah, in gemeinsamer Sorge mit ihr verbunden ihr so nahe stand, wo sich ihr mildes, beseligendes Wort so oft und freundlich an mich richtete, wo ich ihr längst kein Fremder war. Mir ward die doppelte Wonne, den Kleinen genesen und seine Mutter durch

ihres Lieblings Rettung glücklich zu sehen. Es gab Augenblicke, in denen Clary ihres sonst so tiefen Grammes zu vergessen schien, und sich den süßen Regungen des Vertrauens, ja selbst einer stillen Heiterkeit überließ; aber ach, es waren nur Augenblicke, die bald ihrem gewöhnlichen Trübsinn wichen. Meine Leidenschaft für sie schien sie nicht zu bemerken, wenigstens deutete ihr immer gleich freundliches, aber stets ernstes, ruhiges Benehmen gegen mich nichts davon an. Ihr gestehen, daß ich sie liebe, wie konnte ich das wagen? ach, ich hatte wohl Recht gehabt, als ich bey ihrem Anblick schon ahnte, dieses Wesen stehe für irdische Liebe zu hoch.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Byron.

(Gestorben am 19. April 1824 zu Missolonghi.)

Sohn der Titanen, Byron, Schmerzbezwingender!  
Aus Kraft stammt Sieg, nur Ohnmacht senkt in Trauer!  
Umsog des Zweifels Nacht dein Auge grauer:  
Stog drein dein Geist, ein Blitz, ein weltverschlingender.

Nur Mensch mit starker Faust, mit frey sich ringender,  
Zerschlugst du Kühn des Lebens Scheidemauer:  
Da drang herein der unnennbare Schauer —  
Vom Geisterhorn ein Ton, ein fernhinklingender.

Ein Zaubertrank verbannt das feige Kimmern,  
Mondflamme ist dein Licht, so kalt und düster;  
Auf deines Herzens wildzerrißnen Trümmern  
Thronst herrlich du, entzückender Verwüster!  
Des Kampfes Qual nicht tauschend um den Frieden,  
Trägst siegreich du den Fluch der Promethiden.

Ch. W. D u b e r.

### Correspondenz-Nachrichten.

Prag, Ende April 1835.

Die allerhöchste Geburtsfeier Sr. Majestät unsers allerdurchlauchtigsten Kaisers Ferdinand I. wurde, wie gebräuchlich, durch ein solennes Hochamt in der Domkirche begangen, welchem alle Classen der Bewohner Prags in großer Zahl beywohnten; auch verschönerten, dem Herzen und den Gesinnungen unseres erhabenen Monarchen entsprechend, viele wohlthätige Handlungen und freywillige Spenden an Dürftige das schönste Nationalfest aller Völker des österreichischen Kaiserthums.

Die Bühne beging diesen Tag der Feier im festlich beleuchteten Hause mit der Auführung der Bellinischen Oper: „Die Montechi und Capuletti,“ in welcher Ute Sabine Heinemann einen Cyclus von Gastrollen mit dem Romeo eröffnete. Vor dem Beginn der Oper wurde die Volkshymne gesungen, bey deren erstem Accorde sich das gesammte Publicum ehrfurchtsvoll erhob, und bald klangen aus allen Räumen des Hauses die rührenden Töne wieder, die mit patriotischem Jubel begrüßt und begleitet wurden.

Der Referent der „Bohemia“ sagt über die Stimmung des Abends: Die Worte eines ehrwürdigen, sterbenden Greises sind von weissagender Kraft und Bedeutung. Unser hochselige Kaiser und Vater vermachte uns auf dem Sterbebette seine Liebe. Sein mildes, klares Auge ist seinen Millionen erloschen; aber schon in den ersten Tagen des allgemeinen Schmerzes tröstete uns in den Worten seines erlauchten Sohnes, unseres Kaisers Ferdinand, dieselbe fromme, gerechte, väterlich fürsorgende Milde, und derselbe treuherzige, Liebe und Vertrauen erweckende Ton, welcher dem hohen Verbliebenen alle Herzen gewann. Kaiser Franz, der Unvergessliche, hat uns seine Liebe in seinem Sohne vermacht, und das unauflöbliche Band unserer Treue wurde in dem

Augenblicke geknüpft, als Kaiser Ferdinand den Völkern Oesterreichs einen Verlust klagte, den sie tief mitempfanden.“

Wenn Ue. Heinefetter, zumal im ersten Acte, keine so stürmische Aufnahme fand, als während ihres ersten Aufenthaltes in Prag, so ist wohl hauptsächlich jene feyerliche Stimmung daran Schuld, welche sich der Anwesenden bemächtigt hatte, und die sich erst nach und nach von dem erhebenden Gefühle der Volksliebe mit vollem Sinne zu dem Spiele der Kunst zu wenden vermochte, dann aber die Gabe des Beyfalls in reichem Maße dem lieben Gaste, fast in noch reichem unserer liebenswürdigen Ue. Luger (Giulietta) zukommen ließ, für deren schöne Fortschritte die fremde Künstlerin einen genügenden Maßstab darbietet, indem Ue. Luger an ihrer Seite vor etwa achtzehn Monaten, in jener Zeit kaum noch ein Jahr bey der Bühne, so schöne Blüten gezeigt, die seitdem zu wahren Hesperidenfrüchten gereift sind. Ue. Luger bewies nie so sehr als diesmal, daß sie nicht allein eine gebildete und geschmackvolle, von Natur und Kunst gleich reichlich ausgestattete, sondern zugleich, daß sie im vollen Sinne des Wortes eine dramatische Sängerin sey.

Reichrer Tribut des Beyfalls wurde Ue. Heinefetter in ihrer zweyten Parthie, der Rosine, so wie in der Wiederholung des Romeo zu Theil, wo es mir auch vorkam, als sey sie noch mehr als das erste Mal im vollen Besitze ihrer reichen Mittel. Zu „Barbier“ erschien Hr. Pöck nach seiner Urlaubsreise zum ersten Male wieder als Figaro auf unserer Bühne, und wurde mit dem Enthusiasmus begrüßt, den einem solchen Talente wohl kein Publicum verlagern wird. Man kann nicht leicht eine ansprechendere Opernnummer hören, als das Duett des ersten Actes von einer Sabine Heinefetter und unserm Pöck gesungen. Am wenigsten sprach die eingelegte Pacinische Arie der Ue. Heinefetter im zweyten Acte an. Auch Hr. Demmer führte die beyden Parthien des Lebaldo und Almaviva ganz vortreflich durch, und Hr. Preisfinger (Bartolo) erschütterte bey jeder Wiederholung das Zwerchfell des Publicums, wie bey seiner ersten Erscheinung auf unsern Brettern.

Überhaupt sind wir reich gesegnet mit angenehmen Gästen, die uns aus allen Weltgegenden zukommen, denn nebst Ue. Heinefetter haben wir die liebenswürdige Ue. Caroline Bauer und noch eine Sängerin, Mad. Schmidt-Friese hier, welche zum ersten Male als „Tancred“ erschien; da sie aber sichtlich unwohl war, und wahrscheinlich nur aus Achtung vor dem Publicum nicht absagen wollte, so behalte ich mir den Bericht über ihre Leistungen bis zu ihren ferneren Gastspielen vor.

(Der Schluß folgt.)

### L i t e r a t u r.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Uferl. — Geschichte von Oesterreich von Johann Grafen Mailáth. 1. Bd. Hamburg 1834.

Der rühmlich bekannte Geschichtschreiber seines Volkes (der Magnaren) hilft hiemit dem schon seit langem fühlbar gewordenen Bedürfnisse einer nicht bloß für den Gelehrten, sondern für gebildete deutsche Leser insgemein berechneten Geschichte Oesterreichs (zwar nicht vom Anbeginn Oesterreichs, aber doch seit der Regierung der Habsburger) ab; der Zusatz unter den Habsburgern fehlt auf dem Titel. Wir meinen nicht, daß eine Geschichte Oesterreichs, wie die der Länder des österreichischen Kaiserstaates von Schels, bis auf die Zeiten der Römer zurückgehen, oder eine Geschichte Steyermarks mit der von Noricum beginnen müsse, aber Oesterreichs Geschichte muß da, wo der Name des Markgrafenthums selbst in der Zeit auftaucht, nemlich mit den Babenbergern anheben, unter deren Herrschaft österreichische Verfassung und Gestaltung als ein selbstständiges Ganzes ans Licht tritt, wo in den Zeiten der Kreuzzüge das Wappen des silbernen Balkens im rothen Felde sich von der Belagerung von Ptolemais herschreibt, und mit dem Flore des Ritterthums sich auch die Blüthe geistiger Bildung entfaltet. Wenn Goye ebenfalls nicht weiter hinauffeigt, so mag ihm dieß als einem, der kein Oesterreicher, nachgesehen werden; Galletti hat Recht, nicht früher zu beginnen, weil er nur die Geschichte des österreichischen Kaiserthums, im Vereine mit Ungarn und Böhmen betrachtet, schrieb; aber Pölich beginnt sein Compendium der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates mit den Babenbergern, deren Regierung die erste Periode, eben so Genersich in seiner Geschichte der österreichischen Monarchie. Durch die genannten Werke ist eine mit gründlicher Sachkenntniß und lebendiger Darstellung organisch gegliederte Geschichte Oesterreichs, wie sie der Verfasser durch den vorliegenden

den ersten Theil zu liefern verspricht, eben so wenig überflüssig gemacht, als durch die theilweise Bearbeitung einzelner Biographien, Perioden und Regierungen, dergleichen im österreichischen Plutarch in der Geschichte Ferdinands I. von Hrn. v. Buchholz, und in den herkulischen Forschungen des wahrheitsliebenden Chorberrn von St. Florian \*) zu Tage liegen. Dankbar erkennt Herr Graf v. Mailáth (Anmerkung S. 165), was er dem letzten schuldet, durch dessen bekannten Fleiß und kritischen Scharfsinn erst eine vollständige Geschichte Albrechts III. möglich geworden und eben so (Anm. S. 389), was er über die Literaturgeschichte Österreichs den Mittheilungen des durch seine gehaltvoll sich aufschwingende, österreichische Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde um beide verdienten Hrn. Kaltenbäck dankt. Ist Hr. Graf v. Mailáth gleich von Geburt ein Magyare, so ist er doch ein Österreicher und hat sich durch seine Leistungen in deutscher Poesie und Prosa ehrenvoll deutsches Incolat erworben; als geborener Österreicher und eingebürgerter Deutscher, als Schriftsteller von gewandtem Talente und lebendiger Darstellung, ist derselbe wohl besser als Core, Gassetti und Pölich zur Schreibung der Geschichte Österreichs befugt, und übt seine Befugniß mit dem besten Erfolge. Mehr des Neuen und Unbekannten als der vorliegende Band müssen die folgenden bieten, in deren Zeitraum die Quellen des kaiserl. Hansarchivs, welche dem Verfasser zum Behufe seiner Geschichtschreibung geöffnet sind, reicher strömen. Aus vielleicht zu großer Vorliebe für das romantische Verhältnis Wilhelms von Österreich mit der polischen Hedwig nimmt diese Lebensgeschichte den Raum ein, welcher besser einer größeren Entwicklung der ritterlichen Tugenden und glänzenden Eigenschaften Maximilians I., der letzten Blume des Ritterthums, gegönnet worden wäre. Dieser erste Band umfaßt nach einer kurzen Einleitung die Geschichte Österreichs unter den Habsburgern von Rudolph I. bis auf die Vereinigung Ungarns und Böhmens mit Österreich, eine auf das schärfste abgeschnittene und auf das bedeutsamste begrenzte Periode, deren Grenzpfiler Rudolph und Maximilian I. Mit gleicher pragmatischer Geschichtkenntniß sind in dem Vorworte die Perioden der drei folgenden Bände, nemlich von Ferdinand I. bis zum westphälischen Frieden, von Leopold I. bis zum Tode Carls VI. und von Maria Theresia bis auf die neueste Zeit begrenzt, und sollte eine dieser Perioden ob der Fülle des Stoffes in zwey Bände erweitert werden, so werden die fünf Bände der Geschichte Österreichs den fünf Bänden der Geschichte der Magyaren des Verfassers würdig zur Seite stehen.

H.

\*) 1) Beiträge zur Geschichte Österreichs ob der Enns, 4 Bde.; 2) Geschichte der Landwehre in Österreich ob der Enns, 2 Bde.; 3) Österreichs Militärverfassung in älteren Zeiten; 4) Österreichs Handel in älteren Zeiten; 5) Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. 2 Bde.; 6) Österreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen, 2 Bde.; 7) Österreich unter Herzog Rudolph IV.; 8) Österreich unter Herzog Albrecht III., 2 Bde.; 9) Österreich unter Kaiser Friedrich IV.; 10) Österreich unter Albrecht IV.; 11) die Geschichte Albrechts II. als Kaiser, unter der Presse.

### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 15. May zum Vortheile der Sigr. Strepponi: La Sonnambula, Melodramma in due atti, di Felice Romani. La Musica del Sigr. Maestro Vincenzo Bellini.

Die vorstehende Oper, obwohl einem Theile des Wiener Publicums bereits aus den Vorstellungen der Josephstädter Bühne bekannt, erschien auf unserm Hofopertheater als Neuigkeit und würde als solche auf eine besondere Erwähnung Anspruch zu machen haben, auch wenn sie nicht zu dem Cyclus der italienischen Opernvorstellungen gehörte. Die Compositionen Bellini's haben von allen Erzeugnissen der neuesten italienischen Tonkunst die meiste Popularität und zugleich, was das Beste an dieser Popularität ist, die meiste Achtung der Kenner und Urtheilsfähigen erworben, sie sind nicht bloße Modewaaren gewesen, sondern wirkliche, solide Verlagsartikel geworden, die ihren Werth über den Zeitraum einer Saison hinaus behalten. Daß Bellini von den Vorwürfen, die man seiner Zeit und seinen Landsleuten macht, den einen oder den andern auch verdient habe, wollen wir nicht in Abrede stellen; im Allgemeinen aber kann er, was die Genialität der Erfindung, die Tiefe und Wahrheit des Gefühls und vor allem den vorwaltenden Schönheitsinn in der Wahl und im Gebrauche seiner Mittel betrifft, mit und nach Rossini wohl der größte und gehaltvollste Meister der heutigen Italiener genannt werden. Vorzüglich gewinnend und befriedigend ist er durch die streng gesonderte und durchgehend behauptete Eigenthümlichkeit in der Sär-

bung des Ganzen, durch welche er seinen Opfern, je nach ihrem Inhalt und Gegenstand, einen gewissen allgemeinen Charakter, einen Ton, eine Stimmung mitzutheilen weiß, die dem aufmerksamen Zuhörer nicht leicht entgehen, und einen sehr wohlthätigen Eindruck auf ihn hervorbringen werden. Es würde nicht schwer halten, diesen allgemeinen Charakter bey den ausgezeichnetesten und bekanntesten Opfern Bellini's mit ziemlicher Bestimmtheit nachzuweisen; auch die in Rede stehende Oper macht davon keine Ausnahme, und der idyllisch-elegische Ton, der sich durch das Ganze in hundertfachen Anklängen hindurchzieht, gibt ihm einen eben so großen Reiz für den Augenblick des Genusses, als er ihm einen künstlerisch bleibenden Werth verleiht. Die einzelnen Parthien sind, wie dies bey ziemlich allen italienischen Opern der neuern Zeit der Fall ist, recht eigentlich auf die Individualität und Virtuosität der Darstellenden berechnet, und in dieser Voraussetzung, die dem Einzelnen ein weites Feld des Selbstingreifens einräumt, höchst dankbar eingerichtet. Die erste Parthie, welche der Oper auch den Titel gegeben hat, wurde von Sogra. Schüh: Oldosi mit dem ganzen Aufwande ihrer in der That staunenswürdigen Bravourausgeführt. Die Herabstimmung des ganzen Vortrags für das Organ der Sängerin, dem zu Liebe überhaupt, heute und bey andern Opfern, auch eine veränderte Orchesterstimmung bewerkstelligt wurde, mag für das Ganze des Werkes und die Ensemble, wie für die ursprüngliche Absicht des Componisten gerade nicht als ein entschiedener Vortheil gelten, gehört aber zu den Erscheinungen, die man um so leichter hinnehmen kann, da sie für uns die einzige Bedingung enthielt, eine so berühmte Sängerin in einer so glänzenden Parthie zu hören. Die Fülle von Coloraturen und Verzierungen der kunstreichsten Art, mit welcher Sogra. Schüh: Oldosi ihre Rolle ausstattete, rechtfertigte aufs Neue den ausbreiteten Ruf, den sie als Bravoursängerin in der eigentlichen Bedeutung des Wortes erworben hat. Das Publicum erkannte das ausgezeichnete Verdienst der Gesangsvirtuosin an den meisten Stellen durch die regste Theilnahme, obwohl es zugleich die Abwesenheit eines früher vorzüglich beliebt gewesen Duett's mit Elvino im ersten Acte (welches Musikstück sich vielleicht dem Prozesse des Herabstimmens nicht hatte fügen wollen) durch eine entschiedene, mißbilligende Ausrufung zu erkennen gab. Die erwähnte Nummer wurde um so natürlicher vermist, da die Oper nach einer so auffallenden Kürzung kaum die gewöhnliche, hergebrachte Theaterzeit ausfüllte. — Eine äußerst willkommene, dem früheren günstigen Eindrucke durchaus entsprechende Erscheinung war Sogra. Strepponi in dem Parte der Lisa. Die ungemeine Kunstfertigkeit ihres Gesanges, die durch die Anspruchslosigkeit ihres ganzen Wesens nicht anders als erhöht werden konnte, wirkte auch heute wieder wie bey den früheren Leistungen der Künstlerin, die von unserem Publicum nach ihrem ganzen Werthe erkannt worden ist. — Sogr. Poggi als Elvino schien den ihm zugetheilten Part mit einer besondern Vorliebe behandelt zu haben, denn er bot alles auf, seine wohlklingende, ausgebildete, oft zum Herzen gehende Stimme, und seinen überaus zarten, gefühlvollen Vortrag möglichst reichhaltig geltend zu machen. Auch läßt es sich nicht verkennen, daß die heutige Rolle, sowohl in dramatischer als musikalischer Hinsicht, seiner Individualität mehr als andere günstig ist. Seine Scene im ersten Acte trug, was den Erfolg anlangt, unstreitig den Preis des Abends davon. Sogr. Cartagenaova erschien in der nicht eben dankbaren und umfangreichen Parthie des Conte Rodolfo, und wirkte durch sein tüchtiges Spiel wie durch das unermüdete Feuer seines Vortrags im Gesange, durch das er sich auch bey uns einen guten Namen gemacht hat, vortheilhaft zu dem Ganzen mit. — Sogra. Vondra als Teresa verdient wegen des Fleißes und des Eifers, mit dem sie sich dem fremden Künstlerkreise willig und würdig angeschlossen, die lobendste Anerkennung.

### Wagenbild II.

Ein Tilbury nach neuester Art, im Obertheil ganz durchsichtig; dann ein Dennen mit Rohr geflochten. Beide Formen nach Originalen aus der Wagenfabrik der H. Simon Brandmeyer und Sohn, in der Rossau Nr. 94.

Die Pferd-Beschirrung nach einem Original des bürgerl. Riemeermeisters, Hrn. Joseph Braun, in der Leopoldstadt, Praterstraße Nr. 579.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dienstag, den 26. May 1835.

63

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Eines Nachmittags, als ich wie gewöhnlich in Clary's Hause anlangte und nach Carl fragte, hieß es, er sey heute zum ersten Male mit Madelon wieder ausgegangen; auf meine Frage, ob Clary ihn begleitet, antwortete man mir verneinend und fügte hinzu, sie erwarte mich in ihrem Cabinet. Mein Herz pochte heftig vor freudiger Überraschung; nie war ich mit Clary allein gewesen, hatte nie ohne Beyseyn fremder Zeugen mit ihr sprechen können, und nun sollte mir diese Wonne werden durch Clary's eigenen Willen. Schnell flog ich die Treppe hinan, als ich aber dann vor Clary's Thüre stand, blieb ich einen Augenblick stehen, um Fassung zu gewinnen. Endlich etwas ruhiger, trat ich in das Cabinet.

Clary saß, den Arm auf ein vor ihr stehendes Tischchen gestützt, in nachdenkender Stellung am Fenster. Eine leichte Röthe überflog ihre Züge, als sie mich erblickte; doch ihre Verwirrung unter einem erzwungenen Lächeln verbergend, lud sie mich ein, in ihrer Nähe Platz zu nehmen.

Sie begann mir ihre Freude über Carl's Genesung auszudrücken, dankte mir mit freundlichen Worten für die Theilnahme, die ich ihr bewiesen, wie für die Gefälligkeit, wie sie es nannte, mit der ich so viele trübe Stunden so geduldig an dem Bette ihres kranken Kindes zugebracht, dann stockte sie, schien für das, was sie sagen wollte, nicht Worte zu finden; endlich ihre Kraft zusammenfassend reichte sie mir die Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Urtheilen Sie nun, wie schmerzlich es mir seyn muß, vor dem Manne, der mir in jenen bangen Stunden so tröstend und wohlwollend zur Seite gestanden, dessen Liebe und Güte mein Kind in seinen Leiden erheiterten und seine Schmerzen vergessen machten, dem ich vielleicht zum Theil die Rettung meines Lieblings verdanke, vor diesem Manne als undankbar erscheinen zu müssen. Strömberg, werden Sie mich verkennen, werden Sie glauben, es sey mein eigener Wille, der mich Sie bitten macht, mein Haus nicht mehr zu besuchen!“

Sprachlos starrte ich sie an. „Und warum?“ fragte ich endlich. „Was habe ich verbrochen, daß Sie mich aus Ihrer Nähe verbannen? Sie sagen, es sey nicht Ihr eigener Wille, wer kann Sie zwingen? Wer hat das Recht, Ihnen Gesetze vorzuschreiben?“

„Sie kennen die Verhältnisse, in denen ich hier lebe, und fragen mich noch? Sie wissen, daß ich allen Umgang mit Menschen vermeide; erlaubt mir die Schickslichkeit Sie allein zu empfangen? Kann ich Ihnen, einem jungen Manne, allein Zutritt in mein Haus gestatten, das jeder andern Gesellschaft verschlossen bleibt? Es wird mir weh, sehr weh thun, Ihre mir zur lieben Gewohnheit gewordenen Besuche zu entbehren, aber was hilft alles Ankämpfen und Streiten gegen die Nothwendigkeit? Und zudem, was können Sie für Freude in der Gesellschaft eines Wesens finden, das gleich mir, der Erde und ihren Wonnen abgestorben, seinen bangen zerreißen den Erinnerungen lebt? dessen Herz todt, dessen Seele erstarrt ist, das in dem hellen, reichbewegten Leben ringsumher dasteht gleich einer Grabruine? Lassen Sie mich mein Geschick vollenden, wie ernst und düster es auch sey. Bewahren Sie mir eine freundliche Erinnerung, das ist Alles, was ich von Ihnen erbitte, Alles, was ich wünsche.“

„Clary,“ rief ich halb sinnlos zu ihren Füßen stürzend, „haben Sie denn keine Ahnung von dem, was in meiner Seele vorgeht. Wissen Sie denn nicht, daß Ihre Nähe mir unentbehrlicher ist als Luft und Licht? daß Sie mir Alles, Alles sind? daß ich Sie mehr liebe als mein Leben! Clary, hören Sie, Clary, ich liebe Sie, ich möchte es Ihnen sagen zu tausendmalen, was ich bis jetzt in die tiefsten Tiefen meiner Brust verborgen: daß ich Sie liebe.“

Wie vom Blitze getroffen starrte Clary mich an; Todtenfarbe deckte ihre Wangen, ihre Lippen bebten convulsivisch. „Sie lieben mich?“ fragte sie langsam mit tonloser Stimme.

„Mit aller Kraft meiner Seele, mit aller Blut einer ersten Liebe, mit aller Festigkeit eines Mannes.“

„O mein Gott!“ schluchzte Clary wie verzweifelt die Hände ringend, „warum, warum diesen neuen Schmerz? War ich noch nicht elend genug, warum noch ein anderes Wesen in mein Verderben verflechten? O es ist ein gräßlicher Hohn des Geschicks, das mir einen Freund, ein Wesen, das mich versteht, entgegenführt, wohl wissend, daß ich um seiner selbst willen seine Liebe verwerfen muß! Gehen Sie, Ernst, doppelt, dringend beschwöre ich Sie darum, verlassen Sie mich und schenken Sie Ihre Liebe einem Weibe, das sie erwidern kann und darf.“

„Clary, was denken Sie von der Liebe? fühlen Sie nicht den Frevel, den Sie gegen das heiligste Gefühl ausgesprochen? Warum weisen Sie meine Liebe so kalt, so herzlos zurück? Hassen Sie mich?“

Sie schwieg eine Weile, dann sich würdevoll erhebend, sprach sie ernst und fest: „Ich schätze Sie hoch genug, um wahr gegen Sie zu seyn, und hoffe, Sie werden die Aufrichtigkeit, mit der ich zu Ihnen spreche, nicht mißbrauchen und mißdeuten. Ja, ich liebe Sie, liebe Sie, wie nur eine Unglückliche zu lieben vermag, wahr, tief und treu. Gern wollte ich mein Leben darum geben, nur wenige Tage mit Ihnen vereint zu seyn, aber es würde mehr kosten als mein Leben, einen Preis, um den selbst solche Seligkeit zu

theuer wäre. Darum geben Sie jede Hoffnung auf, es gibt deren keine für uns. Meine Rechnung mit dem Leben ist abgeschlossen. Ihr Leben wird erst beginnen, und Gott behüte mich, daß ich es vernichte und zerstöre mit meiner unheilvollen Liebe, daß ich Ihr Daseyn vergifte mit selbstsüchtiger Leidenschaft. Ich habe der Schmerzen genug erduldet und bedarf nunmehr der Ruhe, gönnen Sie mir diese, beweisen Sie mir Ihre Liebe durch Entsagen.“

„Clary, du liebst mich, und willst, ich soll dir entsagen? Glaubst du, ich sey wahnsinnig genug, mein eigenes Glück zu morden, es dem Bögen Schwärmerey zu opfern? Nein, nein, nach diesem Geständniß bist du mein, mir untrennbar verbunden. Was sich immer gegen unsere Vereinigung erheben mag, die Liebe kennt kein Gesetz als sich selbst, was sonst?“

„Das ist die Sprache eines eigenwilligen Knaben und nicht des Mannes, den ich meines Vertrauens würdigte. Glauben Sie, ich spiele die Syrode, um mich am Ende dennoch besiegen zu lassen? Denken Sie so niedrig von mir? Fühlen Sie nicht, daß mein Geständniß allein eine Scheidewand zwischen uns aufzieht, und soll ich bereuen es gethan zu haben?“

„Nein, nun und nimmermehr! Ich will Ihrer würdig seyn — aber entsagen, das Wort dringt wie ein kalter Stahl in die lebenswarne Brust! und so völlig entsagen und für immer!“

„Für lange, lange Zeit.“ ergänzte sie düster, „für die Erde. Leben Sie wohl für dieses Leben!“

„Und nie soll ich Sie wiedersehen?“ Sie schüttelte schweigend das Haupt und von Rührung überwältigt verließ sie schnell das Gemach.

Mit schmerzlichem Zorn gegen Clary und ihre mir unbegreifliche Handlungsweise, ihre Znnigkeit und Kälte, ihr Hingeben und Versagen, verließ ich ihr Haus, im Innersten empört und verlezt, mit dem festen Vorsatz, es nie wieder zu betreten. Daß ein schweres unheilvolles Geheimniß ihr Thun und Lassen beschränkte, erkannte ich deutlich, aber wenn sie mich wirklich liebte, warum entdeckte sie mir es nicht? Fanny's einst gegen mich geäußerten Muthmaßungen fielen mir schwer auf die Seele, ich schauderte vor dem Gedanten, daß sie Recht haben könnte, daß Clary's Trauer vielleicht Neuc sey. Tauchte dann aber wieder ihr Bild in meiner Seele auf mit den klaren frommen Augen, den holden reinen Zügen, hörte ich wieder im Geiste den süßen Ton ihres Herzens, da rief es tief in mir: es ist unmöglich.

Schon mehrere Tage verstrichen. Meinem Vorsatz getreu hatte ich Clary nicht gesehen, wie mächtig mich auch Sehnsucht dazu trieb. Endlich fing mein Entschluß an zu wanken. Mit der Sophisterey der Leidenschaft überredete ich mich, ich sey es mir und der Geliebten schuldig, Alles aufzubieten, um das Geheimniß, das sich unserem Glück entgegenstellte, zu entdecken. Clary war ein edles herrliches Weib, aber darum doch nicht frey von allen Mängeln und Schwächen ihres Geschlechtes, wer bürgte mir dafür, daß nicht übertriebenes Zartgefühl, einen Fehltritt ihrer früheren Tage zu hoch anrechnend, allein Grund ihrer Weigerung sey? Mit aller Gewalt der Liebe wollte ich in sie dringen, wahr und offen mit mir zu seyn; daß mein Gefühl für sie immer dasselbe bleiben würde, empfand ich tief. War meine Ahnung begründet, wie gerne wollte ich Alles vergessen und als ungeschehen betrachten. Dem edlen Rubin gleich war ja ihr Gemüth aus der verzehrenden Flamme rein und strahlend hervorgegangen. Sehen und sprechen wollte und mußte ich sie und



sie zur Offenheit zwingen. Mit diesem Entschluß begab ich mich eines Abends nach ihrem Hause. Als ich in den Garten, der daran stieß, kam, gewahrte ich, durch das Gitter blickend, Clary in einer Allee langsam auf- und abwandeln. Es war bereits so dunkel und Clary, wie es schien, so tief in Gedanken versunken, daß ich hoffen durfte mich ihr unbemerkt nahen zu können. Jetzt oder nie, sprach ich zu mir selber, und die Gitterthür rasch öffnend, trat ich in den Garten.

Schon war ich ziemlich nahe gekommen, ohne daß sie mich gewahrt hätte, endlich weckte sie das Geräusch meiner Schritte aus ihren Träumereien, sie wandte das Haupt, ein heller Strahl der Freude drang aus ihren Augen, da sie mich erblickte, bald entwich aber der süße Hoffnungsschein wieder, und mit leisem Vorwurf fragte sie mich: „Strömberg, warum haben Sie mir das gethan?“

Ich hatte ihr so viel sagen wollen, die Gründe, die ich angeben wollte, waren so überzeugend, so unwiderstehlich gewesen; meine Beredsamkeit sollte ihren Widerstand, ihre Zweifel bestegen und nun, da ich sie sah, da vermochte ich nichts als zu ihren Füßen zu sinken und zu stehen: „Clary, dulde mich nur eine Stunde in deiner Nähe. Wo du bist, da ist Leben, Entfernung von dir ist Tod. Sieh, ich liebe dich so heiß, so unaussprechlich, meine Seele ist der deinen so nahe verwandt, unsere Herzen haben sich so schnell, so tief innig gefunden und erkannt, o meine Clary!“

Sie war dem Sinken nahe; meine Arme umschlangen und stützten sie; meine wonnebebenden Lippen berührten ihre Stirne, ihre lilienbleichen Wangen; mein Mund athmete an dem ihrigen. Starr und widerstandlos lag sie an meiner Brust, nur ihre strömenden Thränen verriethen, daß sie noch lebe und fühle. Der Anblick ihrer Zähren erfüllte mich mit tiefem Schmerz, ich trug sie zu einer Nasenbank und trat einige Schritte zurück. Da streckte sie selber die Arme nach mir aus und mit marmorkalten Händen meine Hand erfassend, stöhnte sie leise: „Bleib, o mein Gott! was auch immer daraus entspre, ich kann den letzten, einzigen Freund nicht von mir stoßen.“

„Und du willst mein seyn, Clary, nicht wahr? mir gehören auf ewig? Ach ich wußte es ja wohl, daß es so kommen mußte, so kommen werde, mein Herz, meine Liebe sagte es mir. Aber warum hast du mich so lange gequält? was war jenes Geheimniß?“

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

(S c h l u ß.)

Prag, Ende April 1835.

Wenn zu unserm Publicum Schauspiel- und Operngäste zugleich kommen, so ziehet gewöhnlich einer, und meist der erstere, den Kürzeren — diesmal scheint aber, nach dem Erfolge zu schließten, dessen sich Ull. Bauer schon in ihrer ersten Gastrolle, „Donna Diana,“ erfreute, beynabe der umgekehrte Fall einzutreten. Ull. Bauer ist unstreitig nicht allein eine ausgezeichnete junge Künstlerinn, sondern zugleich eine überraschende, reizende Erscheinung, eine volle imponirende Gestalt mit sprechender Physiognomie, welche mit Milde und Zartheit der Züge, Feuer und Lebhaftigkeit des Geistes, Adel und Anmuth der Bewegung, und ein sehr ansprechendes, klang- und umfangreiches Organ vereint. Diese äußern Vorzüge werden durch ein bedeutendes,

von künstlerischem Studium beherrschtes Darstellunastalent unterstützt, zu dessen ersten Eigenschaften zuvörderst eine von jedweder Manier freie Natürlichkeit und Sinnigkeit, Gefühl und Laune gezähmt werden müssen. Auch scheint Ull. Bauer ihr Spiel nach den goldenen Regeln „Hamlets“ bemessen zu haben, die dem Schauspieler nie genug anempfohlen werden können; vor Allem aber zeigte sie schon als Donna Diana, daß sie das: „Behandelt Alles gelinde; denn mitten in dem Strom, Sturm, und, wie ich sagen mag, Wirbelwinde Eurer Leidenschaft, müßt Ihr Euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt!“ in hohem Maße beherzigt hat. Die gewöhnliche Klippe, an welcher die Dianen, — oft sehr ausgezeichnete Künstlerinnen; — scheitern, ist der dritte Act, der Kampf der Leidenschaft, und der Schmerz der aufs höchste gereizten Prinzessin, und hier schweiften die Meisten in das Gebiet des Trauerspiels hinüber. Ull. Bauer umschiffte diese Klippe so glücklich, als nur wenige ihrer Vorgängerinnen, und, ohne in irgend einem Moment der leidenschaftlichen Aufregung zu wenig zu thun, ging sie doch nie aus den Grenzen des dramatischen Genre's, in dem sie eben zu wirken hatte. Nicht minder gelang es ihr im ersten Acte den schroffen Stolz gegen die Prinzen durch ihre angeborne Liebenswürdigkeit zu mildern und gleichsam zu versüßeln, und, indem jeder Zug dem Bilde entsprach, das Don César in der ersten Scene von ihr entwarf, die glühende Begier der Prinzen nach ihrem Besitz vollständig zu motiviren. Im zweiten Acte ia der Scene mit Don César hätte sie vielleicht ein klein wenig koketter seyn dürfen, und opferte sichtlich den Effect der Würde des Charakters auf. Mit künstlerischer Sicherheit zeichnete Ull. Bauer die Abstufungen des Kampfes zwischen Stolz und Liebe und feierte — ein höchst liebliches und wahres Lebensbild, von Liebreiz und Grazie umflossen, darstellend — den schönsten Sieg der Kunst. Auch ihre Umgebungen schienen durch sie begeistert, Hr. Polawsky hat den Perin — ohnedies eine seiner vorzüglichsten Leistungen — lange nicht mit so reicher Laune ausgeschmückt, und Hr. Diez war, obschon er sichtlich an ein großes Vorbild erinnerte, seit wir ihn kennen, noch nie so interessant, erntete noch nie so einmüthigen Beyfall, als an diesem Abende. Ull. Frey (Laura) war eine recht angenehme Erscheinung, nur wäre ihr zu dergleichen Anstandsrollen etwas mehr ruhige Haltung zu wünschen. Ueberhaupt gewöhnt sich Ull. Frey seit einiger Zeit gewisse Soubrereteenbewegungen an, vor denen man sie nicht genug warnen kann, da sie der glücklichen Entfaltung ihres Talentés nur störend entgegen treten können. Von Donna Zenisa — will ich lieber schweigen, ihre Darstellerin soll sich vor Prinzessinnen hüten. Ull. Mometsky (Storetta) hat ein hübsches Talent, und kann, wenn sie fleißig fortstudirt, einmal eine recht brave muntere Schauspielerinn werden. Hr. Fischer scheint ein Bißchen zu geseht für den Prinzen Louis; wenn ich nicht irre, so gab ihn in früherer Zeit Hr. Ernst, dem er mehr zusagte. Prinz Gaston war Hr. Reichtinger, und hatte den Charakter recht gut aufgefaßt. Ich war bey der ersten Erscheinung dieses jungen Mannes auf unserer Bühne so streng gegen ihn, daß ich es für Pflicht des Berichtstatters halte, seiner wieder einmal zu erwähnen. Jene Strenge ging eben aus dem Umfande hervor, daß ich Talent in ihm erkannte, das er durch Ubertreibung in Schatten stellte. Die Mäßigung, die er sich nach und nach aneignete, so wie die Zerfaltung, mit der er einen störenden Dialekt glücklich bekämpfte, zeigen, daß es ihm Ernst mit der Kunst sey, und es wäre zu wünschen, daß er mehr beschäftigt würde, um sein Talent practisch üben und kräftigen zu können.

Zum zweiten Male erschien Ull. Bauer an einem Abende als Gabriele und als Walpurgis in „Goldschmid's Töchterlein.“ Das erste Stück ist so oft und vielfach da gewesen, daß es wirklich der ganzen Kunst und Anmuth der Künstlerinn bedurfte, um mit anscheinend geringem Aufwand von Mitteln) eine Aufmerksamkeit und einen Effect hervorzubringen, als säbe man das Bühnenspiel zum ersten Male. Hr. Diez gab den Norderose mit an'prechendem Gefühle, und unterstützte den lieben Gast sehr lobenswerth. Noch glänzender erschien Ull. Bauer als Walpurgis, und man kann in der That nicht wahrer und anmuthiger, nicht unschuldiger seyn, nicht größere Wirkung mit den kleinsten Charakterzügen, oft mit einem Worte, einer Geberde hervorbringen, als es ihr hier in einem Bilde von so geringem Umfange gelang, dem sie, trotz seiner unverhältnismäßigen Ausdehnung, von Hrn. Polawsky (Bromer) kräftig unterstützt, den stürmischsten Beyfall erwarb. Hrn. Ernst (Ritter Egbert) wäre zur Abrundung des Ganzen größere Deutlichkeit und besonders in der Pilgermaske eine sorgfältigere Nuancierung zu wünschen.

Die dritte Gastdarstellung der Ull. Bauer war Suschen im „Bräutigam aus Mexico,“ eine eben so oft gesehene Rolle als Gabriele, nur von geringerm characteri-

fischen Werthe. Claren scheint hier aus einer tüchtigen Portion Naivetät und theatralischer Engherzigkeit, ohne an Wahrheit und Einheit zu denken, eine Gastrolle für gewöhnliche naive Schauspielerinnen zusammengedraht zu haben, die ihre Wirkung nicht verfehlen kann, wenn die Darstellerin nur die Farben gehörig dick aufträgt, und nicht vor den Inconsequenzen erschrickt, die ihr eben vorkommen. Ue. Bauer bequügte sich damit nicht, und indem sie von ihrer eignen Holdseligkeit hinzuzieht, um eine liebens- und achtenswerthe dramatische Gestalt daraus zu schaffen, verzichtete sie auf jeden naiven oder sentimentalen Knalleffect, der die Einheit des Charactere störte, den sie sich selbst herausgebildet, und der Umstand, daß diese Resignation den Beyfall nicht verminderte, gereicht der Hinsicht des Publicums zur Ehre, auf welches überhaupt Ue. Bauer einen schier zauberhaften Einfluß äußerte. Es war jedem Freunde der dramatischen Kunst eine sehr unerfreuliche Erscheinung, daß sich seit der Bereicherung un'eres Opernpersonales durch die H. Pöck und Demmer die Theilnahme des Publicums fast ganz auf das gefungene Drama concentrirte, was auch Hrn. Director Stöcker zu dem Glauben zu bewegen schien, wir wollten nur eine Oper. Das für das Schauspiel ungewöhnlich volle Haus bey der ersten Gastrolle der Ue. Bauer konnte noch auf die Neugerde gerechnet werden, eine Künstlerin, der ein so guter Ruf vorangegangen, gleich das erste Mal zu sehen, nicht so die Aufmerksamkeit und rege Theilnahme, die sich nach der ersten Scene der blendend schönen, graziosen und geistreichen Donna Diana der ganzen Zuschauerzahl mittheilte, die auch von den übrigen Mitspielenden nichts unbemerkt ließ, jede wichtige oder launige Stelle auffasste, und mit Beyfall lohnte. Noch mehr bewies diesen Antheil das gedrängte Haus in den beyden folgenden Darstellungen alter Stücke.

Es würde Ihren Lesern sehr gleichgültig seyn, wenn ich mit ächter Referentenge wissenhaftigkeit die Zahl des Hervorrufens notirt hätte, die Ue. Bauer zu Theil geworden ist, doch verdient es, als im Schauspielere unerhört, bemerkt zu werden, daß ihr diese Ehre in ihrer zweyten Gastrolle achtmal zu Theil geworden. Auch mehrere Mitwirkende wurden in der Herzensfreude des Publicums immer mit hervorgerufen, und wo die Zuschauer dies etwa versäumten, führte die Künstlerin selbst in anmuthiger Freundlichkeit und Bescheidenheit selbst mit hervor. Die Bewohner Prags zeigten eine Lebendigkeit und Rührigkeit, wie in der goldenen Zeit der Prager Bühne, und nur Eines verdros mich an ihnen: wenn nemlich eine achtungswerthe Künstlerin, wie Dem. Herbst, bloß um das interessante Schauspiel einer achtungswerthen Kunstgenossin zu befördern, so undankbare Rollen übernimmt, als Caroline von Salden in „Gabriele,“ und Isabella im „Bräutigam aus Mexico,“ so hätte sie wohl auf eine lebhaftere Anerkennung einer solchen Resignation zu rechnen, und volles Recht, sich über die Kälte zu beklagen, womit man jene hinzunehmen schien.

Cypriano Romberg hat hier zwey Concerte — das erste im Plateisale, das zweyte im Theater — gegeben, und sich des Namens würdig gezeigt, den er trägt. Die dramatischen Begleiter des letztern waren: „Die Schwäbin“ — eine artige Kleinerigkeit von Castelli, welche dem freundlichen Humor der Mad. Binder eine sehr lebhaft Aufnahme verdankte, wenn gleich die wackere Künstlerin im schwäbischen Dialekt nicht ganz fest und consequent erschien — und „der Weiberfeind in der Klemme,“ diesmal, wie immer, ein Triumph des Hrn. Polawsky, der abermals den reichsten Beyfall erntete. Neu besetzt war Julie mit Ue. Herbst, und Lieschen mit Ue. Frey, welcher die kleine, aber brillante Rolle, sehr wohl gefang. Hr. Feichtinger (Jacob) hütete sich diesmal vor Übertreibung, und gab die Rolle viel besser, als in der letzten Vorstellung des Lustspiels.

Mad. Binder hat uns auf drey Monate verlassen, und eine Reise nach St. Petersburg unternommen, und gab zwey Tage vor ihrer Abreise noch zu ihrer Benefice den Holbein-Hoffmann'schen „Meister Martin der Räfner,“ neu in die Scene gesetzt. Das sehr gefüllte Haus, wie die laute Anerkennung ihrer vortrefflichen Durchführung der Rosa, gaben ihr zum Abschiede die erfreuliche Gewisheit mit, in wie hohem Grade sie der Liebling des Publicums sey. Von dem mitwirkenden Personale müssen vorzüglich die H. Polawsky (Martin) und Feistmantel (Ringel) erwähnt werden. Die Freyer ließen insgesammt — um meinen heutigen Bericht mit einem kritischen Gemeinplatz zu schließen — viel zu wünschen übrig.

## K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 20. May zum Vortheile der Sigr. Tadolini: „La Straniera,“ Melodramma in due atti, di Felice Romani. La Musica del Sigr. Maestro Vincenzo Bellini.

Die heutige Vorstellung war für die Opernbesucher unserer Hauptstadt unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Art von Überraschung, da die Oper: „La Straniera“ nicht zu dem Verzeichnisse derjenigen italienischen Vorstellungen gehörte, welche bey Eröffnung derselben den Abonnenten versprochen worden waren. Daß die Wahl der beliebten Beneficiantinn gerade auf diese Composition Bellini's gefallen war, gereicht ihrem Kunstsinne zur Ehre, und wenn auch die Vorstellung in allen ihren Theilen keineswegs den Erwartungen der Zuhörer zu entsprechen vermochte, so war doch Jedermann über die Wiedererscheinung eines so geist- und gehaltreichen Tonwertes erfreut. Die Ansicht, welche wir erst kürzlich bey Gelegenheit der „Sonnambula“ über Bellini's Compositionen im Allgemeinen aussprachen, hat durch die heutige Aufführung der „Straniera“ gleichsam ihre unmittelbare Bekräftigung erhalten, wenigstens können wir uns, durch die jetzt nahe liegende Vergleichung, über den entscheidenden, jedes Mal eigenthümlichen Charakter seiner Tondichtungen gewiß nicht täuschen. Auch hat wohl der allgemeine Erfolg dieses Werkes (wenn wir nicht irren, des unmittlbaren Nachfolgers des „Pirata,“ der ersten, für seinen Ruhm so entscheidenden Oper Bellini's) wirksamer und dauernder zu seinem Lobe gesprochen, als alle nachherigen Anpreisungen oder Vertheidigungen es vermochten. Hätte Bellini sich überall von den Vorschriften der herrschenden Mode, so wie von den ihm gewiß oft lästigen, prätenziösen Forderungen gewisser Sänger und Sängerinnen ganz unabhängig machen können, wir würden an Wahrheit und Tiefe vielleicht keinen der neueren Tondichter ihm an die Seite zu stellen haben. — Die heutige Aufführung der „Straniera“ fand, wie schon oben bemerkt wurde, zum Vortheile der Sigr. Tadolini Statt, welche die Hauptpartie der Alaide übernommen hatte. Was wir über diese lebenswürdige Sängerin schon bey früheren Gelegenheiten geäußert haben, sahen wir in der heutigen Vorstellung bestätigt. Das Tragische, Leidenschaftliche sagt ihrer Individualität im Gesange sowohl als im Spiele bey weitem weniger zu, als das Heitere, Naive, Gefällige, in dem sie stets eine so unwiderstehlich hinreißende Wirkung hervorzubringen weiß. Ihre Stimme, deren Klang sonst einen ganz eigenthümlichen Zauber ausübt, reicht in den gesteigerten Momenten der Leidenschaft, zumal in den beyden Finalen, an Stärke nicht aus, und läßt uns eine beynahe peinliche Anstrengung bedauern, deren sie bey den ruhigeren Stellen wahrlich nicht bedarf, um aller Ohren zu entzücken und aller Herzen zu gewinnen. Das letztere geschah denn auch wirklich in den Scenen des ersten Actes, namentlich in der ersten Arie und dem darauf folgenden Duett mit Arturo, in welchen Nummern die Sängerin den ganzen Reiz ihrer Stimme und ihres wahrhaft bezaubernden Vortrags entfaltete. Alles, was in der heutigen Leistung der Sigr. Tadolini schön und vortreflich war, berechtigt uns neuerdings zu dem Wunsche, die lebenswürdige Künstlerinn nur aber oft in der Sphäre wiederzusehen, in welcher sie des vollkommensten, des unbestrittensten Sieges gewiß ist, denn mehr Anmuth und Liebreiz in Gesang und Spiel wird man selten vereinigt finden. — Sigr. Poggi als Arturo rechtfertigte durch seinen eben so kunstreich ausgebildeten als gefühl- und ausdrucksvollen Gesang den Antheil, mit dem das Publicum jede seiner Leistungen aufnimmt. Am meisten gefiel das auch von seiner Seite schön gesungene Duett mit Alaide, so wie auch das bekannte Terzett mit ihr und Baldeburgo. Es ist Schade, daß dieser Sänger in seiner äußeren Haltung und Bewegung so wenig Ritterlichkeit und Würde zeigt, und daher im Spiele seiner heutigen Aufgabe nicht wohl genügt, ein Umstand, dem wir (freylieh nur zum Theil, da auch andere Ursachen mitwirkten) den matten, erfolglosen Schluß der Oper zuschreiben. — Recht verdienstlich war Sigr. Cartagenova als Baldeburgo. Sein verständiges und gemessenes Spiel, sein durch Feuer und Empfindung gleich belebter Vortrag im Gesange befriedigte im höchsten Grade und machten vergessen, daß seine Stimme an Klang und Umfang seinen sonstigen Vorzügen nicht gleich kommt. In der herrlichen Arie des zweiten Actes, einem der schönsten Musikstücke der Oper, vermied er weislich das fortwährende Tremuliren der Stimme, das wohl manchmal von großer Wirkung seyn mag, aber durch die allzuhäufige Wiederkehr ermüdet und seine ganze Bedeutung verliert. — Von den übrigen Partien der Oper läßt sich, ihrer heutigen Besetzung nach, weder etwas Schlimmes noch auch etwas Gutes sagen. — Die Chöre wurden, wie dies auf den Zetteln angezeigt war, in deutscher Sprache vorgetragen, eine Maßregel, welche

für das Schicksal der ganzen Vorstellung von höchst nachtheiliger Wirkung war. Allerdings mag das Ungeschickte, beynabe Komische daran mehr in der Einbildung, als in der Sache selbst liegen, denn wie viel versteht man denn von den Worten der Chöre, wenigstens so wie sie meistens behandelt und ausgesprochen werden? — Aber unbegreiflich bleibt es immer, daß ein Chorpersonal, wie jenes im Hofopertheater, nach seinen vorangegangenen Beispielen und Leistungen erscheint, unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Führung und des Gesangunterrichtes, wenn auch in kurzer Zeit, die italienischen Textworte einer Oper nicht sollte lernen können, deren Musik dieses Personale schon seit Jahren inne hat, zumal da die Oper selbst, der übrigen Parthien wegen, doch gewiß mehrere Tage der Vorbereitung bedurft hat.

### K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 21. May zum ersten Male und zum Vortheile des Hrn. Scholz: „Der melancholische Schuster, oder die Engländer in Wien.“ Localposse in drey Aufzügen mit Musik von Hrn. Adolf Müller.

Die Hünnerschlägerinn Victor ist mit einer englischen Dame vor mehreren Jahren von Wien nach London gereist, dort von ihrer Herrschaft zur Erbin eingesezt worden und kehrt jetzt nach der geliebten Vaterstadt zurück, um den Schuster Hannibal Stiefelknecht zu heirathen, mit welchem sie ein Liebesverhältniß hatte, und der aus Verzweiflung mittlerweile melancholisch geworden ist. Es treten diesem Vorhaben auch gar keine Hindernisse in den Weg, und der ungenannte Verfasser hätte seine Piece füglich mit einem Aufzuge abfertigen können; er würde dadurch dem Publicum viele langweilige Scenen und sich selbst viel nutzlose Schreiberey erspart haben; am meisten freulich, wenn er das ganze Nachwerk aufgegeben hätte. — Es ist bedauerlich, daß von den Neuigkeiten dieser Bühne fast immer nur unerfreuliche Resultate zu berichten sind; allein so lange nicht einem besseren Geiste Raum gegeben wird, als er bisher zu bemerken ist, wird in der Sache nur wenig zu hoffen seyn! Das Publicum scheint dieses jämmerlichen, aller Kunsttendenz fremden Treibens bereits herzlich müde. — Das sollte nun eine locale Posse seyn! — Etwa darum, weil wienerisch gesprochen wurde, oder aus den Gesprächen hervorging, das Stück spielte in Burkersdorf und Wien? — Ach du lieber Himmel! es gab eine Zeit, wo man von sogenannten Local-Komödien noch etwas mehr verlangte als ein Zutodebehen der Sprache im Wortspielen, Prügeln, Trunkenbolde, muthwillige Schusterbuben u. dgl. — Damals hatten Producte dieser Gattung freylich noch den Zweck, ein anschauliches Frescobild der Sitten zu liefern, zu bessern, Fehler zu geißeln, mit einem Worte: die „Localpossen“ hatten eine didactische Basis; auch erzählt die Chronik, Dichter solcher Stücke seyen von Direction, Publicum und Kritik ehrenhaft gewürdigt worden; — nun, die Zeiten ändern sich; die Herren Verfasser machen sich's bequemer, schreiben auf gut Glück in den Tag hinein und nennen sich dann Localdichter; die Herren Directoren behelfen sich um ein Billiges, unbekümmert, ob die Kunst und das Publicum leer bey so wohlfeiler Acquisition ausgehen, und dem Beschauer bleibt nur eine Hoffnung über, nemlich die Gewisheit, daß nichts ewig währe und einmal doch die Nebel durch Sonnenschein niedergedrückt werden müssen. — Der melancholische Schuster ward verdientermaßen ausgezischt; ohne das treffliche Spiel Nestroy's in der Hauptrolle, dürfte die Langmuth des Publicums schwerlich bis zum Ende gefriset worden seyn. Der beliebte Beneficiant hatte ein sehr volles Haus, aber eine ganz undankbare Rolle, aus welcher er, trotz aller Anstrengung, nichts zu machen im Stande war. Den Engländer gab Hr. Spielberger; noch waren Hr. Gämmler und die Dues. Diesen und Condoruffi in größeren Parthien beschäftigt.

(Mit Nr. 21 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 28. May 1835.

64

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorabbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. des N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auktwärige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Entsetzt riß Clary sich aus meinen Armen, faltete die Hände und flehte: „Davon nichts, jetzt in diesem Augenblicke nichts. Ich möchte es aus meiner Seele verlöschen, was mahnst du mich daran? Laß mich minutenlang glücklich träumen und dann sterben.“

„Kann mir Ruhe werden, ehe ich weiß, was dich so peinlich beunruhiget? Gibt es Liebe ohne Vertrauen?“

„Liebe ist Vertrauen, schweige darüber, ich beschwöre dich, schweig. Wecke nicht Erinnerungen, die mir den süßen Wahnsinn rauben könnten, inßdem ich jetzt selig bin, laß mich.“

Ein Geräusch wie von nahenden Schritten unterbrach sie, erschreckt hielt sie inne und winkte mir, mich zu entfernen. Noch einen Kuß auf ihre Stirn drückend flehte ich: „Auf morgen?“ Wie bewußtlos im wachen Traum wiederholte sie leise: „Auf morgen.“ Schnell eilte ich der Pforte zu.

Von Furcht und Hoffnung gleich bewegt, verlebte ich den folgenden Tag. Mir bangte, daß Clary, sich allein überlassen, jenem Dämon, der sie dazu trieb uns beyde zu quälen, Gehör geben, und auf ihren früheren Vorsatz zurückkommen werde; ich hatte mich getäuscht. Als ich, fürchtend sie nicht zu finden, in den Garten trat, erwartete sie mich bereits. Ihre gestrige Fassungslosigkeit war einer milderen Stimmung gewichen, die süßen dunklen Augen hefteten sich mit dem innigsten Ausdruck auf mich, dann reichte sie mir die Hand, winkte mir, mich neben sie zu setzen, und sprach mit beynahe feyerlichem Tone: „Wir haben Vieles und Wichtiges mit einander zu besprechen, wovon unser beyder Glück und Ruhe abhängen soll. Die Gewalt des Augenblicks hat mich gestern hingerissen, soll mich aber nicht bemeistern. Nein, sehen Sie mich nicht so starr und finster an,“ fuhr sie fort, meinen schmerzlichen Schreck bemerkend, „es ist hier nicht von einer Trennung die Rede, die mir selber das Herz bräche, nur bestimmen will ich die Stellung, in der wir uns künftig gegenüberstehen dürfen. Bis jetzt habe ich mich mit sclavischem Ge-

horsam der Tyranny des Schicksals unterworfen, und war elend; nun will ich's versuchen, auf Tod und Leben mit ihm kämpfend, seine Gaben zu erringen. Mein Herz schlägt noch so warm, so sehnend, jugendlich schnell fließt das Blut durch meine Adern, warum soll mein ganzes Leben ein einziger Schmerz seyn, während Alles, was mich umgibt, sich im Strahlenschein des Glückes sonnt? Ja, Ernst, seyen Sie mein Freund, mein Freund in der reinsten herrlichsten Bedeutung des Wortes. Was meine Seele an Gefühlen, an wahrer, tiefer Empfindung hat, sey Ihnen geweiht, aber fordern Sie nicht mehr, als ich geben kann, fordern Sie nicht Liebe. Jene Frühlingsträume mit ihren Blumendüften, Schmetterlingen und ihrem ewig blauen Himmel sind für mich entschwunden, meine Seele ist erschöpft und todesmatt, sie bedarf des Trostes, der Milde eines Freundes, nicht aber einer verzehrenden Leidenschaft, die Sie, mich und noch einen Dritten ins Verderben stürzen würde. Fühlen Sie sich solcher Freundschaft fähig, vermögen Sie zu lieben um der Liebe willen, dann ist Alles, Alles gut, dann darf ich noch Ruhe, ja Glück hoffen, dann bleibt uns für hienieden ein süßer Trost und eine schöne Hoffnung auf Jenseits."

Ihr verklärter Blick richtete sich himmelwärts, weg von der Erde, die dieses Engels nicht würdig war; von ihrer Begeisterung mit fortgerissen, gelobte ich, was sie verlangte. O wie rührte mich ihr Dank, wie lohnte mich das holde Vertrauen, die seelenvolle Innigkeit, mit der sie mir mein Versprechen vergalt! Jetzt noch an ihrer fleckenlosen Reinheit zu zweifeln, hätte ich für sündhaften Frevel gehalten; was immer jenes Geheimniß seyn mochte, Clary war schuldlos, war rein, wie die Sonne am Himmel.

Ein neues Leben war mir aufgegangen, ein Dschinnistan voll unendlicher Wonne, ein Lethé, darin ich Alles versenkte, was ich bis jetzt geglaubt und erfahren, errungen und verloren hatte, alle meine früheren Schmerzen und Leiden. Mein Zustand glich einer Verzückung, in der ich nichts verlangte, nichts wünschte und nur Eines fürchtete: Trennung von Clary. Wie soll ich das Gefühl nennen, das mich mit ihr verband? Es war zu rein für irdische Liebe; zu glühend, zu mächtig, um Freundschaft zu heißen. Ich wußte, daß ich sie nie besitzen, nie als Weib in meine Arme schließen würde, und dennoch war sie mein, mein, durch jenes geheimnißvolle Band, mit dem die Natur verwandte Seelen an einander kettet, allen Verhältnissen des Lebens zu Trost.

In bangersehrender Ungeduld verlebte ich die Stunden des Tages; meine Sonne ging erst auf, wenn das Tagsgestirn untergegangen war; die Abendröthe war mein Morgenroth. Tage und Wochen vergingen, von denen ich nichts sagen kann und will, als daß ich selig, unaussprechlich selig war. Wie könnte ich es versuchen, jene süß dunklen Geheimnisse der Gefühlswelt zu enthüllen, jene Momente zu beschreiben und zu zergliedern, für welche die Sprache keinen Ausdruck hat? Nur Eines weckte mich manchmal aus meinem wonnevollen Traume, Clary's oft ungewisses, ungleiches Wesen, der Streit, der sichtlich in ihrem Innern kämpfte. Es war, als ahne sie, daß wir unser augenblickliches Glück mit tiefem Jammer bezahlen müssen, ja, als wisse sie mit Bestimmtheit, daß es so kommen werde; mit dunklen räthselhaften Worten beschwor sie mich dann, sie zu verlassen, sie nie wiederzusehen, nannte es frevelhaften Wahnsinn, daß sie je eingewilligt, ihr Leben dem meinigen bezugesellen, daß sie auch mich in ihr Elend gezogen. Sah sie aber

dann wieder meinen Schmerz, das Grauen, das mich bey dem Gedanken der Trennung von ihr durchbebt, da schmolz ihre unheimliche Bangigkeit in Thränen und sie schluchzte leise: „O Gott! richte du, ob ich ihm widerstreben kann. Ich bin ja mit tausend unauflöschlichen Banden an ihn gekettet, und hat sie eine starke Seele nicht Kraft genug zum Scheiden und Entsagen, wo fände ich sie? Nein, Ernst, wir wollen beyfammen bleiben, bis dein eigener Wille oder Gottes mächtige Hand selber uns trennt. Was dann kommen mag, wollen wir ertragen, weil wir müssen, aber noch Eines,“ fuhr sie mit gepresster Stimme fort, „fluche mir dann nicht!“

Dringende Geschäfte hatten eines Tages mein Erscheinen bey Clary verzögert; als ich kam, fand ich sie in seltsam aufgeregter Stimmung. Sie, die sich sonst mit ängstlicher Scheu meiner Umarmung entzog, flog mir heute selber an die Brust, sprach von der Todesangst, die sie gequält, daß sie mich nicht mehr sehen werde; sie hielt erschöpft und verwirrt inne. Betroffen fragte ich sie um die Ursache ihrer Verfürtheit, sie schüttelte heftig das Haupt, und mich mit beyden Armen umschlingend, als wollte man mich ihr entreißen, sprach sie mit dumpfem Ton: „Folte mich nicht mit Fragen, die ich dir noch nicht beantworten kann; du wirst Alles erfahren, und frühe genug.“

Es wäre Grausamkeit gewesen, sie noch länger zu bestürmen; schweigend setzte ich mich neben sie. Starr und träumerisch richtete sie ihre Blicke auf mich, als wollte sie meine Züge ihrem Gedächtniß auf ewig einprägen; ihre in der meinen ruhende Hand zitterte wie im Fieberfrost. Vergebens suchte ich sie zu zerstreuen und von ihrem Grame abzulenken; was mir so oft gelungen war, mißlang mir dennoch.

Es war schon so spät geworden, daß ich nicht mehr länger bleiben konnte. Schonend entwand ich mich ihren Armen, sie widerstrebte mir nicht, blieb starr und regungslos. Mit dem Blick einer Märterin, jede meiner Bewegungen verfolgend, ließ sie mich schweigend gewähren, nur als ich den Scheidfuß auf ihre schaurig kalten Lippen drückte, stammelte sie mit gebrochener Stimme: „Lebe wohl!“

Als aber die Thür hinter mir zugefallen war, vernahm ich einen Schrey, der klang, als müsse er die Brust, aus der er gedrungen, zerreißen. Schnell eilte ich zurück; die Thür war bereits verschlossen; ringsum Alles still, kein Laut mehr hörbar. Der Zeit die Lösung der dunklen Räthsel, die mich heute so marternd beunruhigten, überlassend, verließ ich Clary's Haus.

Was soll ich von den nun folgenden Tagen sagen, von jenen Tagen des bittersten Schmerzes? — Als ich am nächsten Abend an der Gartenpforte erschien, durch welche ich stets gekommen war, um von Clary's Leuten nicht bemerkt zu werden, fand ich sie verschlossen; der Pavillon, in dem Clary ihre Abende zuzubringen pflegte, und wo ich sie sonst immer angetroffen, war nicht erleuchtet, im Schlosse selbst nur an einigen Fenstern des obern Stockwerkes Licht. Eine dunkle Ahnung durchfuhr meine Seele, ich erinnerte mich an der Geliebten seltsame Stimmung am vorigen Abend, an ihre Verfürtheit, an jenen Schmerzensschrey, der noch jetzt in meinem Innersten wiederhallte. Bald sollte meine Ahnung zur Gewißheit werden; früh am andern Morgen erhielt ich folgendes Billet von Clary's Hand:

„Leb wohl zu tausend Malen, du Leben meines Lebens. Mein Herz brich, meine Seele verzweifelt; ich soll dich nie wiedersehen, ewig von dir scheiden.



Ewig! o mein Gott! Als wenn die Menschenseele Raum hätte für dieses Wort. Ich habe es ja gewußt, daß es so kommen müsse und werde, und dennoch — konnte ich denn anders? O vermöchte doch mein Schmerz den Frevel, den ich an deinem Glücke begehen muß, zu sühnen; dürfte ich doch hoffen, allein elend zu seyn! Er nst, um der ewigen Erbarmung willen, fluche mir nicht. Ich bin unglückseliger als du, dürfte ich dir nur erst Alles sagen! Lebe wohl, ewig lebe wohl.

Clary.“

Entsetzt ließ ich das Blatt sinken, mein erster, klarer Gedanke war der Entschluß, mir noch in derselben Stunde Licht und Gewißheit zu verschaffen. Ich flog nach Clary's Schlosse. Das erste Wesen, das mir in dem öden Hause aufstieß, war Frau Welling, die alte Haushälterinn. Mit vor innerer Bewegung erstickter Stimme fragte ich nach Clary; die Welling blickte mich verwundert an, und sagte dann mit gräßlicher Gleichgültigkeit: „Die Gräfin ist vorgestern spät in der Nacht abgereist. Nach den Anstalten, die sie getroffen, glaube ich übrigens nicht, daß sie Willens sey, sobald zurückzukommen.“ Auf meine weiteren Fragen nannte sie mir ein nahe gelegenes Grenzstädtchen und fügte hinzu, Madelon und Carl machten Clary's ganze Begleitung aus. Vom Schmerz überwältigt war ich auf einen Stuhl neben das Fenster gesunken; mein Blick schweifte in den Garten hinab. Ach, mein Glück war noch schneller verdorrt, als die vergänglichen Blumen und Blüthen da unten. Gewaltsam ergriff mich der sehnüchtige Wunsch den Schauplatz der verlorenen Freuden noch einmal zu betreten, und ich ersuchte die Welling, mir den Garten aufzuschließen. Ach, ich fand dort Alles wieder; aber wie kalt, wie starr war es, seitdem die Nähe der Geliebten nicht mehr die todte Natur belebte. Wir kamen zu dem Pavillon; dort hatte ich Clary zum letzten Male gesehen, ich wollte, ich mußte die heilige Schwelle noch einmal betreten. Gegen die Welling gab ich vor, ich wolle in meinem Garten ein ähnliches Gebäude aufführen lassen und wünsche darum seine innere Ausschmückung zu sehen; bereitwillig öffnete sie mir die Thür. Auch hier war Alles wie an jenem Abend, da ich Clary zuletzt gesehen; halb aufgeschlagen lag ein Buch auf dem Tische, die Harfe stand in der Ecke; alles schien nur ihr Kommen zu erwarten, ach, und sie kam nicht.

Mehrere am Boden zerstreut liegende Stückchen Papier raffte ich als theure Reliquien auf und verbarg sie unbemerkt; vielleicht konnte ich in ihnen Aufschluß oder irgend eine Andeutung finden, wenigstens hatte sie doch Clary's Hand berührt. Von dem Schauplatz meines todten Glückes, wie vom Sarge eines theuren Freundes scheidend, entfernte ich mich schnell mit meinem kostbaren Raube. Kaum sah ich mich allein, als ich jene Papiere hervorzog und zu versuchen begann, den Inhalt derselben zu erfahren. Sie waren größtentheils in so kleine Stücke zerrissen, daß ich nur einzelne Worte ohne Beziehung auf einander daraus entnehmen konnte; die Schrift war sichtlich von Männerhand. Wie ward mir aber, als ich auf einem größeren Stücke, das, sey es nun aus Übereilung oder Unachtsamkeit fast unversehrt geblieben war, die Worte las: „... unlösbar an mich gebunden — wollen Sie mich zum Äußersten treiben — Sie kennen unsere Übereinkunft — Clary, du, um die ich so viel gelitten...“

Eisiger Schauer durchrieselte mich bey Lesung dieser Zeilen. Mit bebender Hand suchte ich weiter, setzte zusammen, verglich, o mein Gott und fand: —

... Ihre Leidenschaft — so werde Ihr Name gebrandmarkt — so mag die Welt erfahren, wer der Mörder Ihres...“

Ich mußte mich an einen Baum lehnen um nicht zu sinken. Mit Centnerlast ruhte mein Unglück auf mir, mich marternd, ohne mich erdrücken zu können. Es dauerte lange, ehe ich, von dem ungeheuren Schlage gelähmt, wieder zu denken und zu fühlen vermochte; dann war mein erster Gedanke, mein erstes Gefühl Haß, glühender, unauslöschlicher Haß gegen sie, die mich so namenlos elend gemacht, gegen jenen Teufel, der die Rolle des Engels so täuschend, so meisterlich zu spielen verstanden.

Wer hätte so arge Heuchelei hinter diesen reinen Zügen gesucht? wer eine so gräßliche Schuld in diesen frommen Augen gelesen? wer hätte es geahnt, daß dieß zarte, jugendliche Weib um Mord und Blutschuld wisse? daß sie ein Leben führe wie unter dem Beile des Henkers, von ihres Mitschuldigen Gnade abhängig!

(Die Fortsetzung folgt.)

### M a k.

Der karge Mak  
 Mehrt täglich seinen Schatz.  
 Ihr tadelt ihn, ich lob' ihn mir.  
 Die Ameis', ein so kleines Thier,  
 Es sammelt emsig stets für morgen.  
 Soll nicht ein großes auch für seine Zukunft sorgen?

H. Stein.

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 21. May zum ersten Male: „König Conradin.“ Historische Tragödie in fünf Aufzügen und einem Vorspiele, von Dr. Ernst Kaupach.

Die Wiener Zeitschrift hat bereits im vergangenen Jahre, bei Gelegenheit der ersten Aufführung des „König Conradin“ auf dem Hoftheater zu München, in einem Correspondenz-Artikel von dorther (Wiener Zeitschrift, Jahrgang 1834, Nr. 136 und 137) eine ausführliche Inhaltsanzeige und eine in vielen Beziehungen erschöpfende Kritik des in Rede stehenden Stückes geliefert. Obwohl uns diese Vorarbeit wenigstens die eine Hälfte unseres heutigen Tagewerkes ersparen dürfte, so wünschten wir doch unsere Leser der Mühe des Nachschlagens zu überheben, und wollen, schon aus Achtung vor einem vielfach interessanten, vaterländischen Dichterwerke und seinem Verfasser, von unserer hergebrachten Gewohnheit keine Ausnahme machen. Der Inhalt des Stückes ist im kurzen Umriss folgender: Conradin von Schwaben, der Sohn Conrads des Vierten und Enkel Friedrichs des Zweiten, der letzte Sprosse des herrlichen Kaiserhauses der Hohenstauffen, ist unter den Augen seiner edlen Mutter, Elisabeth von Bayern, und im Arme des treuen Busenfreundes, Friedrich von Baden, auf seinem deutschen Erbe, im Angesichte seiner deutschen Berge, aufgewachsen. Hier, als fünfzehnjährigen Jüngling, treffen ihn die Abgeordneten Italiens, welche ihn auf fordern, die durch Manfred's, seines großen Oheims Tod, erledigte Krone in Empfang zu nehmen, und zugleich das gemißhandelte Italien, sein Erbe, aus den Klauen des blutgierigen Carl von Anjou zu erretten. Conradin, im Gefühle des hohen von seinen Ahnen ererbten Berufes, geht, von dem Segen seiner unheilahnenden Mutter begleitet, mit seinem Freunde Friedrich und den ihm treu anhängenden Ghibellinen, seinen ersten und — letzten Kriegszug zu thun. So weit das Vorspiel. Im Anfange des Stückes finden wir ihn bereits in Rom, das er nach einem kurzen, überall erfolgreichem Siegeszuge durch Oberitalien, glücklich erreicht hat, wo ihn der Jubelruf der Bewohner als Retter und Beglückter empfängt, und wo die schöne Clara Brangipani die

erste Liebesbuhdigung dem Helden und Fürsten darbringt. Rasch verfolgt der junge Sieger seinen Lauf und dringt bis Apulien vor, wo sein blutigieriger Gegner, Carl von Anjou, ihn an der Spitze seiner Söldner erwartet. Dieser, zu feig und zu ungeschickt, um in dem entscheidenden Kampfe selbst sein Heer zu führen, überträgt die unumschränkte Leitung desselben seinem kriegserfahrenen Feldhauptmann, Erard von Valern, der denn auch seinen alten Ruhm behauptet. Conradin's anfangs siegreiches Heer wird geschlagen, zersprenget, er selbst mit Friedrich und seinen treuesten Freunden muß auf dem Meere sein Heil in der Flucht suchen. Das Fahrzeug aber, dem er sich anvertraut, wird von Johannes Frangipani erpäht, eingeholt und Conradin, nebst seinen Begleiter, als Gefangener auf Frangipani's festes Schloss Ansurra gebracht. Hier verhandelt nun trotz der flehentlichen Bitten seiner eigenen Tochter, der uns schon bekannten Clara Frangipani, der schändliche Mäkler um schönes Gold die unglücklichen, verrathenen Jünglinge an den noch schändlicheren Thronräuber, Carl von Anjou, der sogleich seine theure Beute nach Neapel schleppen läßt. Um eine Art von Schein vor der Welt zu retten, versammelt er hier ein Gericht, das über das Schicksal der Gefangenen Recht sprechen soll. Alle Besizer des Gerichtes erklären die Fürsten für schuldig, nur einer nennet sie schuldig, und auf die Meinung dieses einzigen hin verurtheilt Carl die Gefangenen zum Tode durch Henkershand. Im Kerker zu Neapel wird dem edlen Conradin das Urtheil seines Mörders kund gethan; die letzten Augenblicke seines Lebens verfließt ihm die begeisterte Freundschaft seines auch im Tode unzertrennlichen Jugendgespielen, die fromme Kindlichkeit Clara's auch gegen ihren schuldigen Vater, und die rührende Treue eines deutschen Landsmannes, eines Müllers, den Conradin auf seinem Zuge in Apulien getroffen und freundlich bewillkommt hatte, und der nun, nachdem er durch die Schlacht alles verloren, als Gehülfe des Kerkermeisters, seinem lunglücklichen Fürsten die letzten Dienste zu erweisen kommt. Im Arme seines Friedrich, von seinen treuen, zu gleichem Schicksale verurtheilten Ghibellinen umgeben, und selbst von Carl's besserem Schwiegersohne, Robert von Flandern, noch im Tode als Fürst und Krieger geehrt, bestiegt der letzte Hohenstauffen das Blutgerüst, das Feigheit, Weiz, Verrath und Grausamkeit ihm errichtet hatten.

Wenn man das vorstehende Stück, ohne alle weitere Rücksicht auf seine Entstehung und auf seine Bestimmung, bloß mit dem kritisch-dramaturgischen Zollstabe messen wollte, so würde man nicht zu Ende kommen mit Einwürfen und Bemängelungen aller Art. Wir sind nun keineswegs entschlossen, dieses einseitige Verfahren einzuschlagen, wollen aber, der Sache und ihrer Wichtigkeit wegen, uns gleichsam in eine gezwungene Opposition hineindenken, und alle Einwendungen, die man dem Stücke machen könnte, der Reihe nach aufzählen, um so vielleicht auf umgekehrtem Wege zu unserm Zwecke zu gelangen. Der erste Einwurf, der nun freilich der gefährlichste von allen ist, schon deswegen, weil er die übrigen gewissermaßen in sich schließt, mag so lauten: Wie kann ein Knabe, oder, wenn man lieber will, ein Jüngling von fünfzehn Jahren, der aus der Mutter Armen, schuldlos und lebensfremd, zum ersten Male in die Welt tritt, der Gegenstand, der Held einer weltgeschichtlichen Tragödie seyn, in der wir den kraftfordernden Kampf großartiger Menschennatur gegen die Welt und das Schicksal mit bedauernder Bewunderung schauen wollen? — Aus diesem ersten Einwurfe entspringt unmittelbar der zweite, nemlich: Was geht im Laufe des ganzen Stückes von diesem Jünglinge an eigener, freier, selbstwählender Thatkraft aus, das ihn, seiner Jugend gleichsam zum Troste, zum Mittelpunkt, zum Leiter einer dramatischen Handlung machte? Er folgt, er unterliegt den Ereignissen, aber er greift nicht, fördernd oder hemmend, in ihren Gang ein. — Ferner: die Handlung des Stückes selbst besteht in nicht viel anderem als in erzählten Resultaten, in Betrachtungen und Reflexionen über das, was wir uns als mittlerweile in den Zwischenacten vorgegangen zu denken haben, es fehlt der unmittelbare, sichtliche Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, die Veranschaulichung der moralischen Nothwendigkeit, also gerade das, was die Handlung, im dramatischen Sinne, von der Begebenheit unterscheidet. Endlich: die Menge der Episoden, wie die Erscheinung des wahnsinnigen Grafen von Caserta, die Begegnung mit Clara Frangipani zu Anfange wie am Schlusse, die Einmischung des Müllers Walter, füllen wohl die leeren Räume des dramatischen Gebäudes aus, aber sie bilden keine nothwendigen, vom Plan und Halt desselben unzertrennlichen Bestandtheile. — So ungefähr würden die Einwendungen lauten, die man gegen das Stück vorbringen könnte, ohne deswegen blindlings von geschäftiger Tadelssucht geleitet zu seyn. Ganz abweisen, als unsatthafte, aus der Luft gegriffene Mäkelchen verwerfen, kann man sie nicht; denn sie sind durch Gesetze vertreten, welche die dramatische Kunst streng

und unwiderrüflich ausgesprochen, und deren Verletzung das Urtheil von Jahrhunderten gerichtet hat; also widerlegen, oder gar mit einem kategorischen Nachspruche abfertigen, können wir diese Einwendungen nicht, aber ihre Schärfe können wir entkräften, dadurch, daß wir die Entstehung und die Bestimmung dieses Stückes; näher beleuchten, und so zugleich seine großen, vielleicht überwiegenden Vorzüge ans Licht ziehen. — Das thränenwerthe Ende des jungen Conradin von Schwaben bildet in der Geschichte die Schlussscene zu dem großen, welthistorischen Trauerspiele von den Thaten und Leiden des Hohenstauffischen Kaiserstammes; K a u p a c h hat diese Thaten und Leiden in einem Enclius von Dramen, oder, wie man es füglich nennen kann, in einem dramatischen Epos besungen, von dem wir in Wien bisher den einen Gesang, unter dem Titel: „König Enzo“ kennen lernten. Anders als die Geschichte selbst, zu deren Sänger er sich erhoben hatte, konnte auch K a u p a c h nicht enden, und Conradin mußte der Schlussscene seines Gedichtes werden, sobald er in diesem ein Ganzes, Beendetes und Vollendetes liefern wollte. Wenn sich nun aber der fünfzehnjährige Conradin, den Forderungen des Trauerspieles gemäh, durchaus nicht zum tragischen Helden qualificirt, so bliebe uns, um jenen Forderungen ihr Recht zu lassen, nichts anderes übrig, als zu wünschen, daß K a u p a c h sein großartiges Werk nicht vollendet, und seinen „König Conradin“ gar nicht geschrieben hätte; eine Resignation, zu der wir uns, selbst der Kritik zu Liebe, nicht entschließen können, wenn wir den Zustand unserer heutigen Bühnenliteratur und zugleich die großen Schönheiten bedenken, die das vorliegende Werk neben seinen Mängeln aufzuweisen hat. Hatte sich aber der Dichter einmal entschlossen, sein Werk zu vollenden, wie er den Stoff dazu vollendet und abgeschlossen empfing, so folgt daraus, daß, wie er der G e s c h i c h t e treu blieb, er auch der N a t u r treu bleiben mußte, und nichts in seinen Conradin hineinlegen und hineindichten durfte, was einer unnatürlichen Treibhauszeitigung ähnlich sähe und die besseren, älteren Gesetze der Natur über den Haufen stieße. An Kraft, an Thaten und weltumfassenden Gedanken konnte der Knabe seinen herrlichen Ahnen nicht gleich kommen, aber im Willen, in der Gesinnung, im Dürden mußte er ihrer würdig seyn, und so hat K a u p a c h ihn, kindlich und doch zugleich auch groß, uns geschildert. Was ihm, vermöge seines Alters, noch fehlt, um uns als dramatischer Charakter zu interessiren, das ersetzt das Beywort, das die Geschichte und K a u p a c h's Dichtung ihm gegeben, — der l e t z t e Hohenstauffen! Von allen Wörtern in der Sprache der Menschen ist dies das wehmüthigste und zugleich inhaltsschwerste, es ist der Markstein zwischen dem Irdischen und Ewigem; es leht auch dem Bedeutungslosesten Werth und Erinnerung; was uns klein und nichtig erschien, so lange es da war, das macht es uns groß und ehrwürdig im Scheiden; ja es übt selbst auf das Feindselige eine verfühnende, heiligende Gewalt. Und so möge dieses Wort mit seinem vollen Gewicht auch auf die Zuschauer des K a u p a c h'schen Drama's wirken; wer nicht die ganze Poesie der Geschichte in sich aufgenommen hat und zu dem Stücke mitbringt, so daß er — auch trotz der undramatischen Perspective auf Blutgerüst und Henkerbeil — in dem Erlöschen dieses letzten Sternes nicht das ganze helle Prachtgestirn der Hohenstauffen untergehen sieht, für den hat der Dichter freylich umsonst gedichtet, und der wird ihm die Fehler seines Stückes schwerlich verzeihen. — Wenn es uns durch die vorstehenden Bemerkungen gelungen ist, den Haupteinwurf gegen „König Conradin,“ wenn auch nicht zu widerlegen, doch zu mildern, so wird es uns leicht werden, auch die übrigen zu beseitigen, da sie mit jenem stehen oder fallen. Sobald wir darüber einig sind, daß der junge Conradin, als der letzte Hohenstauffen, durch sein Schicksal, wenn auch nicht durch seine Thaten, uns dramatisch interessiren könne, so werden wir auch den mehr erzählten als sichtbaren Gang der Handlung im Stücke natürlich oder doch begreiflich finden. Das eine geht aus dem andern hervor; um wahr zu bleiben, durfte der Dichter dem Knaben das Schwert der Entscheidung nicht sichtlich in die Hand geben; die Einwirkung des um ihn und für ihn Geschehenden auf sein Gemüth, das Reifwerden des letzteren zu dem großen Gange in die Ewigkeit, wurde die nähere Aufgabe des Stückes. In demselben Sinne können wir uns auch die obenangeführten Episoden erklären; den dramatischen Gesetzen widerstreben sie allerdings, und niemand wird sie als technische Vorzüge des Stückes gelten lassen; als moralische Hebel aber stehen sie nicht geradezu müßig da; die Erscheinung des Grafen von Caserta mag dem jungen siegestrunkenen Helden als erste, ernste Schicksalsmahnung gelten, und in Clara's reiner Liebe, in Walter's biederer Treue mag er erquickende Oasen in der ihn umgebenden Wüste von Schlechtigkeit und Verrath erkennen. Vrell, abschreckend, beynabe anwidernd treten uns aus dieser Wüste die Gestalten der Bösewichter, Carl von Anjou und Frangipani,

entgegen; das Colorit, in dem sie gehalten sind, geht bennabe über die Grenzlinien des Erlaubten, selbst bey aller Geschichtstreue Erlaubten, hinaus, und wir ertragen es vielleicht nur aus Achtung vor dieser historischen Wahrheitsliebe, und weil wir in dem schneidenden Gegenfage mit dem Verworfenen, was die Erde kennt, die fromme, heilige Reinheit des geopfertem Jünglings und seines hochherzigen Freundes nur noch glänzender strahlen sehen. Rein und schuldlos büßt er, nicht die Verbrechen, sondern die Größe, die Tugend seiner Ahnen, eines Heldengeschlechtes, dem seine Zeit es nie vergeben konnte, daß es freyer, edler, größer seyn wollte, als sie. Losgerissen von allen seinen Hoffnungen: die schlechte Welt um ihn her einst zu bessern und zu beglücken, bleibe ihm nichts auf dem unverdienten Todesgange als die Freundschaft seines Friedrich, dessen einzige Aufgabe es war, im Leben und im Tode an seiner Seite zu stehen, ein Bild von Freundestreue, das den Ueberlieferungen aus der alten Griechenzeit sich getrost an die Seite stellen darf. Mit Dank und Bewunderung für dieses herrliche, in allen seinen Zügen meisterhafte Bild, wollen wir für dieses Mal von unserm trefflichen, vaterländischen Dichter scheiden, in der gewissen Überzeugung, daß es noch recht viele unter unsern deutschen Landsleuten gibt, die, wenn sie auch einer schulgerechten tragischen Rührung nicht gewachsen sind, sich doch ihrer ehrlichen menschlichen Rührung nicht schämen werden bey Kauyach's „König Conradin.“

Was die Aufführung betrifft, so sahen wir in der Titelrolle des Stückes Mad. Crelinger, welche mit dieser Rolle den Cycclus ihrer Gastspiele auf unserer Hofbühne beschloß, nachdem sie wenige Tage vorher noch als Ophelia mit großem Beyfalle aufgetreten war. Ihre Darstellung als Conradin, so wenig auch Rollen solcher Art sich für ihre Individualität eignen, bewies, mit wie vielem und richtigen Verstande sie in das Wesen ihrer Aufgabe und die Absicht des Dichters eingedrungen war. Entfernt von aller Declamation und tragischem Pathos, suchte sie durch Einfachheit und Natürlichkeit den Charakter als wahr, selbst in dieser nun einmal nothwendig erachteten Geschlechtsmetamorphose als wahr hinzustellen, was ihr denn auch durchaus, oft auf eine wirklich überraschende Weise gelang. Ließen sich die Sinne des Zuschauers so leicht täuschen als die Phantasie desselben, so könnte man sich keine schönere und vollkommene Darstellung dieser Jünglingsrolle denken. — Die Clara Stich als Clara Frangipani sprach und benahm sich mit der innigen Herzlichkeit, welche der Charakter der kleinen Rolle ihr zur Pflicht machte. — Die bedeutendste Parthie des Stückes nach Conradin ist Friedrich von Baden, der den Händen der Dlle. Reichel anvertraut war. Die junge Darstellerin zeigte Wärme und Wahrheit des Gefühls und braucht, was die Natürlichkeit des Vortrages betrifft, nur dem ihr heute gegenüberstehenden Vorbilde nachzustreben, um ferner eines noch größeren Erfolges sicher zu seyn. Die übrigen, sehr zahlreichen Rollen des Stückes sind, mit Ausnahme des Carl von Anjou, der bedeutender betheiliget ist und von Hrn. La Roche mit seiner gewohnten Trefflichkeit dargestellt wurde, von geringem Umfange, doch verdient ihre Besetzung durch die ersten Künstler unserer Hofbühne, so wie die Art, wie die H. Anschütz, Löwe, Korn, Wilhelmi, Heurteur, Costenoble, Koberwein, Lucas, Herzfeld, Woth u. a. m. zur vollendeten Darstellung eines vaterländischen Dichtermotives mitwirkten, die aufrichtigste und unbeschränkteste Anerkennung. — An Decorationen und Costumen hatte die Direction es auch dieses Mal nicht fehlen lassen.

### Modellbild XXII.

Ein Kleid von grau faconirtem Mandarin, nach einem Original von Herrn Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spengergasse Nr. 426.

Ein Basthut mit Blumen und Gagelband, nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 30. May 1835.

65

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb = u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Weold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Clary.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mit Clary Alles, Alles, unendlich mehr als eine Geliebte verloren, mit dem Glauben an sie hatte ich meinen Glauben an die Menschen zu Grabe getragen. Gott sey Dank, er ist wieder erstanden! Es war anfangs mein Vorsatz gewesen, Alles aufzubieten um zu erfahren, wohin Clary gestochen sey; nun dachte ich nicht mehr daran, ja es wäre mir fürchterlich gewesen, die einst so Heißgeliebte jetzt auch nur zu sehen. O wie ist es so schrecklich, wenn sich die tiefsten, mächtigsten Gefühle unseres Busens jählings in ihr Gesentheil verwandeln, ohne darum an ihrer Kraft zu verlieren, wenn die Liebe zum Haß, die Anbethung zur Verabscheuung, das Vertrauen zur Verachtung wird. Ein einziger Trost war mir geblieben und kam dieser von einem Wesen, von dem ich ihn am wenigsten erwartet hatte, von Fanny. Oft ruhte ihr Blick liebevoll, wehmüthig auf mir, gleichsam fragend, ob ich sie nicht für würdig halte, die Vertraute meines Grammes zu seyn. Clary's Entfernung war ihr nicht unbekannt geblieben; meine düster schwermüthige Stimmung schien ihr dadurch erklärt. Kein Wort der Neugierde entfloß ihren Lippen, sie ehrte und schonte meinen Schmerz; durch eigene Leiden früh gereift, vermochte sie ihn ja zu ermessen. Mein Innerstes empörte sich bey dem Gedanken, daß ich dieses holde, engelgleiche Wesen zu kränken, und einem Weibe aufzuopfern vermocht, das durch schwere Schuld den dunklen Mächten verfallen, dessen ganzes Leben Trug und Heucheleiy war. Betrachtete ich dann wieder die sanfte Milde, mit der Fanny alles früher Geschehene und ihren eigenen Kummer vergaß, wie sie Alles aufbot um den Schmerz meiner Seele zu lösen, nur für mich zu leben und zu fühlen schien; da athmete meine grambelastete Brust freyer auf, eine mildere Empfindung durchslog mein durch Clary's Verrath erstarrtes Herz, und die Mitternacht meiner Schwermüth ward von dem Gedanken, doch noch eine Seele mein nennen zu dürfen, erhellt. Mein Oheim war eines Nachmittags ausgeritten, Fanny und ich waren allein im Schlosse geblieben. Düsteren Erinnerungen hingegeben, verweilte ich bis Abends in

meinem Zimmer; es dunkelte bereits, als ich, mich erinnernd, daß Fanny ganz allein sey, und selber das Bedürfniß ihrer Gesellschaft fühlend, in den Salon, wo sie gewöhnlich zu seyn pflegte, hinüberging. Ich fand sie am Clavier; mit der Bitte, ihr Spiel fortzusetzen, setzte ich mich in eine Ecke und hörte ihrer lieben Stimme, mit der sie dasselbe begleitete. Gleich David's schmerzbezwingender Harfe tönte das rührend einfache Lied, das Fanny sang, Trost und Ruhe in mein Gemüth. Als sie geendet hatte, näherte ich mich ihr und sprach ihr meinen herzlichsten Dank für die wohlthuende Stimmung aus, in die mich ihre seelenvollen Töne versetzt hatten. Sie blickte mich mit wehmüthiger Freude an, und entgegnete gerührt: „Hinge es doch von mir ab, dich so froh und glücklich zu machen, wie ich dich gerne sehen möchte!“

„Gutes, liebes Geschöpf! womit kann ich dir deine Treue, deine Engeltgüte vergelten? Von allem Glück, das ich noch vor Kurzem mein nannte, und das nun von mir abgefallen ist, ist mir nichts geblieben, als das theure Gut deiner Freundschaft. Versprich mir diese nun und nimmermehr zu entziehen; du kannst nicht ermessen, was du mir damit Unschätzbares gibst, weißt nicht, welchen Werth ein treu gebliebenes Herz für den hat, der gleich mir, Alles verlor, und für immer.“

„Das wolle Gott verhüten! So lange noch Leben ist, ist auch Hoffnung. Sieh Ernst, es stände mir übel an, dir, der die Welt und ihr Getreibe um so viel besser kennt, dem durch Erfahrungen und Menschenkenntnisse das Leben in seinen Erscheinungen um so viel klarer geworden, Rathschläge und Trostgründe erteilen zu wollen. Aber ich kann nicht denken, du seyst wirklich so elend, als du es dir in manchen trüben Momenten selber glauben machst. Es gibt ja kein wirkliches Unglück als die Sünde; die kann dir, mein guter Ernst, nichts anhaben, und für alles Übrige, wie schmerzlich es auch anfangs in die Seele schneiden mag, hat die Zeit milden, heilenden Balsam. Glaube mir,“ fügte sie mit bewegter Stimme hinzu, „ich spreche aus Erfahrung.“

„Nein, Fanny, der Satz ist nicht so wahr, als du es in deiner frommen Einfalt meinst. Es gibt Schmerzen, die keine Ewigkeit zu tilgen, ja kaum zu lindern vermag, in denen die Seele, gleich dem in heiße Blut gerathenen Demanten, verglüht. Sprich nicht mehr davon, gedenke der Worte des Dichters fürsten:

Das Wort heißt Schall und nie hab' ich gefunden,  
Daß franke Herzen durch das Ohr gefunden.“

„So willst du mich denn meine letzten Freude, der Hoffnung, dich einst wieder heiter und glücklich zu sehen, entsagen machen? Ich soll dich immer düster, so mit dir selbst zerfallen sehen? O, wie mir das wehe thut! Ich wollte so gern mein Leben darum geben, dir wieder zu verschaffen, was du verloren! Ach es ist schrecklicher, seine Freunde leiden zu sehen, als selber elend zu seyn.“ Thränen erstickten ihre Stimme.

Mein Herz wallte über von dem ergreifenden Ausdruck, mit dem sie diese Worte gesprochen; ich zog sie sanft an meine Brust und sprach tief erschüttert: „Du hast Recht, Fanny, ich bin nicht ganz unglücklich; nein, der ist nicht elend, dem ein Engel wie du zur Seite steht; der weiß, daß jedes Gefühl, das seine Brust durchbebt, von einem geliebten Wesen verstanden und mit empfunden wird. Weiche nie von mir, du mein guter Genius, meine holde, theure Schwester.“

Mit rührender Traurigkeit hielt sie mich umschlungen, ich drückte einen leisen Bruderkuß auf ihre reine Stirne, sie reichte mir die Hand und sagte fast feyerlich: „Für ewig!“

Man hatte indessen Licht gebracht. Fanny saß mit Arbeit beschäftigt am Tische, ich ging sinnend auf und ab. Meines Oheims ungewöhnlich lauges Ausbleiben fing an sie ernstlich zu beunruhigen, und ich selber wußte kaum, welcher Ursache ich es zuschreiben sollte. Ihr Blick fiel öfters auf die Uhr, und je mehr der Zeiger vorrückte, um so bänger ward ihre Besorgniß, daß ihrem Vater ein Unfall zugestoßen sey. Endlich hörten wir Lärmen im Hofe, der seine Ankunft verkündigte. Fanny athmete tief auf, wie von einer schweren Last befreit. „Gottlob,“ sprach sie, „wie habe ich mich geängstigt!“ In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, aber statt des Erwarteten trat ein alter Diener unseres Hauses ein, dessen verlegene verstörte Miene nichts Gutes weisagte. „Ist mein Vater angekommen?“ fragte ihn Fanny schnell.

„Ja, gnädiges Fräulein.“

„Dann will ich sogleich zu ihm,“ sagte Fanny, sich von ihrem Sitze erhebend. „Um Vergebung,“ versetzte der Alte, ihr ängstlich den Weg vertretend, „Ihr gnädiger Vater wünscht erst mit dem Herrn Grafen zu sprechen.“

Ich verstand den Wink, den mir der Alte hinter Fanny's Rücken gab, überredete sie meine Zurückkunft abzuwarten, und verließ das Zimmer. Ah, ihre Ahnung war nur zu begründet gewesen. Bald erfuhr ich, daß mein Oheim vom Pferde gestürzt sey und sich schwer verletzt habe; daß man ihn auf sein Zimmer gebracht und mich habe rufen lassen, um Fanny den jähen Schreck zu ersparen. Ich fand ihn bewusstlos in den Armen des Arztes, der sich vergebens bemühte, ihn ins Leben zurückzurufen. Marternde Angst im Busen, befragte ich den anwesenden Wundarzt, was er von dem Zustande meines Onkels halte; aus seinem Achselzucken, aus seinen ausweichenden Antworten, daß die an und für sich schon sehr gefährliche Verletzung durch des Kranken vorge-rücktes Alter noch bedenklicher werde, entnahm ich mit bitterem Schmerz, daß nur wenig Hoffnung vorhanden sey; der Arzt bestätigte meine Vermuthung durch sein trübes Schweigen. Endlich war es uns gelungen, meinen Oheim aus seiner Ohnmacht zu erwecken, sein Blick schweifte suchend im Zimmer umher, und ward heiterer, als er Fanny nicht gewahrte. Mit schwacher Stimme fragte er mich, ob seine Tochter schon um seinen Unfall wisse; als ich dieß verneinte, bat er mich, sie so schonend als möglich davon zu unterrichten, „denn,“ fuhr er fort, „es wäre ja doch unmöglich, ihn lange zu verhehlen. Ich fühle, daß mein Zustand hoffnungslos ist und die Arme würde zu viel leiden, wenn der Schmerz, mich zu verlieren, so ganz ungeahnet und unerwartet über sie hereinbräche. Geh zu ihr, Ernst, und...“ Eine Ohnmacht, die ihn neuerdings anwandelte, erlaubte ihm nicht auszureden. Besorgt, daß Fanny, durch mein lauges Ausbleiben beunruhigt, heraufkommen möchte, vollzog ich eilig meines Oheims Befehl. Es war mir gelungen, Fassung genug zu erringen, um, ohne durch meinen eigenen Schmerz die ganze Größe der Gefahr, in der ihr Vater schwebte, zu verrathen, ihr mitzutheilen, daß ihm ein Unfall begegnet sey, der, wenn auch, wie man hoffte, ohne schwere Folgen, ihn dennoch verhindern würde, sie zu sehen.

Vanges Mißtrauen sprach sich in der Unglücklichen Zügen aus, sie schützelte ungläubig das Haupt und beschwor mich, ihr die Wahrheit zu sagen. Es



wäre übel verstandene Schonung gewesen, ihr diese, da sie dieselbe bereits ahnte und in wenigen Stunden ihr Unglück in seinem ganzen Umfange erfahren mußte, länger zu verhehlen; wäre es mir auch gelungen, sie jetzt zu beruhigen, so mußte der schwere Schlag sie sodann nur um so schmerzlicher treffen. Dieser Überzeugung gemäß theilte ich ihr die Wahrheit mit; ohne ihr alle Hoffnung zu benehmen, gestand ich ihr, daß ihres Vaters Zustand nicht ganz gefahrlos sey; mit dem dringendsten Flehen bat ich sie, Muth zu fassen, da ja noch nicht alles verloren sey, sich um meinethwillen zu schonen, — vergebens! Sie hörte nicht auf meine Worte; wie vernichtet war sie auf einen Stuhl gesunken, das Tuch vor die Augen gepreßt mit herzerreißendem Gewimmer. Ich sah wohl, daß es in diesem Augenblick keinen Trost für sie gebe, und von meiner eigenen bangen Unruhe getrieben, wollte ich zu meinem Oheim zurückkehren. Als ich mich der Thüre näherte, stand sie auf um mir zu folgen, kaum hatte sie aber einige Schritte gethan, als ihre Knie wankten und sie bewußtlos zu Boden sank. Ich klingelte ihren Frauen, deren Obhut ich die Ohnmächtige übergab, und eilte dann an das Schmerzlager meines Oheims. Des theuren Leidenden Zustand wurde immer bedenklicher, ja bald völlig hoffnungslos. Seine Geistesgegenwart war ihm geblieben und mit ruhigem Blicke schien er seinem Ende entgegenzusehen; nur manchmal war es, als wenn eine schwere Sorge auf ihm lastete, die ihm das Scheiden verbitterte. Endlich einen Entschluß fassend, ließ er alle im Zimmer Anwesenden abtreten, und den Wunsch äußernd, mit mir allein zu sprechen, ersuchte er mich bey ihm zu bleiben.

„Ernst,“ begann er nach einer kurzen Pause, „von dir, von deiner Großmuth hängt es ab, mir meine letzten Stunden zu versüßen. Könntest du einem Sterbenden eine Bitte versagen?“

Tief ergriffen stammelte ich: „Nimmermehr.“

„Sieh,“ fuhr mein Oheim fort, „ein schwerer Kummer nagt mir am Herzen: Sorge für mein Kind. Ohne Vermögen, ohne Schutz, ohne andere Verwandte als dich, was soll aus der verlassenen hülflosen Waise werden, wenn du dich ihrer nicht annimmst, wenn du ihr nicht als Freund, als Hort zur Seite stehen willst? Versprichst du mir dies? O mein Gott, wenn ich mir mein theures Kind der Willkür fremder Menschen preisgegeben denken müßte, — es wäre zu hart! Mein Sohn, mein Ernst, versprich mir, die Unglückliche nie zu verlassen, stets eine Schwester in ihr zu sehen, und ich will gerne sterben.“

Ein nie gehegter Gedanke durchfuhr meine Seele bey meines Oheims Worten; er ward von dem Drange der Umstände und der mächtigen Bewegung, in der ich mich befand, schnell gereist und zum Entschluß. Von den verschiedenartigsten Gefühlen bestürmt, war es mir nicht möglich, sogleich zu antworten, und erst als er mich nach einem kurzen Schweigen mit dem Tone schmerzlichen Vorwurfs fragte: „So lange mußt du meine Bitte erst erwägen und bedenken?“ vermochte ich fest und entschieden zu antworten: „Nur Ein Verhältniß gibt es, in welchem es dem Manne möglich ist für das Glück des ihm anvertrauten Weibes zu bürgen: es ist die Ehe. Verschmäht Fanny das Anerbieten meiner Hand nicht, willigt sie ein, meine Gattinn zu werden, dann darf ich hoffen, sie mit sicherer Hand durch alle Stürme des Erdenlebens zu führen, und Ihnen dereinst jenseits mit vorwurfsfreyer Seele über Alles, was ich für sie gethan, Rede stehen zu können, dann...“

Mein Oheim unterbrach mich mit freudeverklärten Blicken. „Ernst,“ stammelte er, „das wolltest du, mein Kind sollte so glücklich werden? O warum darf ich den frohen Augenblick nicht erleben!“

„Sie werden es, mein Oheim,“ erwiderte ich, „widerstrebt Fanny meinem Wunsche nicht, so werden wir morgen getraut.“

Ein wunderbares Gefühl von Seligkeit und Schmerz durchbebte mich, als ich die Freudenthränen gewahrte, die über des Greises Wangen rollten. Ich theilte ihm meinen Vorsatz mit, noch in dieser Stunde mit Fanny zu sprechen, um aus ihrem Munde die Entscheidung über unser Beyder Schicksal zu vernehmen. — „Ja, ja, geh, Ernst, geh gleich zu ihr,“ entgegnete er mit bebender Stimme, „ach das arme Kind erwartet sich wohl nicht solche Wonne!“

(Die Fortsetzung folgt.)

### Das Bleibende im Wechsel.

In stetem Wechsel kreiset unser Leben,  
Die Macht der Zeit zerstört die ird'sche Pracht;  
Der Sinne Reiz, was Glück und Zufall geben —  
Es strömt zurück in der Verwesung Nacht.

Des Menschen Geist doch ruht auf ew'gem Grunde,  
Nicht unterworfen ist sein Reich der Zeit;  
Die Wahrheit bleibt, die Tugend ihr im Bunde,  
Und ewig währt des Frommen Seligkeit.

O Vater! schenk' uns diese ew'gen Gaben,  
Erleuchte Geist und Herz mit deinem Licht,  
Dass, über Erde, Zeit und Tod erhaben,  
Wir freudig scheiden, wenn die Hülle bricht.

Verleih' uns jenen Frieden, der die Frommen  
Hienieden schon zu deinem Reich erhöht!  
O, laß dein Reich, das Reich der Wahrheit kommen,  
Das ewig währt, wenn auch die Welt vergeht!

Dr. Clemen.

### Correspondenz-Nachrichten.

München, April 1835.

#### Die Gastspiele des k. k. Hofschauspielers Hrn. Löwe in München.

Ein unglückliches Ereigniß, das ganz Europa mit Wehmuth erfüllte, das aber besonders von allen deutschen Völkern tief empfunden wurde, führte einen der vorzüglichsten Mimen des k. k. Hofburgtheaters in unsere Mitte. Hr. Löwe, über dessen künstlerische Leistungen diese Blätter sich schon öfters sehr vortheilhaft ausgesprochen und den Gebildeten unserer Königsstadt den vollsten Grund zu schönen Erwartunaen gaben, trat als Garrik in dem neuesten Lustspiele von Deinhards ein am 23. März zum ersten Male auf. Wir hießen den Gast und die erste dramatische Gabe willkommen. Das Publicum drängte sich in das königl. Hoftheater und der günstige Ruf, der dem Stücke nicht minder als dem Darstellenden vorausging, füllte das Haus. Wurde gleichwohl bereits früher schon „Garrik in Bristol“ auf unserer königl. Hofbühne gegeben, so war doch der Reiz der Neuheit keineswegs vorüber. Lassen wir auch Jenem, der den „Garrik-Johnson“ damals gab, alle Gerechtigkeit widerfahren — wir wollen sie wenigstens ex hypothesi annehmen, da Referent bey jenem Debut nicht zugegen und ferne von München war — so kann man vermöge der Individualität jenes Künstlers annehmen, daß die Rolle des Garrik nicht so aufgefaßt

wurde, wie es sich von dem Schauspieler erwarten läßt, der ganz in der Nähe des Dichters, und gleichsam unter seinen Auspicien, die nöthige Weisheit dazu empfangen mußte. Hr. Löwe besitzt bedeutende Vorzüge für diese Rolle und für die extemporirte Metamorphose des Doppelcharacters. Sprach er uns ungemein an in den Expositionsscenen, als der lebensfrohe, seines Werthes, seines Ruhmes und seiner Kunst bewußte, heiter trockene Garrik, der schnell erfinderisch zu Gunsten seines Freundes Frondham im Hause des dichtungslustigen und reichen Bankiers Bild eine Intrigue spinnet, so ergöhte er uns mittelst dieses schnellen Abstranges zu Johnson, dem feinen, knappen, aber geistreichen Gelehrten, im hohen Grade. Der achtungswerthe Künstler stellte uns ein vollendetes Bild der beiden Charaktere in Einem Individuum mit Meisterschaft dar. Der höchste Preis eines guten Lustspiels, das in die feinern Regionen des Lebens sich leicht und geistreich erhebt, ist das erschütterte Zwerchfell. Dichter und Schauspieler wurden an diesem Abende mit Beifall belohnt. Hr. Löwe wurde unter rauschenden Beyfallsbezeugungen gerufen. Dienten die Umgebungen dem fremden Künstler als Folie, da wir annehmen, Garrik sey die Hauptrolle, so müssen wir zur Ehre der einheimischen Künstler bekennen, daß ihr Mitwirken das Tableau in dieser Vollendung, wie wir sie am 23. März mit Entzücken anerkannten, ausgeführt hatte. Hr. Vespermann als Bankier Bild, erwarb sich keine geringe Palme, und Hr. K. Mayer und Mad. Dahn, so wie Hr. Lang, als Neffe Bild's, verdienen ihren Preis. Wir hätten uns gerne in eine Analyse dieses Lustspiels von Seite der Darstellung eingelassen und unser Lob motivirt, gestattete es der Raum dieser Blätter. Wir müssen zu den übrigen Gastrollen eilen und uns begnügen, nur in den Hauptumrissen die Debuts des Hrn. Löwe zu berühren.

Am 27. März spielte Hr. Löwe den Carl Moor. Der Pathos, das dieser gigantischen Jugenddichtung des großen Schiller inwohnt — das aufsprudelnde Heldenthum, das nur auf einer unglücklichen Bahn, wie ein Lavaström, verzehrend dahin drauß und Alles vernichtet, sind sehr große Anforderungen für junge Schauspieler, welche die Natur mit einer schönen Figur und mit einem kräftigen, wohlklingenden Organ ausstattete — aber auch eine Klippe, an der sie nur zu häufig scheitern. Hr. Löwe ist ein gereifter Mann, aber auch ein reifer, besonnener Künstler, der diesen Charakter durch die Formen der Darstellung sicher führt, und besonders, wo der Sturm der Seele verdrauß, durch ein erschütterndes, tiefes Spiel anspricht.

Am 29. März erblickten wir den willkommenen Gast schon wieder in dem ihm angekommenen Elemente — in der „Schachmaschine“ als Ruf junior. Er besitzt vollkommen den Beruf zu dieser jovialen, leichten und auf allen Seiten hin beweglichen Rolle, und bewährte neuerdings die ausgezeichnete Anlage zur Komik.

Am 31. März debutirte er als Maler Waldauer, in der dramatischen Artigkeit: „Des Malers Meisterstück,“ und verschaffte uns Gelegenheit, den jungen, deutschen Künstler — den Maler unter dem warmen Himmel Italiens in seiner genialen Derbheit, in seiner gemüthvollen Begeisterung für die Kunst: kurz in seiner deutschen Gesinnung und Lebensansicht — den schönen Römerinnen gegenüber, Zug für Zug in einem kräftigen, gewandten Spiel als einen tüchtigen Mann zu ehren. — Er gab uns an demselben Abende ein Seitenstück als Kammerdiener Germain in dem kleinen Lustspiele: „der Kammerdiener.“ Ganz vortrefflich zeichnete er die Kammerdiener-Natur in ihrem ganzen Umfange. Geschmeidig, höflich, zuvorkommend, jeden Wink, wie jeden Gedanken seines Herrn fertig ablauernd — imponirend vor seines Gleichen, schlau-demüthig vor dem Gebieter, dem er zuletzt eine Brille aufsetzt und ihn zum Dupe macht; fein und biegsam vor der Dame des Hauses und im Geheimen naschend vom Besitze der Herrschaft und von dem verborgenen Schatz seines Herzens — wollen Sie den Kammerdiener dieses Naturells anders? Gewiß nicht! Hr. Löwe entwarf und gab das treueste, plastische Meisterstück.

(Der Schluß folgt.)

### L i t e r a t u r .

„Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters.“ Gedichte vom Ritter Braun von Braunkhal. Leipzig. Adolph Neumann. 1834.

Über die vorliegende Sammlung und ihren Verfasser sind so viele und so mancherley Urtheile ausgesprochen worden, daß es schon darum interessant seyn dürfte, das kritische Detail etwas umfassender zu gestalten, wären auch die hier gebotenen Dich-

tungen nicht schon an und für sich von einem Werthe, der einen solchen Vorgang zu rechtfertigen vermöchte. Mit wahren Vergnügen haben wir die drey Abtheilungen des Buches gelesen und glauben, daß nur Mißgunst oder böser Wille oder ein dem heiligen Odem der Poesie unzugänglicher Sinn, über den Gebrechen der Sammlung, die überwiegenden Vorzüge zu verkennen im Stande sey. Jo. Fr. v. Brauntal ist ein Dichter, ist durch und durch ein Dichter, wenn schon kein glücklicher; in dem vorliegenden Buche hat er seine poetische Weihe bewahrt, hat die ganze Stufenfolge seines Strebens verzeichnet und alle Geheimnisse der himmelsstammten Kunst, der er sich widmete, erschöpft; aber wir fürchten fast, er ist auch mit sich fertig geworden; denn ein Cyclus von Seelenzuständen, wie sie uns in diesen Gedichten nur zu natürlich vorgeführt werden, bildet ein ganzes abgeschlossenes Leben, eine vollendete Abrechnung mit sich selbst und setzt für weiteres Wirken eine poetische Regeneration voraus, die; wenigstens zu den seltenen Erscheinungen gehören möchte. Wie diese gekommen, zeigt uns der Dichter in seinen Arbeiten, die er in bitterer Selbstabnung sehr passend in Morgen, Tag und Nacht sonderte, gleichsam den Leser vorbereitend, daß er hier das gesammte Streben eines Daseyns, das volle Resultat der Kämpfe eines Dichterlebens zu erwarten habe. Wir finden ihn sonach am Morgen heiter, vertrauensvoll, thatkräftig, zwischen Ernst und Scherz getheilt, aber doch schon sein ganzes Sinnen auf jenes höchste Ziel gerichtet, das ihm allein eines Dichterlebens würdig erscheint, und zu dessen Eringung er sich gerüstet und berufen erkennt. Darum taucht in seinen Liedern allenthalben diese poetische Tendenz auf, und nur hier und da mengt sich ihnen jener elegische Ton bey, der gleichsam schon die Abnung ausspricht, daß dem Morgen kaum ein ungetrübter Tag folgen dürfte. Diese Abtheilung enthält mehrere ganz vortreffliche Stücke, wie z. B. „das Geheimniß des Gesanges“, S. 77, „das Drama Gottes“ S. 12, „die Heimath der Wehmuth“ S. 46, und viele andere; doch auch manches Unbedeutende, Mittelmäßige; der Dichter ist hier offenbar noch nicht mit sich einig geworden und irrt noch zwischen ernsthaften Lärdeleyen und spielerischen Versuchen mannigfaltiger Art umher, weshalb viele von denselben etwas Gemachtes, Kaltes an sich tragen, das mehr für den geistreichen Menschen, als für das poetische Gemüth des Dichters interessirt — immer aber ist das wahre, seltene Talent auch hier schon genugsam herausgehellt, um des Lesers Aufmerksamkeit für die folgenden Abschnitte des gereifteren Daseyns in Anspruch zu nehmen. — Der Schauplay des „Tages“ ist gleich in dem ersten, trefflichen Gedichte: „Die Wertstätte der Seele“ S. 127 vollkommen vor uns aufgethan. Das Innere der Seele dächet dem Poeten eine Schmiede, inmitten welcher ein glühendes Herz auf dem Ambos liegt

Und um den Ambos in wildem Scherz  
Da drängen sich, wie zu Schranken,  
Hin an das arme glühende Herz  
Hohnlachend die kalten Gedanken.

Als es dem Dichter zu tagen begann, — erkennen wir nun, — sah er, daß die Welt nicht dem Herzen, nicht dem poetischen Glühen Geltung gewähre, sondern nur dem kalten, praktischen Verstande; er vermochte sich dieser Forderung nicht zu fügen, stieß allenthalben an, ward mißverstanden, getäuscht, der Zweifel am Menschen fand sich ein, und je weniger ihm jene Gerechtigkeit zu Theile fiel, die er zu erwarten hatte, um so mehr zog er sich in sich selbst zurück, stumpfte gegen seine Umgebung ab; herbe Ironie gewann Macht über ihn, er zeigte sich schroff, und damit entfremdete er sich die Außenwelt immer unfehlbarer. Brauntal hat in dieser Abtheilung die schönsten, bedeutungsvollsten, sinnigsten seiner Gedichte niedergelegt, unter denen wir nur „Liederlust im Lebensschmerz“ S. 129, „Geistesgröße“ S. 133, „Arm und reich“ S. 151, „des Dichters Vorzug“ S. 182, „Mein Schreiber“ S. 199, als die wichtigsten namhaft machen, obwohl diese ganze Abtheilung fast nur gelungene Aufätze, beynahe gar kein unbedeutendes Stück enthält; „des Dichters Vorzug“ gehört zu den trefflichsten Erzeugnissen neuerer Lyrik, und der tiefe Humor im „Schreiber“ zeigt, wie vorzügliches in diesem Genre der begabte Verfasser leisten würde; überhaupt ist uns der in Rede stehende Abschnitt ganz als ein warmer, sonnenheller Tag erschienen, und mit Betrübniß sahen wir abendliche Wolken ihm entgegengrauen —

Denn das Herz in seinem Wüthen  
Stört das Lied, zerstört die Blüthen.

Wir kommen nun zu des Dichters „Nacht“, deren Inhalt und Bedeutung nach dem Vorhergesagten keiner Erörterung mehr bedarf. Der Poet gesteht S. 344 selbst zu, daß

Gedichte, welche aus finstern Herzen an den Tag brechen, nicht erfreuen können; dennoch gibt er sich ganz dieser Stimmung hin und der Charakter dieser Section stellt sich in dem Gedichte: „Hab' Manches auch erlebt“ S. 318 vollkommen heraus: er hat Manches gethan und sah sich verkannt; er hat gefühlt und fand keine Erwiderung; er hat die Widersprüche des Lebens geschaut und ward getäuscht; er hat Manches erlebt, was er in sich begraben muß, — und darum gewann Düsterteit und Schwermuth die Oberhand über die Potenzen, die ihm einen andern Standpunct angewiesen hätten, darum wählte er eine, in ein gespaltenes, glühendes Herz eingeklemmte Feder, in dunklem Feuergeißel verbüllt, zu seinem Materzeichen. Damit jedoch hat sich unseres Bedünkens der Poet an seinem eigenen Berufe und an der hehren Bestimmung der Poesie überhaupt veründigt, wie auch seine Stellung als Mann verkannt; denn die Kunst ist eine gottgeborne, welche trösten, beruhigen, erheitern soll; dem Manne ziemt es, die kühne Stirne den Orcanen des Lebens entgegenzutragen, zu handeln, nicht einer ohnmächtigen Verzweiflung anheimzufallen; selbst Trost läßt ihm besser als weibisches Klagen. Unser Autor hat ganz Recht, wenn er, wie es häufig geschieht, auf die Natur verweist, zu welcher der Dichter vom Menschen und von der Welt flüchten muß; deshalb ist es uns auch unbegreiflich gebühen, wie Hr. R. v. Br., nachdem er S. 350 die Natur zu seinem letzten Liebchen erkoren, dennoch fortwährend Verzagen äußern mag; es liegt hierin ein Widerspruch, den wir nicht zu lösen wissen, denn die Natur ist weder düster noch feindselige Eindrücke erweckend oder nährend.

Übrigens ist auch die „Nacht“ unseres Dichters reich an den trefflichsten Dichtungen, von welchen wir „der Lorbeer neben der Cypresse“ S. 317, „Erdenkunst“ S. 330, „Materzeichen“ S. 338, „der Mann auf dem Friedhofe“ S. 364, „der Wahnsinnige und sein Arzt“ S. 371 (vielleicht das vorzüglichste Stück der ganzen Sammlung) und fast alle bis zum Schlusse noch folgenden Gedichte auszeichnen, wenn gleich, wie schon gesagt, wir besorgen, daß unser Poet damit auch bereits in seinen Forderungen an die lyrische Kraft abgefunden seyn dürfte, weil er so ziemlich alle Kreise ausschöpfte, in denen sie sich gefallen mag. „Phantasie“ S. 352 scheint zwar auf eine Ausgleichung des inneren Haders zu deuten; allein es sprudelt in den späteren Dichtungen der wilde Unmuth, die sarkastische Zerfallenheit wieder zu heiß empor, als daß für die Genesung der wunden Brust große Hoffnungen zulässig wären. Somit wünschen wir recht innig, daß Hr. v. Braunthal fortan seiner letzten Liebe, der Natur, treu bleiben, bei ihr Heilung suchen möge, denn nur ihr ist die Gewalt dazu gegeben. Möge es ihn beruhigen, zu wissen, daß sein schönes Talent die Anerkennung aller Unbefangenen besitze, und daß seine Lieder im Reiche deutschen Gesanges nicht vergessen seyn werden;

Doch will die Kunst, die ew'ge, mehr als Sehnen,  
Und Aganippe ist kein Vorn — von Thränen.

Wir haben nun noch das Resultat der Gesamtprüfung des Strebens unseres Dichters zu berichten, und fassen dasselbe in wenigen Worten dahin ab, daß Braunthal's Talent sich vorzugsweise zum Lyrischen und Epigrammatisch-Humoristischen, minder zum Epischen hinneigt, denn die Stücke der letzteren Gattung sind offenbar die schwächere Seite des Buches; die Ballade S. 364 gehört diesem Genre gar nicht an; — daß aber sein Talent ein entschiedenes sey, läßt sich nicht bezweifeln, will man anders nicht etwa Gebrechen in der Form, sprachliche Capricen u. dgl. als wesentliche, störende Mängel geltend machen. Leider hat der Dichter zu dergleichen mikrologischen Schnüffeleien durch unglückliche Reime (Qualen — fallen, Ruhme — Summe, Säule — Canaille (!). Frau mich (?)) — erbaulich, Liede — Gebiete 2c. 2c.) durch Härten in der Elision u. dgl. (s'geht, s'steht, durch mancherley Grillen in Sprache und Rhythmus häufige Gelegenheit gegeben und es wäre ihm dießfalls etwas mehr Strenge gegen sich selbst anzurathen. — Von der Auflage des Buches muß man mit Recht eine sehr vortheilhafte Erwähnung thun.

—pp—

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 2. Juny 1835.

66

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb = u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Meine Bäume \*).

Von J. L. Pyrker.

(Eingesendet von Stierle Holzmeister.)

Seh' ich euch dort in nebelgrauer Ferne  
Emporgethürmt in's blaue Himmelszelt,  
Und, nun vom Mond, im milden Glanz der Sterne,  
Nun von dem Gluthenstrahl der Sonn' erhell't  
Mir winken, — o, wie jög' ich da so gerne  
Zu euch; das Herz pocht auf, die Thräne fällt,  
Ergrißen senkt der Geist die regen Schwingen,  
Und heiß vor Sehnsucht will die Brust zerspringen!

Oft wandel' ich auf euren Alpenräumen  
Im jugendlichen Herzensmuthen hin;  
Was Sterbliche sich sonst vom Glücke träumen,  
Ward dann mir stets zum sicheren Gewinn;  
Denn jedem Gräschen sah ich es entkeimen,  
Und hob's an meine Brust mit frohem Sinn;  
Entrückt der Ebne qualmbelad'nen Tristen,  
Fühl't ich mich frey in euer'n freyer'n Lüften.

So schwand mir dort der Abend, so der Morgen  
In ihrer hehren Stunden gold'nem Schein:  
Vor jedem herben Lebenszwang geborgen  
Jauchzt' ich laut auf — die ganze Welt war mein!  
Nun kömmt die Nacht mit ihren Grau'n und Sorgen:  
Der Pilger steht auf öder Wüst' allein;  
Nicht können ihn, wie in den Jugendtagen,  
Zu euch empor die müden Füße tragen.

\*) Als Seitenstück zu dem im J. 1833 Nr. 84 in diese Blätter eingerückten Gedichte:  
„Meine Bäume“ von Ebendemselben.

(Fortsetzung.)

Ich fand F a n n y in ihrem Zimmer auf den Knien im heiligen Gebeth für ihren Vater begriffen. Als ich eintrat, stand sie auf und kam mir einige Schritte entgegen; verwundert blickte sie mich an, als ich, ihre Hand ergreifend und sie zu einem Stuhle führend, ihr sagte: „Bleib F a n n y, wir haben sehr Wichtiges mit einander zu besprechen, was dich und mich, ja selbst deinen Vater sehr nahe angeht. Frey und offen will ich mit dir reden, laß deine Antwort eben so seyn.“

„Was hast du?“ fragte sie beunruhigt.

„Die jegige Stunde,“ fuhr ich ernst und dringend fort, „soll über zwey Menschenleben, über dein und mein Loos entscheiden; bedenke das wohl. Du kennst mein Herz, weißt, wie warm und innig es stets für dich geschlagen, wie werth du mir immer gewesen; willst du es nun wagen, mir dein Glück anzuvertrauen? F a n n y,“ fügte ich leise, ja fast bange hinzu, „willst du mein Weib werden?“

Mit ungläubigem Erstaunen, als traute sie ihrem Ohre nicht, ruhte ihr Blick auf meinen Zügen; ein merkliches Beben innerer Bewegung durchflog die zarten Glieder, dann zuckte ein trübes Lächeln um ihren Mund, und mit mild verweisender Stimme entgegnete sie: „Was redest du da, Ernst? Wie magst du mir zutrauen, daß ich, deine jegige Aufregung benützend, fähig sey, mich zwischen dich und dein Glück zu stellen. Nein, das geht nun und nimmermehr.“

„Und warum nicht? Dein Vater wünscht unsere Verbindung, ich sehne mich nach ihr als nach dem Anfange eines neuen Lebens, das mit den Fieberträumen und Wahnsinnschauern des früheren nichts gemein haben soll; glaube mir, sie wird mich glücklich, dich wenigstens nicht unglücklich machen. Hat sich denn dein Herz so ganz von mir gewendet? fühlst du nichts mehr für mich? und was habe ich gethan, um deinen Haß zu verdienen?“

„Ich dich hassen?“ schluchzte F a n n y mit überströmendem Gefühl. „Ich liebe dich ja so innig, so unaussprechlich, aber ich muß meine Liebe der Sorge für dein Wohl opfern. Sieh,“ fuhr sie etwas gefaßter fort, „ich weiß, deine Seele hängt noch mit aller Gewalt der Leidenschaft an... ach laß mich den Namen nicht nennen! tief und schwer betrauerst du ihren Verlust, ihr Bild ist noch immer in deinem Herzen. Denke dir, wenn die Verhältnisse, die euch trennen, sich umgestalteten, wenn sie einst dein seyn könnte und wollte, und du wärst dann unauflöslich an mich gebunden und durch mich elend, o Gott, ich ertrüge den Jammer nicht! Nein, mein Freund, das darf nicht geschehen; bleibe mir so gut, als du es bis jetzt gewesen, bewahre mir stets einen Platz in deinem Herzen, so will ich froh und zufrieden seyn, und findest du Wonne und Seligkeit in den Armen einer Andern, so ist meine Liebe zu dir rein und mächtig genug, um zu verhindern, daß mir der Anblick deines Glückes schmerzlich sey.“

„Meine gute, theure F a n n y, du verfällst in einen Fehler, den so viele, und zwar die edelsten deines Geschlechtes gemein haben; ihr eigenes und fremdes Glück einer schwärmerischen Grille zu opfern. So wisse, jenes unselige Wesen, von dem du sprichst, ist auf ewig von mir getrennt, für uns

gibt es auf Erden und im Jenseits keine Vereinigung. Frage mich nicht, warum? ein düsteres Geheimniß, das ich dir nicht enthüllen darf, verwehrt mir jede weitere Erklärung. Nur so viel darf ich dir sagen, daß mein qualvoll empörtes Herz nicht nur aller Hoffnung, sondern selbst der Sehnsucht, dem Wunsche nach dem Besitze der einst Geliebten entsagt; daß, kostete es mich auch nur ein Wort, sie hieher in meine Arme zu zaubern, ich dieses Wort nicht aussprechen würde; daß ich vor dem Gedanken schaudere, ihr je im Leben zu begegnen; betrachte sie denn gleich einer Todten, der man wohl manchmal im innersten Herzen eine stille Thräne weint, die aber aus den Reihen der Lebenden verschwunden, auf das Thun und Treiben derselben nicht mehr einzuwirken vermag, und gib mir nun deinen Entschluß.“

„Kann ich denn anders?“ fragte sie leise weinend und an meine Brust sinkend.

Mit rührender Freude vernahm mein Oheim Fanny's Einwilligung, am folgenden Tage wurden wir an seinem Schmerzenlager getraut. Wir waren alle tief bewegt; was kann es Feyerlicheres, Ergreifenderes geben, als das Gelübde ewiger Liebe und Treue, an einem Sterbebette abgelegt? als die Vereinigung zweyer Leben zu einem, im Angesichte des nahenden Todes geschlossen? Mein Oheim konnte diese Erschütterung nicht lange ertragen, unsere Hände in den seinigen haltend, mit milden väterlichen Blicken uns segnend, schied er, von Schwäche zu Schwäche sinkend, noch in derselben Nacht.

Ich will der nächsten zwey Jahre, die nun folgten und in denen nichts von ungewöhnlichen Begebenheiten vorfiel, nicht weiter erwähnen. Nie gab mir Fanny Ursache, meine Wahl zu bereuen, und ich wäre glücklich gewesen, so glücklich, als es das Erdenleben überhaupt verträgt, wäre nicht Clary's Bild oft, ach nur allzuoft, vor meinem inneren Auge aufgetaucht, bald in dem süßen Liebreiz früherer Tage, bald wieder bleich und verstört, wie ich sie das letzte Mal gesehen. Mitten in meinem schmerzlichen Groll gegen sie überschlich mich manchmal eine mildere Empfindung, mir war, als könnte sie trotz jener gräßlichen Zeilen, die gegen sie zu zeugen schienen, dennoch unschuldig seyn; als wäre es möglich, daß sie selber rein und makellos, durch fremde Schuld in so namenloses Verderben gerissen worden sey. Nimmer! rief es in meinem tiefsten Herzen, es ist unmöglich, daß sie mit Wissen und Willen Blutschuld auf ihre Seele geladen. Wenn diese stille Frömmigkeit, diese engelgleiche Milde nichts als Lüge und Heuchelei war, was, o was ist dann Wahrheit? Mit wehmüthigem Erbarmen gedachte ich der Schmerzen, die sie vielleicht in diesem Augenblicke, vielleicht um meinetwegen erduldet. Mein Leben hätte ich darum geben mögen, um zur Klarheit, zur vernichtenden oder beseligenden Gewißheit zu gelangen, um zu wissen, ob ich sie als Heilige verehren oder als Verbrecherinn verabscheuen sollte. Es war zu schmerzlich, dieses stete Schwanken zwischen Glauben und Zweifel, zwischen Haß und Liebe.

Um eben diese Zeit nöthigten mich Familienangelegenheiten zu einer Reise ins südliche Deutschland. Da mein Ausbleiben von kurzer Dauer seyn sollte, ließ ich Fanny zu Hause und reiste, nur von meinem Secretär begleitet, ab. Die Wichtigkeit meiner Geschäfte nöthigte mich zur dringendsten Eile, um so unangenehmer war es mir, als mein Begleiter, plötzlich erkrankt, sich eines Morgens unfähig fühlte weiter zu reisen. Ich war anfangs unschlüssig, ob ich seine Genesung abwarten oder ihn zurücklassen, und meine Reise allein fort-



setzen solle; endlich entschied ich mich dafür, bis nächsten Morgen zu warten, da mir längere Verzögerung unmöglich war. Es war ein herrlicher, wonniger Maytag. Die Sonne vergoldete und umspann mit ihren bebenden Strahlen das geliebte Kindlein Erde, das von der Natur geschmückt war, wie zum Brauttag. Die Lage des Dorfes war mir schon am vorigen Abend als höchst anziehend aufgefallen und die heitere, frische Morgenluft dem Aufenthalt in der dumpfen Stube vorziehend, eilte ich ins Freye. Es mochte Mittag seyn, als ich von meinem Ausfluge zurückkehrte und an dem herrschaftlichen Schlosse vorüberkam.

Wie angezaubert blieb ich stehen, als ich in den Anlagen wie in allen Einzelheiten des daraustretenden Gartens die wunderbarste Ähnlichkeit mit *Clary's* früherem Landsitz erkannte. Der Pavillon, die von Thränenweiden überschattete Grotte im Hintergrunde, nichts fehlte. Hinter einem Gebüsch versteckt, konnte ich unbemerkt meine Blicke an den Gegenständen weiden, die meiner Seele so schmerzlich süße Erinnerungen zurückriefen, mich dem holden, schmeichelnden Wahnsinn der Selbsttäuschung ganz hingeben. Mir war, als sey Alles, was geschehen, nur ein langer schwerer Traum gewesen; als stände ich hier, wie einst, einen Himmel von Hoffnung im Herzen; als dürfte ich nur das Kommen der Geliebten erwarten, die gewiß bald erscheinen werde. Bald weckte mich das Geräusch der in den Garten führenden Schloßpforte aus meinen Träumereyen; eine hohe schwarz gekleidete Frauengestalt trat daraus hervor, von einer andern, deren Auseres die Dienerinn verrieth, und auf deren Arm sie sich im Gehen stützte, begleitet; ihr auf die Brust gesenktes Haupt erlaubte mir nicht sogleich ihre Züge zu erkennen, doch mochte sie wohl sehr leidend seyn, denn in Gang, Haltung und Bewegung sprach sich die tödtlichste Schwäche aus. Von ihrer Führerin zu einer Nasenbank begleitet, sank sie erschöpft darauf nieder; als wollte sie in vollen Zügen den frischen Strom der Lüfte in die wunde Brust einsaugen, richtete sie dann das Haupt empor, o mein Gott! — es war *Clary*.

Mein Herzblut stockte, mir war, als müßten meine Nerven reißen, als triebe die Hölle ein gräßliches Spiel mit mir, mich hinzuführen an die Bahre der einst, — einst? ach immer noch so heiß Geliebten! Ja sie war sterbend. So abgehärmt, so todtbleich die Wangen, so eingesunken die süßen Augen, so erloschen der Glanz, in dem sie einst gestrahlt. Herzerreißende Wehmuth überwältigte mich bey ihrem Anblick, der alle jene Beschuldigungen, die sich in meiner Seele einst gegen sie erhoben hatten, vernichtete.

Nachdem sie eine Weile schweigend ausgeruht, wandte sie sich, wie es schien, irgend einen Befehl ertheilend, zu ihrer Begleiterinn, diese ging sogleich ins Haus. Nach einigen Minuten kam sie, ein Kästchen tragend, das sie auf ein kleines, vor *Clary's* Ruheplatz stehendes Tischchen setzte, aus demselben zurück, und entfernte sich wiederum, nachdem ihre Gebieterinn einige Worte gesprochen.

Nun war *Clary* allein; einen Schlüssel hervorziehend, öffnete sie das Kästchen damit und nahm mehrere Papiere daraus hervor, die sie der Reihe nach durchlas, endlich ein großes, versiegeltes Packet, das sie sorglich betrachtete und dann bey Seite legte.

Während sie dieses herausgenommen hatte, war eine verwelkte Rose, — ach, es war wohl dieselbe, die ich ihr am letzten Abend unseres Beysammen-

seyns gegeben, aus dem Kästchen zur Erde gefallen. Ängstlich, hastig las Clary sie auf, und preßte sie mit verzweiflungsvoller Innigkeit an die Lippen, dann das Antlitz mit beyden Händen bedeckend, ließ sie das gramschwere Haupt auf den Tisch sinken und verweilte regungslos in ihrer Stellung. Eine fürchterliche Bangigkeit ergriff mich, als ich sie ohne Leben und Bewegung erblickte, unwiderstehliche Sehnsucht, sie noch einmal in meine Arme zu schließen, ihr zu sagen, wie ich sie geliebt, was ich um sie gelitten. Vom Drange meiner Empfindungen hingerissen, sprang ich über die niedere Umhegung und sank verzweifelnd, eine Welt von Gefühlen im Busen, mit dem schmerzestückten Schrey: „theure Clary!“ zu ihren Füßen.

„Ewige Erbarmung, Ernst! Ernst! du...“ Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, mich mit beyden Armen umschlingend, und mit krampfhafter Gewalt an ihre Brust pressend, schluchzte und stöhnte sie unverständliche Laute, die bald in ein stilles, aus tiefster Seele dringendes Weinen übergingen. Ihre Augen schlossen sich, ich sah sie ohnmächtig werden, und nirgends Rettung und Hülfe, wollte ich nicht die ernste Heiligkeit dieser Stunde durch Herberufen fremder Zeugen entweihen. Als ich sie umfaßte, um sie in den offen stehenden Pavillon zu tragen, schlug sie die Augen auf, die Besinnung kehrte ihr auf einen kurzen Augenblick zurück, und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz und Wehmuth, fragte sie mich: „Ernst, hältst du mich für schuldig?“

„Nein, nein, was immer dein Leben besetzt, dein Herz, dein Gemüth ist rein, du lang verkannter Engel!“

„Ja, Ernst, ich bin schuldlos,“ fuhr sie mit Anstrengung fort. „Hier,“ fügte sie, auf das bereits erwähnte Packet deutend, hinzu, „nimm es, du wirst dann sünden, — o nimm es!“ — Ich nahm es zu mir. Sie schien nun beruhigt, und wieder an meine Brust sinkend, stöhnte sie kaum hörbar: „Jetzt laß mich sterben!“ Nach wenigen Augenblicken verließ sie das Bewußtseyn.

Mit bebenden Armen trug ich sie in den Pavillon, und legte sie auf ein dort stehendes Ruhebett; ihre Arme waren fest um meinen Hals geschlungen, kein Laut entfloß ihren Lippen. Ich kniete neben ihr nieder, von dem bitteren Weh dieses Augenblickes überwältigt, und verharrte lange in dieser Stellung. Sie blieb starr und lautlos. Eine gräßliche Ahnung durchbebte meine Seele, mit der Heftigkeit der Verzweiflung ergriff ich ihre Hände, — sie waren kalt wie Eis; ich suchte angstvoll den Schlag ihres Herzens zu fühlen, — es hatte ausgeschlagen, Clary hatte gelebt.

O, laßt mich schweigen von den Wahnsinnschmerzen dieser und der nächsten Stunde!

(Die Fortsetzung folgt.)

### Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dü n e m a n n.

Achte Decime.

Das gangbarste Geschäft auf Erden ist die Fabrication menschlicher Hoffnungen. So unverwundlich der Artikel, so unerschöpflich ist sein Material.

Ignoranz und Anmaßung sind so eng verwachsen, wie der Bar und sein Fell.

Der Hase erscheint, seinem Charakter und seinen langen Ohren nach, als der Esel des Wildes.

Bey manchen Menschen erscheint die Inconsequenz als eine Wissenschaft, der sie sich ganz ergeben haben.

Der höchste Genuß für zwey edle Seelen ist, ein gemeinschaftliches Unglück zu tragen.

Genie ist des Ritters Roß — Talent des Knappen Saumthier.

Gut gesprochen haben ist gut, aber gut geschwiegen haben ist besser.

Es gibt eine Bescheidenheit, die anmaßender ist als der ärgste Stolz.

Geschicklichkeit ist eine Gottesgabe, um deren Erlangung man vergebens mit dem Himmel kämpft.

Mancher glaubt für das Leben einen Maßstab zu haben, und — mißt es mit der Elle.

### Correspondenz-Nachrichten.

München, April 1835.

(S h l u ß.)

Genug des Komus! Am 3. April trat Hr. Löwe als Hamlet auf. Die Königin Gertrude sagt in diesem wunderbaren, tragischen Nachstücke: „Hamlet ist fett!“ Auf diese Weise dürften nur Schauspieler von einem gewissen, vollsaftigen Embonpoint, mit vollen Wangen und starker Musculatur diese Rolle übernehmen! — Hr. Löwe besitz für diese Rolle ein sehr vortheilhaftes Aüßere; es steht ihm ein sonores, kräftiges Organ zu Diensten und er besitz in n e r e und ä u ß e r e Mittel, diesen Hamlet würdig auszusatteln. Tiefinn und Wahninn, — Wig und Wahnwig, Philosophie und Menschenkenntniß, — Bravour und Edelmuth, Verstellung und Offenheit, tiefes Gefühl und satyrische Laune, die wärmste Kindesliebe und Hohn. Welche complicirte Aufgabe für den Mimen! Hr. Löwe faste überall den großen Dichter auf, und kannte seine Aufgabe. Er führte sie glücklich und würdig durch alle Brandungen der aufgeregten See, und mied geschickt jede gefährliche Klippe. Den bekannten Monolog: „Seyn und Nichtseyn“ vom Anti-Babo-Dramaturgen sehr wunderbar dem Shakespeare ins dramatische Gewissen geschoben, und launisch commentirt, sprach er trefflich. Wer den Hamlet gut spielt, ist ein ausgezeichnete Schauspieler. — Die Beweise für diese These geben sich von selbst an die Hand. Hamlet ist selbst ein großer Kunstverständiger und der wahre Künstler, der sich diesen Charakter anschaffen und ganz aneignen will, findet eine Kunstschule in dem Prinzen von Dänemark, wie sie nirgends zu treffen ist. Wir bedauern, diese Darstellung nicht weiter verfolgen zu können. Einem Gaste von Ruf darf man keinen, auch den unbedeutendsten Tadel nicht vorhalten, um so weniger, wenn er so glänzende Proben eines schönen Talentos gibt! —

Am 5. April debutirte Hr. Löwe als Fiesco. Eine Glanzrolle! Die sterbende Herrlichkeit Genua's, der hinwelkende Doge im Herzogpurpur, — das Ankämpfen der noch beklommen athmenden Republicaner und ein kühner, mit der Maske der Republik zur Herrschaft anstrebender, kluger, genialer Kopf, der seine schöne Gattinn fremder Neigung opfert, um desto sicherer des Purpurs zu seyn: das sind effectvolle Momente, aber auch Hr. Löwe war ein glänzender, muthvoller Fiesco; galant, traulich, durchgreifend. Stürzte Berrina den Fiesco in die ligustische Woge — Löwe-Fiesco erhob sich wieder und wurde mit Berrina's Clair auch an diesem Abend wieder gerufen! Mochte Hr. Löwe manchem Kritiker den Fiesco zu feurig genommen haben, wir können ihn darum nicht tadeln. Nicht eine C i n n a oder C a s s i u s - Natur wollte Schiller zeichnen, einen Brutus, freylich im umgekehrten Verhältnisse. Hr. Löwe gab seinem Fiesco viel Schmuck. Er schritt wenig bedachtsam, und auf seinen Lippen schwebte: „Genua du bist mein!“ Hr. Löwe kann von Haus aus keine trockene Natur mit Erfolg zur Anschauung bringen.

Am 7. April schloß Hr. Löwe den Kreis seiner Castrollen mit Garrik. Dahin vereinen sich alle Stimmen, daß der Gast in dieser Rolle Ausgezeichnetes leistete; daß er aber eine allseitige Künstlergabe besitze, die sich in jeden Charakter leicht und sicher findet, kann eben so bestimmt behauptet werden. Es war uns höchst erwünscht, einen so würdigen Repräsentanten der dortigen k. k. Hofbühne zu bewillkommen, in welcher das Schauspiel noch immer in voller Blüthe steht! △

### L i t e r a t u r.

„Pelham,“ oder: „Abenteuer eines Weltmannes.“ Aus d. Engl. von Dr. G. N. Varnmann. 4 Bde. Von E. L. Bulwer. Zwickau, Gebrüder Schumann.

Bulwer's Name ist in den wenigen Jahren, seit welchen er mit seinen schriftstellerischen Arbeiten an die Öffentlichkeit trat, einer der gefeyertsten seiner Zeit geworden, und auch die Nachwelt wird ihn nicht vergessen, wenn anders Geist, Phantasie, Gemüth, Humor und ein reicher Fond gründlichen Wissens, welche Vorzüge sich in seinen Schriften unverkennbar aussprechen, eine Anwartschaft auf das Fortbestehen im Gedächtniß der kommenden Zeiten zu geben im Stande sind. Walter Scott hat dem Roman unserer Tage eine Form gegeben, die vor ihm in solcher Vollendung noch nicht da gewesen war; seine Manier ist vielfach und mit Glück nachgeahmt worden — dieser Versuch wird mit der Darstellungsweise Bulwer's schwierig gewagt werden; denn selbst ein flüchtiger Blick gibt die Überzeugung, daß seine Eigenthümlichkeit unnachahmbar sey, an ein Erreichen des Vorbildes aber vollends gar nicht gedacht werden dürfe. Es würde zu weit führen, wollte man sich auf eine Charakteristik des Dichters und seiner Arbeiten einlassen; die competentesten Stimmen haben darüber entschieden. — „Pelham oder Abenteuer eines Weltmannes“ gehört zu den vorzüglichsten Leistungen des berühmten Dritten, es ist unbezweifelt einer der genialsten Romane, welche jemals geschrieben worden sind — vielleicht in keinem stellen sich die schönen Eigenthümlichkeiten des Verfassers auf eine so anziehende und entschiedene Weise dar; man findet darin alle seine Vorzüge in der glänzendsten Entwicklung. „Pelham“ ist kein sogenannter historischer Roman mit seinem unhistorischen Beiwerk von Erfindungen, seinen Local- und Costumsschilderungen, seinen outrirten Helden und Situationen, seinen Schlachten, Mördern, Ruinen und Gräueln aller Art; er gewährt ein Gemälde aus dem conversationellen Leben, voll Feuer, treffendem Witz, geistvoller Ironie und tiefer Anschauung der gesellschaftlichen Verhältnisse; dem Autor ist offenbar mehr darum zu thun, seinen Lesern einen Spiegel der Gegenwart vorzuhalten, dessen getreue Reflexe sie selbst beurtheilen können, als sie auf eine Vergangenheit hinzuweisen, deren Entfernung die Controlle unmöglich macht; die Aufgabe, welche er sich gesetzt hat, heißt Schilderung von Charakteren aus der Tagesgeschichte, und diese hat Bulwer im vollsten Sinne gelöst. Man glaube aber deswegen nicht, als gebreche es an dem Vermögen, interessante Situationen u. dgl. zu erfinden, — die Scene auf dem Kirchhofe, jene mit Tyrral, dessen Ermordung, jene in der Diebshöhle u. v. a. bürgen für ein eminentes Talent auch in dieser Beziehung, — doch vorzugsweise gefällt er sich in der Individualisirung, worin es ihm auch nicht leicht ein Anderer gleich oder gar zuvorthun möchte: die meisten der auftretenden Personen sind mit dem Pinsel eines Meisters hingestellt, alle Tugenden und Laster der Gesellschaft in den verschiedensten Nuancen scharf, kühn, bestimmt gezeichnet, ein künstlicher Humor weht das Ganze mit duftigem Hauche an. Hier und da streift der Sarkasmus wohl hart an die Grenze, allein er überschreitet sie nirgends; bisweilen erscheint Einzelnes etwas zu breit ausgesponnen und die Charaktere zeigen sich fast auf die Spitze gestellt; indessen liegt der epischen Form die behagliche Detailmalerei und dem Muthwillen das grelle Colorit viel zu nahe, als daß man es in beiden Beziehungen allzu genau nehmen dürfe — genug, wenn der Hauptindruck ungeschmälert ein günstiger bleibt, wie es mit „Pelham“ durchaus der Fall ist, den man ohne Anstand als einen classischen Roman bezeichnen darf. — Die Übertragung ist gelungen, jedoch nicht ohne Schwerefälligkeit in Einzelheiten, die Auflage sehr nett.

„Pompeii's letzte Tage.“ Vom Verfasser des Pelham 1c. 1c. aus dem Engl. von Dr. G. N. Värmann, 4 Bde. als 27.—30. Theil von C. L. Bulwer's Werken. Bwidau, Gebrüder Schumann, 1835.

Der geistreiche Britte hat sich in dieser seiner neuesten Arbeit eine Aufgabe gestellt, die vielleicht als das „Nec plus ultra“ für einen Romanenschriftsteller unserer Tage gelten kann; er entlehnt nemlich den Schauplay, die handelnden Personen, deren Sitten, Denk- und Handlungsweise einer uns so fern liegenden Zeit (dem ersten Jahrhunderte nach Chr. Geb.), das schon die Vorstudien, die Sammlung der Materialien, deren er benöthigte, unsere volle Anerkennung in Anspruch nehmen würden, wäre auch die Erzählung nicht so trefflich und hochinteressant, als sie sich wirklich zeigt. An der Stätte weitend, wo vor mehr als siebzehn Jahrhunderten die grausenvolle Katastrophe einer vulkanischen Überschüttung das blühende, reiche Pompeii vernichtete und die mancherley Überreste jener Tragödie schauend, wie sie durch die Excavation an den Tag gefördert wurden, ergriff unseren Dichter der Gedanke, seine Phantasie an jene Rudimente der Vergangenheit zu fetten, und diesem Wagemüthe haben wir das vorliegende Werk zu verdanken, das Bulwer's Celebrität wo möglich noch erhöhen dürfte. Bewunderungswürdig in der That erscheint die Masse von Gelehrsamkeit und antiquarischen Vorbereitungen, welche Bulwer um sich anhäufen mußte, ehe er zur Ausarbeitung schreiten konnte; mehr als eine Klippe stand ihm drohend entgegen, und wenn es ihm vielleicht auch nicht gelang, alle zu umschiffen, so ist er doch an keiner eigentl. gescheitert. Hinsichtlich des Theaters der Begebenheit, welches er an Ort und Stelle aufnahm, dürfte sich in der gegebenen Schilderung wohl kaum Etwas zu rügen finden, eben so glücklich scheint er mit den Details der zeitgemäßen Gebräuche gewesen zu seyn, — Plinius, Dio Cassius u. a. Autoritäten leisten ihm dafür Gewähr — die Staffage überhaupt mag einem Tadel schwerlich Raum gestatten; minder ist dieß mit den Schauspielern der Fall, deren Individualisirung kaum so ganz dem Charakter jenes fernern Säculums entsprechen möchte — uns wenigstens sind sie in ihrer Art zu reden und zu handeln vorgekommen, wie allerdings sehr anziehende, moderne Romanenpersonen, in römischem Costume gekleidet und im Dialoge mit Citationen aus römischen Classikern herausgeputzt, insbesondere riecht Clodius sehr nach der englischen Weltlust und die Gladiatoren erinnern bedeutend an brittische Vorer. Abgesehen jedoch von diesem, eben nicht wesentlichen Gebrechen, was wir überdieß nur als eine unmaßgebliche Ansicht bemerken, gehört der Roman zu dem Vorzüglichsten, was Bulwer leistete, wenigstens hat er vielleicht nirgends eine spannendere Verschlingung der Begebenheiten, einen geistvolleren Pinsel in der Ausführung der Situationen und Charaktere, eine größere Energie in den Contrasten entwickelt als hier, und das Bild der Entartung, der Verwilderung jener Zeit ist gewiß vollkommen, jedenfalls in Bezug auf den concreten Vorwurf, vollkommen. Namentlich sind unserem Autor die Hauptpersonen gegliedert: Glaucus, Jone, Arbaces, vor Allen aber die zarte, wunderanmuthige, ächtweibliche Nydia und der Schlemmer Sallust stellen sich als meisterhafte Gestalten dar — in den Nebenfiguren treten mehrere kräftig hervor; die Sage des Vesuvus ist ein schauerliches Nachstück und der geheimnißvolle Greis erscheint von wahrhaft erschütternder Wirkung. Etwas spießbürgerlich geberden sich Diomed, Pansa, Julia, — Vespius ist beynabe fad; allein darf man mit dem Schriftsteller rechten, wenn er, da sein Drama eine Menge kleinerer Ausfüllrollen erheischte, nicht bey allen mit gleicher Liebe verweilt? wenn er nicht jeden Statisten mit jener Kunst bekleidete, die er auf den Hauptparten concentriren mußte, um sie dann durch eine frappante Focie noch mehr herauszuheben? — Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Schönheiten des Werkes verfolgen; darum genüge die Versicherung, daß „Pompeii's letzte Tage“ ein trefflicher, ja ausgezeichnet Roman sey, hinter welchem der strenge Archäolog ohne Zweifel manche wunde Stelle herausklagen mag, den aber kein Leser ohne hohe Befriedigung aus der Hand legen wird. Eine besondere Anerkennung verdient noch die Discretion des Autors, der ohne Gelehrthum, ohne vornehme Pedanterie einen Reichthum von Erudition auf eine so harmlose Weise entwickelt, daß Niemand dadurch gestört werden kann — eine Resignation, die nur dem wahren Talente eigen ist, das ohne Prunk äußerer Behelfe, durch sich selbst zu imponiren vermag. — Die Uebersetzung ist meisterhaft; Druck und Papier, wie bey den übrigen Romanen. —pp—

(Mit Nr. 22 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.  
Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 4. Juny 1835.

67

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb = u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Den Tod im Herzen erbrach ich am nächsten Morgen das Schreiben, welches, wie die theure Verklärte gesagt, mir ihr Leben deuten und erklären sollte. Hier ist sein Inhalt:

Mit Märtyrermonne schreibe ich diese Zeilen, die mich vor dir entschüßnen, mein Andenken in deinem Geiste retten sollen. Ein düsternes Verhängniß zwang mich zu schweigen mein Leben lang; ich mußte dir die Wahrheit verhehlen, mußte es ertragen, von dir verachtet und vergessen zu werden, wollte ich nicht dir und mir unabsehbares Elend bereiten, und noch ein drittes Wesen, dessen Geschick unheilvolle Mächte auf ewig mit dem meinigen verflochten, ins Verderben stürzen. Jetzt sind diese Hindernisse gehoben, jener Unglückselige ist nicht mehr; ich selber stehe am Rande des Grabes, jetzt darf ich frey und offen reden. In der seligen Zeit unserer Freundschaft ließen wir, nur der Gegenwart lebend, meine früheren Verhältnisse unbesprochen; du schwiegst aus Zartgefühl, — ich, weil ich mußte. So will ich denn jetzt mit meinen Kinderjahren beginnen.

Meine Mutter starb so früh, daß ich mich ihrer kaum zu erinnern vermag. Ihr Tod war mein erstes Unglück. O, sicherlich wäre mein Leben nicht von so bitterer Qual zerrissen worden, hätten Mutterliebe und Mutterforge darüber gewacht; — aber es sollte nicht seyn. Es war mir beschieden, die Dornenpfade dieses Lebens allein zu durchwallen, ohne Freundeshand, die mich liebend unterstüßt und treu bis ans Grab geleitet hätte. An meinem Sterbebette werden kalte Niethlinge stehen, und nicht Eine verwandte Seele; eine gleichgültige fremde Hand wird mir die brechenden Augen zudrücken, und wenn am Feste Aller Seelen auf jedem Grab ein frischer Blumenstrauß prangt, wenn sich von jedem Todtenhügel frommes, gläubiges Flehen für das Heil der abgeschiedenen Seelen gen Himmel schwingt, wird nur mein Grab unbesucht und ungeschmückt bleiben. Verlassen und einsam, wie im Leben, werde ich es auch im Tode seyn.

Ich mochte vierzehn Jahre zählen, als mein Vater aus dem heiligen Kriege für deutsche Freyheit zurückkehrend, einen jungen Mann, *Blendheim* war sein Name, der ihm bey Leipzig das Leben gerettet, in unser Haus einführte, wo er bald als ein Glied der Familie betrachtet wurde. Ich näherte mich ihm mit herzlichster Dankbarkeit und verehrte ihn beynah wie ein höheres Wesen, das meinen guten Vater vom Tode rettete, und ihn meiner Liebe erhalten hatte; doch konnte ich mich lange nicht in *Blendheim's* Benehmen finden. Ernst, stolz und verschlossen gegen Jedermann, war er mild, weich, ja fast demüthig, wenn er das Wort an mich richtete, und ich, deren Eitelkeit durch diese Auszeichnung geschmeichelt war, kam seiner Annäherung mit Freundschaft entgegen. So hatte sich denn zwischen uns ein ziemlich vertrauliches Verhältniß angesponnen. Eines Morgens ließ mich mein Vater zu sich rufen und eröffnete mir nach einigen Umschweifen, wie sehr es ihn freue, daß sein längst gehegter Wunsch, mich mit *Blendheim* zu verbinden, wie es scheint, auch mit meinen Empfindungen übereinstimme. „Daß er dich mit Leidenschaft liebt,“ fuhr er fort, „weiß ich längst und habe nur darum darüber geschwiegen, weil ich dich durch nichts bestechen und zu einer Entscheidung bewegen wollte, die vielleicht nicht so ganz aus deiner Seele gekommen wäre; nun aber nach der Innigkeit zu schließen, mit der du *Blendheim* behandelst, hat dein Herz selbst für ihn entschieden. Ich sehe mich am Ziele meines heißesten Wunsches und fordere dich nun auf, durch ein freundliches Ja uns Alle zu beglücken.

Ich stand betroffen und verwirrt. Der Gedanke, *Blendheim* als Geliebten oder Gatten zu betrachten, war mir nie in die Seele gekommen; nie hatte ich über die eigentliche Art unseres Verhältnisses tiefer nachgedacht, und nur erst jetzt in diesem Augenblick ward es mir bewußt oder vielmehr ahnte ich es, daß es wohl ein mächtigeres, gewaltigeres Gefühl geben möge, als das Wohlwollen, welches ich für *Blendheim* hegte.

Von meines Vaters Worten bitter ergriffen, überwältigt, gab ich, ohne recht zu wissen, was ich that, meine Einwilligung; zu jung, um wahrer Liebe oder eigentlicher Abneigung fähig zu seyn, that ich es nur, um meinem Vater zu gehorchen. Die ganze Wichtigkeit des von mir so eben gethanen Schrittes ward mir erst klar, als *Blendheim* kam, um mir für mein Jawort zu danken; ich erschrak vor der leidenschaftlichen Hestigkeit, mit der er mir seinen Dank ausdrückte. So hatte ich mir in meinen Frühlingsträumen die Liebe nicht gedacht, das war ein wilder Taumel der Raserey und nicht jenes ernste heilige Gefühl; das freundliche Wohlwollen, das ich sonst für *Blendheim* gehegt hatte, verkehrte sich nun beynah in Furcht. Er bemerkte mein schüchternes Zagen nicht, oder deutete es auf eine seinen Wünschen mehr zusagende Weise; ich hatte nicht den Muth, meinem Vater zu widerstreben, zu reden, wie mir's ums Herz war, und so ward ich nach wenigen Tagen *Blendheim's* Verlobte.

Meiner noch zu zarten Jugend wegen wurde unsere Verbindung auf zwey Jahre verschoben; ich athmete freyer, als mein Vater diesen Aufschub bestimmte, dem sich *Blendheim* nur mit Widerwillen unterwarf. Er hatte indessen die diplomatische Laufbahn betreten, und um das Maß seines Ingrimmes gegen das Schicksal voll zu machen, das ihm, wie er es nannte, die Rolle des *Tantalus* zugetheilt habe, erhielt er kurze Zeit darauf eine Sendung

nach P. Seine Leidenschaft, die ich nicht erwidern konnte, die wilden heftigen Ausbrüche seiner Zärtlichkeit, die mich nur einzuschüchtern und zu ängstigen vermochten, waren mir so drückend geworden, daß mich bey der Nachricht seiner bevorstehenden Entfernung eine dunkle Freude durchbelebte. Blendheim, thöricht genug, von einem Kinde Liebe zu fordern und erstürmen zu wollen, die ihm vielleicht geworden wäre, hätte er es der Zeit überlassen, meine Gefühle zu erwecken und auszubilden, quälte mich nun mehr als je mit seiner ans Lächerliche grenzenden Eifersucht, durch sein stetes Mißtrauen, durch seine oft beleidigenden Zweifel; kurz er hatte es so weit gebracht, daß mir seine Nähe peinlich geworden war. Mein Vater, von Vorliebe für ihn befangen, sah in allen diesen Äußerungen einer egoistischen Leidenschaft nur die Sprache eines liebeglühenden Herzens, das selbst in seinen Verirrungen noch gut und edel, von selbst auf die rechte Bahn zurückkommen werde. Ich urtheilte anders und erkannte deutlich, daß mir die Verbindung mit Blendheim eine Hölle auf Erden seyn werde; so verschiedenartig war unser Denken und Fühlen, so wenig vermochte ich in seine Empfindungsweise einzugehen. O, warum fehlte es mir an Muth, dieß meinem Vater, der mich nie zu einer Verbindung gezwungen haben würde, zu entdecken! Es hätte noch Alles, Alles gut werden können.

Nachdem uns Blendheim verlassen, verlebte ich wieder ruhige, freundliche Tage, deren klare Heiterkeit aber nur zu bald durch einen dunklen, unvergeßlichen Schmerz getrübt werden sollte; mein guter Vater erkrankte und starb nach einer Krankheit von wenigen Tagen. In meiner verwaissten hilflosen Lage blieb mir nichts Anderes übrig, als mich dem Schutze meiner Verwandten zu übergeben, die mich, wenn auch nicht aus Liebe zu mir, doch des Anstandes und wohl hauptsächlich des Qu'en dira-t-on wegen, in ihr Haus aufnahmen.

Ich verließ die Residenz, um mich nach dem Landgute, wo sie lebten, zu begeben. Die bange Ahnung, die mir schon auf der Reise dahin die Brust zusammengedrückt hatte, fand sich bey meiner Ankunft nur zu sehr bestätigt. Kalt und fremd wurde ich empfangen, kein Herz klopfte mir freundlich entgegen, in keinem der neugierig auf mir haftenden Blicke las ich liebevolles Wohlwollen; ich fühlte, daß ich allein stehe unter Fremden. Meine Großtante allein schien sich zu mir hingezogen zu fühlen und behandelte mich mit mehr Herzlichkeit als die Übrigen; so schwer es mir auch anfangs war, zu der ernstesten, strengen Frau, in deren Zügen sich nur kalte, berechnende Klugheit aussprach, Zutrauen zu fassen, schloß ich mich ihr dennoch, als dem einzigen Wesen, das mir Theilnahme bewies, mit ganzer Seele, mit aller Innigkeit des Unglückes an. Bald hatte ich ihr mein Verhältniß zu Blendheim anvertraut, und ihr meinen Vorsatz mitgetheilt, ihn von meiner jetzigen Lage zu unterrichten. Sie sann eine Weile nach, dann erwiederte sie kurz abbrechend: „Nein, du hast in diesem Augenblick nicht Fassung genug, um mit Klarheit und Besonnenheit schreiben zu können, es ist übrigens auch schicklicher, wenn ich es an deiner Statt thue.“

Obwohl mir diese Gründe eben nicht sehr einleuchtend schienen, durfte ich doch dagegen nichts einwenden, und so blieb es denn bey dieser Entscheidung. Als aber bereits mehrere Wochen vergangen waren, und ich noch immer keine Antwort von Blendheim erhalten hatte, beschlichen Zweifel, Argwohn



und Mißtrauen mein Gemüth, ich wußte nicht, sollte ich meines Verlobten Treue oder meiner Großtante Aufrichtigkeit bezweifeln. Um mir Gewißheit zu verschaffen, schrieb ich heimlich mehrere Briefe an ihn, die ich aber, da ich kein anderes Mittel hatte, sie auf die Post zu schicken, verstoßen in die im Speisesaal hängende Jagdtasche zu bringen suchte, wo alle Briefe bis zu ihrer Absendung aufbewahrt wurden; gingen die meinigen nun verloren, oder wurden sie unterschlagen, genug, nie erhielt ich Antwort darauf.

Unter den vielen Besuchen, die wir erhielten, wurde ich von den meisten Frauen durch ein geringschätziges Übersehen, von den Männern durch eine meiner Gemüthsstimmung so wenig zusagende fade Galanterie verlegt. Graf Wahlburg allein machte hievon eine Ausnahme und ich wußte ihm den herzlichsten Dank für die freundliche Achtung, für die zarte Schonung, mit der er mich behandelte, und Alles von mir zu entfernen suchte, was mich schmerzlich hätte berühren können. Er stand bereits im vorgerückten Mannesalter, im Herbst des Lebens; er hatte so viel erlebt, erfahren und erduldet, seine Unterhaltung war so geistvoll und anziehend, der Schatz seiner Kenntnisse so reich, sein Gemüth so tief und edel, so begeistert für alles Große und Schöne, daß ich stundenlang, während sich die Andern mit Spiel und Tanz belustigten, durch den Zauber seines Geistes gefesselt, seinen Reden lauschend, allein an seiner Seite sitzen blieb. Oft bemerkte ich, daß in solchen Augenblicken meiner Großtante Blicke verstoßen aber durchdringend, als wollte sie unsere geheimsten Gedanken durchschauen, auf uns ruhten, daß sie zufrieden lächelte, wenn Wahlburg wärmer und inniger zu mir sprach; — „was mag sie wohl damit meinen?“ fragte ich in meiner Kindeseinfalt.

Ich befand mich eines Morgens in dem Zimmer meiner Großtante; mit Stickerey beschäftigt, saß ich am Fenster, während sie ein Buch durchblätterte. In Erinnerungen und Sorgen verloren, war ich schon lange schweigend gesessen, als sie plötzlich das Buch bey Seite legend und sich zu mir wendend sagte: „Ich gäbe doch viel darum, die eigentliche Ursache von Blendheim's Stillschweigen zu wissen. Was hältst du davon?“ Ich blickte sie befremdet an; es wunderte mich, sie, die sonst stets vermied, von Blendheim und den Verhältnissen, in denen wir zu einander standen, zu sprechen, nun von selbst und ohne alle Veranlassung dazu, seiner erwähnen zu hören. Ohne auf mein Staunen zu achten, fuhr sie in leicht hingeworfenem Tone fort:

„Es liegt wohl eigentlich an der ganzen Geschichte nicht viel, und es wäre vielleicht besser für dich, wenn diese Parthie rückgängig würde. Ich weiß nicht, was deinem Vater einfiel, dir einen Mann zum Gatten zu bestimmen, den weder Geburt, noch Reichtum, noch andere glänzende Vorzüge auszeichnen. Du bist jung, hübsch, es fehlt dir weder an Verstand noch an Talenten; das Haus, aus welchem du stammst, ist eines der ältesten im Königreich und mit allem dem sollte es nicht möglich seyn, ein brillanteres Etablissement für dich zu finden? Das kann ich kaum glauben. Oder, oder liebst du Blendheim?“ fügte sie hinzu, und ihre Blicke schauten in mein tiefstes Herz. Ich stand vor Verwirrung fast sprachlos.

(Die Fortsetzung folgt.)

Als des Oberst-Burggrafen, Grafen Chotek, Excellenz auf seiner Heimreise aus Italien das neu erbaute Theater in Pilsen besuchte.

Neu ist's für Dich geschmückt dieß Musenhaus,  
 Verehrtester! zum Gruf in's theure Vaterland! —  
 Denn aus dem Land', wo Künste blüh'n,  
 Von Goldorangen dunkle Wälder glüh'n,  
 Wo Tasso, Ariost und Alfieri sang,  
 Und selbst die Sprache tönt wie Klang,  
 Kömmst Du uns her, genesen und gesund:  
 Das spricht frohlockend aus Thalia's Mund.

Den Dank dafür nimmt jenes Wunderland;  
 Dich zieht indes der Heimat kräftig Band  
 Zurück, das frisch geküßt mit neuer Lebenskraft  
 Dein Geiſt, was er begann, zum Heile schafft.

O wie gehört das Vaterland uns doch allein!  
 Wie können wir da Deiner nur uns innigst freu'n;  
 Und reicht die Fremde noch so viel des Guten dar,  
 Allein beseliget der Boden, der gebär.

So sey denn auch mit all den Deinen uns gegrüßt,  
 Und dreyfach freudig heut' das Vaterland geküßt;  
 Es ist das Alte noch, das gute, theure Land,  
 Das viele Dankeskränze Dir schon wand;  
 Du wirst es treu dem Kaiser noch, gehorsam finden;  
 O wolv' es immer fester an Dein Herzblut binden!

Sauver.

### R. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 30. May zum ersten Male: „Brautstand und Ehestand.“ Lustspiel in vier Aufzügen, von Dr. Kömer. Hierauf neu in die Scene gesetzt: „Der Gefangene.“ Lustspiel in einem Aufzuge von A. v. Kozebue.

Der Inhalt des ersten Stückes ist ungefähr folgender: Carl von Rand, ein lebhafter, gutmüthiger, aber etwas charakterstarker junger Mensch, liebt Isidore von Thurnberg, die seine Neigung zwar erwidert, aber in Carl's Vater einen heftigen Widerstand findet, indem dieser behauptet, die jungen Leute passen nicht für einander, und werden sich gegenseitig nur unglücklich machen. Von seines Vaters hartnäckiger Weigerung aufs Auserste gebracht, sucht Carl Hilfe bey Isidore's Vater, einem alten, eitlem Gecken, der alle Weiber in sich verliebt glaubt, und gerne für den Herrn vom Hause gelten möchte, obwohl er von seiner koketten und tyrannischen Gehälfte auf das entchiedenste beherrscht wird. Beschmeichelt durch den Gedanken, hier einmal auf eigene Hand etwas zu Stande zu bringen, bietet sich Herr von Thurnberg zum Vermittler an; er gibt Carl den Rath, seinen Vater und Isidore durch die Drohung des Selbstmordes mittelst einer, wenn auch nur ungeladenen Pistole, einzuschüchtern. Carl befolgt diesen Rath, und der alte Rand, aus Furcht, daß aus dem Spiele mit der Pistole einmal Ernst werden könnte, gibt wirklich seine Einwilligung und die jungen Leute werden verbunden; so weit der erste Act, der Brautstand. Im zweyten Acte, nach Verlauf von zwey Monaten, finden wir das junge Ehepaar schon auf gutem Wege, des alten Rand Prophezeungen wahr zu machen; besonders da ein Fräulein Hyacinthe von Weldorf, ein böshafter, schadenfroher Störenfried, Isidore in die Lehre genommen, um, wie sie ihr weiß macht, ihr die gebührende Oberherrschaft der Frau über den Mann zu sichern, eigentlich aber um aus Rache an Carl, auf den sie sich selber Rechnung gemacht hatte, den Ehefrieden des jungen Paares zu zerstören. Als Probe von den Fortschritten der Schülerinn verlangt Isidore, auf Hyacinthens Rath, von ihrem Manne, dem sie in eine Gesellschaft zu folgen versprochen hatte, daß er ihr eine kaum mehr aufzutreibende Loge zum Theater verschaffe. Carl erhält mit Mühe und

Opfern die Loge, findet aber, statt Dank, bei seiner Rückkehr Isidorens Weigerung, die Loge anzunehmen, und ihren Entschluß, doch in die Gesellschaft zu gehen. Auf seine ernstlichen Vorwürfe über ihr unschickliches Betragen antwortet Isidore mit der in solchen Fällen gebräuchlichen Aushülfe, einer Ohnmacht, und Carl — bittet fufsfällig der gekränkten Unschuld seinen Frevel ab. Im dritten Acte wird das Übel immer ärger, immer unheilbarer, da Hyacinthe im Bunde mit Frau von Thurnberg, die es ihrer eigenen Tochter nicht verzeihen kann, daß ihre Jugend mehr auf den jungen Rand gewirkt hatte, als ihre eigenen veralteten Reize, immer neuen Brennstoff zuträgt. Auch Herr von Thurnberg wird von Hyacinthen, die er sterblich in sich verliebt glaubt, vermocht, dem Bunde beizutreten und sein eigenes Werk zu zerstören, indem er dadurch seiner Frau den Rang abzugewinnen glaubt, und weil Hyacinthe auf seine Mitwirkung den Preis ihrer Liebe gesetzt hat. Durch Zwischenträgerinnen aller Art kommt es so weit, daß die jungen Eheleute zur Scheidung bereit sind; der alte Rand selbst rath dazu, weil er alles vorhergesehen hatte und kein besseres Mittel findet. Das verhängnißvolle Wort wird wirklich von Benden ausgesprochen. Allein die Ausführung verzögert sich, Hyacinthe wirft deshalb Thurnberg seine Lässigkeit vor, im Wortwechsel nimmt sie den ohnehin nicht ernstlich gemeinten Preis zurück, er sieht sich verachtet, verspottet, fühlt aber seine Rache in dem Entschluß, seiner Frau die Herrschaft gewaltsam aus den Händen zu reißen. Mittlerweile hat Isidore angefangen zu bereuen, ihrem Schwiegervater bekennt sie ihre Schuld, und weist ihn durch Schmeicheleyen umzustimmen, so daß er selbst eine Wiedervereinigung für möglich hält. Die Bedingungen werden gemacht (unter welchen die Verbannung des Störenfrieds Hyacinthe sich von selbst versteht). Carl will anfangs nicht recht an das Werk der Versöhnung, endlich aber gibt er nach und der — ewige Friede wird geschlossen.

Als Hr. Dr. Römer vor zwey Jahren mit seinem Lustspiele: „Liebe und Liebesen“ zum ersten Male bey uns auftrat, versprachen wir uns in ihm eine neue und feste Stütze des verarmten deutschen Original-Lustspiels. Sein Stück war zwar nicht durch aus tadelfrey, allein es verrieth ein gründliches Erkennen dessen, was der so oft gemißbrauchten Kunst Noth thut, es zeugte von einem ernstlichen Streben nach dem Wahren, Besseren, und mit großen Hoffnungen sahen wir deshalb seinen ferneren Arbeiten entgegen. Das heutige Stück hat diese Hoffnungen nicht in dem Grade erfüllt, den wir von dem unläugbaren Talente des Verfassers erwartet hatten. Der Vorwurf, den wir diesem Lustspiele zu machen haben, ist zweyfacher Natur. Der erste bezieht sich auf die mangelhafte dramatische Gestaltung desselben, auf die Abwesenheit der Intrigue, der Verwickelung, der Schürzung eines dramatischen Knotens. Die Scenen und Acte folgen sich nicht nach dem Gesetze innerer Nothwendigkeit, sondern bloß nach einer, von den Personen gleichsam verabredeten Ordnung, so daß die Überraschung, ja selbst die Spannung, eine der ersten Bedingungen des Interesses an einem Lustspiele, wegfällt. Es ist nicht bloß Stoffarmuth, was hier der Wirkung in den Weg tritt, sondern das Unklare und Unausgeführte der Idee, die dem Stücke zum Grunde liegen soll. Daß die beyden jungen Leute nicht für einander passen und ihre Ehe zum Unglück führen müsse, das zeigt uns weder ihr Brautstand noch ihr Ehestand als eine in ihren Charakteren begründete Nothwendigkeit, es ist nur Folge eines äußeren Zuthuns, dem Bende, bey nur einigem Nachdenken über die Folgen, ohne Weiteres ein Ende machen würden, statt sich willenlos von ihren Umgebungen zum Ausersten treiben zu lassen. Also die Aufgabe des Stückes, wie sie der Titel ausspricht, ist nicht gelöst, es ist kein Conflict von Charakteren, der zu einem geistigen oder sittlichen Resultate für das Leben führte, es ist kaum etwas anderes als ein Zwist, dem die Versöhnung folgt, sobald die Ursache aus dem Wege geräumt ist. Wie geschickt und wirksam derselbe Stoff in einem Acte zu behandeln sey, hat uns *Koheue* gezeigt; hier ist er nur in vier Acte ausgedehnt, aber darum die Wirkung nicht erhöht worden. Wir würden es mit diesem Vorwurfe, insofern er die dramatische Form des Stückes betrifft, nicht so ernstlich gemeint, ja vielleicht ihn gar nicht ausgesprochen haben, wenn wir uns auf der andern Seite in ästhetischer Hinsicht entschädigt gefunden hätten, und so den zweyten Vorwurf, den wir dem Stücke zu machen haben, ersparen könnten. Wir kommen nemlich zu den Mitteln, die der Verfasser angewendet, um zu seinem Zwecke zu gelangen, zu den Charakteren, die er uns hier im Spiegel der Kunst vorgeführt hat. Wahr sind sie, aus dem Leben gegriffen (wie man meistens sagt) sind sie allerdings, aber was hat die Kunst, die schöne, heitere Kunst mit solcher Wahrheit, mit solchen Ebenbildern aus der Wirklichkeit gemein? Ist unser Kunstgefühl in allen Beziehungen

gen befriedigt, wenn wir die schadenfrohe, ränkesüchtige Bosheit einer Hyacinthe von Welsdorf sehen, dann die herzlose Kofetterie einer solchen Gattin und Mutter, wie Frau von Thurnberg, endlich die fast verächtliche Geckerey dieses Horn von Thurnberg, dessen beste Scene noch obendrein als Copie des trefflichen Schröder'schen Musters! in „das Blatt hat sich gewendet“ erscheint? Wenn Gestalten der Art zum Lustspiele verwendet werden sollen, so müssen sie, unserer Ansicht nach, entweder durch ihre komische Kraft verfühnen, oder nur als Schlagschatten den desto helleren Lichtern gegenüberstehen. Hier aber bilden sie den Kern des Stückes; von einer komischen Kraft ist wenig zu finden, und selbst die andern Figuren sind schwerlich geeignet, ihr grelles Colorit zu mildern. Diese Forderung erfüllt wenigstens der Vater nicht, der seine wohl überdachte Weigerung durch die Drohung des Sohnes mit einer ungeladenen Pistole überwältigen läßt, und der am Ende von eben der Schwiegertochter, die er anfangs verwarf, dann selbst zur Scheidung trieb, nicht durch ihre Reue, sondern durch ihre Schmeicheleyen umgestimmt wird? Oder kann uns etwa diese Schwiegertochter von ihrer wahren Reue und Besserung überzeugen, wenn von allen Gründen, die ihr vorgehalten werden, der den Ausschlag gibt, daß ihre Schönheit, ihr Aussehen durch Verdruß und Zanf mit ihrem Gatten gelitten hat? — Daß Carl so schwer in die Veröhnung willigt, ist für seine Gutherzigkeit ein eben so gefährlicher Beweis, als es sein demüthiger Zufall bey der fingirten Ohnmacht seiner Frau für seinen Verstand und seine Charakterfestigkeit war. — So sehen wir, nachdem wir alle Personen des Stückes der Reihe nach gemustert haben, Leute, wie sie das Leben alle Tage bietet, aber nicht Leute, wie sie die Kunst brauchen kann, wenn wir unter diesem Ehrennamen etwas anderes verstehen, als die magere, buchstäbliche Abschrift der Wirklichkeit. Daß in dieser letzteren die wahre Kunst nicht bestehe, das meinen wir, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, und wir hoffen, der Verfasser werde uns in seiner nächsten Arbeit, der wir bey seinem Talente mit ungeminderter Theilnahme entgegensehen, den Beweis liefern, daß auch er ein höheres Ideal zu suchen und zu erreichen wisse, wie er es früher gesucht und erreicht hat.

Die Aufführung verdient des ungemainen Fleißes der Beschäftigten wegen, die höchste Auszeichnung. Das Sichter'sche Ehepaar repräsentirte das Ehepaar im Stücke mit vieler Gewandtheit und namentlich jener Zartheit, deren beyde, so vollkommen Meister sind und die hier den besseren Theil der Wirkung ausmacht. Die beyden Väter wurden von den Hrn. Wilhelmi und Costenoble, der vorgezeichneten Aufgabe getreu, nachgebildet. Der erste wirkte durch seine einfache Natürlichkeit, der letztere vermied mit Besonnenheit die Klippen dieses in andern Händen gewiß gefährlichen Charakterbildes. Ein gleiches Verdienst der Mäßigung erwarb sich Mad. Anschütz als Hyacinthe; hier geküßentlich wenig thun, heißt der Kunst wie der Weiblichkeit Achtung sollen. In der kleinen Rolle der Frau von Thurnberg zeigte Mad. Poller die erfahrene Schauspielerinn. Sollte das „ohne ihr“ nicht eben so leicht durch ein „ohne sie“ ergänzt werden können?

Den Schluß der Vorstellung machte das kleine bekannte Lustspiel von Koberue: „der Gefangene“, welches neu in die Scene gesetzt war, und durch die heitere Erfindung, so wie durch die gesunde, tüchtige Komik der Charaktere, der Situation und des Dialogs, abermals den alten, trefflichen Meister bewährte. Unter den beschäftigten Personen haben wir den Hrn. Herzfeld als West mit besonderer Auszeichnung zu nennen, wegen seines launigen, frischen und wahren Spieles. Eine zwar seltene, aber stets willkommene und erfreuliche Erscheinung war Mad. Löwe als Frau Stern. Auch Dlle. Wilbauer als Louise, so wie Hr. Wilhelmi als Major, Hr. Wotho als Klog und Hr. Pistor als Schlichtmann thaten das Ihrige zum Gelingen dieses ergötzlichen dramatischen Scherzes.

#### R. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Gastrollen des Hrn. Hessen, herzogl. Braunschweig'schen Hofschauspielers, der Dlle. Walter, vom Hoftheater zu Karlsruhe, und der Mad. Forti, vom städt. Theater in Brünn.

Hr. Hessen, in der Theaterwelt ehrenvoll bekannt, erschien in drey Gastrollen, nemlich als Carl Ruf in der „Schachmaschine“, als jüngerer Graf in den „beyden Klingsberg“ und als Philipp in der „Johanna von Montfaucon.“ Der Ruf hatte uns den Gast als einen fleißigen und begabten Schauspieler angekündigt, und seine Lei-

sungen in den genannten Rollen dienten zur Bestätigung dieser ehrenden Anerkennung. Hr. Hesse ist ein junger Mann von nicht unvortheilhaften, äußeren Mitteln, sein Benehmen edel, Routine unverkennbar, Wärme der Declamation und gute Auffassung des Charakters bezeichnen sein Spiel; indessen schien uns die volle Rundung desselben, das Verschmelzen der verschiedenartigen Nuancen noch nicht gewonnen, die Übergänge von Conversation und Pathos kamen uns bisweilen ein wenig schroff vor, was besonders in den beyden zuerstgenannten Stücken, namentlich im „Klingsberg,“ etwas maniert, fast unnatürlich erschien; außerdem hat Hr. Hesse die Gewohnheit, mancherley Einschüßel im Dialoge zu machen, z. B. den Artikel oder ein Nebenwort zu wiederholen, den Consonanten am Schlusse ein e anzuhängen u. dgl., was zwar keineswegs hört, aber in dem Spiele eines braven Darstellers doppelt unangenehm auffällt. Ubrigens waren viele Momente in den Leistungen des Hrn. Hesse ausgezeichnet und bewährten den talentvollen Kunstjünger, von dem noch Bedeutendes zu erwarten seyn dürfte. Das Publicum nahm auch seine Gastspiele sehr günstig auf, und rief ihn während und nach jeder Vorstellung heraus. — Außer diesem Gaste zeigte sich noch Ull. Walter, deren Debut als Isabella in „Zampa“ wir neulich erwähnten, als Anna in der „weißen Frau“ mit besserem Erfolge als das erste Mal, so daß sich von fleißigem Studium Einiges hoffen läßt, und Mad. Forti von Brünn als Jenny in der nemlichen Oper, welche Verwendbarkeit an den Tag legte.

Am 30. May zum ersten Male: „Der glückliche Schiffbruch.“ Pantomimisches Ballet in drey Abtheilungen vom Balletmeister Hrn. Fabri, mit einer neuen Decoration von Hrn. Reefe und neuem Costume nach der Angabe des Hrn. Schmuher v. Conz.

Der Inhalt dieser Neuigkeit ist auf dem Zettel angegeben, bedarf somit keiner Erzählung, und wir können sogleich zur Ausführung schreiten, von welcher sich in der That das Beste sagen läßt. Hr. Fabri ist offenbar ein Balletmeister von Beruf, die Tanzstücke sind recht glücklich erfunden, das Arrangement vortrefflich und die vorhandenen Kräfte mit so viel Umsicht benützt, daß sich das Ganze eben so gefällig als befriedigend gestattet. Das Pas de trois im ersten Acte ist eine charmante Piece, die von Ull. Fabri, Mad. Springer und Hrn. Lasina trefflich getanzt wird, und die Scenerie der letzten Abtheilung, wo die ganze Bühne sich schaukelt, wie ein Schiff, dann aber zertrümmert in die Luft steigt, macht große Wirkung, welche in der heutigen Vorstellung noch allgemeiner gewesen seyn würde, wenn die technische Entwicklung nicht durch Stockungen gelitten hätte. Dieß aber wird sich in den späteren Productionen verlieren und dann das Ganze gewiß mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommen werden; besonders, da die Direction in ihrer rühmlichen Weise wieder Alles aufgeboten hat, um dem Publicum ihre Achtung zu beweisen. Wir haben es bey mehreren Gelegenheiten mit Vergnügen anerkannt, welche ein ehrenhafter Geist diese Unternehmung gegenwärtig leitete, und können nicht umhin, auch diesmal auf die Opfer hinzudeuten, welche an dieser Bühne fortwährend gebracht werden, um sie nach allen Richtungen hin den Wünschen ihrer Gönner entsprechend auszurüsten. Das Engagement einer neuen Ballet-Gesellschaft gehört nicht zu den geringsten Aufopferungen, und wir wünschen daher recht herzlich, daß das theilnehmende Publicum durch seine Würdigung solchem Streben den verdienten Lohn zuwende. Das Ballet des Hrn. Fabri ist eine wirklich interessante Production, und erfreute sich des lebhaftesten Applauses, welcher sich durch wiederholtes, lärmendes Vorrufen des Meisters und der Hauptpersonen offenbarte, unter denen besonders Hr. Lasina excellirte, ein Mimiker und Tänzer, der auf jeder Bühne reusfieren würde. — Vorher fand eine musicalische Akademie Statt, worin Ull. Jaged, Hr. Mellinger und der Hornist Hr. König sich hören ließen; die Gesangstücke waren nicht dankbar gewählt, allein mit Erfolg vorgetragen. Hr. König ist ein junger Musiker, der, wenn er die Schattirung gehörig zu behandeln wissen wird, zu den besten Künstlern seines Instrumentes wird gerechnet werden können.

### Modestbild XXIII.

Kleider von Foulard crystal mit Gazeband geziert, nach Originalen von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein Zeughut von grauer Gaze mit Federn, ein Grosgrainhut mit Blumen geziert, nach Originalen von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 6. Juny 1835.

68

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei M. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb = u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Mit ungewohnter Milde und Sanftmuth fuhr die Großtante fort: „Sey offen und aufrichtig, meine gute Clary, rede mit mir wie mit einer Mutter; es hängt so viel ab von der gegenwärtigen Stunde. Du bist noch zu jung, um die Verhältnisse des Lebens verstehen und würdigen zu können; überlasse also die Sorge für dein Glück Menschen, die mit dem herzlichsten Antheil an deinem Wohl Lebensklugheit und Erfahrung verbinden, und die zum Lohn für ihre Liebe nichts von dir verlangen als Wahrheit und Offenheit. Sage mir, mein Kind, liebst du deinen Verlobten?“ Meine Thränen brachen hervor. „Das ist eine trübe Antwort, die mir nur zu deutlich erklärt, was du dich scheuest auszusprechen. Du liebst ihn nicht?“

Ich schüttelte das Haupt.

„Nun so wäre es ja offenbarer Wahnsinn, eine Verbindung einzugehen, die weder durch Liebe noch durch andere bedeutende Vortheile motivirt wird. Eine dergleichen Heirath ist dir noch in 10 Jahren gewiß, wenn du anders so lange warten willst. Nein, Clary, ich habe ganz andere Pläne mit dir, die dein und deiner Familie Wohl bezwecken. Wir wollen alles Frühere als ungeschehen betrachten, und Blendheim, der deiner, wie es scheint, ohnehin schon vergessen hat, laufen lassen.“

„Nein, meine Tante,“ fiel ich ihr entschlossen ins Wort, „darein werde ich nie willigen. Ich habe meinem Vater gelobt, Blendheim's Gattinn zu werden, er ist mit dieser Hoffnung aus der Welt geschieden; ich weiß, welchen Werth er auf mein Versprechen legte, und nichts kann mein gegebenes Wort lösen, als Blendheim selber. Hat er die Gesinnungen, die er sonst für mich hegte, verändert, liebt er eine Andere, oder scheint ihm überhaupt eine Verbindung mit mir nicht mehr wünschenswerth, erst dann werde ich mich als frey und meines Wortes entbunden erachten; bis dahin bleibe ich seine Braut.“

„Du bist ein Kind, ein thörichtes Kind,“ entgegnete sie mit kaum verhal-

renem Unwillen, „das sein eigenes Beste verkennt, und wenn man es gehen ließe,“ — sie hielt inne. „Ich will dich indessen,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „zu nichts bereden, noch dich deiner Überzeugung abwendig machen; aber die Pflicht gebietet mir, Klarheit auf alle nur mögliche Weise zu suchen; wir müssen wissen, woran wir uns zu halten haben. Du magst nochmals an *Blendheim* schreiben, ich habe bereits schon an mehrere Freunde, die in *P.* leben, geschrieben, um Erkundigung von seinem jetzigen Thun und Treiben, wie von den Verhältnissen, in denen er sich bewegt, einzuziehen. In wenigen Tagen werde ich eine entscheidende Antwort erhalten; lautet sie günstig, so werde ich dich nicht abhalten zu thun, was dir recht scheint, weil du es nun einmal für deine Pflicht hältst, dein Lebensglück einer einfältigen Marotte aufzuopfern; fällt sie aber so aus, wie ich es vermuthe, um so besser für dich. Wir wollen's nun abwarten.“ Und dabey blieb es. — Ich schrieb an *Blendheim* und übergab meinen Brief meiner Großtante, die mir versprach, die Absendung desselben zu besorgen. Mit gespannter Erwartung sah ich seiner Antwort entgegen, aber ehe noch mein Schreiben an Ort und Stelle seyn konnte, ließ mich meine Großtante eines Morgens zu sich rufen und kündigte mir an, die erwarteten Briefe seyen bereits eingetroffen und hätten ihre Ahnung völlig bestätigt. Sie reichte mir hierauf ein Schreiben hin, dessen Inhalt dahin lautete, daß der königl. p. Bottschafts-Attaché *Baron von Blendheim* vor einigen Tagen seine Verlobung mit einem Fräulein von *K.* gefeyert habe, und daß ihre Vermählung vermuthlich bald erfolgen werde. Ich traute meinen Augen kaum, als ich dieß las, und — soll ich meine Weiberschwäche gestehen? obwohl ich *Blendheim* nie geliebt hatte, überwallte mich doch eine bittere Empfindung, als ich sah, daß er meiner so bald, so völlig vergessen. Gleicht doch der Schmerz gekränkter Eitelkeit beynähe dem gekränkter Liebe. Meine Großtante, den Gang meiner Empfindungen genau berechnend, schwieg eine Weile, dann fragte sie: „Was bist du nun zu thun gesonnen?“ „Es bleibt mir keine Wahl übrig,“ entgegnete ich, meine Aufregung so viel als möglich verbergend. „Ich wünsche *Blendheim* Glück zu seiner neuen Vermählung und betrachte mich, wie sich von selbst versteht, als völlig von ihm geschieden. Vielleicht ist's für uns Beyde besser so.“ — „Für dich gewiß. Es freut mich, daß du diese Nachricht so aufnimmst, wie sie es verdient; glaube mir, es wird eine Zeit kommen, wo du die Wendung, die dein Schicksal jetzt genommen hat, als Grundlage deines künftigen Glückes betrachten wirst.“

Ich fühlte mich zu schwach, meine innere Aufregung länger zu verhehlen, und entfernte mich schnell. Als ich mich in meinem Zimmer allein befand, sank ich von Thränen erstickt auf meine Knie. Das Schreckliche meiner Lage stellte sich mir in seinem ganzen Umfange dar, ich sah mich verlassen, hilfloser als je, ohne Schutz, ohne Freund, einzig und allein auf die Gnade meiner Verwandten hingewiesen. Trotz der Gleichgültigkeit, die ich für *Blendheim* stets empfunden hatte, war mir in der letzten Zeit die Verbindung mit ihm wünschenswerth geworden, da sie meiner drückenden Abhängigkeit ein Ende machen, und mir eine feste Stellung in der Welt geben sollte; ich fühlte, daß es mir leichter seyn würde, seine Launen, ja selbst seine leidenschaftliche Heftigkeit zu ertragen, als meiner Verwandten Geringschätzung und Lieblosigkeit. Das war nun Alles vorüber, ich hatte nichts mehr zu hoffen; dunkel und nächtlich wie das Grab starrte die Zukunft mich an und von Schmerz

überwältigt, siehe ich zu Gott, er möge mein Leiden enden. O, hätte er doch mein Flehen erhört!

Ich war eines Nachmittags, nachdem sich die andern in den Garten begeben hatten, allein im Salon zurückgeblieben. Eben heute hatte ich wiederum einige Demüthigungen erfahren, die mir tief ins Herz schnitten, und deren Erinnerung mir Thränen schmerzlicher Empörung in die Augen drängten; ich ließ ihnen, da ich nun allein war, freyen Lauf, und weinte bitterlich. Ganz in meinem Gram verloren, überhörte ich, was um mich vorging, und erst als ich mich sanft bey der Hand ergriffen fühlte, blickte ich erschreckt auf. Wahlburg stand vor mir. „Sie weinen?“ fragte er mit milder Theilnahme, „und warum?“

Ich fühlte mich tief erröthen; verlegen und verwirrt, wie ich war, vermochte ich nur einige unzusammenhängende Worte zu stammeln. Wahlburg hatte neben mir Platz genommen, meine Hand ruhte in der seinigen, sein Blick auf meinen Zügen, als wolle er mir in die tiefste Seele schauen, dann nahm er wieder das Wort.

„Was haben Sie? was erpreßt Ihnen diese schmerzlichen Tropfen? Fassen Sie doch Vertrauen zu mir, und seyn Sie versichert, daß, wenn Sie einwilligen, mir die Ursache Ihres Kammers zu entdecken, ich Alles anbieten werde, dieselbe zu heben, insofern dieß in meiner Macht steht. Betrachten Sie mich als einen Freund, der keine größere Freude kennt, als Ihnen nützlich seyn zu können. Das Peinliche Ihrer jetzigen Lage habe ich längst vermuthet, und Sie in meinem tiefsten Herzen beklagt; ich kenne Ihre Verwandten, und kann darum die Unannehmlichkeit, die Ihre Stellung mit sich bringt, leicht ermessen. Es ist hart, in früher Jugend so allein, so verlassen zu stehen, ohne eine verwandte Seele, eine Blume unter Nesseln. So standen Sie bis jetzt; nun aber, da ich Ihnen meine treue Freundschaft, meinen Rath, meine Hülfe, wenn Sie deren bedürfen, anbiete, darf ich hoffen, Sie werden sich jetzt weniger vereinzelt fühlen?“

„O mein Freund,“ entgegnete ich, „wie wohlthuend fallen Ihre Worte auf mein wundes Herz. Sie, den ich achte und verehere, wie sonst keinen Mann auf Erden, Sie als Freund betrachten zu dürfen, zu wissen, daß Sie mir Ihren Trost, Ihren Rath nicht versagen wollen, wie könnte ich mich mit diesem Bewußtseyn noch unglücklich fühlen?“

„Gute Clary, und Sie scheuen es nicht, einen Mann zum Freunde zu wählen, der durch Jahre und Erfahrungen über Vieles enttäuscht, das Leben und Treiben der Menschen mit ganz andern Augen betrachtet als Sie? der in seiner vielleicht zu ängstlichen Sorge für Ihr Wohl die ihm gegebenen Rechte mißbrauchend, sich vielleicht zum Richter Ihrer Handlungen aufwirft, Ihnen mit seinem Rathe manchmal lästig werden könnte? Es gibt die Freundschaft ja so große Rechte, die ich, glauben Sie es mir, eifersüchtig bewahren werde. Schreckt Sie das nicht?“

„Nein,“ entgegnete ich fest und bestimmt. „Sie stehen zu hoch in meiner Achtung, als daß mir der Gedanke auch nur für einen Augenblick in die Seele kommen könnte, es sey nicht Alles gut und edel, was Sie einmal als solches erkannt; glauben Sie, die Erfüllung desselben könnte mir dann schwer werden? Ich stehe verlassen im Leben, Sie allein schließen sich mir mit freundlichem Mitgefühl an, so will ich Ihnen denn auch ganz angehören.“



„Ganz angehören?“ fragte Wahlburg ernst, aber mit dem Ausdruck der tiefsten Innigkeit. „Haben Sie bedacht, was dieses Wort sagen will? zu welchen kühnen Hoffnungen es mich berechtigen könnte? Und wenn ich Sie nun beym Worte nähme, wenn ich Ihren Ausspruch in seiner vollsten Bedeutung gelten ließe, und Sie nun fragte: Clary, wollen Sie mir ganz angehören? was würde dann Ihre Antwort seyn?“

Ich fühlte dunkle Röthe mein Antlitz bedecken, aber weder Verlegenheit noch Scham, sondern Stolz und Freude trieben mir das Blut in die Wangen, und mit ruhiger Fassung vermochte ich zu erwiedern: „Ich würde mein Wort nicht zurücknehmen!“

„Wenn das ist, so denken Sie, ich habe jene Frage an Sie gethan. Ja, Clary, obwohl weit hinaus über die Jahre jugendlicher Schwärmerey, ist meine Seele darum nicht weniger mit der wärmsten Neigung für Sie erfüllt. Seit ich Sie kennen gelernt in Ihrer himmelklaren Unschuld, seit ich die Reinheit und Tiefe Ihres Gemüthes, die sanfte Milde Ihres Herzens erkannt, betrachtete ich Ihren Besitz als das höchste Glück, das einem Manne werden könne. Ich hätte mich an Ihre Verwandten, von denen ich vielleicht nicht abgewiesen worden wäre, wenden können; das wollte ich aber nicht, denn mir waren Ihre Gefühle unbekannt; ich wußte nicht, ob Sie nicht ein anderes Bild im Herzen trügen, ob Sie ohne Widerstreben Ihr Leben dem meinigen vereinen möchten. Glauben Sie nicht, ich sey thöricht genug, in meinen Jahren von dem kaum sechzehnjährigen Mädchen Liebe zu fordern; Ihre Freundschaft, Ihr Wohlwollen ist Alles, was ich von Ihnen verlange. Ich spreche nicht von Erfüllung der heiligen Pflichten einer Gattinn; ich bin überzeugt, daß Sie die ernste Hoheit derselben zu würdigen verstehen. Was ich Ihnen zu bieten vermag, ist ein Herz voll treuer, warmer Liebe, die Ihnen bleiben wird, so lange Sie ihrer würdig sind, also ewig; die eifrigste Sorge für Ihr Wohl, und eine anständige, ja glänzende Stellung in der Welt. Ich weiß, wie wenig Werth Sie auf dieß letztere legen, und erwähne desselben auch nur darum, weil es mir zur Einwilligung Ihrer Verwandten verhelfen soll. Antworten Sie mir jetzt nicht, Clary; Sie sind zu aufgereggt, um in diesem Augenblick über Ihr Schicksal entscheiden zu können. Erwägen Sie, was für und gegen eine Verbindung mit mir spricht, und sagen Sie mir in einigen Tagen, ob Sie einwilligen, meine Gattinn zu werden.“

Noch ehe ich etwas zu erwiedern vermochte, stand er auf, küßte mich auf die Stirne und entfernte sich schnell.

Mein Entschluß war bald gefaßt; es wäre Wahnsinn gewesen, in meiner dormaligen Lage ein Anerbieten auszuslagen, das meine drückende Abhängigkeit enden, und meine Zukunft sicher stellen sollte. Ich fühlte Freundschaft für Wahlburg und hoffte mit ihm wenigstens nicht unglücklich zu seyn. Als ich bey seinem nächsten Besuche seinem fragenden Blicke begegnete, winkte ich bejahend, er verstand mich. Bald erfolgte eine förmliche Werbung um meine Hand, die ihm auch, nachdem man mich der Form wegen befragt, und ich eingewilligt hatte, von meinen Verwandten zugesagt wurde. In wenigen Wochen war ich Wahlburg's Gattinn.

(Die Fortsetzung folgt.)

## D a s E c h o .

(Alpensage.)

Wer ruft da aus dem Felsenthurme Dummpf meine Worte nach? Und zürn' ich d'rob, klinge's wie im Sturme Noch lauter, was ich sprach!	Er wiegt den Wald auf seinem Haupte, Und streckt sich riesengroß; Den Hirtenknaben, den er raubte, Hält er im Felsenschooß.
Doch steh' ich schweigend hier und sinne, Schweigt auch die Stimme dort! Es tönt von hoher Felsenrinne Des Echo Geisterwort!	Drauf kam die Mutter unsres Knaben, Ihn rufend überall, Sie will den armen Jungen haben, Und Jammer füllt das Thal.
Kast möcht' ich glauben und vertrauen, Was sich der Alpen sagt: Dass in der Verge düstern Gauen Ein Knabe weinend klagt.	Da wird der Geist in seinem Grimme Mit weichem Sinn erfüllt, Und mit des Morgenlüstchens Stimme Spricht er zur Mutter mild:
Es stieg einmal, noch hoch am Tage, Ein Knabe wohlgenuth; Er stimmte über's Steingelage Hinauf mit leichtem Blut.	„Lass ab vom Sohn, lass ab vom Weinen, „Er kommt nie mehr zu dir; „Ich will ihn fest mit mir vereinen, „Er ringt sich nie aus mir.
Doch wie es nachtet schwarz und dunkel, Da ward's ihm nicht so leicht, Und Wolkenflut für Sterngefunkel Umzog den Himmel feucht.	„Ich will ihm geben tausend Füße „Und tausend Stimmen mit, „Damit ich treulich Alles wisse „Aus meinem Waldgebiet.
Und wie er nicht hinab mehr findet Und auch nicht mehr hinan, Schaut ihn vom Gipfel nach: erblindet Der Alpenkönig an.	„Er soll die Töne wiederhallen „Von Bergen, Strom und Hain; „Doch soll ihm eigen auch vor allen „Die Menschenstimme sehn!“
Er zieht das Nachtgewölk zu Falten, Des Spätroths Purpurstreif Lässt er als Mantel glühend wallen, Und schlägt damit den Reif.	Drum, wenn der Donner rollt im Haine, Und wenn der Wanderer spricht, Wenn Bäume stürzen und Gesteine, Bergigt's der Knabe nicht.
Der Stimme Ruf ist Donnerrollen, Und Blick der Augen Glut, Vom Schaume seines Hornes schwellen Die Bäche schnell zur Flut.	Stets sagt er nach, was er vernommen, Oft hundertmal zugleich, Doch wird er nie dem Geist' entkommen Aus seinem Alpenreich.
Du armer Knabe! ruh' und schweige, Und gönne dir doch Kast, Wenn schon die Sonne sank zur Reige, In deinem Steinpalast!	Ich will nicht fürder zürnend toben Auf deinen Hülfeschren, Will stille deine Treue loben, Und zieh'n am Fels vorbei.

Joseph Häufler.

## Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Ende März 1835.

Der Carnival hat sein buntes Kleid ausgezogen und sein Werktragsgeßicht wieder angezogen, der Carnival, jener nüchterne Stiefbruder des italienischen, jener Abkömmling des mittelalterlichen Faschings, liegt jetzt begraben unter zerknickten Masken, verdorbenen Blumen, verbleichem Stitterstaat, und alle Welt gähnt nach dem Balltaumel und reißt sich die bunten Poffen aus den Augen, während die Gegenwart wieder ihre Neuigkeitsprocession beginnt, Opern und Melodramen, Kunstausstellungen und Deputirtenzünge, Ministerwechsel und Concerte vorbeisührend, und also den Faden des Pariser öffentlichen Lebens mit allerley Bildern behängt und keinen Platz offen

läßt, wo nicht ein goldener oder ein hölzerner Rahmen Obdach fände. Unter allen diesen Gegenständen fesselt wohl die Kunstausstellung für den Augenblick die Aufmerksamkeit am meisten. In den schönen Sälen des königlichen Museums findet der Elegant Gelegenheit sich bey schlechtem Wetter dem Publicum ohne Schaden für seine Toilette zu produciren, die Damen flattern von einem Bilde zum andern, wie die böden Schmetterlinge, die der neue Frühling bald an seinen Blüthentelchen saugen lassen wird, der Forscher und der Künstler, der Beobachter und das gaffende Volk füllen die stolzen Hallen, und die Maler sind glücklich, denn sie können die Werke ihres Geistes, die geliebten Kinder ihrer Phantasie der aufmerksamen Menge vorführen, und von den kühnsten Hoffnungen begeistert, Palläste bauen für ihre Zukunft, ein Eldorado hinzaubern für dies kurze Erdentleben, Blumen und Kränze in ihr Daseyn winden, — die Stüchlichen, wenn nicht die rauhe Hand der Wirklichkeit all diese Träume von Ruhm, Glück und Genuß, wo nicht gänzlich zertrümmert, so doch unbarmherzig verkümmert. — 2536 Gegenstände sind ausgestellt worden, 2175 Gemälde und 155 Bildnerwerke, das übrige waren Lithographien, Kupferstiche, architectische Zeichnungen u. s. f. Über 1530 Porträts sind abgewiesen worden und über 500 andere Gegenstände ebenfalls, die von der Künstlerjury als nicht annehmbar erklärt wurden, einige Gegenstände, wie z. B. die Kirche von St. Germain l'Auxerrois, von Turpin de Crisse, aus politischen Rücksichten, einige aus persönlichen Einflüsterungen, Parteilichkeiten, die meisten aber als unvollkommene Leistungen. Die hiesigen Maler und Bildhauer, welche ein solches Unglück betroffen, haben nun ein wüthendes Klagegeschrey erhoben und werfen der A u f n a h m e j u r y, vorzüglich den akademischen Malern, den Baronen Gros und Gérard, dem Secretär der Museen, Herrn von Cailleur, so wie dem Bildhauer Bosio die herbsten Schmähungen entgegen, weil vorzüglich auch einige sehr beliebte junge Maler, die unmöglich Schlechteres leisten konnten, als die vielen mittelmäßigen aufgenommenen Stücke, auch von der Jury verworfen worden sind, worunter z. B. ein Tony Johannot zu rechnen ist, anderer bekannter Meister gar nicht zu gedenken. Ingris hat dieses Jahr nichts geboten, und so hat man seinen Molé nicht im Musée Royal bewundern können; Leopold Robert hat nur zwei kleine Bildchen gesandt, da sein großes Gemälde, die Abfahrt italienischer Fischer vorstellend, in Vuffalora aufgehoben, erst nach dem anberaumten Termin hier angelangt ist, jedoch bald in der rue Vivienne ausgestellt werden wird. Baron Gros, der Maler der Napoleon'schen Schule, hat einen Herkules gezeichnet, wie er den bezwungenen Diomed, König von Thrazien, von dessen eigenen Pferden verzehren läßt. Uns Deutschen hat der theatralische Pathos der David'schen Schule nie gefallen wollen, die Franzosen aber selbst keinmal alle dieses Testament eines jetzt überlebten Talentés, das früher eine Schlacht bey Abukir, das Leichenfeld von Eylau und andere große Begebenheiten voller Effect und voller Kenntniß zeichnete. Baron Gérard hat eine heilige Eherese geboten, aber auch seine Blüthenzeit ist vorüber und er schafft keinen Einzug Heinrich des Vierten mehr. Desto zahlreicher hat sich die junge romantische Schule, die neu französische eingefunden, wovon Horaz Vernet, der Director der Akademie zu Rom, die äußerste Rechte, Paul Delaroche, Delacroix, Steuben, die äußerste Linke, Ary Scheffer, der junge Lesmann, die rechte und vielleicht auch die beste Mitte einnehmen. Des Guten, vorzüglich des Niedlichen, Zierlichen, Sauberen, gibt es eine Menge, ganze Reihen traulicher Stillleben, Viehstücke, niederländische Abkömmlinge der großen Reitscher'schen, Terburg'schen und Wouvermann'schen Familie; wir erwähnen vorzüglich in dieser Beziehung einen Namen, der auch bey deutschen Kunstausstellungen mancherley Kränze erworben: Gros-Claude; die Ruhe der Schnitter von Leop. Leprince, der Fischzug von Garneray, ein reizendes catalonisches Innere von Franquelin, ein junges Mädchen von der Insel Coscor von Mlle. Gsménard Napoleon in der Champagne, nach dem Béranger'schen Volksliede: les Souvenirs du Peuple, von Dulong, Gruppen von Gitanos oder maurischen Abkömmlingen in Südfrankreich von Colin aus Nièmes, Lautenschläger aus den römischen Staaten, die Ufer der Tiber, die junge Maid aus Albano von Bodinier in Rom, eine Landschaft bey Air in der Provence, catalonische Hirten, von Blondel und dann wieder der gute Hensd'arme, der Negerverkauf, der Barbiergefelle, von Biard, la distraction und le petit nonchalant ebenfalls von Gros-Claude und dem Baron James Rothschild angehörend, Adelaide von Waldorf und Franz aus Götthe's Hög von Verlichingen von Guet, Violetta's Beichte, Fischer aus dem Bearn, der aus America für die Nonne angelangte Papagey von Jacquard, ein Viehstück aus Flandern von Ottevacre aus Evergem, ein normannisches Dorf von Wattetet, alles

Gemälde, die bald in Kupfer gestochen oder als Lithographien die Sammlungen der Liebhaber bereichern werden und in allen Gegenden Europens, in den deutschen Almanachen und in dem Album der schönen Wienerinnen des besten Willkommens gewärtig seyn können. Dieser Reichthum von Geschicklichkeit und Fähigkeit, von getreuem Conterfey der Natur und geistreicher Auffassung ist eines der Zeichen unsers Zeitalters, so mehr Überfülle aber auch da ist an solchen kleinen, spielenden, naiven, anspruchslosen Stücken, desto fühlbarer Mangel an großartig aufgefaßten, geschichtlichen Gegenständen, an künstlerischer Weihe, an classischen Darstellungen, — classisch soll hier nicht den engen, schwindächtigen Begriff des französ. en classique haben, sondern das Beywort des wahrhaft Würdigen und Bedeutenen seyn.

Ehe ich aber meinen Wiener Lesern den dramatisch-historischen Theil der diesjährigen Ausstellung vorführe, wo beyläufig gesagt, 235 Damen bengesteuert haben, muß ich in wenig Worten die Anzahl von langweiligen, nüchternen Portraits mustern, um hier und da einige bekannte Gestalten hervorzufinden: jene schöne Blondine in weißem Atlas, die reizende Gräfinn P., die auch in Wien als eine Tochter der Grazien gepriesen wurde (Maler Lehmann), der graue polnische Dichter Niemcewicz von Baron Gros treu wiedergegeben, Pradier, einer der berühmtesten jetzt lebenden französischen Bildhauer, der aber weder Thorwaldsen, noch Danner, noch Rauch zu vergleichen ist, und ungefähr ein Talent besitzt wie der treffliche Tiep. Sitzend, stehend, lachend, gähnend, hübsch oder häßlich, geschmeichelt oder verleumdet, erblicken wir Mme. Grisi, die Primadonna der Italiener, Mme. Falcon, die jüngste Nachtigall der französischen Oper, Levasseur, den einzigen jetzt lebenden, guten, französische Bassisten, Mad. Georges, die berühmte Tragikerinn, die einst mit Duchesnois um die Palme rang, und noch jetzt, mit den Ruinen ihrer vergangenen Größe, mit ihrer excentrischen Declamation, und mit ihrer überaus schönen Gesichtsförm die Heldinn auf den Boulevards, die Schuttpatroninn aller Effectmelodramen und der Liebling aller neuromantischen Schulen ist. Die französische Akademie hat uns eine ihrer Verrücken gesandt, Hrn. Jan; das Vaudeville einen der beliebtesten Vaudevillendichter, das französische Theater einige gezielte Liebhaber, das Ballet die kleine, runde Montessu, die den beyden Elfler nie ihre Wiener Pas vergeben wird, Desjaret, die berühmte Schauspielerinn, welche ein eigenes Rollenfach gegründet: das Kede, Naiv-Gemeine; auch politische Gestalten fehlen nicht, zwey Brustbilder Ludwig Philipp's, eines von Scheffer, das andere von Champmartin glaube ich; Graf Flahaut, Marschall Mortier, Portal, Champion und der Mann im kleinen blauen Mantel (l'homme au petit manteau bleu), der wohlthätige Freund der Pariser Armen, der Ausbeiler der Suppen im Winter unter die Leidenden; alle diese verschiedenen Notabilitäten kann man oft in natura und im Conterfey zu gleicher Zeit in den Sälen des Museums begegnen, wo sich die vornehme Welt am Sonnabend, dem Tage, wo man nur durch ein Billet Eingang findet, am zahlreichsten einfindet.

Als Seestücke sind zwey Gudins, ein Windstoss in die Rhede von Algier und eine Ansicht von Havre unstreitig das Beste. Einige Mozins, der Hafen von Leith in Schottland von Duppre-soir, eine Seeschlacht von Dusaulhoy, mehrere Garneren's, Aussichten am Ausfluß der Wolga und des Tweed, gehören zu den werthvollen Erscheinungen der neueren Zeit. Landschaften pflegen gewöhnlich weniger zu fesseln als andere Gegenstände, eine Alpenansicht von Remond, eine Gegend bey Ulm von Gué, das Fest der Jungfrau vom Wasser von Cabat, Blick auf die Bucht von Mont St. Michel, Umgegend von Dünkirchen, von Flers, Waldgebiet von Jollivard, am meisten aber eine sehr üppige Erinnerung aus der Gegend von Rosette in Egypten von Marilhat haben Beyfall gefunden. Diese letztere Landschaft mit ihrer reichen Vegetation, mit ihren breiten Aloëpflanzen und Palmenstämmen, mit den vielen Blumen und Ständen, Platanen und Sycomoren ist äußerst geschickt und imponant. Als Theaterdecoraton würde dieser Gegenstand dem Pariser Parterre jubelnden Beyfall abzwängen. Wenden wir uns endlich, um der deutschen Kunstwelt so viel als möglich einen vollständigen Bericht über das französische Streben zu bieten, zu den größeren Werken, zu der Geschichtsmalerey. —

(Der Schluß folgt.)

## K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

## Letzte Vorstellung der italienischen Operngesellschaft.

Unter vorstehendem Titel wurde am 31. May, und zwar zum Vortheile des Chorporonals, eine Vorstellung gegeben, zu welcher alle in den bisherigen italienischen Opern verwendeten Kräfte vereint aufgeboten waren, um die Reihe dieser Leistungen, nachdem die versprochene Zahl der Abonnementsvorstellungen geliefert worden war, auf die möglichst glänzende Weise zu beschließen. Zu diesem Zwecke wurden von den Vorstellungen, welche sich als die gelungensten und beliebtesten erwiesen hatten, die vorzüglichsten Parthien zusammengestellt und so sahen wir denn (nach einer bekannten italienischen Sitte) an einem und demselben Abend den ersten Act der tragischen Oper: „Anna Bolena“ und den zweyten der komischen: „L'Elisir d'Amore.“ Beyde Opern sind bereits in diesen Blättern weitläufiger besprochen worden, es erübrigt uns daher nur, des rühmlichen Eifers zu gedenken, mit welchem alle Beschäftigten sich dem wohlwollenden, von ihrer Seite redlich verdienten Andenken unseres Publicums zu empfehlen suchten. Sogra. Schüh-Oldosi, welche Wien bereits verlassen haben soll, dankte in herzlichsten, deutschen Worten für die ehrenvolle Auszeichnung, die ihr in ihrer Vaterstadt geworden war, eine Anerkennung, in die wir mit wahrer Achtung vor ihrem seltenen Künstlerverdienst einstimmen. Mit gleicher Wärme wurden auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft begrüßt und — da man sie heute zum letzten Male zu sehen glaubte — entlassen. Den Hauptanziehungspunct des Abends aber bildete das Auftreten der Lieblinge unseres Publicums, der Sogra. Tadolini und des Sigr. Frezzolini in einzelnen Scenen im Costume aus der uns noch unbekanntem Oper: *Un'avventura di Scaramuccia*, von L. Ricci. Dieser Tonsetzer gehört, wenigstens in Deutschland, zu den weniger bekannten neueren Componisten der Italiener; die einzige Oper, welche wir in Wien von ihm kennen lernten, nemlich „Clara von Rosenbergl.“ hatte sich nur eines geringen Erfolges zu erfreuen und schien, zumal nach deutschen Ansichten und Forderungen, dem Talente Ricci's für ernste, gehaltene Tondichtungen wenig das Wort zu reden. Die gelungensten und wirksamsten Stücke jener Oper (wie z. B. Micheletto's Arie und das bekannte Duett der beyden Bässe) streiften schon an das komische Genre und scheinen den vielleicht ausschließlichen Beruf des Componisten für diese Gattung anzudeuten. Die heutigen Scenen aus der obengenannten komischen Oper haben diese Vermuthung bestätigt, und wenn die ganze Oper so ist, wie diese Scenen, so sehen wir den Ruf derselben in Italien gerechtfertigt und die musikalische Welt ist um eine überaus wirksame, ja vortreffliche komische Oper reicher geworden. Freylich gehört, um diese einzelnen Stücke so schön zu finden, als sie uns heute vorgekommen sind, auch eine Darstellung dazu, wie die heutige, denn wir gestehen offen, daß wir uns nichts Nationell-Liebenswürdigeres auf der einen Seite, und nichts Nationell-Komischeres auf der andern denken können, als Sogra. Tadolini in der Gestalt der Sandrina und Sigr. Frezzolini in der des Tomaso. Die unbeschreibliche Heiterkeit, der drollige und doch immer decente Muthwille dieser reizenden Darstellerinn, verbunden mit seltener Kunstfertigkeit und Grazie im Vortrage des Gesanges, bilden ein Ganzes, wie man es wohl nicht oft finden wird, und als Buffo können wir uns kaum erinnern, etwas von Natur aus Komischeres und zugleich Feineres, Geschickteres gesehen zu haben, als Frezzolini's Spiel und Gesang. Auch Sigr. Santi, der bisher immer nur in larmoyanten und musikalisch wenig dankbaren Parthien aufgetreten war, erschien heute so besonders gut bey Stimme und von einem so lebendigen, frischen Feuer befeelt, daß wir ihn mit vollem Rechte den Dritten in diesem lieblichen Bunde nennen dürfen. Dem Vernehmen nach soll die Oper Ricci's vor denjenigen Mitgliedern der italienischen Gesellschaft, die noch eine Zeit lang in Wien zu bleiben haben, einstudiert werden und dann als Ganzes zur Aufführung kommen; sollte sich diese Hoffnung verwirklichen, so glauben wir mit gutem Grunde, die Musikfreunde unserer Hauptstadt im Voraus auf einen nicht gewöhnlichen Genuß aufmerksam machen zu können.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dienstag, den 9. Juny 1835.

69

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halb u. 26 fl. 24 fr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Kurz nach unserer Vermählung zog mein Gatte mit mir in die Residenz, womit ich gar wohl zufrieden war; die glänzenden Vergnügungen der großen Welt waren mir zu neu, um mir nicht reizend zu erscheinen, und ich gab mich ihnen mit der ganzen Lebhaftigkeit meines Alters hin. Als aber der erste Taumel verflogen war, bemerkte ich, daß Wahlburg, wenn auch schweigend, doch durch Blicke und manche ihm unbedacht entschlüpfte Äußerungen mein Benehmen nicht ganz billige. Ich hielt eine offene Erklärung für das sicherste Mittel, diesen wortlosen Zwist zu enden, und fragte meinen Gatten eines Tages, was die Ursache seiner Verstimmung sey, und ob ich Theil daran habe.

„Du irrst dich,“ war seine Antwort, „ich bin wie sonst, weder heiter noch düster.“

„Das sollte aber nicht seyn,“ entgegnete ich. „Du sollst nicht wie sonst, sondern fröhlicher, immer fröhlicher seyn. Sieh mein Freund, ich wäre ja ganz glücklich, wenn ich nicht so finstere Wolken auf deiner Stirne sehen müßte. Mich täuschest du nicht, du hast etwas auf dem Herzen, und das noch oben-drein gegen mich. Geschwind, sage es mir, damit ich mich rechtfertigen kann.“

„Du bedarfst keiner Rechtfertigung, denn ich halte dich nicht für schuldig, höchstens für unvorsichtig.“

„Was meinst du damit?“ fragte ich ängstlich.

Er schwieg eine Weile, dann erwiederte er sichtbar bewegt: „Ich wollte bis jetzt einer Erklärung ausweichen, die für dich nur unangenehm, für mich nur peinlich seyn kann; du forderst sie aber nun, und magst hierin vielleicht nicht so ganz Unrecht haben. Ja, Clary, du irrtest nicht, als du Kummer auf meinen Zügen zu bemerken glaubtest, es ist dem wirklich so. Mißdeute nicht, was ich dir zu sagen im Begriffe bin. Nie habe ich an deinem Herzen gezweifelt, aber mit Gram sehe ich, daß du das Schwierige deiner Lage nicht verstehst, nicht ahnst, welche Rücksichten sie erfordert. Jede Frau kann nur

durch die strengste Aufmerksamkeit auf sich selbst, durch stetes Wachen über jeden ihrer Schritte, ihre und ihres Gatten Ehre vor den Augen der Welt unbeschleckt erhalten, um wie viel mehr die jugendliche Gattinn eines alternden Mannes.“ Er bemerkte den Kummer, den mir diese Worte verursachten, und fuhr sanfter fort: „Ich will dir damit keine Vorwürfe machen, liebe Clara, sondern dir nur rathen, was mir für dein eigenes Beste zuträglich scheint. Es thut mir wehe, zu sehen, wie du dich in den Strudel der Zerstreuungen stürzest, als hättest du einen großen Schmerz zu übertäuben, oder als kenntest du keinen reineren, höheren Genuß, und das ist doch wahrlich bey dir nicht der Fall.“

„O wenn es nur dieses ist, sollst du bald zufrieden gestellt seyn. Ich will dir gern versprechen, nicht mehr in die Welt zu gehen, will mein Haus nicht verlassen, wenn dir's so lieber ist, und ...“

„Nein, mein Kind,“ unterbrach er mich, „nicht durch Riegel und Schloß, sondern durch ihr eigenes Gefühl will ich meiner Gattinn Tugend verwahrt wissen; alles Übrige ist so viel als nichts. Ihr Frauen kennt nicht die ganze Heiligkeit des Schazes, den der Mann vor dem Altare Euren Händen anvertraut; es ist sein Größtes, Herrlichstes: die Ehre. Ach, es gibt nicht viel Frauen, die dieses köstliche Gut als das betrachten, was es wirklich ist: als Sensitive, die der leiseste Druck verschrumpfen und ersterben macht. Aber schweige mir jetzt davon, du weißt nun, was ich meine, kennst meine Ansichten, so laß uns denn ein Gespräch abbrechen, das für uns Beyde gleich unangenehm ist.“

Ich hatte meinem Gatten eines Tages eine Spazierfahrt vorgeschlagen, er war es zufrieden, und wir fuhren in das, der Residenz nahe gelegene, Lustwäldchen. Er war eben an diesem Tage heiterer als sonst, und mit Vergnügen bemerkte ich in seinen Reden jene unbefangene Innigkeit und Klarheit, durch die er mir zuerst so lieb geworden war, und die ich nun schon lange an ihm vermist hatte. Um in unserem Gespräche nicht gestört zu werden, ließen wir den Wagen ganz langsam fahren, als wir plötzlich einen Reiter dahersprengen sahen, der, als er uns näher kam, sein Pferd anhielt. Neugierig blickte ich nach ihm hin, aber mein Blut trat mir zum Herzen zurück, meine Sinne schwanden, ich vermochte nicht die begonnene Rede zu vollenden, als ich in jenem Reiter Blendheim erkannte, der, den finstern Blick strafend auf mich geheftet, mich unverwandt anstarrte. Mein Gatte, von meinem plötzlichen Schweigen befremdet, betrachtete mit gespannter Aufmerksamkeit Blendheim, der sich dann, mich kalt, ja beynahe verächtlich grüßend, schnell von uns entfernte.

„Was war das?“ fragte mich Wahlburg nach einer Weile mit verhaltenem Unwillen. „Wer ist jener Fremde, dessen Aufmerksamkeit du in so hohem Grade erregtest? Du bist bey seinem Anblick sehr bleich geworden.“

O, welcher böse Dämon trieb mich damals an, meinem Gatten die Wahrheit zu verhehlen! Warum mußte ich vergessen, daß jede Lüge, mag sie für den Augenblick auch noch so vortheilhaft scheinen, dennoch den Keim unabsehbarer Verderbens in sich trägt? Aber die unselige Angst, Wahlburg's Mißtrauen zu erregen, und ihm wehe zu thun, bewogen mich zu der Antwort, es sey einer meiner Jugendbekannten gewesen, Baron Blendheim, der vor mehreren Jahren, da noch mein Vater lebte, oft unser Haus besucht habe. „Er war nun schon längere Zeit von hier abwesend,“ fuhr ich etwas gefasster

fort, „und da ich ihn auch jetzt keineswegs vermuthete, hat es mich wirklich überrascht, ihn hier zu begegnen.“

„Aber dein plötzliches Unwohlseyn? dein Erblichen?“

„Es war ein Schwindel,“ erwiderte ich, meine Verwirrung und Schwäche bezwingend, „der nun schon wieder vorüber ist.“

„Ich wußte nicht, daß du an diesem Übel leidest,“ versetzte er mit bedeutendem Tone.

Ich antwortete nichts auf diese Äußerung, auch Wahlburg schwieg. Bekümmert und verstimmt, wenn auch aus verschiedenen Gründen, lehrten wir nach Hause zurück, wo mein Gatte, wichtige Geschäfte vorschützend, sich sogleich in sein Cabinet begab und mich mit meinen Sorgen und Betrachtungen allein ließ. Brauche ich erst zu sagen, wie kummervoll, wie trostlos diese waren! Eine dunkle Ahnung flüsterte mir zu, Blendheim's Nähe könne mir nur Jammer und Schmach bringen; mir war, als könnte ich nicht an dem Orte leben, wo er lebte, als hinge mein Heil von der schleunigsten Entfernung ab. Dann erwachte wieder mein Stolz, und ich fragte, welches Recht Blendheim, der zuerst die Treue gebrochen, der nun schon längst der Gatte einer Andern war, auf mich haben könne? In seinem Blicke war strafender Vorwurf, in seinem Grusse Geringschätzung gewesen, was konnte ihn dazu berechtigen? Als meine erste Bestürzung vorüber, und ich etwas ruhiger geworden war, sann ich nach, wie ich mich gegen Blendheim zu benehmen hätte; das Klügste schien mir ihm auszuweichen, so viel als möglich, und wenn er demungeachtet sich mir zu nähern suchen sollte, ihm mit Kälte und Gleichgültigkeit zu begegnen, und die Bewegung zu verbergen, die mir sein Anblick verursachte. So zeichnete ich mir im Geiste mein Betragen vor, und vergaß dabey nichts, als die Gewalt des Moments, vor welcher Alles, was wir uns sonst vorgenommen und erwähnt, in den Hintergrund tritt; vor der die Entschlüsse, die wir in früheren Stunden gefaßt, verstummen und verschwinden, der wir widerstandlos erliegen. Dem Wunsche meines Gatten gemäß, war ich seit einiger Zeit weniger in die Welt gegangen; nun aber forderte er mich selbst auf, einem Feste, das in einigen Tagen bey dem ...schen Gesandten gefeyert werden sollte, beizuwohnen, und gab mir mehrere Gründe an, die ihn bewogen, der Einladung, die an uns ergangen war, nachzukommen. Mehr um Wahlburg gefällig zu seyn, als aus eigenem Verlangen, erfüllte ich seinen Wunsch und ging hin. Die Gesellschaft war glänzend und zahlreich, ein Concert sollte das Fest eröffnen, und bald bestürmte man mich mit Bitten, es durch meinen Gesang zu verherrlichen, wie sie es nannten. Ein Wink meines Gatten stimmte der allgemeinen Bitte bey, schüchtern und bekümmert trat ich ans Clavier und sang. Von den Beyfallszeichen, die mir gesendet wurden, erfreut und ausgezeichnet, ward mein Gesang bald kühner und freyer, meine Blicke richteten sich begeistert empor, aber ach! wie schnell senkten sie sich wieder zu Boden, als ich in einer Ecke des Saales Blendheim wahrte, der, sich von mir unbemerkt glaubend, mich mit dem Ausdruck des tiefsten Wehes betrachtete. Vergebens wandte ich die Augen schnell ab, es war um meine Fassung geschehen; die Stimme versagte mir, ich wußte kaum mehr, was ich that, und konnte nur mit Mühe das Lied endigen. Als ich abgetreten war, näherte sich mir mein Gatte und fragte mich mit einem Tone, der mich bebend machte: „Ihre Nervenschwäche von neulich hat Sie wieder angewandelt.“



„Ich habe so lange nicht gesungen,“ stammelte ich entschuldigend, „ich fürchtete auch gleich, daß es übel ablaufen werde, — aber du wünschtest es, — da mußte ich ja wohl.“

Er blickte mich zweifelnd an. „Und dieß sollte Heuchelei seyn,“ nahm er wieder das Wort, als er in meinen Zügen die innigste Ergebenheit las. „Es ist nicht möglich! Nicht wahr, Clary, du kannst nicht lügen? Es wäre zu schrecklich, wenn du es könntest.“ — Thränen traten mir in die Augen.

„Nein, nein, mein Kind,“ fuhr er begütigend fort, „laß dich meine Hestigkeit nicht schrecken. O, wie oft habe ich mir gesagt, daß es Frevel sey, an dir zu zweifeln, aber es verschwört sich ja Alles, um mich zu quälen, und ich selbst bin mein ärgster Feind! Geh jetzt, zerstreue dich, aber wenn die allgemeine Fröhlichkeit deine Rechte auf dich geltend macht, so vergiß nicht — geh, Clary, geh.“ Mit diesen Worten führte er mich in den Tanzsaal.

Ohne an dem Tanze Theil zu nehmen, setzte ich mich in eine Ecke; mein Herz, von dem Zusammentreffen mit Blendheim, wie von meines Gatten Mißtrauen, gleich gefoltert, blutete aus tiefen Wunden. Der mich umgebenden fröhlichen Menge ungeachtet, versank ich in trostloses Nachsinnen, aus dem mich bald eine nur zu wohlbekannte Stimme weckte, die mir leise zuflüsterte: „Also doch nicht ganz verloren!“

„Blendheim,“ stöhnte ich, und meine Kraft zusammenfassend, vermochte ich kaum die Frage zu thun: „Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß Ihr Gewissen noch nicht ganz verhärtet ist, daß Sie doch wenigstens fühlen, wie ungeheuer Sie an meinem Glücke gefrevelt.“

Das Beleidigende dieser Rede empörte mein Selbstgefühl; stolz richtete ich das Haupt empor und fragte scharf, ja höhnisch: „Sind Sie mit Ihrer Gemahlinn hier?“

Er sah mich befremdet an. „Mit meiner Gemahlinn?“ lächelte er bitter. „Der Scherz ist wahrlich nicht der feinste, gnädige Frau.“

„Wie?“ fragte ich entsezt, und eine dunkle Ahnung durchfuhr meine Seele. „Sie sind ja vermählt, ich weiß es; ich habe den Brief ja selber gelesen, in dem man meiner Tante meldete, Sie hätten Ihre Verlobung mit einem Fräulein K. gefeyert.“

Er stand wie vom Donner gerührt. Zorn und Verzweiflung malten sich auf seinen Zügen, seine Augen funkelten, seine Lippen bebten, und mit vor Schmerz und Wuth bebender Stimme stammelte er: „O, über die teuflische Erfindung, dich mir zu entreißen! Verdammst auf ewig, die so gräßlichen Verrath verübten! Sie haben dich belogen, ich bin frey. Als ich dich noch mein nennen durfte, hätte ich es für Sünde gehalten, an ein anderes Weib auch nur zu denken; als ich deinen Treubruch erfuhr, verachtete ich dein ganzes Geschlecht, aber die Liebe für dich entschwand darum nicht aus meinem Herzen, nur minutenlang vermählte sie sich mit dem Haß. Und jetzt, jetzt — o ewige Gerechtigkeit!“

Diese Worte, mit dem Ausdruck der tiefsten, schmerzlichsten Wehmuth ausgesprochen, schnitten mir durch die Seele; es schien mir unmöglich, Blendheim zu verlassen, ohne ihm doch wenigstens ein Wort des Trostes zu schenken. Wer konnte es mir zum Verbrechen machen, Mitleid für den Mann zu fühlen, der mir einst so nahe stand, an dessen herzerreißendem Gram ich allein,

wenn auch schuldlos, Ursache war? Ich sah meinen Gatten sich uns nähern. Ich bemerkte düstere Wolken auf seiner Stirn; kurz und finster, befahl er mir, mich zum Gehen bereit zu machen, ich gehorchte schweigend, und auch auf dem Heimwege wechselten wir kein Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

### M o r g e n !

Aus dem Spanischen.

Wunderlich sind Hannchens Launen:  
Denn erblickt sie mich voll Sorgen,  
Seufzt sie, und sag' ich: Heute,  
Gibt sie mir zur Antwort: Morgen.

Traurig, wenn ich fröhlich scheine,  
Singt sie, trauert mein Gesicht:  
Schwör' ich ihr, sie sey die Meine,  
Sagt sie kurz, sie mag mich nicht.  
Da sie nun so wild sich zeigt,  
Tödtet fast mich meine Sorgen;  
Seufz' ich dann, und sag' ich: Heute,  
Gibt sie mir zur Antwort: Morgen.

S' h' ich freundlich ihr in's Auge,  
Gleich senkt abwärts sich ihr Blick:  
Schlag' Ich nieder dann das Auge,  
Hebt zum Himmel Sie den Blick;  
Nenn' ich Engel sie, so sagt sie,  
Satan steck' in mir verborgen;  
Seufz' ich dann, und sag' ich: Heute,  
Gibt sie mir zur Antwort: Morgen.

Will ich mich als Sieger brüsten,  
Heiß' ich Slave; lasse ich  
Nach dem Himmel mich geküßten,  
Wirft sie in die Hölle mich;  
Und so tropig ist, so wild sie,  
Daß fast tödtlich meine Sorgen:  
Seufz' ich dann, und sag' ich: Heute,  
Gibt sie mir zur Antwort: Morgen.

W. Ent.

### Correspondenz = Nachrichten.

Paris, Ende März 1835.

(S c h l u ß.)

Die Gunst des Publicums, die Mode, die Neugierde, hat sich vorzüglich einem kleinen Bildchen von Paul Delaroché zugewendet: l'assassinat du duc de Guise (die Ermordung des Herzogs von Guise) unter König Heinrich III. von Frankreich. Der Maler aber hat den edlen Herzog, le Valafre, so spießbürgerlich niedergeworfen, und seine schändlichen Mörder und politischen Feinde sehen so ganz gemein und ganz einem italienischen Bravo ähnlich, daß ich über diesen sauber gemalten, zierlich gepuhten und gleichsam „geledeten“ Mißgriff des bestebten und oftmals bewährten Malers der Jane Gray einen Schleier der Vergessenheit werfen will. Klauz hat uns den Marschall Grafen von Gassion zu Fuß, den Marschall Grafen von Ranhan zu Pferde geliefert. Der sterbende König Carl IX. mit seinen verzerrten Zügen, und die stolze Catharina von Medicis, die nach der Regentschaft verlangt, während der König krampfhast die Vollmactsacte mit der Hand gegen die Stuhllehne preßt, ist in den Nebendingen kunstreich gemalt. Um die „Schlacht von Waterloo“ drängt sich das große Publicum, das überall, wo es den kleinen Hut und das große Schlachtross erblickt, gefesselt bleibt. Steuben hat hier dieselbe Manier beygehalten, wie in seinem bekannten Bilde: Retour de l'île d'Elbe, Rückkehr von der Insel Elba. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo Napoleon sein Pferd gegen das letzte

Reserve-Bataillon wandte, und alles rings um ihn nieder sank, während die alten, sterbenden Grenadiere ihm zurufen, sein Leben nicht zu wagen. Marschall Soult steht den Kaiser an, sich zurückzuziehen, Drouot, Stourgaard und alle, die ihn umgeben, dringen ebenfalls in ihn, und fassen endlich das Pferd beim Zügel und ziehen es mit sich fort. Die Gruppe ist reich an Effect, der Kaiser sitzt ernst und finster auf dem Pferde, das Kopf will nicht fort und stemmt sich, rechts stehen einige verwundete Bergschotten, links stirbt ein Grenadier der alten Garde und scheint mit den letzten Kräften noch sein *vive l'Empereur* zu rufen. Im Vordergrund sinkt ein Officier der Guiden etwas theatralisch nieder und macht gewissermaßen eine Seitwärtsbewegung. Die Farben sind stark aufgetragen, der Schlachtenlärm ist poetisch aufgefaßt.

Höher in der Kunst steht unstreitig der Tod des Generals Marceau in Tyrol, von Vouchoz. Osterreichische und französische Soldaten tragen den französischen General zu Grabe. Es ist ein großes, streng gezeichnetes Bild. Da ist kein unrichtiger Farbenschmuck, der das Auge blendet und das Urtheil besticht, keine Gliederverrenkung und pathetische Geberdenpielerei; die Franzosen trauern um ihren Feldherrn, die Oesterreicher ehren ihren Gegner, und bieten ihm die letzte Ehre voll Würde und mit kriegerischer Einfachheit. Das Ganze erschien etwas grau, weil der Firnis und der hervorhebende Rahmen fehlte.

Mehrere Schlachtstücke sind ein buntes Gewirr von Farben und Figuren, die dem Auge keine Ruhe und dem Geiste keinen Eindruck zurücklassen. — Man hat uns die Schlachten von Medina: Celi, zu Gossaro, von Anderlecht und auch eine aus dem letzten polnischen Kriege, die von Tikoczyn, vorgeführt, worin die Maler eben keine Heldenthaten bewiesen. Horaz Bernet, denn Carl Bernet hat gar nichts geliefert, sandte nur zwei unbedeutende Stücke, eine Ansicht von Bona in Nordafrika, welche er wohl aus Irrthum: die Einnahme von Bona benannte, da auf dem Bilde alles sehr friedlich ausieht, eine hübsche Gruppe französischer Artilleristen und afrikanischer Soldaten sich gefellig ihr Commisbrot theilend, während ein alter Türke über das Fatum großt; die grünen Hügel von Algier stehen gar freundlich gegen den blauen Himmel und das weite Meeresbecken ab. Rebecca am Brunnen, als sie dem Diener Abrahams zu trinken gibt. Rebecca ist überaus reizend und ganz die schöne Tochter Israels, der Diener aber sieht eher einem Kabilen aus der Wüste Sahara, oder aus den Schluchten des Atlas ähnlich, als einem jüdischen Morgenländer. Seine Stellung ist verfehlt.

Zwei der größten Gemälde von weniger bekannten Malern, Napoleon am 18. Brumaire, Jahr 8 (Sitzung des 19.) von Péronard, und Boissy d'Anglas am 1. Prairial im J. 3 (Mai 1795) von Vinchon, ziehen viele Blicke auf sich. Letzteres ist für die Deputirtenkammer bestimmt und stellt den Moment dar, als ein Haufen von bewaffnetem Volke, Weiber und Kinder, Greise und Männer, in den Nationalconvent drängen und Boissy d'Anglas zwingen in ihrer Gegenwart und unter ihrem Einfluß die Sitzung wieder zu beginnen. Es ist eine blutige Saturnalie der ersten französischen Revolution; Köpfe auf den Pfiken, blutige Dolche, trunkene Männer, bacchantische Weiber, und das schöne, edle Haupt Boissy d'Anglas ruhig und groß auf dem Präsidentenstuhle. — Auf dem Péronard'schen Gemälde erblicken wir den General Buonaparte, wie er in den Rath der Fünfhundert tritt, die Deputirten auf ihn zustürmen, Arena, der wilde Corse, und andere ihm Vorwürfe machen und hundert Stimmen rufen: *Hors la loi le dictateur, hors la loi!* Die Grenadiere eilen herbei und tragen ihn aus dem Saale fort. Malbranche hat uns Napoleon auf dem Rückzuge aus Rußland zu Fuß in den Schneegebirgen gezeigt, Pingret aus Lilla Ludwig XIV. neben der Sänfte der Herzogin von Maintenon im Lager zu Compiègne, Alfred Johannot König Ludwig Philipp, wie er dem Courier Werner zur Ader läßt, und Heinrich II., König von Frankreich, mit seiner Gemahlin Catharina von Medicis und ihren Kindern.

Sein Bruder Tony Johannot hat einias kleine Sachen geliefert, Jacquard Voltaire's Verhaftung in Frankfurt, Mengisof's Tod in Sibirien, Rousseau das Thal von Montmorency verlassend, der bekannte Robert Fleury den Regenten Philipp von Orleans, indem er die bekannte Quadrupel-Allianz unterzeichnet. Delacroix endlich gibt uns einen Christus am Kreuze, den Gefangenen von Chillon nach Lord Byron, und ein charakteristisches Bild: Araber von Oran, ebenso kräftig gezeichnet als treu aufgefaßt. Die ich genannt, und die ich noch unter allen den Bildern nennen könnte, sind aber keine wahrhaft poetischen Kinder eines schaffenden Geistes, wie jene zwei, denen auch die letzte und freundlichste Erwähnung zu Theil werden soll: ich meine Arn Scheffer's Francesca von Rimini und Lehmann's Abschied des Tobias. Scheffer hat uns den fünften Gesang des Dante aus der Unterwelt

gebracht, wie der Lorbeer geschmückte Dichter den Schatten Francesca's von Rimini und Paolo's begegnet; Lehmann, ein Schüler Ingres, hat uns den zarten Tobias auf der Schwelle des Vaterhauses gezeigt, während der Vater segnet, die Mutter weint und ein glanzumgebener Engel den Jüngling hinwegzieht. — In beiden Bildern ist Gemüth, Geistesstärke, in Schaffer eine melancholische Schwärmercy, in Lehmann eine kindliche, reine Natur, in Schaffer's Farben ist die Unterwelt, die Geisterwelt ätherisch hingehaucht, in Lehmann's Werk das blühende, frische Leben; der Jüngling, der von dem Engel geleitet, durch Palästina schreiten soll. Beides sind einfache, überaus liebliche Gruppen, die erste bewegt schmerzlich, die zweite freudig, beide aber müssen sich die Krone der Ausstellung theilen, obgleich die hiesigen Kritiker den ziemlich unbekanntem jungen Lehmann wenig aufmunterten.

### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Concert der Gebrüder Leopold und Moriz Ganz, Königl. preuß. Kammervirtuosen in Berlin.

Am 3. Juny hatte unser Publicum Gelegenheit, in den Brüdern Leopold und Moriz Ganz ein höchst achtungswürdiges Künstlerpaar kennen zu lernen. Wenn Berlin noch mehrere solche Repräsentanten seiner musikalischen Welt nach Wien zu schicken hat, so können beyde Städte zufrieden seyn, jene mit dem, was sie besitzt, diese mit dem, was sie empfängt; daß übrigens die letztere keine Ursache hat, der ersteren etwas schuldig zu bleiben, ja daß sie vielleicht doppelt zurückzahlen könne, davon dürfte uns ein einziger Blick auf die Reiben unserer einheimischen Künstler überzeugen. — Doch wir kehren zu unsern Gästen zurück, welche uns zu dieser Parallele veranlassen. Beyde rechtfertigten den ausgezeichneten Ruf, den sie in ihrer Heimat genießen. Zuerst trat der Violoncellist auf, und trug ein Concertino für das Violoncell von seiner eigenen Composition vor. Sein Ton ist von einem Wohlklang und zugleich einer Kraft, wie man sie nicht oft vereint hört; sein Vortrag, besonders im Adagio, von dem zartesten Gefühl und Ausdruck, seine Fertigkeit, seine ganze Behandlung des Instrumentes verräth den geschmackvollen, fleißigen, erfahrenen Künstler. Auch die Composition zeugt von eben so viel Gewandtheit als Tiefe; der musikalische Gedanke, der dem Ganzen zum Grunde liegt, ist nicht minder schön erfunden, als geschickt und für das Instrument dankbar behandelt. In unserer Zeit und zumal in Wien, wo man so viele und so ausgezeichnete Violoncellisten gehört hat, gereicht der glänzende Erfolg, den das Spiel des Hrn. Ganz davon trug, dem Künstler zur wahren Ehre. Unserem Gefühle nach ist er unter die Zahl der ersten Violoncellisten der Zeit zu rechnen. Auch der andere Bruder, der Violinist, zeigte sich seines Vorgängers würdig. Auch er spielte eine eigene, Talent und Phantasie verrathende Composition. Sein Spiel zeichnet sich besonders durch Delicatesse des Vortrags aus, so wie durch eine bewunderungswürdige Geläufigkeit der Finger und des Bogens. Auch ihm gelingt der Ausdruck des Adagio's vorzüglich, eine Eigenthümlichkeit, die dem Gefühle beyder Brüder zur Ehre gereicht. Wenn wir einen Unterschied in ihrem Spiele angeben sollten, so bestünde er darin, daß der Violinist, nach Maßgabe seines Instrumentes, nicht ganz die Kraft und Fülle des Tones zu entwickeln weiß, welche das Spiel seines Bruders characterisirt. An Zartheit, Reinheit, an eigentlich technischer Vollendung verdienen beyde den gleichen Preis. Von außerordentlicher Wirkung war das Doppelconcert für Violoncello und Violine, ebenfalls eigne Composition, mit welchem die Brüder ihre heutigen Leistungen beschloßen. Dieß Musikstück ist für beyde Instrumente gleich brillant, aber auch gleich schwierig, und verlangt Künstler, die durch Virtuosität nicht minder als durch Sinnes- und Gefühlseinigkeit so eng verbunden sind, als die Gebrüder Ganz, denen ein sehr ehrenvoller Platz in der musikalischen Welt gebührt. — Als eine höchst erfreuliche Zugabe zu dem heutigen Concerte erschien der Gesang des Sigr. Antonio Poggi, nemlich die in Wien bereits berühmt gewordene Arie aus dem zweyten Acte der „Anna Bolena,“ welche die Popularität dieses Tenoristen bey uns zuerst begründete. Auch heute sang er die Stelle wieder mit einer Zartheit des Ausdruckes und Gefühls, die nicht leicht übertroffen werden kann.

Den übrigen Theil des Abends füllte das Ballet: „Die See und der Ritter,“ in welchem Ule. Schlanzofsky, die nach ihrer Rückkehr aus Mailand bereits am 1. d. M. wieder aufgetreten war, den Part der See Biviane ausführte. Die kunstreiche

Virtuosität dieser Sängerin ist, wie es aus Mailänder Blättern hervorgeht, auch dort, wenn gleich nicht anfangs, doch in der Folge anerkannt worden; der Empfang der Heimgekehrten von Seite unseres Publicums bewies, daß das letztere in seiner Vorliebe nicht nachgelassen hatte.

### Musicalische Literatur.

Second Concerto pour le Piano avec Accompagnement d'Orchestre. Dédié à Sa Majesté le Roi des Français, et composé par Henri Herz. Op. 74. Mayence et Anvers chez les fils de B. Schott.

Das Auffallendste bey diesem Concerte ist, daß es im ersten Stücke keinen zweyten Theil hat. Es beginnt in C-moll, aber das letzte Tutti, welches gleich nach Beendigung des ersten Theiles, der in Es-dur schließt, nachfolgt, ist fast ganz so, wie das Ende des ersten Tutti. Und was folgt nach diesem? Nichts als die C-dur Scala durch die ganze Claviatur, und der C-dur Accord, dem sich noch der Ton C im Unifono anschließt, und hiemit ist nun — freue dich, Kunstwelt über die neue Form! — das erste Stück des Concertes aus. Das zweyte Stück, Andantino in E-dur, hat auch keinen eigentlichen zweyten Theil; da man aber schon seit langer Zeit damit nicht so strenge war, so wollen wir uns nicht darüber ereifern, da es doch größtentheils in der Haupttonart bleibt, und ordentlich darin schließt.

Das letzte Stück,  $\frac{3}{8}$  Allegro vivo, lenkt nach einer sehr capriciosen Einleitung in ein Walzermotto (Un poco meno mosso) ein. Trotz aller Ausschmückung mit Passagen, will doch nichts Rechtes daraus werden, am wenigsten etwas Neues. Ueberhaupt ist das ganze Concert arm an Erfindung, obgleich reich an Passagen, die — auch nicht mehr neu sind. Die Ausstattung dieses Werkes ist sehr schön.

Variations brillantes dans une forme nouvelle pour le Pianoforte, sur la Cavatine favorite Vivitu. Dédicées à Son Excellence Mad. la Marquise Wellesley par Henri Herz. Oeuvre 78. Mayence et Anvers chez les fils de B. Schott.

In der Einleitung kann sich wohl die neue Form nicht befinden. Wollen weiter sehen. Das Thema ist, wie die Einleitung, in F-dur, und wird mit einem Ritornello geschlossen. Var. 1. ebenfalls in F-dur, aber statt des Ritornello ein Anhängsel in Des-dur aus dem Thema entnommen, welches sodann wieder ins F-dur, also in die 2. Var. einlenkt. Statt des Ritornello ist hier wieder ein anderer Zwischenplatz, der sich mit der Dominante von A-moll endet, und nach einem kurzen Ruhepunct tritt die Var. 3, in C-dur ein. Auch diese erhält ein Nachspiel, aber dieses Mal wird es durch einige Concertpassagen verlängert, welche zuletzt in einen ruhigen Fluß übergehen, und endlich wird es völlig in C-dur geschlossen. In dem darauf folgenden Finale in F-dur, obwohl es ziemlich lang ist, wird man die neue Form wohl nicht mehr zu suchen haben, weil schon viele Variationen mit einem langen Finale geendet worden sind. Die neue Form besteht also nur in den Zwischenspielen. Ubrigens ist immer wieder der nemliche Henri Herz zu erkennen. Seine Compositionen sind brillant, galant, pikant, amüfant, aber ein tiefes Gemüth wird man vergebens darin suchen. Zum Glücke bekümmern sich auch die meisten Pianisten nicht darum.

Souvenirs de Vienne, Paris et Londres, trois fantaisies pour le Pianoforte, composés par Henri Herz. Op. 75. Mayence et Anvers chez les fils de B. Schott.

Nr. 1. Souvenir de Vienne, enthält nach einer angenehmen Einleitung den Valse du duc de Reichstadt, als Thema mit 3 Variationen sammt Finale.

Nr. 2. Souvenir de Paris, enthält nach einer frischen Einleitung das Thème favori de Gustave mit 3 Variationen und einem Finale.

Nr. 3. Souvenir de Londres, enthält nebst der Einleitung die Cavatine de la Zelmira als Thema mit 4 Variationen und das Finale à l'espagnole.

Alle drey Nummern sind mäßig schwer und doch brillant, und dürften daher Befall finden. Dergleichen kleinere Compositionen gelingen Hrn. Herz überhaupt mehr als große.

(Mit Nr. 23 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 11. Juny 1835.

70

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß'sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Clary.

(Fortsetzung.)

Zu Hause angelangt, begleitete er mich, gegen meine Erwartung, in mein Zimmer; so erschöpft und todtmatt ich auch war, wagte ich doch nicht ihn zu bitten, er möge mich verlassen, und wartete bangen Herzens, was mir diese Stunde bringen sollte. Wahlburg ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; widersprechende Gefühle schienen seine Seele zu bestürmen, endlich brach er diese peinliche Stille und fragte: „Sie haben heute nicht getanzt?“

„Nein,“ entgegnete ich, „der Unfall, der mir am Clavier begegnet war, hatte mich verstimmt, und...“

„Und Sie zogen die Freuden des Gespräches vor? Nun freylich, was kann reizender seyn, als diese selbst erschaffene Einsamkeit, inmitten des lärmenden Getümmels, dessen Geräusch nicht bis zu den Ohren dringt, die ganz andern Dingen zu lauschen haben. Heuchlerin!“

„August!“ rief ich entsetzt vor dem wilden Grimme, mit dem er diese Worte gesprochen. „Wenn du wüßtest, wie schweres Unrecht du mir thust!“

„Wirklich? Und du meinst, ich soll das Zeugniß meiner Augen verwerfen, um dem deines Mundes zu glauben? Habe ich nicht gesehen, — o schweig, schweig. Fluch der Stunde, da ich einem Weibe traute!“

Das Bewußtseyn meiner Unschuld gab mir Kraft und Festigkeit, ich vermochte ruhig zu erwiedern: „Du bist jetzt nicht in der Stimmung meine Rechtfertigung anzuhören; Alles, was ich dir sagen kann, ist, daß ich weder deinen Zorn, noch deine Schmähungen verdiene. Wann wirst du endlich aufhören, dich und mich mit leeren Hirngespinnsten zu quälen?“

Er schwieg eine Weile. „Nur Gewißheit,“ begann er dann wieder, mehr mit sich selbst, als zu mir redend, „nur Gewißheit, dann wäre Alles schnell entschieden. O daß doch Wahrheit käme über eines Weibes Lippen! Clary, ein offenes Geständniß kann noch Alles vermitteln und ausgleichen, kann dich mir wiedergeben. Sieh, ich liebe dich mehr als mein Leben, und meine Liebe

könnte Alles verzeihen und vergessen; nur die Entehrte, nicht aber die Reuige könnte ich verstoßen. Du sagtest mir, du kennest ihn schon lange — *Clary*, bey deiner Seele Seligkeit beschwöre ich dich, sey ohne Falsch, — liebst du ihn?“

Ich erfaßte das Crucifix, das auf meinem Bethschommel lag, und die Finger meiner Rechten darauf legend, sagte ich mit festem, feyerlichen Tone: „Bey den Wunden des Gekreuzigten — nein! — Mein Antheil an der Erlösung gehe auf ewig verloren, wenn ich ihn liebe.“

Gott weiß es, ich that keinen Meineid; Mitleid, tief-inniges Erbarmen war Alles, was ich für *Blendheim* empfand. Ich habe ihn nie geliebt. — Mein Gatte, von dem Schwur, den ich eben gethan, betroffen, warf einen forschenden Blick auf mich; die mächtige Aufregung, in der ich mich befand, hatte meine Erschöpfung bezwungen, ich stand hoch ausgerichtet, mit glühenden Wangen und fliegender Brust. Er betrachtete mich ernst und unverwandt.

„*Clary*,“ sagte er endlich mit milderem Tone, „du hast einen fürchterlichen Eid geschworen, und bist nicht verrückt genug mit Eiden zu spielen; ich will's versuchen, dir zu glauben. Wehe dir und mir, wenn ich dich als falsch erfände! Du bist das einzige Band, das mich an das Leben fesselt; risse auch dieses, was bliebe mir übrig? Nur Einen Schmerz kenne ich, den ich nicht zu ertragen wüßte: dich zu verlieren. Stolz und kühn habe ich gegen manche feindliche Schickung angekämpft, aber der ungeheure Schlag trafe mich wehr- und waffenlos, und würde mich vernichten. Aber nein, es ist nicht möglich, *Clary*, nicht wahr, es ist unmöglich?“

„Ich dich betrogen? dich, dem ich Alles danke? deine treue liebevolle Freundschaft mit Verrath belohnen? Könnte denn solche Verworfenheit in einem Menschenherzen wohnen?“

„*Clary*, wenn ich dich höre, wenn ich dir ins Auge blicke, ja dann schwinden meine Zweifel, aber wenn ich wieder allein bin, oder dich mit Andern beschäftigt sehe als mit mir, da erfaßt mich der alte Argwohn, und ich bin unglückseliger denn zuvor. Glaube nicht, daß ich dich für treulos halte; thäte ich es, so würde ich dich schweigend der Verachtung überliefern, und mein eigenes oder fremdes Blut sollte meine besetzte Ehre wieder rein waschen. Aber der bloße Gedanke, dein Herz, von einer neuen glänzenden Erscheinung geblendet, könne sich zu ihr hingezogen fühlen und von mir abwenden, es sey Raum in deiner Seele für ein Gefühl, dem ich fremd, — der Gedanke reicht hin, mich verzweifeln zu machen. Vergib mir, *Clary*, wenn ich dir Unrecht thue. Du leidest ja doch darunter weniger als ich.“

Ohne meine Antwort abzuwarten, preßte er mich heftig an seine Brust, und verließ dann schnell mein Zimmer.

Als ich mich allein befand, bestürmte mich die Erinnerung alles dessen, was mir *Blendheim* gesagt hatte. Bald errieth ich, daß es meine Großtante sey, die jene Lüge von seiner Vermählung erfunden habe, um mich ihm zu entreißen. Ich erinnerte mich, wie sehr sie stets gegen meine Verbindung mit ihm gewesen, die ihrem Stolz und ihren hochfliegenden Plänen nicht zusagte; ich besann mich mehrerer Äußerungen, die ihr entschlüpft waren, und die ich damals nicht zu deuten wußte, jetzt verstand ich sie nur zu deutlich. Sie, und nur sie allein, hatte die ganze Intrigue geführt; mein Gatte, davon war ich überzeugt, wußte nichts von dem Betrug, mit dem man mich umgarnt hatte. Seine strenge Rechtlichkeit, sein edler Stolz bürgten mir dafür, daß, wie

wünschenswerth ihm auch mein Besitz gewesen, er denselben doch nie durch eine Niederträchtigkeit erkaufte haben würde. Darum sollte ihm das Verhältniß, in dem ich früher zu *Blendheim* gestanden, stets ein Geheimniß bleiben. Sein Zartgefühl hätte zu schmerzlich darunter gelitten, wenn ihm die Wahrheit klar geworden wäre, wenn er erfahren hätte, daß ich erst dann eingewilligt, die Seine zu werden, nachdem fremde List die Bande zerrissen, mit denen mich meines Vaters Wille an *Blendheim* gefesselt.

Am nächsten Morgen erhielt ich ein Schreiben von diesem, das meine Vermuthung bestätigte; er theilte mir darin Alles mit, was, seit er mich verlassen hatte, mit ihm vorgegangen war. Der Tod meines Vaters war ihm von meiner Großtante in sehr kalten, kurzen Worten gemeldet worden; meiner hatte sie in ihrem Schreiben nicht erwähnt. Bange Unruhe hatte sich *Blendheim's* bemächtigt, als er auf mehrere Briefe, die er an mich schrieb, und welche ich nie erhalten habe, keine Antwort empfing; schon war er entschlossen gewesen, mich bey meinen Verwandten aufzusuchen, um aus meinem eigenen Munde zu erfahren, ob er mich als für sich verloren betrachten müsse, als er einen Auftrag von seinem Hofe erhielt, sich in Geschäften von der größten Wichtigkeit sogleich nach L... zu begeben. Es blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen; er schrieb mir noch einmal, und beschwor mich, mein unerklärliches Schweigen zu brechen, und ihm zu sagen, was mich zu einem so seltsamen, räthselhaften Betragen gegen ihn veranlasse. Ich habe dieses Schreiben eben so wenig als die übrigen erhalten, vermuthlich sind sie sämmtlich in meiner Großtante Hände gerathen, die sie mir vorenthielt, um nicht durch *Blendheim's* Dazwischentreten in den Plänen, die sie mit mir hatte, gestört zu werden; meinen Briefen an ihn mag es wohl eben so gegangen seyn. — Ein unennbares Weh bemächtigte sich meiner Seele, und ich konnte mich des Mitleids für *Blendheim*, und der qualvollen Sorge, wozu ihn seine leidenschaftliche Hefigkeit treiben werde, nicht erwehren. Er hatte mich in den flehendsten Ausdrücken um eine Unterredung beschworen, die ich ihm nicht zu gewähren fest entschlossen war. Wir hatten uns nichts mehr zu sagen; Alles war geendet zwischen uns, und ich kannte *Blendheim* genug, um zu wissen, daß sich seine Leidenschaft den kühnsten, frevelhaftesten Hoffnungen überlassen würde, wenn ich mich einmal schwach finden ließe. Dieser Überzeugung gemäß schrieb ich einige Zeilen an *Blendheim*, in welchen ich ihn bat, meiner Ruhe zu schonen und würdiger von mir zu denken, als daß ich mir in meinen jetzigen Verhältnissen ein heimliches Einverständniß mit ihm erlauben möchte, welches, würde es entdeckt, mich mit Schmach bedecken, und bliebe es auch verborgen, mir meinen innern Frieden auf ewig rauben, mich vor mir selbst entehren würde.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß ich etwas von *Blendheim* hörte. Als ich wieder mit ihm zusammentraf, hielt er sich in streng gemessener Entfernung von mir, und vermied beynahe mich anzublicken. Schon dankte ich Gott, daß er das drohende Gewitter so gnädig von meinem Haupte abgewendet, schon schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, *Blendheim* sey zu klarer Einsicht der Verhältnisse gelangt, schon wagte ich wieder auf friedliche, glückliche Tage zu hoffen, als plötzlich das stolze Gebäude meiner Erwartungen durch einen gräßlichen Schlag für immer zerschmettert ward.

Eine Unpäßlichkeit hatte mich eines Abends verhindert, meinen Gemahl



ins Schauspiel zu begleiten, wie ich es gewöhnlich that; ich war diesmal allein zu Hause geblieben, und saß, mit Schreiben beschäftigt, in meinem Cabinet. Ein Geräusch im Nebenzimmer erregte meine Aufmerksamkeit, ich stand auf, um zu sehen, wer draußen sey, als sich die Thüre öffnete und *Blendheim* vor mir stand. Er bemerkte den Schrecken, den mir seine Gegenwart verursachte, und sagte mit ruhig scheinendem, aber seltsam unheimlichen Tone: „Ich bin es, *Clary*. Vergeben Sie mir mein unerwartetes, unerwünschtes Erscheinen, ich mußte Sie noch einmal sehen, das letzte Mal für lange, lange Zeit, vielleicht für immer.“

„Was wollen Sie von mir? Haben Sie bedacht, welcher Gefahr Sie mich aussetzen?“

„Fürchten Sie nichts. Das Vorzimmer war leer, als ich kam. Ihr Gemahl ist, wie ich weiß, nicht zu Hause, wer sollte um mein Hierseyn wissen? Und glauben Sie denn, daß dergleichen armselige Rücksichten auf mich, dessen Seele von tausend Qualen zerrissen ist, noch Einfluß haben können? Nein, ich habe genug gelitten, mag nun die Reihe an die Andern kommen. Einen Trost, Eine Freude wollte ich mitnehmen auf den langen, dunklen Weg: ich verlasse Sie, ich will von hier fort. Nur einmal noch wollte ich Sie sehen, sprechen, Ihr Mitgefühl mir erringen, und — *Clary*, vergessen Sie mich nicht ganz! Ich möchte von Ihnen nicht so ganz vergessen werden.“

„Gehen Sie, mein Freund, und möge Gott Sie geleiten. Nehmen Sie die Überzeugung mit sich fort, daß Ihr edelmüthiges Opfer mich mit der innigsten Achtung für Sie erfüllt, und wenn es Sie in Ihrem Unglück trösten kann, so wissen Sie, daß ich stets mit Freundschaft des Mannes gedenken werde, der es mir brachte.“

„Das wußte ich, o das wußte ich, daß Ihre Engelsgüte meinen Schmerz zu lindern versuchen würde. Geben Sie es auf, es ist vergebliche Mühe! Jedes Wort, das Sie sprechen, und in dem der ganze Himmel, den Sie im Herzen tragen, liegt, macht mir Ihren Verlust noch fühlbarer, noch unerfölicher. Verzweiflung zerreißt meine Seele, wenn ich denke, wie Alles seyn könnte, und wie es ist. Was hatte ich noch gehofft und geträumt? Es war ein schöner Traum, — nur das Erwachen war fürchterlich. Wüßte ich doch nur, daß Sie glücklich sind. Sagen Sie, sind Sie es?“

„Wie könnte ich glücklich seyn, da ich Sie leiden sehe? Sonst war ich wenigstens ruhig, und kein schmerzliches Gefühl zerquälte meine Brust, wie in diesem Augenblick. Ihre Entfernung, die Hoffnung, daß die Zeit Ihren Gram mildern werde, wird mir den Frieden wiedergeben. Es ist erniedrigend, sinnlos, und eines Geistes wie des Ihrigen unwürdig, gegen Unabänderliches ankämpfen zu wollen. Ist es nicht edler und größer, eine fromme Erinnerung und eine süße Hoffnung auf Jenseits im Busen zu tragen, als eine verbrecherische Leidenschaft? Gehen Sie, mein Freund, verlassen Sie mich. Mein Wohlwollen wird Sie überall hinbegleiten; ich weiß, Sie werden sich dessen würdig zeigen. Leben Sie wohl!“

Verzweifelt und im Wahnsinn des Schmerzes preßte *Blendheim* mich heftig an seine Brust, ein glühender Kuß brannte auf meinen Lippen; da scholl ein wilder Schrey durch das Gemach; ich blickte um — mein Gatte stand vor mir. Vernichtet sank ich auf den Sessel zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dünnemann.

## Neunte Decime.

Könnte man die Eltern nur erst zu der Überzeugung bringen, daß sie ihre Kinder schlecht erziehen, dann wäre für ein künftiges Geschlecht noch etwas zu hoffen.

Den Kaufmann acht' ich; der Krämer ist mir zuwider: Jener treibt Handel, dieser — Händel.

Wenn Einer den Andern fragt: Wie befinden Sie sich? so denkt er dabei immer zuerst an seine eigene Gesundheit.

Wenn ein Vernünftiger einmal einen dummen Streich macht, so begehen sogleich alle zehntausend Narren einen Festtag.

Die Philosophie ist eine Wissenschaft: seine Glückseligkeit, aber nicht, um sein Glück zu machen.

Theorie ist die Braut, Praxis der Bräutigam; ohne Bund mit dieser bleibt jene ungeliebt, unbenutzt, unfruchtbar wie eine alte Jungfrau.

Recht und Rechtes sind zweyerley. Wer's mit Erstem hält, ist der Soldat, wer dem Zweyten nachlebt, der Held der Tugend.

Die meisten hadern nur darum mit ihrem Schicksal, weil es ihnen seine Pillen nicht mit der Zierlichkeit eines Apothekers reicht.

Es könnte zwischen Menschen gar nie zum Streit kommen, wenn nur Jeder es sogleich über sich gewinnen könnte, den Andern für verrückt zu halten.

Kein Stolz ist gerechter, als der des Tagelöhners, womit er Abends die sauer verdiente Butter auf sein Brot streicht.

## Mittheilungen aus Rom.

Rom, Ende April 1835.

Man muß wenigstens ein volles Jahr in Rom gelebt, man muß den Wechsel aller Jahreszeiten daselbst erfahren haben, um aus den einzelnen Wahrnehmungen ein treues, vollkommenes Bild der alten Siebenhügelstadt und ihrer großartigen Campagna in seine Heimat zurückzubringen. In keiner Hauptstadt Europa's ist das öffentliche Leben im Winter von jenem während des Sommers in Ton und Färbung so verschieden, so grell abspringend, als in Rom. — Die glühende Sonne des letzten Sommers lagerte sich mit furchtbarem Ernste auf den ausgebrannten vulkanischen Boden des alten Latiums. Der Scirocco, in seinem fahlen Nebelmantel gehüllt, durchschlich wochenlang die Straßen der Stadt, und scheuchte Kraft und Frohsinn von allem Leben hinweg. Die wohlhabenderen Römer flüchteten sich in die Gebirge. Die Besuche der Fremden waren sparsam. Auch die Campagna bietet im Sommer den Anblick eines öden, dürreren Landes dar. Die Oberfläche des Bodens zerfällt sich zu weißem Staub. Auf den Bahnhöfen, die nicht gepflastert sind, sinkt man tief ein. Auf den Heiden schwankt stiches Gestrüppe und wüßtes Kraut; nur hier und da leuchtet ein Olivenbaum oder eine Pinie nach Erquickung. Die Sonnenstrahlen zucken, wie scharfgespitzte Dolche, auf die Hügel nieder. Ein grauer Dunst breitet sich über das Land aus. Stellenweise steigt aus Schwefellagern oder aufbrodelnden Schwefelwässern ein unheimlicher Dampf in weißlichen, schlangenartig gewundenen Fäden empor. Abends wird die Luft schwer und feucht und beengt das Athmen. Oft wischen dunkelrothe, stäubige Leuchtungen, wie

verwaisle; Gedankenfunken der entschlummerten Lebenskraft, über die träge Erde hin. Die brennrothen Tinten des Gestrüppes und des zerklüfteten Bodens geben der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter. Die Natur spricht hier unverhohlen ihren tiefen Schmerz aus. Kaum aber tritt im Monat October die kühlere Jahreszeit ein, so verändert sich die ganze Scene. Das ausgetrocknete Heidefeld verwandelt sich in die üppigsten Triften. Die Hirten treiben ihre zahllosen Heerden von den Bergen in die fetterreichen Niederungen. Kräftig und gesund tritt nun das Leben dort auf, wo es sich früher dürrer und sich fortgeschleppte.

Auch Rom ist wie durch einen Zauberschlag verwandelt. Die Geflüchteten strömen in die Stadt zurück. Schwärme von Reisenden dringen zu allen Thoren herein. Fortwährend rasseln Reisewägen über die Piazza del Popolo den schönen Corso hinab. Im vorigen Winter war die Anzahl der Fremden besonders stark, und wuchs täglich, je näher der Carneval herbeyrückte. Der Frohsinn schlug in Rom wieder seine Herberge auf und lud alle Bewohner an seine buntbesetzte Tafel.

Vor zwey Monaten gaben die deutschen Künstler dem Director der hiesigen französischen Akademie, Horace Vernet, ein großes Abschiedsfest, bey welchem gegen 170 Personen, worunter die ersten Künstler und ansehnlichsten Fremden gegenwärtig waren. Das Fest, das durch Glanz verherrlicht und durch Munterkeit belebt war, fand im Pallaste Ruspoli auf dem Corso Statt. Der Saal war höchst geschmackvoll und sinnreich decorirt. In der Mitte der schön ausgeschmückten Hauptwand stand auf einer Erhöhung Vernet's Büste, von Thorwaldsen's Meißerhand. Während des Festes wurden mehrere, auf die Feyerlichkeit sich beziehende Reden gehalten. Auch ward ein schönes Lied abgesungen, das Firmench, ein junger, vielversprechender Literat aus Eöln, eigens für diese Gelegenheit gedichtet hatte. Vernet wurde von Thorwaldsen und Reinhardt, dem Veteranen der deutschen Maser, mit einem Lorbeerkranze bekränzt. — Horace Vernet tritt nun eine große Reise an, um alle Schlachtfelder Napoleon's an Ort und Stelle zu zeichnen. Er wird alle Schlachten dieses größten aller Feldherren malen. Von solcher Meißerhand läßt sich nur Außerordentliches erwarten.

Der Carneval war sehr glänzend und heiter. Dem Scherz und Muthwillen ließ man frey die Zügel schießen. Das Werfen mit den Confetti soll dieses Jahr stärker als jemals gewesen seyn. Beym Wettlaufe der Pferde am Corso sind mehrere Personen überrannt worden. Die deutschen Künstler hielten am Fastnachtdienstag zur allgemeinen Betustigung einen allegorischen Maskenaufzug, und stellten in sinnreichen Verkleidungen den ganzen Olymp dar. Die Götter und Göttinnen waren aufs lächerlichste parirt. — Die Truppen der römischen Theater waren, mit Ausnahme der beyden ersten Sängern, schlecht bestellt. Die Primadonna in beyden Opernhäusern waren Deutsche, nemlich im Theater Apollo die vortreffliche Unger, und im Theater della Valle Dlle. Speck. Unger's Stimme hat an Klang, Umfang und Biegsamkeit seit ihrem Abschiede von Wien unglaublich gewonnen; auch ihre Gestalt ist üppiger und gebieterischer geworden; ihr Portamento ist schön und edel; ihr Organ und ihre Sprache sind nun ächt italienisch, ihre Kehle ist ganz nationalisirt. Sie behauptet nach der genialen Malibran und der großartigen Pasta vielleicht den ersten Rang unter den Opernsängerinnen Italiens. Von den Italienern wird sie beynabe vergöttert. Eine Menge huldigender Lobgedichte sind auf sie erschienen. Den größten Triumph ihres Talentes feyerte sie aber im vorigen Herbst in Livorno. Sie wurde während einer Abendvorstellung 23 Mal gerufen, und mit Sonetten und Lorbeerkränzen beynabe überschüttet. Dieser Beyfall war für sie um so ehrenvoller, da die unwidersehtliche Malibran zur selben Zeit in dem nur vier Stunden entfernten Lucca sang. Die zwerte Primadonna, Dlle. Speck, hat keine ganz reine Stimme mehr, sie ist schon etwas ausgefungen; übrigens bleibt sie noch immer eine vorzügliche Sängern. Die übrigen Paeten in beyden Theatern waren nur schwach besetzt, die Chöre aber waren sehr schlecht. Meistens gab man Norma und Sonnambula.

Mit dem Carneval verschwanden auch die meisten Fremden. Die Zeit der Fasten war wie gewöhnlich still und feyerlich. Vor vierzehn Tagen war Rom zur Feyer von vier neuen Cardinals wählen zwey Nächte hinter einander illuminirt. Während der Charwoche strömte Alles nach der Pylarustreppe am Lateran, um die geweihten, prächtig verzierten Stufen auf den Knien hinauf- und hinabzurutschen, und sich somit den ersehnten Ablass zu verdienen. Eben so wimmelte das Colosseum, wo nun der Aufgang gehalten wird, von andächtigen Leuten. Am grünen Donnerstage wurden vier Engländer an der Sixtinischen Capelle von der Schweizerwache arretirt, weil sie sich mit

Gewalt hineindrängen wollten. Da dieselben bey der Verhaftnehmung den äußersten Widerstand leisteten, wurden sie nach dem Gefängnisse abgeführt. Einer der Arretirten ist ein Lord. Die Damen, welche die Engländer begleiteten, erhoben ein fürchtbares Getösegeschrey. — Die Osterfesttage wurden auf die gewöhnliche Art gefeyert. Der Zusauß der Fremden war aber viel schwächer als in andern Jahren.

Bald nach dem Carneval wurde es Abends in den Straßen Roms sehr unsicher. Mehrere Personen wurden überfallen und niedergeböhlt. Auch die Landstraßen werden jetzt häufig durch Räuberüberfälle bedroht. Vor Kurzem sind vier englische Familien auf der Reise angefallen und ausgeplündert worden. — Selbst Werke der Barmherzigkeit machen auf diese Strauchdiebe keinen heilsamen Eindruck. Der heil. Vater begnadigte an seinem diesjährigen Krönungsfeste 60 Verbrecher. Diese Stenden machten aber von ihrer erlangten Freyheit den schändlichsten Mißbrauch. Kaum waren sie aus den Ketten der Galeeren entlassen, so kehrten sie sammt und sonders zu ihrer Lieblingsprofession, zur Weglageren, zurück. Sie rotteten sich zusammen, bewaffneten sich, und streifen nun mit rastloser Thätigkeit im römischen Gebiete herum, wo sie alle Wege und Straßen unsicher machen. Auch dem herzlichsten Reisenden wird es auf einer Strafe unheimlich, auf der er bey jeder Wendung befürchten muß, drey bis vier Tromboni (Flinten mit weiten Mündungen, woraus 10 bis 15 Kugeln auf einmal geschossen werden) gegen sein theures Leben anschlagen zu sehen. Diese tragischen Beutelschneider halten ihr Handwerk für einen eben so rechtschaffenen Erwerb, wie die deutschen Raubritter des Mittelalters ihre Plünderungen für eine anständige Beschäftigung der Bevorrechteten hielten. — Es sind aber bereits Carabiniers und Truppenabtheilungen gegen das Raubgesindel ausgesandt worden. Besonders ist die Strafe nach Civita vecchia sehr unsicher. Auf dieser, durch ein wüßtes Hügelterrain führenden Landstraße sind schon viele Wägen ausgeplündert worden. Und doch muß der kloße Name: Civita vecchia jedem Räuberohre wie der Ton der Weltgerichtsposaune klingen; denn in den Vagni der dortigen Festungswerke ist eine Unzahl von Galeerensträflingen und Verbrechern eingekerkert. Auch der überüchtigte Freybeuter und Mörder Casparone ist daselbst mit seinen 24 Raubgenossen, seinem Endurtheile entgegenbarrend, in strenger Haft. Ich sah ihn, in Gesellschaft mehrerer Reisenden, durch die Gefälligkeit des commandirenden Officiers. Die Räuber lugten aus einer Art festvergitterter Mezzanine wie Nachtenten hervor. Aus ihren Physiognomien wäre eine reichhaltige Banditencharacteristik zu studieren gewesen. Casparone wurde in ein abgesondertes Zimmer geführt. Wir konnten ihn ganz in der Nähe beobachten. Sein Gesicht hat in Blick und Ausdruck viel von einer Hyäne. Die Augen liegen tief und nahe an einander; der Blick ist scharf, doch tödtlich und scheu. Die Nase ist langgezogen, an der Spitze über den Mund vorhängend; der Mund breit mit schmalen Lippen, die, an den Winkeln hinaufgezogen sind; die Haare schwarz, kurz und glatt, vorn ist ein Plätschen etwas kahl und grau. Die Gestalt ist hoch, aber nun gebeugt und demüthig scheu. Er ist 42 Jahre alt, und aus dem Volskergebirge, dem Eldorado des Nordes, gebürtig. Als er von uns beschenkt wurde, grinste er auf eine unheimliche Weise; ich sah es ihm aber an, daß er uns viel lieber noch erdroffelt hätte. Er gab auf jede Frage gehörigen Bescheid. Er behauptete, nur zu seiner Vertheidigung einige Menschen getödtet zu haben. Der Capitän versicherte uns aber, er habe mehr als hundert Nordthaten begangen. Der Anblick dieses Verbrechers machte auf Jeden einen tiefen Eindruck. Doch kehren wir von diesen Zerrbildern der Menschheit zu den schönen Schöpfungen der Kunst in Rom zurück.

(Der Schluß folgt.)

### L i t e r a t u r.

1. Der Naturfreund, oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes, durch eine möglichst vollständige Sammlung mit größter Sorgfalt ausgeführter, von den vorzüglichsten Künstlern gezeichneter und in Kupfer und Stahl gestochener treuer Naturgemälde, erläutert für gebildete Leser aller Stände, so wie für Schulen bearbeitet und herausgegeben von H. Th. Ludwig Reichenbach ic. ic. Leipzig. Verlag der Expedition des Naturfreundes. 1834. (In Wien, bey C. Gerold.) 1te, 2te, 3te und 4te Lieferung. 8. Jede Lieferung schwarz 30 fr. C. M. und colorirt 1 fl. C. M.
2. Regnum animale iconibus exquisitissimis in tabulas chalybeas incisis illustratum cum commentario succincto editum auctore H. Th. Ludovico Reichenbach etc. etc. Fasciculus I. Icones 1—47. Classis prima. Mammalia. Lipsiae. Expedi-

tion des Naturfreundes, Wilhelm Wagner. (In Wien, wie oben.) 1834. 8. Jede Monatslieferung mit 4 Stahlstichen und 1 Bogen Text, schwarz die Lieferung 1 fl., illuminirt 2 fl.

3. Das Universum der Natur, zur Unterhaltung und Belehrung über Vor- und Mitwelt. Von H. Th. Ludwig Reichenbach 1c. 1c. Erste Lieferung: Das Pflanzenreich. Zweite Lieferung: Das Meer, eine öffentliche Vorlesung. Leipzig. Verlag der Expedition des Naturfreundes. 1834. 8. (In Wien, wie oben.) 2 fl. 30 kr.

Es dürfte beynahe an der simplen Anzeige obiger drey Werke genügen, welche hier unter der Firma des in der Reihe der ausgezeichnetsten Naturforscher unserer Zeit einen ehrenvollen Rang einnehmenden Hofrathes Reichenbach aus Licht treten, um sämtliche Freunde der Naturkunde schon im Vorhinein zu ihren Gunsten einzunehmen. Und wirklich kann ein auch nur flüchtiger Blick auf das, was uns hiemit geboten wird, dieses günstige Vorurtheil nur in volle Überzeugung umwandeln. Nr. 1 liefert eine so genaue und vollständige Sammlung von Abbildungen, als wir sie wohl nirgends finden. Sie sind theils des Hrn. Verfassers eigenen über zwanzig Jahre hinausreichenden Sammlungen entnommen, theils kostbaren und schwer zu erhaltenden Prachtwerken entlehnt, von vorzüglichen Künstlern in Kupfer und Stahl gestochen und unter Hrn. Reichenbach's unmittelbarer Aufsicht und Leitung colorirt\*). Ja selbst auf charakteristische Stellen und Umgebungen der Thiere ist die sorgsamste Rücksicht genommen. Der erläuternde Text ist, wie es sich von einem Reichenbach nicht anders erwarten läßt, mit der größten Sachkunde, Klarheit und Umsicht gearbeitet, und auch in stilistischer Hinsicht musterhaft. — Nr. 2 enthält die nemlichen Abbildungen mit einem succincten lateinischen Texte, der in möglichst gedrängter Kürze alles zusammenfaßt, was zur wissenschaftlichen Kenntniß eines Thieres erforderlich ist. — Nr. 3 führt uns in seiner ersten Lieferung das Pflanzenreich in seinen natürlichen Classen und Familien entwickelt, und durch mehr als tausend in Kupfer gestochene übersichtlich-bildliche Darstellungen vor Augen. Den ersten Entwurf zu einer auf die Steigerung der Organisation — das zu natürlicher Betrachtung der organischen Natur einzig anwendbare Princip — gegründeten Anordnung des Pflanzenreiches theilte der Hr. Verfasser bereits den im Jahre 1822 zum ersten Male versammelten deutschen Naturforschern und Ärzten in Leipzig in einem Vortrage mit, und bietet nun das interessante Resultat seiner weiteren zwölfjährigen Forschungen über diesen Gegenstand den Freunden der Natur zu einer ausgedehnteren Benützung dar. Die zweite Lieferung ist ein Abdruck einer vom Hrn. Verfasser im naturhistorischen Hörsaale in Dresden gehaltenen öffentlichen Vorlesung, deren äußerst interessanter Gegenstand „das Meer“ ist, mit dem inhaltschweren Motto von Schubert: „Wir wissen von dem Inneren unseres eigenen Weltkörpers gar nichts Sicheres; vermuthen läßt sich jedoch, aus dem planetarischen Abwägen desselben, so wie aus der Beobachtung der Temperatur der Tiefe, aus der Geschichte der Vulkane und der Quellen, Einiges.“ Hiemit ist auch zugleich die Tendenz dieser herrlichen Vorlesung und der Standpunct angegeben, aus dem sie zu betrachten ist. Gewiß, wir sind auf das innigste überzeugt, daß sie Niemand unbefriedigt aus den Händen legen werde, und freuen uns schon im Voraus auf ähnliche Genüsse, da Hr. Reichenbach, um dem allgemeinen Wunsche seiner Zuhörer zu genügen, auch seine weiteren Vorlesungen der Presse zu übergeben versprochen hat. — Druck, Papier und mäßige Preise tragen ebenfalls das Ihrige dazu bey, die Verbreitung dieser Werke zu fördern, die wir den geehrten Lesern unserer Zeitschrift auf das angelegentlichste empfehlen zu dürfen glauben.

F. v. F.

\*) Indessen sind auch uncolorirte Exemplare zu haben.

#### Modenbild XXIV.

Ein Oberkleid von Foulard crystal mit schwarzen Blonden geziert, nach einem Originale des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein grauer Gazehut mit Blumen und Gazeband, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 13. Juny 1835.

71

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voreinszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von M. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

„Also doch, doch, trotz Schwur und Eid! Also entschieden,“ sagte Wahlburg dumpf und tonlos.

Ich versuchte zu sprechen; er unterbrach mich mit einer Geberde des Abscheues. „Schweigen Sie, in Ihrem Munde wird die Wahrheit zur Lüge. Was soll ich mit einem Weibe, das selbst für meinen Haß zu nichtswürdig ist, an dem ich meine besleckte Ehre nicht rächen kann? — Von Ihnen,“ fuhr er zu Blendheim gewendet fort, „von Ihnen erwarte ich mir Genugthuung, Sie müssen Sie mir leisten, wenn Sie nicht ganz Schurke sind.“

Blendheim stand hoch aufgerichtet, mit stolzem, funkelnden Blicke, und entgegnete endlich mit unterdrücktem Grimm: „Wann, und wo's beliebt, doch nur unter einer Bedingung, — auf Leben und Tod!“

„Glauben Sie, ich sey Willens, mit dem letzten Rettungsmittel verwundeter Ehre ein schnödes Possenspiel zu treiben? Sie oder ich — Einer von Beyden.“

„August,“ rief ich verzweifelnd, „um der ewigen Barmherzigkeit willen, höre mich, ich will wahr seyn. Bey dem Heiligsten schwöre ich dir...“

Ein Blick der tiefsten Verachtung machte mich verstummen. „Ersparen Sie sich die Sünde eines zweyten Meineids, ich weiß, was ich zu denken und zu thun habe.“

„Bestimmen Sie Zeit und Ort,“ unterbrach ihn Blendheim mit Heftigkeit.

Mein Gatte bestimmte die sechste Morgenstunde des nächsten Tages; als Ort des Zusammentreffens erwählte er ein einsam abgelegenes Wäldchen, unfern der Stadt. Nur die Waffen blieben noch zu bestimmen; seine Wahl fiel auf Pistolen.

„Noch Eines,“ fügte er hinzu, „nur das strengste Geheimniß kann meine Ehre retten; würde der Grund unseres Zweykampfes einem Dritten bekannt, so würde das Opfer, das ich ihr mit meinem oder Ihrem Leben zu

bringen im Begriffe bin, fruchtlos und vergeblich seyn. Darum, keine Secundanten.“

Blendheim willigte ein, verbeugte sich kalt und ging, nachdem sein Blick noch einmal auf mich gefallen war, die halb ohnmächtig, keines Wortes, keines Lautes mehr fähig, im Sessel lag.

Als wir allein waren, und ich noch immer in meiner vorigen Regungslosigkeit verharrte, näherte sich mir mein Gatte und bat mich fremd und kalt, mich in meinem Schmerze zu mäßigen, der, würde er bemerkt, die Aufmerksamkeit und den Argwohn unserer Hausgenossen erregen müßte. „Sie haben mir Alles geraubt, was dem Menschen theuer und heilig ist, mein Glück vernichtet, meine Ehre zertreten, den schrecklichsten Verrath an mir verübt; so retten Sie doch wenigstens den Schein. Aus Schonung für Sie und mich will ich Ihr Vergehen den Augen der Welt verbergen, Niemand soll es erfahren. Handeln Sie mir also nicht selbst zuwider, und suchen Sie wenigstens der Verachtung der Menschen zu entgehen, da schon die meinige schwer genug auf Ihnen lastet.“

Er wollte sich entfernen. Die Verzweiflung gab mir Kräfte, ich eilte ihm nach, sank vor ihm auf die Knie, bedeckte seine Hände mit Küssen und Thränen und beschwor ihn, mich nur zu hören. Still und düster hob er mich vom Boden auf. „Lassen Sie das. Die Zeit ist vorüber, wo Ihre Worte und Thränen Zaubergewalt über mich hatten. Gemordeter Glaube ersticht nun und nimmermehr aus seinem Grabe!“

Rasch und heftig zog er die Klingel. „Die Gräfinn ist unwohl,“ sagte er zur eintretenden Kammerfrau, „bleiben Sie heute Nacht bey ihr, und entfernen Sie sich keinen Augenblick von ihrem Bette.“

„Soll ich um den Arzt schicken?“ fragte die Bestürzte.

„Nein, ich denke, es ist ein vorübergehendes Übelbefinden, das nur der Pflege und Ruhe bedarf; darum will ich mich entfernen. Gute Nacht, Clara!“ Meine Sinne schwanden. „Gute Nacht!“ stöhnte ich vergehend.

Ich frage mich noch jetzt mit Schaudern, wie es möglich war, jene Nacht zu überleben, in der sich die Qualen eines Jahrhunderts zusammendrängten. Wie ward mir aber, als ich am nächsten Morgen um die bestimmte Stunde den Hufschlag eines Pferdes vernahm, das seinen Reiter im eiligen Galopp forttrug. Als könnte ich mich dennoch geirrt haben, als wäre Täuschung möglich, fragte ich die Kammerfrau, wer schon so früh ausreite. Sie trat ans Fenster. „Es ist der Herr Graf. Ey, wie schnell er reitet, schon ist er am Ende der Straße. Und so ohne alle Begleitung, — das pflegt er sonst nie zu thun.“

Ich schwieg vernichtet. In bewußtloser Betäubung verbrachte ich die nächsten Stunden, dann brachte man mir meinen Gemahl, eine tödtliche Kugel im Herzen, entseelt zurück. —

Es war Abend geworden, mein Gemahl lag im Leichenschmucke feyerlich aufgebahrt. Die Freunde, die ihn noch sehen, die Armen, die noch zum letzten Male ihres Wohlthäters milde Hand küssen wollten, hatten sich entfernt, ich war allein bey ihm geblieben. Erst jetzt wagte ich es, ihn genauer zu betrachten, ein eisiger Schauer durchrieselte meine Glieder, als ich ihn, der noch vor wenigen Tagen so lebenskräftig war, nun in starrer fürchterlicher Ruhe hingestreckt sah, fühl- und lautlos. Und das war mein Werk, das hatte ich gethan!

Der Eintritt eines Dieners machte mich aufblicken; er meldete mir, ein Freund meines Gatten ersuche mich um die Erlaubniß, ihn heute noch sehen zu dürfen, indem er noch in selber Nacht die Residenz verlassen müsse. Ich willigte ein und befahl, den Fremden, welcher seinen Namen nicht genannt hatte, einzuführen. Wie soll ich mein Entsetzen, meine Empörung schildern, als nach wenigen Augenblicken Blendheim ins Zimmer trat.

Ehe ich noch das Gemach verlassen konnte, hatte er meinen Arm erfaßt und zwang mich zu bleiben. Mit Abscheu wandte ich mich von ihm los und fragte: „Was suchen Sie hier in diesem Hause des Unglücks? Was wollen Sie von mir Glenden, deren Jammer Sie allein verschuldet? Ist es Neue, die Sie hieher führt? — o bey Gott sie kommt zu spät!“

„Neue?“ fragte er mit dumpfem unheimlichen Tone. „Ich kenne dieses Wort nicht. Ich habe meinen Feind getödtet, was weiter? Sein Leben war mir Tod, sein Tod ist mir Leben. Die Erde hatte nicht Raum für uns Beyde, Einer mußte fallen, das Schicksal hat für ihn entschieden. Wir haben in kühnem, offenem Kampfe um einen herrlichen Preis gekämpft — um dich. Ich habe den Preis errungen. Gestern noch wollte ich mein Leben als eine unerträgliche Bürde von mir werfen, nun nehme ich es wieder auf, nun ist es mir theuer und werth, nun will ich leben.“

Ich stand erstarrt. „So hat Sie denn,“ entgegnete ich, „der Wahnsinn Ihrer gräßlichen Leidenschaft so ganz verblendet, daß Sie wännen, ich werde meine Hand in die legen, die noch trieft vom Blute meines Gatten.“ —

„Sie verstehen nicht, was ich meine. Nicht von Besitz ist hier die Rede, Sie können nimmermehr die Meine werden, das erkenne ich und bin stark genug, dieser Erkenntniß nicht zu erliegen. Was mich zum Selbstmorde trieb, war nicht der Schmerz um Ihren Verlust, sondern die wilde, unaussprechliche Qual, einen Andern im Besitze des Gutes zu sehen, das man mir so schändlich, so häßlich entrißen hatte. Nun aber sind Sie frey; vermochte ich Sie auch nicht für mich zu erringen, so konnte ich Sie doch dem verhaßten Nebenbuhler entreißen; das genügt, um mir das Leben wieder erträglich zu machen. Doch jetzt noch Eines, — denn ich will nicht umsonst zum Mörder geworden seyn; geloben Sie mir, nie wieder einem Manne angehören, nicht durch eine neue Verbindung alle die Folterqualen, die ich schon erduldet, wieder wecken zu wollen. Erneuern Sie mir den Schwur strenger, unverbrüchlicher Treue, den Sie mir einst leisteten, um seiner so bald zu vergessen, und wehe Ihnen und mir, wenn Sie ihn auch dießmal brechen!“

Webend leistete ich das verlangte Versprechen.

„Wehe Ihnen und mir, wenn Sie ihn auch dießmal brechen!“ wiederholte er im Tone feyerlicher Beschwörung, „mein Gericht würde Sie ereilen, wohin Sie auch flöhen. Durch mich, durch meinen eigenen Mund würde die Welt erfahren, daß es meine Hand gewesen, durch die Ihr Gatte fiel; das Gesetz: Aug um Aug, Zahn um Zahn, Leben um Leben, sollte sich an mir vollstrecken, und Ihr durch mein Bekenntniß schmachbeladener Name nur mit Abscheu und Verachtung genannt werden. Irre ich, wenn ich glaube, dießmal auf Ihre Treue bauen zu können? Nie soll mich Ihr Auge erblicken, das verspreche ich Ihnen. Halten Sie Ihren Schwur, wie ich den meinigen halten werde. Sie wissen, was die Folgen Ihres Meineids seyn würden. Bey dem allmächtigen Gott schwöre ich es Ihnen, meine



Rache würde Sie auffuchen, wo Sie auch wären, nirgends vermöchten Sie dem Jammer zu enttrinnen, den ich mit einem einzigen Wort über Sie zu bringen vermag! Vergessen Sie dieß nie, und nun ein ernstes, letztes Lebewohl.“

Er reichte mir die Hand; scheu hebte ich von seiner Berührung zurück, und umklammerte mit beyden Armen den Sarg, als könne mir an dieser heiligen Stätte kein Leid geschehen. In stummer Verzweiflung stand Blendheim, den Blick starr auf mich heftend; ein banges Stöhnen drang aus seiner Brust, und mit dem schmerzzerstüßten Schrey: „Lebe wohl!“ stürzte er wild aus dem Gemach.

Bald nach dem Tode meines Gemahls verließ ich die Residenz, deren fröhliches Gelärm und Getreibe mit dem todesbittern Gram, den ich im Busen trug, so quälend contrastirte, und bezog das Landgut, wo ich lebte, da du mich kennen lerntest. In der völligen Abgeschlossenheit, jeden Umgang ängstlich vermeidend, verlebte ich einförmige, trostlose Tage. Carl, den ich, ehe ich die Residenz verließ, als arme verlassene Waise an Kindesstatt angenommen hatte, war meine einzige Freude; seine kindliche Heiterkeit milderte meinen tiefen Kummer, seine innige Zärtlichkeit erquickte mein liebebesnndes Herz. Oft betrachtete ich ihn, wenn er, vom Spielen ermüdet, in meinem Arm süß und friedlich entschlummert war, und meine Seele, von allgewaltigem Muttergefühl erfüllt, hatte keinen Raum mehr für Sorgen und Schmerzen. Jede meiner Empfindungen, jeder meiner Gedanken war ihm geweiht, mir war, als habe die Vorsehung selbst dieses holde, süße Wesen mir zugeführt; das einzige, das ich liebte, das einzige, das ich lieben durfte, und mit heiligen Eiden gelobte ich mir sorgsam, wie eine Mutter über sein Glück zu wachen, und jedes Opfer, das ihm nützlich seyn könne, mit Freuden zu bringen. Es ist mir ein himmlischer Trost, nun, da schon die Fittige des Todes um mein Haupt rauschen, mir sagen zu können, daß ich mein Versprechen treu erfüllt.

(Der Schluß folgt.)

### R u h e.

Du Ruhe, bist das höchste Gut:  
Der Mensch erkämpft dich nur durch Muth,  
Durch ernste Übung bit'trer Pflicht;  
Er hat dich, — und sein Auge bricht.

Natur! wie anders ist's bey dir, —  
Wie weilt der Friede ewig hier!  
Wie senkt er seinen Hermesstab  
Auf dich, du ewig off'nes Grab!

Verwesung, wo mein Auge späht,  
Und Leben, wo mein Athem weht;  
Der Fels verwittert: sammtines Mees  
Ringt sich auf ihm zum Aether los.

In längst zerbrockeltes Gestein  
Schlingt sich des Ephen's Grün hinein;  
Und wo der See den Quell verschlang,  
Furcht zehet der Pflug das Thal entlang.

Beruhigt stirbt das Abendroth, —  
Und kaum weint Nacht den schönen Tod  
Mit Thränen, die ihr Sterne nennt,  
So glüht verjüngt das Firmament.

Ein glücklich Hüttchen ragte dort,  
Der Bergstrom riß es mit sich fort:  
Und an des Strom's verlassnem Lauf,  
Da baut man neue Hütten auf.

Und schau'st du auf den Kirchhof nun,  
Wo dieses Dorfes Ahnen ruh'n:  
Was zittert um's Gemäuer hin?  
Wie schön auf Gräbern Blumen blüh'n!

Betrübt es dich? wie mag es nur?  
Ein Friedensring ist die Natur:  
Betrachtend, wie er ewig freist,  
Erhebe sich des Menschen Geist!

An aller Wesen Lust und Schmerz  
Bertröste sich des Menschen Herz,  
Und schlage liebend, sonder Ruh'  
Dem Ocean der Gottheit zu!

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

### Mittheilungen aus Rom.

Rom, am 24. April 1835.

(Schluß.)

Das vollkommen gelungene Modell zur Reiterstatue Mar Joseph's, Königs von Bayern, wurde in Thorwaldsen's Atelier und unter der Leitung desselben von dem talentvollen jungen Bildhauer Matthia ausgeführt. Es wird nun abgeformt, und dann in München in Erz gegossen. Das Modell zu Guttenberg's Denkmahl, das in Mainz errichtet wird, ist bereits fertig. Dr. Wolfgang Menzel befindet sich gegenwärtig in Rom, um mit Thorwaldsen in Betreff des Schiller-Monumentes eine Uebereinkunft zu treffen. Thorwaldsen hat, aus Achtung für den gefeyerten Genius, die Arbeit unentgeltlich übernommen; nur muß der Schiller-Verein, dem man auch in Rom das beste Gedeihen wünscht, die mit der Ausführung verknüpften, natürlich sehr bedeutenden Auslagen decken. Menzel hat den Künstlern vor einigen Tagen ein Fest gegeben, woben fast alle in Rom lebenden Deutschen anwesend waren. Menzel hielt bey dieser Gelegenheit eine sehr schöne Rede. In wenigen Tagen wird er Rom verlassen. Die hiesigen Künstler, bey denen er sich außerordentlich beliebt gemacht hat, werden ihm noch früher ein Abschiedsfest geben.

Der Veteran Koch hat seinen herrlichen „Apollo unter den Hirten“ schon zum zweyten Male ausgeführt. Er malt jetzt an der Herenscene aus Macbeth. — Cornelius wird nun ehestens nach München zurückkehren. Er hat seinen großen Carton nunmehr vollendet, der allgemein Bewunderung erregt. Diese höchst geniale und großartige

Composition stellt das „letzte Gericht“ dar. Seit Michel Angelo ist dieser Gegenstand noch von keinem Maler so kolossal in Erfindung und Ausführung behandelt worden. Der Carton zerfällt in zwei Hälften, wovon die obere die Unendlichkeit, die untere die Endlichkeit mit ihrer Zukunft enthüllt. Der obere Theil zerfällt wieder in drei Hauptideen. Christus erscheint als Richter, in der Mitte das Gewissen als Ankläger, unten ein Erzengel als Vollstrecker (Executor). Von dem Vollstrecker rechts befinden sich in der untern Hälfte des Bildes die Guten, links die Bösen. Unter diesen gewahrt man den Höllenkönig, der die Grade der Strafen bestimmt. Neben und unter ihm sind die Verdammten, die von Teufeln abwärts gezerrt werden. In jedem liegt der Charakter seiner Schuld ausgesprochen. Das Herabstürzen der Verurtheilten geschieht in dreifacher Richtung. Auf der andern Seite beginnt das Aufwärtsstreben der Seligen. Jeder wird von einem Engel geleitet. In diesen Verklärten liegt die schönste Poesie, deren die zeichnende Kunst fähig ist. Mitten unter ihnen ruht Dante, als Vater der christlichen Kunst, hervor. In der Mitte unten ist ein Zweifelhafter, dessen Seele zwischen Licht und Finsterniß schwankt. Oben im himmlischen Raume zeigen sich im Halbkreise die 24 Ältesten des alten und neuen Bundes. Zuerst schweben Engel mit den Leidenswerkzeugen, durch die symbolisch angedeutet wird, daß Christus, der die menschliche Natur in Schmerzen getragen, der einzig wahre Richter über die Menschheit seyn kann. Dieser Carton wird nun als Frescogemälde hinter dem Hochaltare der neuerbauten Ludwigskirche in München ausgeführt werden. Der Raum gestattet eine Behandlung im kolossalsten Style. Die Hauptfiguren werden 18 Fuß hoch werden. Cornelius hat sich durch diese Schöpfung verewigt.

In Rom ist jetzt die Kunstausstellung eröffnet; sie ist aber nicht stark besetzt. Feynley hat schöne Landschaften geliefert. Auf einer versuchte er, die untergehende Sonne so wahr als möglich darzustellen. Er veranschaulichte in diesem Gegenstande wirklich das non plus ultra der Malerey. Der Effect ist vollkommen erreicht. Man kann nicht in seine Sonne schauen, ohne daß einem die Augen flimmern. — Thorwaldsen's Vorrath, von Horace Vernet gemalt, ist ausgezeichnet. — Ratorp's Zeichnungen aus Dante's göttlicher Komödie sind genial. Dieser junge Künstler hat, was Composition betrifft, ein außerordentliches Talent. — Sonst verdienen noch gerühmt zu werden: eine schöne Landschaft von Müller, die Himmelfahrt der heil. Jungfrau von Rittig, und die Blumenstücke von Senf. Von deutschen Künstlern sind wenige Bilder in der diesjährigen Ausstellung; die meisten sind von Italienern. — Unter den Sculpturarbeiten zeichnen sich der Ganymed von Wredow und die Italante von Imhoff sehr vortheilhaft aus.

Vor drei Wochen starb hier der wackere Maler Pinelli, ein Römer von Geburt, der sich durch seine Genrebilder aus dem römischen Volksleben berühmt gemacht hat. Er wurde unter dem Zulaufe einer großen Menschenmenge auf das feyerlichste zur Erde bestattet.

Die Fremden ziehen nun nach den Osterfeiertagen allmählig von Rom fort. Die Stadt ist wieder still und ernst geworden, und in diesem Zustande ausschließend der Kunst geweiht. Indessen mangelt es nicht an zeitweisem Schaugepränge. An Sonn- und Feiertagen werden nun wieder die brillanten sochietti an die Ordnung kommen, die in dem zu einem Circus umgestalteten Mausoleum des Kaiser Augustus abgebrannt werden. In diesem Circus produciren sich auch die Kunstreiter. Den größten Furor in dieser Beziehung erreichte Guerra, ein Römer von Geburt, dem seine entzückten Landsleute im gedachten Mausoleum eine Inschrift im Lapidarstyle errichteten, dessen beyläufige Worte: Al Guerra, Romano, la grata patria einen klaren Beweis geben, wie hoch die heutigen Römer Gaukerverdienste zu schätzen wissen. Aus Neapel hört man so eben, daß der große Feuerwerkunternehmer Vesuv seine kolossalen Lavaproductionen eingestellt, und sich auf unbestimmte Zeit in eine bescheidene Rauchwolke gehüllt habe.

S. . . .

### Correspondenz-Nachrichten.

Prag, April 1835.

Zum Vortheile der Schauspielerinn Ulle. Herbst erschien zum ersten Male auf unserer Bühne: „Der Traum ein Leben,“ dramatisches Märchen in vier Aufzügen von Franz Grillparzer, und ich kann Ihnen offen gestehen, daß mich seit Jahren

keine dramatische Novität in so hohem Grade erreichte, als Grillparzer's; neues Werk, über welches ich absichtlich keinen der Wiener Berichte las, um mir den süßbefangenen und ungetrübten Genuß desselben nicht zu verkümmern. Mir war dabei zu Muthe, wie einem Menschen, der einen geliebten und verehrten Freund, der in langer Irrfahrt in fremden Landen umhergepilgert, deren Natur an seiner innersten Blüthe genagt, in das blühende Vaterland zurückkehren sieht, und die Wonne der Heimkehr in glühenden Gefängen ausströmen hört. Die Heimat von Grillparzer's Geist ist aber unstreitig der Hesperidengarten der romantischen Poesie mit seinen Blüthenbainen und goldnen Früchten, und ich gestehe offen, es hatte mir herzlich leid gethan, daß der Dichter dieses Gebiet, auf dem er sich schon in seiner „Abntrau“ einen der schönsten Kränze geflochten, so lange verlassen, und uns der reizenden Gebilde beraubt hatte, die wir hier von ihm hoffen konnten. Weder die historische noch die antike Poesie ist ein Waffenfeld, wo Grillparzer so reiche Siege hoffen konnte, als dort, wo seine jugendlich blühende Phantasie den weitesten Spielraum findet, in sprudeln, der Füllkassenzuströmen. Obschon ich durch die Unmasse von Gelungenem und Mißlungenem ziemlich abgekühlt im Gemüthe bin, so war doch die Wirkung dieses Drama's auf mein Gemüth so stark, daß ich mir vorkam, wie Tieck's Enthusiast, und nicht wagte, meine Ansicht dieses poetischen Werkes niederzuschreiben, bevor ich es noch einmal durchgenossen; aber diese zweyte Anschauung machte einen fast noch stärkern Eindruck auf mich, als die erste, und ich muß eilen, Ihnen meinen Bericht über dieses wahre und ächte Gedicht niederzuschreiben, wenn er nicht selbst wieder zu einem Gedicht werden soll.

Die Idee des Werkes ist seltsam und kühn, und ihre Zulässigkeit dürfte von den Altgläubigen unter den Kritikern vielleicht angefochten werden, bevor sie das Werk kennen; aber wer möchte mit dem Nar rechten, daß er mit kühnem Blick und Flügel schlag sich zur Sonne aufschwingt, wenn man dieses blühende Bild einmal betrachtet: wer möchte einen Stoff für die Bühne unpassend erklären, der sich so siegreich kund gegeben? Die Hauptfrage bey der Durchführung dieses Vorwurfs war die Art und Weise, den Übergang von der Wahrheit zum Traume zu bezeichnen, und nicht allein für den Kunstkenner befriedigend zu gestatten, sondern zugleich dem ganzen Publicum anschaulich und deutlich zu machen. Die kunstgerechte und sinnige Art, womit Grillparzer diese Aufgabe löste, bezeugt allein, daß er zum dramatischen Dichter geboren sey. Wie er uns mit zauberischer Gewalt durch die Erscheinung der beyden Genien und das Auftauchen der Felsengend mit der Brücke, und der sich um den Baumstamm windenden goldschimmernden Schlange, gleichsam aus dem Leben sanft und spielend in die phantastische Traumwelt hinüberleitet, so bringt er uns am Schlusse mittelst einer optischen Täuschung, gleichwie mit einem gewaltigen Sprunge wieder in die Wirklichkeit zurück, da wir den verblendeten Rusan, von allen Seiten verfolgt und mit dem Tode bedroht, sich in Bezweiflung von der verhängnißvollen Brücke in den Strom stürzen sehen, und er im folgenden Moment sich vor unsern Augen unruhig auf seinem Lager herumwirft, und selbst erwacht, sich noch lange nicht von seinem Traume losreißen kann. Ein einziger Zweifel in Bezug auf die Durchführung des Traumes hat sich mir aufgedrängt. So sehr ich nemlich überzeugt bin, daß es eine Natur- und eine Kunstwahrheit gebe, ja, daß letztere in der Poesie oft sogar wahrer als die erste seyn dürfte, so glaube ich auch, daß selbst diese, wo der Dichter mit kühnem Geiste uns einen Traum als Handlung vor den leiblichen und den Augen des Geistes vorübergehen läßt, die Aufgabe übrig läßt, uns so gewaltig zu ergreifen, daß unsere Individualität durch den Zauber der Poesie sich gleichsam mit jener des Träumenden verschmelze, dieser daher nie von der Scene abwesend seyn dürfe. Dieß scheint auch des Dichters Ansicht und Intention gewesen zu seyn; nur im Anfang des dritten Actes macht er eine Ausnahme, wo Zanga ihm zuvorkommt, und das Publicum mit dem Ausgang der gewonnenen Schlacht bekannt macht. Wäre das nicht zu vermeiden gewesen, wenn der König den Sieger im Triumph zu Giltaren geführt, und ihr das Schicksal der Schlacht und seine Heldenthaten verkündet hätte? In Bezug auf poetische Nothwendigkeit und Charakteristik hat der Dichter dieses lebensvollen, mit reicher Erfindung ausgestatteten dramatischen Gebildes wahrhaft Vollendetes geleistet; der Traum entsteht so natürlich und psychologisch richtig aus dem Gemüthszustande des ehrgeizigen Jünglings, dem vorausgegangenen Streite mit Osmin und der Aufregung seines Geistes, als die göttliche Warnungsstimme wunderbar hineinklingt. Mit großer Wahrheit und Menschenkenntniß sind die vier Charaktere des wahren Stückes gezeichnet, und mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Kunst die Gestalten und Situationen des Traumes erfunden.

Der König und Gültmare, besonders aber der alte Kaleb, der Mann vom Felsen — durch welchen stets der eitle Osmin, mit dem Kusan Streit bekam, vom Traumesnimbus umgeben, durchschimmert, — und das alte Weib sind wahrhafte Nebelgebilde des Traumes, und mit einer Kraft der Farbengebung ausgeschmückt, die jenen treffend bezeichnet. Noch ausgezeichnet ist das Colorit des Traumes gehalten, und mehrere Momente desselben, zumal die Stelle, wo ihm tröstend einfällt, er träume wohl nur, und als Gegensatz dazu das verzweifelnde Entsetzen, als er die zwey Becher vom Boden aufrafft, sie mit beyden Händen in die Höhe hebt und angstvoll den andern noch immer sucht.

Von der Fülle und Schönheit der äußern Form, von Sprache und Versbau zu sprechen, wäre nicht allein für die Zuschauer dieses Drama's, sondern für Alle ein Überfluß, die je ein Werk von Grillparzer, sey es auch sein schwächstes, gelesen oder gesehen haben; doch kann ich nicht läugnen, daß ich auch in dieser Hinsicht, wie in Erfindung und Durchführung, diesen „Traum ein Leben“ für das schönste seiner Dramen halte, da es die Phantasie und Jugendglut der „Ahnfrau“ mit der Klarheit und Gediegenheit des gereiften und gediegenen männlichen Geistes vereinigt, und von einer höhern moralischen Idee beherrscht wird.

(Der Schluß folgt.)

### K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 2. Juny zum ersten Male und zum Benefice des Pensionsfonds: „Künstler und Handwerker, oder der Schmied von Antwerpen.“ Schauspiel in zwey Aufzügen nach einer wahren Begebenheit.

Der Schmied von Antwerpen ist zugleich ein Maler, und gewinnt die Hand seiner Geliebten dadurch, daß er das beste Gemälde unter den Concurrenten um einen ausgesetzten Preis liefert. — Ähnliche Stoffe sind schon in mancherley Bearbeitungen da gewesen, und es bedurfte daher eines eminenten Talentes, um denselben auf eine neue und anziehende Weise zu gestalten; der Verfasser der in Rede stehenden Novität scheint nicht ohne Anlage zu seyn; doch vermochte er keineswegs, das magere Gerippe in ein so genügendes Kleid zu hüllen, daß dasselbe für eine interessante dramatische Erscheinung hätte passiren können; namentlich leidet die Piece an ungebührlicher Breite, und die suffisanten Auserungen des Schmiedes schmecken fast ein Bißchen nach Rodomontade. Übrigens mag das Stück immerhin unter den ernsthaften Leistungen dieser Bühne einen Ehrenplatz verdienen, wenigstens zeigt es von einem Streben nach dem Besseren. — Die H. Hofard, Spielberger und Mad. Fischer waren im Besitze der Hauptrollen. — Kohle's Posse: „Drey Väter auf einmal,“ ebenfalls als Neuigkeit angekündigt, füllte den Abend vollends aus. Leider war das Haus leer und die beyden Neuigkeiten sind seitdem nicht wieder gegeben worden.

### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 8. Juny zum ersten Male: „Der hundertjährige Greis,“ komisches (?) Liederspiel in einem Aufzuge von Louis Angeln. Musik von Ott.

Der hundertjährige Greis hat einmal gedient, und sich bey der Wegnahme einer feindlichen Redoute ausgezeichnet; sein letzter Lebenswunsch geht dahin, für diese That mit einer Belohnung gewürdigt zu werden, und wirklich geschieht dieß durch seinen Urenkel, einen jungen Rittmeister, welcher ihm das Ehrenkreuz überbringt. — Ein sehr dürftiger Stoff, dessen Lösung man gleich von vorne herein erräth, in welchem jedoch die Erkennungscene nicht ohne Geschick und Wirksamkeit angelegt ist; bey einer guten Darstellung und mit einer gefälligen Musik ausgestattet, mag das kleine Ding immerhin als Lückenbüßer entsprechend seyn; was übrigens daran Komisches seyn soll, ist uns nicht klar geworden. Die Rollen waren sämmtlich in den Händen der Opernmitglieder, welche sich bestreben, das Möglichste zu leisten; am besten sprachen Ute. Nordheim und Hr. Koch. — Hierauf folgte die neue Pantomime „der glückliche Schiffbruch,“ die nun schon recht gut zusammengeht.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 16. Juny 1835.

72

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(S c h l u ß.)

Was nun geschah, weißt du; wie wir uns fanden, wie unsere Seelen in einander flossen, und uns die Ewigkeit zu Kurz schien für die Dauer unserer Liebe. O der qualvoll seligen Zeit, die ich mit dir verlebte! Ich kannte die unübersteiglichen Hindernisse, die uns trennten; ich wußte, daß es für uns keine Vereinigung gebe, daß es Wahnwitz sey, eine Leidenschaft zu nähren, die zu gräßlichem Ende führen konnte. Aber wenn ich dich dann wieder sah, wenn du mich dein Glück, dein Alles nanntest, wenn ich durch dein Klares, treues Auge in deine Seele sah, und darin nur Liebe und Härlichkeit las, wo wäre mir da Kraft geblieben zum Widerstand, zur Trennung? Oft war mir, als müße ich dir Alles entdecken, und mit dir fliehen, wohin es auch immer sey; dein Edelmuth, deine sanfte Milde bürgten mir dafür, daß mein Bekenntniß dein Herz nicht von mir abwenden würde; ich wäre dann gerettet gewesen, aber — B l e n d h e i m! Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, er sey des Auffersten fähig, wenn ich diesen Schritt thäte, und zu schwer lastete es auf mir, daß ich die unseltige Ursache von meines Vatters Tod gewesen, als daß ich den Gedanken hätte ertragen können, auch sein Blut auf meine Seele zu nehmen. Von allen Seiten gleich geängstiget und gequält, faßte ich endlich den Entschluß, in stiller dumpfer Ruhe abzuwarten, was mir das Schicksal bringe, ohne einen Versuch zu machen, seinen Gang zu hemmen oder zu beschleunigen. Verzweifelnnd fragte ich mich: soll ich mein Glück tödten, weil es ja doch einmal sterben, die Blume zertreten, weil sie ja doch einmal verwelken muß? — Nein, nein, o was dann kommen mag, es wird, es muß ertragen werden, aber jetzt, jetzt, fort mit dem Gedanken! Vergib, Ernst, o vergib mir, ich habe schwer an deinem Glücke gesündigt. Vermögen aber endloser Jammer, ewige Thränen meine Schuld zu tilgen, so ist sie getilgt.

Bald schreckte mich ein fürchterlicher Schlag aus den seligen Träumen, in die mich deine Liebe versenkt hatte. Ich erhielt ein Schreiben von B l e n d

heim, aus dem ich ersah, daß die Späher, mit denen er mich umstellte, mein Verhältniß zu dir entdeckt und ihn davon benachrichtigt hatten. Mit Worten, deren wilde Heftigkeit mich mit Grauen erfüllte, machte er mir die bittersten, zerreißensten Vorwürfe, und schwur mit den furchtbarsten Eiden, all' das Entsetzliche, womit er mich einst bedroht, zu verüben, wenn ich nicht sogleich und für immer jede Verbindung mit dir abbräche. Ein gebieterischer Befehl, meinen Wohnort, ja selbst das Land, wo du lebstest, zu verlassen, und eine Erneuerung jener gräßlichen Drohung schlossen seinen Brief, diesen seltsamen Doppellaut von Liebe und Wuth. Ich war vernichtet; schauernd erkannte ich, daß hier nichts zu thun sey, als zu gehorchen. Erinnerst du dich jenes Abends, wo du mich so leidend, so verstört fandest? Du ahntest nicht, was ich damals litt, es war meine Todesstunde. Was seit jener Zeit geschehen, hat mich kaum mehr berührt, ich lebte nur mehr zum Schein. In derselben Nacht verließ ich mein Vaterland, um es nie wieder zu betreten.

Soll ich dir von den Tagen des Glends sprechen, die nun folgten? Mein Jammer war unendlich, wie meine Liebe zu dir. Bald erlag meine Gesundheit den Qualen, die mich unaufhörlich bestürmten, ich fühlte die Vorboten des Leidens, das mich jetzt zum Grabe führt. Mit stiller Freude gewahrte ich, wie meine Wangen immer bleicher wurden, wie mein Herz immer matter schlug, wie meine Schwäche von Tag zu Tag zunahm. Ich ahnte das Ende meiner Leiden.

Es war anfangs mein Wille gewesen, mich nach Italien zu begeben, als ich aber auf meiner Reise vernahm, das Gut hier, dessen ungemein reizende Lage mich anzog, sey zu verkaufen, änderte ich meinen Entschluß, erstand es, und vertauschte den Namen, den ich bisher geführt, gegen den meiner neuen Besitzung.

Noch harrte meiner ein tiefer Kummer. Carl war bereits in die Jahre getreten, in denen die eigentliche Erziehung beginnen muß, soll sie später nicht doppelt schwierig und kaum halb so nutzbringend seyn. Mit dieser Überzeugung vereinte sich die Sorge, ihm durch meine Nähe den Keim der Krankheit mitzutheilen, die mein Leben zerstört; meines Gelübdes, seinem Wohl jedes Opfer zu bringen, eingedenk, entschloß ich mich dazu, ihn von mir zu entfernen. Es gelang mir, in H... einen sehr würdigen Mann zu finden, dessen Obhut ich das Kind meines Herzens übergab. Er gelobte mir mein Vertrauen durch väterliche Liebe und Sorgfalt für Carl zu rechtfertigen, und ich denke, er hält Wort.

Es war eine schwere Stunde, da Carl von mirchied, um sich nach H... zu begeben; die schmerzliche Gewißheit ihn nie wieder zu sehen, zerriß meine Brust. Er ahnte in seiner kindlichen Unbefangenheit nichts davon, daß er mich zum letzten Male in die Arme schließe, daß er in wenigen Monden die Nachricht meines Todes erhalten werde. Was wird aus dem nun doppelt Verwaisten werden? Ich kann ihm mein Vermögen hinterlassen, aber wer ersetzt ihm die treue zärtliche Sorge einer Mutter? Ernst, bey der Seligkeit unserer Liebe, bey den Qualen, die ich erduldet, bey der Vergebung, die ich von dir mit Zuversicht hoffe, beschwöre ich dich, nimm dich seiner an, sey ihm Bruder und Freund.

Ich hatte Alles aufgeboten, um insgeheim Nachrichten von dir einzuziehen, bald erfuhr ich, du seyst vermählt. Warum soll ich läugnen, daß eine

bittere, feindliche Empfindung mein Herz durchflog, als ich diese Nachricht erhielt; aber wie schnell wich diese unwürdige Regung meiner Schwäche einem Gefühl, dessen Reinheit und Heiligkeit mich über mich selbst und meinen Schmerz erhob. Ich dankte Gott mit heißer Inbrunst, daß du meinen Verlust so leicht und bald verschmerzt, lächelst nun selbst über meine Schwärmercy, die mich deine tiefe und schwere Trauer hatte fürchten gemacht, und fand Trost und Frieden in dem Gedanken, du werdest in den Armen einer Andern das Glück finden, das ich dir nicht hatte geben dürfen. Nun bin ich still und ruhig; nur Ein Wunsch ist noch in meiner Seele zurückgeblieben, dich vor meinem Ende, das ich nahe fühle, noch einmal zu sehen. Mir ist, als könne ich nur in deinen Armen sterben, ja es gibt Momente, wo mir eine geheimnißvolle Stimme zuflüstert, es müsse so kommen. Ich lebe ja nur mehr im Gedanken an dich. Vor wenigen Wochen erhielt ich die Nachricht von *Blendheim's* Tode. — Möge mir Gott vergeben, wie ich ihm vergeben habe.

Der Zustand meiner Gesundheit wird immer hoffnungsloser, ich weiß, daß es keine Rettung für mich gibt, und nun erst der Hoffnung, dich hienieden wiederzusehen, entsagend, schrieb ich diese Blätter, die mich vor die rechtfertigen, mein Andenken in deinem Geiste retten sollen. Die Vollstrecker meines letzten Willens werden sie dir zuschicken. Ich habe sie sterbend, mit meiner letzten Kraft geschrieben; urtheile, ob sie Wahrheit enthalten. Nun die schmerzlich süße Arbeit vollbracht ist, hält mich nichts mehr auf der Erde. Mich dürstet nach dem langen, ruhigen Schlummer, den nichts unterbricht und endet, als Erwachen zu ewiger Sonne, nach dem Tage, den kein Sturm trübt, dem keine Nacht folgt, nach dem Leben, das nichts von Entsagung, Trennung und Tod weiß. Selbst in meinem tiefsten Jammer kam mir nie der Gedanke, frevelhafte Hand an mein Leben zu legen; aber ist es Sünde, mich zu freuen, daß mir nun vom Vater der Erbarmung vergönnt ist, eine Welt zu verlassen, auf der ich so viel, so unaussprechlich litt? Mein Erdenleben war ein ewig Sterben, so sey mir denn nun der Tod Eingang zum Leben.

Vor Schwäche und Erschöpfung kaum mehr fähig, die Feder zu halten, muß ich enden, wie viel ich dir auch noch sagen möchte. Ernst, du, den ich geliebt, wie sonst nichts auf der Welt, Gottes Segen sey mit dir und mit Allen, die deinem Herzen theuer sind. Er, der das Wort der Milde ausgesprochen: Sie hat viel gesündigt, doch auch viel geliebt, er wird mein Flehen nicht verwerfen, mein heißes Flehen für dein Glück. Verlösch mich nicht ganz aus deiner Erinnerung, gedenke manchmal und in Liebe derer, die sich selbst im Tode noch nennt

deine *Clary*.

Mit zerrissenem Herzen endete ich die Lesung dieser Blätter, aber inmitten meines tiefen Schmerzens stärkte und erhob mich der Gedanke, *Clary* so rein, so schuldlos zu wissen, wie ich es wohl manchmal geträumt, doch nie zu hoffen gewagt. Ich fühlte, daß ihr Tod, wie schmerzlich er mir auch war, dennoch nothwendig gewesen, daß es ihr besser sey, im stillen Grabe von allen Stürmen, die ihr Leben durchtobt hatten, auszuruhen, als noch länger auf der Erde zu weilen, wo ihr in Ewigkeit keine Freude mehr blühen konnte. Bald wich die wilde Verzweiflung, die mich anfangs erfaßt hatte, einer milden, innigen Behmuth; mein Auge schämte sich der Thränen nicht, die es an des heimgegangenen Frauenengels Sarge vergoß. Ein süßes, seliges Lächeln umschwebte die bleichen Züge, als wolle es die Zufriedenheit ausdrücken



daß ihr letzter Wunsch erfüllt worden, daß sie in meinen Armen gestorben. Die Hände waren fromm auf der Brust gefaltet, als sey sie im Gebeth für mich entschlummert. Da war keine Zerstörung, keine Spur herannahender Verwesung sichtbar, die zarten Glieder waren nicht entseelt, sondern vergeistigt.

Nachdem ich sie zu Grabe geleitet und mit ernster Trauer von der Gegend, die sie durch ihre Gegenwart geheiligt, Abschied genommen hatte, eilte ich nach H..., wo ich Carl zu finden wußte. Er erkannte mich auf den ersten Blick, und begrüßte mich mit stürmischem Jubel; ich fühlte mich selbst unvermögend, des theuren Kindes Freude durch die Bottschaft, daß seine Mutter nicht mehr sey, so plötzlich in Jammer umzuwandeln, und bat seinen Erzieher, ihm an meiner Statt diese Schmerzensnachricht mitzutheilen. Er empfing sie, wie es seines Herzens würdig war. Ich hatte mich entfernt, um nicht Zeuge der ersten Ausbrüche seines Schmerzens zu seyn; als ich nach mehreren Stunden in sein Zimmer trat, fand ich ihn, die Arme auf den Tisch gestützt, das Gesicht mit den Händen verbergend, bitterlich weinen. Fest und innig schloß ich ihn in meine Arme, und gelobte, ihm den schweren Verlust, den er erlitten, zu ersetzen, so viel es in meiner Macht, Vaterstelle an ihm zu vertreten. Mit rührendem Vertrauen schmiegte er sich an meine Brust und schluchzte: „Meine Mutter, meine gute Mutter liegt im Grabe, aber sie hat darum nicht aufgehört für mich zu sorgen. O ich weiß, sie ist's, die dich mir zuführt, damit ich nicht verlassen sey. Ja, sey mein Vater, ich will dein treuer Sohn seyn.“

Sein Erzieher, mit meiner Stellung in der Welt und mit meinen Verhältnissen bekannt, glaubte nicht besser für seines Zöglings Wohl sorgen zu können, als indem er ihn mir übergab; bald darauf trat ich mit Carl die Rückreise in meine Heimat an.

Fanny, befremdet mich in Begleitung Carl's, den sie nie gekannt hatte, ankommen zu sehen, fragte mich neugierig, wer der Knabe sey. Tief bewegt und ungewiß, ob ihre Liebe auch diese Probe würdig bestehen werde, neigte ich mich zu ihr und sagte ernst und leise: „Er ist das Vermächtniß eines Engels, der der Erde entflo, sey du ihm Mutter!“

Sie richtete einen fragenden Blick auf mich, ich neigte schweigend das Haupt. Mit steigender Nührung betrachtete sie den Knaben, Thränen netzten ihre Augen, dann schloß sie ihn fest an ihre Brust und rief laut weinend: „Ja, du sollst mein Sohn, mein geliebter Sohn seyn, und sollst auch eine gute Mutter an mir finden.“

Was sie damals um meinetwillen gelobt, erfüllt sie nun aus eigenem Antriebe. Sie liebt Carl, als wäre er ihr eigener Sohn, er ist ihr Stolz, ihre Freude, das Glück unserer kinderlosen Ehe. Meine Forderungen an das Leben sind bescheidener und gemäßigter geworden, ich habe den Werth dessen, was ich mein nennen darf, zu tief erkannt, als daß ich noch in trostloser Sehnsucht vergehend, einem Ideale nachstreben sollte, das nun einmal nicht für die Erde geschaffen ist. Ich trage es in meinem Herzen, seine Ahnung reicht hin, das irdische Daseyn zu verschönern und zu veredeln. Die Erinnerung an Elary ist mir heilig, ihr Bild ruht in meinem Herzen als Talisman gegen alles Uedle und Gemeine, ich gedenke ihrer, wie einer theuren Abwesenden, denn verloren — nein, verloren ist sie mir nicht.

So haben sich die Stürme gelegt, die mein Jugendleben bedrohten, so habe ich mir aus dem Schiffbruch meines Glückes noch immer so viel gerettet, um eine kleine, bescheidene Hütte zu erbauen, die, hauset auch nicht Seligkeit in ihr, doch wenigstens vom Elend nicht heimgesucht wird. Das Kleinod, das ich lange von den tückischen Wellen verschlungen wähnte, ruhet nicht im dunklen Meeresgrund, es ist zum Stern geworden, der hoch am Himmel prangend, mir Trost und Begeisterung entgegenstrahlt, und ich lese in seiner Flammenschrift: Auf Wiedersehen im Jenseits.

Betty Paoli.

### T a g u n d N a c h t.

Die Sonne hat aufgerichtet  
Ihr glühendes Strahlenhaupt,  
Und hat mit feurigen Blicken  
Die jungen Bäume besaubt;

Und webt um die Knospen und Blüten  
Ein helles, blühendes Band,  
Und die Erde in frohem Entzücken  
Legt an ein grünes Gewand.

Ich aber tauche mich lieber  
In die dunkle, duftige Nacht,  
Und lausche dem Säuseln und Schwellen,  
Wenn Liebe sehnend erwacht;

Wenn die Blüten wehen und duften  
Der Liebe heimlichen Gruf,  
Wenn die Zweige zittern und schwanken  
In der Lüfte bebendem Ruf.

Und ein silbes, inniges Leben  
Erwacht in des Mondes Schein,  
Und es flüstern die Blüten und Winde:  
Sie liebt dich, sie liebt dich allein!

B. S. 107c.

### E i n - u n d A u s f ä l l e.

Von F. A. W. D ü n e m a n n.

Zehnte Decime\*).

Zu allen Zeiten haben sich die Leute über schlechte Zeit beklagt. Geseht: der Scheffel Korn käme umsonst zu stehen, man wollte gewiß noch Einen dazu auf haben. Die blöde Unzufriedenheit des Menschen ist grenzenlos. Es fällt ihm gar nicht bey, daß er es ist, der die Zeiten macht.

In ihren Zwecken sind sich die Menschen so ziemlich ähnlich; die Art nur, jene zu erreichen, unterscheidet sie. Dieser will einen wilden Stier mit einem Federmesser fällen, Jener stellt eine Parforcejagd auf weiße Mäuse an.

Wenn die Impertinenz zur Artigkeit würde, so fielen die Ohrfeigen von den Dächern wie Hagelgraupen. Drey Vierteltheile des Menschengeschlechts plätscherten dann behaglich in ihrem sechsten Elemente.

\*) Die vorstehende zehnte Decime der „Eins- und Ausfälle“ von F. A. W. Düne-  
mann, so wie die achte und neunte in Nr. 66 und 70, schlossen sich den im  
Jahrgange 1833 in Nr. 42 bis 48 gelieferten ersten sieben Decimen an, und  
werden auch ferner von Zeit zu Zeit fortgesetzt werden.

Man kann in Paris eine Schlacht liefern, ohne einen Ball zu Versailles zu stören. Die Montenegroiner und die Lappen wissen von allen unsern großen Männern keine Sylbe; und doch gibt es Leute, die, wenn sie eine Brochure herausgeben, glauben, es würde auf der Stelle alle Welt von ihnen voll seyn und Lärm schlagen.

Man kann die Menschen sich auf keine Art zu ärgeren Feinden machen, als wenn man stets Recht hat. Man muß sich wirklich hüten immer richtig zu urtheilen, und lieber von Zeit zu Zeit vorsätzlich etwas Albernese sagen, um der Dummheit nur nicht zu sichtbar über den Kopf zu wachsen.

Das menschliche Hoffen übertrifft alle Metalle an Dehnbarkeit. Der feinste Platinadraht ist eine Brechstange im Vergleich mit dem Faden, den die Feirathslust einer alternden Dame spinnt.

Wenn ich die zwey unbegreiflichen Rockzipfel meines Fracks betrachte, die von meiner Kehrseite hinabhängen; so kömmt es mir immer vor, als ob ich die beyden Gefestafeln der Lächerlichkeit meines Jahrhunderts mit mir herumtrüge.

Der Menschenwerth der Geister und der Geistwerth der Menschen sind moralisch eben so zu distinguiren, wie finanziell der Geldwerth der Sachen und der Sachwerth des Geldes.

Es wird eine so verzweifelt vernünftige Zeit kommen, wo unsere besten Romane nicht besser seyn werden, als jezt die Geschichte vom Robinson und von den Haimonskindern. Da wird die Epopöe auch nur im Munde der Kindfrauen blühen und Schiller's Gesänge den Ammen zum Wiegenliede dienen. Das Odenmaß wird da für trivialer gelten als gegenwärtig der Knittelvers.

Man kann Wunder von seiner Vergangenheit erzählen, und wird Riesen an Gläubigkeit finden: die bescheidenste Hoffnung auf eine Zukunft aber bestreitet jeder Zwerg.

### Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Prag, April 1835.

In der Aufführung kann nur die Beneficiantinn, *Mlle. Herbst* (Gülzare), als vollkommen entsprechend genannt werden. Wie *Grillparzer*, ist sie am vorzüglichsten im romantischen Drama, und verlieh selbst dieser leider zu schnell wieder entschwindenden Gestalt durch Wahrheit und Tiefe des Gefühls und der Leidenschaftlichkeit, wie durch eine wahrhaft orientalische Glut des Gemüthes einen ganz eignen Reiz. Vor Allem gelang ihr die Begeisterung der ersten Erzählung, die erwachende Liebe zu dem unbekanntem Jüngling, und insbesondere der prophetische Blickstrahl, der in ihrer Seele zuckt, als sie von dem Sieger *Rustan* erzählt, und erfährt, daß der Fremdling ebenfalls *Rustan* heiße, dann am Schlusse des dritten Aufzugs, die Seelenangst, womit sie *Rustans* Schutz ansieht. *Hr. Diez* (*Rustan*) leistete in psychischer Hinsicht Alles, was in seinen Kräften stand. Man sah deutlich, daß er seine Aufgabe wohl erwogen, und man kann seine Leistung nicht mißlungen nennen, nur störte seine weibliche Haltung und Bewegung in der Darstellung dieses heldentühnen Jünglings doppelt, und er verfiel in der Benutzung seiner physischen Mittel, die ohnedies für diese Rolle nicht ausreichen dürften (zumal in der ersten Aufführung), in den Fehler, durch allzu hastiges Sprechen größtentheils undeutlich, mitunter unverständlich zu werden. Das letztere gilt auch von *Hrn. Dietrich* (*Karkhan*) mit Ausnahme der letzten Scene. Wenn ich den Dichter nicht ganz mißverstanden habe, so scheint mir *Hr. Fischer* (*Zanga*) den Charakter fehlgegriffen zu haben. Mir kommt dieser Mohr wie ein kecker, abenteuerlicher Bursche vor, welcher den jugendlichen Ehrgeiz seines Gebieters reizt und nährt, theils, um selbst aus der Einsamkeit von *Massud's* Hause in das bunte Treiben der Welt zu kommen, theils an der

Seite des thatenlustigen Ruskas ein Leben zu führen, welches ihn das Joch des Sclaventhums wenig oder gar nicht fühlen läßt. Erst im Traume erhält er einen dämonischen Bengelchmaß, und überall durchströmt ihn sarkastischer Humor, die letzte Scene vor dem Erwachen ausgenommen, wo er dem Verblendeten mit satanischem Stolz und Hohn entgegentritt; doch die bunte, an den Schildknappen der Ritterkomödie mahnende Lustigkeit, womit Hr. Fischer diese Rolle ausstattete, ist ferne von diesem Janga, der höchstens in einzelnen Momenten an den Gracioso streifen darf. In der zweyten Aufführung mäthigte Hr. Fischer seine Laune, doch schied er noch immer den Mohren in der Wirklichkeit und im Träume zu wenig von einander, was zu voller Wirkung des Drama's unumgänglich nothwendig ist. Hr. Bayer (König) hob die wenigen wirklichen Momente seiner Rolle mit Kraft hervor, und Hr. Ernst (Mann vom Felsen) war eine deutliche, gespenstische Erscheinung, wenn gleich sein Organ mitunter störend einwirkte, und zumal das Hohnlachen ganz verunglückte. Auch sollte Hr. Ernst mehr sichtbar auf der Felsklippe erscheinen, und sich nicht gar so schnell zurückziehen, denn ein Theil des Publicums bemerkt ihn dort kaum, und der König kann ihn gar nicht gesehen haben, da er erst dann wie ein Blitz hervortritt und verschwindet, als jener schon unter dem Felsen in Ohnmacht liegt. Der Mann im braunen Mantel sollte nach meiner Meinung schon, wenn gleich von Ruskas und Janga unbemerkt, mit geschwungenem Wurfspeer auf der Felsklippe stehen, als der König über die Brücke schießt, und nicht eher verschwinden, bis die Schlange getödtet ist. Zu würdelos trat der alte Kaleb (Hr. Brava) einher. Warum hatte man diese wichtig eingreifende Rolle nicht Hrn. Walter anvertraut? Hr. Brava ist ein vielfältig verwendbares, fleißiges Mitglied unserer Bühne, doch dürfte seine Verwendung im hohen Drama stets ein gewagter Versuch bleiben. Mad. Alram gab das alte Weib löblich; doch wäre sehr zu wünschen, daß man überall, wo es thunlich ist, diese Rolle mit einer Schauspielerinn besetzte, die nicht auch im Lustspiele und in der Posse beschäftigt ist. Hr. Grabinger (Massub) und Ull. Frey (Mirza) lösten ihre kleinen Aufgaben zur Zufriedenheit. In der zweyten Vorstellung hatte, wegen Unpäßlichkeit der Ull. Frey, Ull. Frey die Rolle der Mirza übernommen, und zeigte löbliches Fortschreiten, nur in der letzten Scene verfiel sie wieder in den alten singenden Vortrag.

Wenn wir die Gesamtleistung des Personals mit dem vergleichen, was diese Dichtung verlangt, so ergibt sich das Resultat, daß Grillparzer's neuestes Werk, schwach unterstützt von den Darstellern, ja selbst mangelhaft wiedergegeben, den allgemeinen Beyfall meist nur seinem eigenen innern Werthe verdankt. Die Ausstattung war größtentheils lobenswerth, die Costume passend und kleidsam, die Decoration mit der Schauerbrücke die schönste, die wir bisher noch von Hrn. Möhn er gesehen, und die Maschinerie, mittelst welcher die Riesenschlange sich um den Baum schlingt, sehr gut, nicht so ihre Verfolgung des Königs, — zumal das erste Mal, wo sie sich nicht in wellenförmigen Ringen, sondern wurmartig vorwärts bewegte; in der zweyten Aufführung hielt sie sich wieder in der Coullisse auf, und kam etwas zu spät. Nach der ersten Erscheinung der neuen Decoration ertönte lauter Beyfall und Hr. Frey erschien, wahrscheinlich um im Namen der unsichtbaren Regiegehülfen, des Maters und Maschinisten, zu danken.

### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 10. Juny zum ersten Male: Un' avventura di Scaramuccia. Melodramma comico in due Atti. La Musica del Sigr. Maestro Luigi Ricci.

Die Aufführung der genannten Oper, auf welche wir unsere Leser vor einigen Tagen als auf einen vielversprechenden Genuss aufmerksam machten, hat nun wirklich Statt gefunden, aber die Erwartungen des Publicums und der Musikfreunde keineswegs befriedigt. Die Oper selbst hat nicht Wort gehalten, und die beyden brillanten Stücke, deren wir bereits erwähnt, und welche man gleichsam als Lockvögel dem Ganzen vorausgeschickt hatte, sind auch in der That die einzigen geblieben, welche wahre Theilnahme verdienten und erwarben. Wir brauchen wohl kaum beuzufügen, daß hier von dem Terzett zwischen Sandrina, Tomaso und Lelio im ersten Acte und von dem Duett zwischen den beyden ersten im zweyten Acte die Rede ist. Beyde Stücke sind ohne allen Zweifel reich an Melodie, Erfindung und Charakter, voll komischer Kraft und Wirksamkeit, folglich als Probescenen einer neuen komischen Oper ganz geeignet, mehr als gewöhnliche Erwartungen zu erregen. Alles übrige aber bleibt hinter diesen Probescenen in einer auffallenden,

beynahe unbegreiflichen Weise zurück; dürftig an Geist und Leben, trotz des überhäuf- ten Lärmens von Stimmen und Instrumenten meistens matt und langweilig, nicht sel- ten an das Triviale, ja an das ganz Gemeine freifend, dabey wimmelfnd von Remi- niscenzen oft der indiscretesten Art, bietet uns diese Oper einen traurigen Beleg zu der Manier, mit der heutzutage bisweilen Opern angefertigt und unter die Leute ge- bracht werden. Eine Enttäuschung der Art ist verdrießlich für Jeden, der sie leiden muß; doppelt schmerzlich für alle diejenigen, die in der Kunst etwas Besseres als den bloßen Rißel des Augenblicks suchen. Zu bedauern ist dabey die nutzlose Anstrengung der Sänger, denen in den Hauptparthien wahre Lungenproben aufgebürdet sind, eine Aufgabe, der die Darstellerin der Sandrina schon bey der zweyten Aufführung der Oper zu erliegen drohte; noch mehr Schade ist es um den allerliebsten Stoff, der von tüchtigen Händen dramatisch und musikalisch verarbeitet, ein durchaus treffliches Ganze hätte liefern können, indem er selbst abgesehen von der musikalischen Ausstattung, alle Elemente eines vollkommenen Lustspiels und Intriguenstückes in sich trägt. Die Art, wie der lustige aber wackere Scaramuccia, mit schlauer Intrigue aber ehrlicher Absicht, im Einverständniß mit dem drolligen Tomaso, dem eiferfüchtigen Lelio und der gewandten Sandrina, mittelst der aufgeführten tragi-komischen Farce dem leichtfertigen Grafen seine Beute abjagt und die entführte Helena wieder zu Glück und Ehren bringt; die spaßigen Intermezzo's mit Sandrina und Tomaso, die Charaktere beyder und ihre Ver- wendung zur Durchführung der Intrigue, das alles sind unschätzbare Materialien zu einer komischen Oper im eigentlichen, höchsten Sinne des Wortes; Materialien, die einen Mozart, Cimarosa, Paisiello oder Rossini zum musikalischen Interpreten verdient hätten. Unter den vorliegenden Umständen bleibt uns, um doch wenigstens Eine erfreuliche Ausbeute davon zu tragen, nichts anders übrig, als uns an das schon erwähnte Terzett und Duett zu halten und in ihnen Ersatz für das Andere, theils Ver- misste, theils unangenehm Berührende, zu suchen. Beyde Stücke, welche offenbar den Ruf der Oper gegründet haben, werden, gut ausgeführt, wohl nirgends ihre Wirkung verfehlen. Musikalisch weniger verdienstlich, aber bey tüchtiger Darstellung nicht ohne komischen Erfolg, ist das Duett Sandrina's und Tomaso's vor dem Finale des ersten Actes, wenn Beyde vor den versammelten Schauspielern im schwüftigsten Pathos Proben ihres dramatischen Talentes ablegen. Viel unbedeutender und ganz spurlos vor- übergehend sind die Scenen auf dem kleinen Theater, wo Helena, Menelaus und Paris erscheinen. Die Chöre und Finale's sind lärmend, aber sonst durch nichts ausgezeichnet. — Was die Aufführung betrifft, so haben wir uns in unserm Lobe auf die drey Personen zu beschränken, deren wir schon in den vorausgeschickten Probescenen gedachten, nemlich Sagra. Tadolini als Sandrina, Sigr. Frezzolini als Tomaso und Sigr. Santi als Lelio. Schade ist es, daß die Parthie der Sandrina, außer dem öfter er- wähten Terzett und Duett, der Darstellerin wenig Erhebliches oder Wirkames mehr darbietet. Wie unwiderstehlich lebenswürdig und wie künstlerisch vortrefflich Sagra. Tadolini in dieser Rolle ist, haben wir bereits nach Gebühr und Verdienst erklärt. Möchte ihre unermüdlische Ausdauer immer eine im Ganzen so dankbare Rolle fin- den, als es die heutige im Einzelnen war. Die beyden Stücke wird wohl Niemand ohne den höchsten Genuß hören. Dasselbe gilt von Sigr. Frezzolini als Tomaso. Sein Mitwirken im Terzett, seine dramatische Probescene im ersten Acte, dann das Zankduett mit Sandrina, und endlich seine Erscheinung als Menelaus in griechischer Tunika und Rüstung, mit großen Reiterstiefeln und steiffrisirter Perücke sind von der drol- ligsten Wirkung und dienen der ganzen Oper zum Stützpunkt. Auch Sigr. Santi er- füllte heute im Ganzen, was er früher im Einzelnen versprochen hatte und was wir ihm so bereitwillig angerechnet haben. Die Besetzung der übrigen Parthien war nicht ausgezeichnet oder für das Ganze wohlthätig genug, um einer näheren Angabe zu bedürfen.

(Mit Nr. 24 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.  
Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Mittwoch, den 17. Juny 1835.

73

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## D e r R i g i.

(Erzählung.)

Am südwestlichen Ende des schönen Zuger Sees liegt das Dörfchen Immensee, umgeben von grünen Matten und schattigen Bäumen. Daneben steigt gleich der Rigi hervor, der königliche Berg, welcher seinen Fuß in drey Landseen badet, sein Haupt in den Wolken kühl, welcher zahllosen Quellen ihr Daseyn und Tausenden von Menschen ihren Unterhalt gibt; er ist nicht König, weil er der höchste, sondern weil er der armuthigste, schönste und erfreuendste der Berge ist.

An seinen letzten Abhängen bey Immensee wandelte ein junger Reisender, bald hervorgelockt in die Nähe des Seegestades, um sich des grünen Wasserspiegels zu erfreuen, oder einen Blick auf die edlen Formen des Berges zu werfen, bald wieder zurückgeschucht unter die Schatten der Bäume durch die Strahlen einer sommerlichen Mittagssonne. Eben diese hielt ihn noch zurück von der Besteigung des Berges, welche nur in den kühleren Nachmittagsstunden möglich schien.

Bey diesem planlosen Herumirren stieß er auf eine ungemein malerische und anziehende Gruppe. Halb von den Bäumen versteckt lag ein Bauernhaus da, ganz in jener schweizerischen Manier aufgeführt, die eben so in der Wirklichkeit wie auf einem Bilde einen außerordentlich großen landschaftlichen Reiz gewährt; vor demselben stand ein Tisch, daran saß eine Bäuerinn, während eine andere ihn mit einem weißen Tuche bedeckte und dann, offenbar in häuslichen Angelegenheiten, ab und zu in das Haus ging. Beyde waren ganz in der Tracht des Berner Oberlandes gekleidet. Die schwarzen Mieder, die von demselben an Hals, Armen, einem großen Theil der Brust und einem noch größeren des Rückens unbedeckt gelassenen schneeweißen Hemden, die langen Haarzöpfe, die faltigen nicht allzu langen Röcke — alles das nahm sich ganz allerliebste aus; die abenteuerliche Kopfbedeckung, die man sonst in dieser Gegend der Schweiz gewahrt, fehlte ganz.

So großes Behagen auch der Reisende an der Betrachtung dieser Scene

fand, so wenig war er doch entschlossen, lange in dieser Entfernung zu verweilen, vielmehr trat er unbefangen näher mit einem treuherzigen: „Gott grüß' euch, schöne Mädchen!“

In der Nähe, worin er sich nun befand, konnte er allerdings bemerken, wie begründet seine Anrede war, denn beyde konnten mit vollem Rechte schön genannt werden; auf dem Gesichte derjenigen, welche den Tisch anordnete, war der Geist leichter Schelmercy verbreitet, in dem der andern dagegen sprach sich ein lieblicher Ernst aus.

„Wir danken euch!“ erwiederte die Schelmische, nachdem beyde den unvermutheten Ankömmling einige Augenblicke lang betrachtet hatten.

„Ihr hübschen Kinder wohnt aber auch hübsch,“ sagte er, „und ich möchte wohl ein wenig bey euch ausruhen, darf ich wohl?“

„Wenn ihr hübsch artig seyd, kann's wohl angehen!“ entgegnete die Wortführerin und schien die Zeichen der Mißbilligung bey der andern nicht zu beachten. Obgleich in der Sprache des schönen Landmädchens etwas von dem schweizerischen Dialecte lag, so war sie doch auffallend rein und viel wohl lautender, als die gewöhnliche der Schweizerinnen. Der Fremde wollte demnach der erhaltenen Erlaubniß zufolge auf einem Stuhle Platz nehmen, aber das Mädchen rief in komischer Verwunderung: „Ist's so gemeint? das ist weit gefehlt! Wenn der Herr bey uns seyn will, kann er mir auch ein Bißchen helfen, ich habe die Hände voll zu thun, und da ständ's ihm ganz wohl, wenn er auch mit anfaßt.“

„Aber liebe — —“ redete die Ernste ein, wurde aber gleich von der Schelmischen unterbrochen.

„Nichts da! Der Herr wird sich's schon nicht nehmen lassen, mit mir ins Haus zu gehen und die Sachen herauszutragen. Du bist mein Gast und sollst hier ruhig sitzen, aber dem Herrn ständ's schlecht an, wollt' er die Händ' in den Schooß legen.“

Es ist schon oft behauptet und noch nie bestritten worden, daß des Menschen Herz unergründlich sey, und so glauben wir uns der Verpflichtung überhoben, die Gründe anzugeben, warum der Fremde ein größeres Interesse für die Ernste fand, die fast noch nichts gesprochen hatte und seiner Aufnahme hier gar nicht günstig gestimmt schien, als für die Schelmische, welche ihm so leicht die Erlaubniß des Bleibens gab, aber dagegen sich auch das Recht des Befehlens gar kecklich anmaßte. Demnach war es ihm gar nicht recht, daß er mit ins Haus gehen sollte, aber er wußte dem herrschsüchtigen Mädchen nichts zu entgegnen, und folgte ihr mit etwas verduztem Unwillen. Im Hause anlangend, erhielt er den Auftrag, Geschirr mit Erdbeeren und andern Früchten, Teller mit Butter, Käse und Honig, ein Körbchen mit Brot, ferner Messer und Gabeln u. s. w. hinauszuschaffen; „und daß ihr alles hübsch ordentlich an seinen Platz stellt, und nichts zerbrecht!“ schärfte man ihm nachdrücklich ein.

Obgleich er sich selbst curios genug vorkam, wie er so geschäftig die Dienste eines Lakayen oder Kellners verrichtete, so mußte er doch für Andere ein noch komischeres Schauspiel gewähren, denn selbst die Ernste konnte sich bey seinem Anblicke nicht eines Lächelns erwehren; aber sie nahm ihm mitleidig die Sachen ab, und ordnete sie gefällig auf dem Tische an, eine Hülfsleistung, die ihm seine unvermuthete Dienerschaft um vieles erleichterte und

erfreulicher machte. Endlich war alles im gehörigen Stande, die Muthwillige kam heraus, übersah die gemachten Anstalten und sagte: „Na, ihr habt euch gut genug angestellt und es könnte mit der Zeit noch etwas Ordentliches aus euch werden, wenn ihr auch, glaub' ich, nicht Verstand genug habt, ohne Hülfe der Anneli, da alles so hübsch hinzustellen, wohin es gehört. Setzt sollt ihr auch mit essen!“

Der Reisende nahm also nun den beiden Mädchen gegenüber Platz, aber er war etwas kleinlaut, denn er konnte es selbst nicht recht begreifen, wie er so plötzlich unter das Regiment des sonderbaren Mädchens gekommen war. Während man ihm von den ländlichen Gerichten vorlegte, dachte er einen Versuch zur Wiedererlangung seiner Selbstständigkeit zu wagen, indem er sagte: „Also dieses schöne sanfte Kind heißt Anneli? wie ist denn euer Name, ihr rechthaberisches Ding von einem Mädchen?“

„Mein Nam' ist Liesli!“ sagte sie kurz.

„Gott g'nade dem Burschen, der euch einmal zur Frau bekommt, er wird nicht viel ruhige Augenblicke haben, wenn er's nicht vielleicht noch besser versteht und euch zu einer bezähmten — —“ hier unterbrach er sich selbst, indem er dem Landmädchen gegenüber eine Auspielung auf das Lustspiel des englischen Dichters für unpassend hielt.

Liesli lachte und sprach dann: „Er müßte freylich ein anderer Mann seyn wie ihr, wenn er meine Widerspenstigkeit zahm machen wollte.“

Der Fremde sah sie ungewiß an, denn er wußte nicht, ob sie der Zufall so sprechen ließ, oder ob sie wirklich das Gedicht Shakespeare's kannte. „Ihr habt wohl,“ sagte er, „eure Wahl schon getroffen und euch dabey gehörig vorgesehen?“

„Das kümmert euch nicht viel, überhaupt sollt ihr nicht viel fragen, sondern essen und antworten. Ihr seyd doch ein Deutscher?“

„Ja.“

„Und was seyd ihr denn sonst für eine Art von Reisenden? wollt ihr bloß unsere Berge und Thäler sehen, oder wollt ihr die Menschen kennen lernen, oder seyd ihr ein Maler, oder sucht ihr in den Städten die alten Schriften durch, oder denkt ihr selbst ein Buch von eurer Reise zu machen?“

„Ich wollte eigentlich bloß die schönen Gegenden besehen, aber ich merke, an den Menschen ist hier zu Lande eben so viel zu bewundern, wie an der Natur, zum Malen wären sie wenigstens eben so schön, wenn man's versteht, und ein Buch ließe sich, glaub' ich, über euch allein schon schreiben.“

„Und wie lange seyd ihr denn schon in der Schweiz?“

„Ich bin nur erst von Schaffhausen hereingekommen.“

„Wo hat's euch denn am besten gefallen?“

„Auf dem Zürcher See.“

„So? das ist ganz vernünftig von euch, aber da ihr nun fertig mit dem Essen seyd, so könntet ihr uns wohl noch einen Spas vormachen, ihr sollt uns einen Reim oder so etwas auf den Zürcher See vorsagen.“

„Ich kann aber keine Reime machen.“

„Ey was, die Leute aus Deutschland thun ja immer so außer sich bey unsren Seen, und schreiben so viel in ihre Bücher, daß sie gewiß schon viel auf den Zürcher See haben drucken lassen, davon sagt uns was her. Ich glaube gern, daß ihr selbst nichts zuwege bringen könntet.“



Der Fremde besann sich einige Augenblicke, lächelte dann etwas schelmisch und fing darauf an, Klopstock's Gedicht auf den Zürcher See herzusagen. Er recitirte, unterstützt von einem guten Organ, mit Gefühl und Geschmack, und wurde vielleicht dadurch noch mehr angefeuert, daß er der Muthwilligen eine bessere Meinung von sich, als sie zu haben schien, beybringen, und der Sanften die theilnehmenden Blicke, die sie ihm zuweilen geschenkt hatte, einigermaßen vergelten wollte. Obschon er anfänglich darüber gelächelt hatte, daß er den Bauermädchen eine Ode von Klopstock vorsagte, so vergaß er im Feuer doch diesen Widerspruch, und es war ihm völliger Ernst mit seiner Recitation. Als er geendet hatte, sagte Liesli: „Das war ja ganz hübsch von euch. Ihr sollt auch einen schönen Dank haben, und wenn ihr der Anneli ein gut Wort gebt, so singt sie euch dafür ein Liedchen von uns'ren Seen, oder worin wenigstens so etwas Ähnliches vorkommt.“

Anneli wurde über und über roth und schien sich bestimmt weigern zu wollen, aber mochten es nun die dringenden Bitten des Reisenden thun, der schon so viel von dem Nationalgesang der Schweizerinnen gehört hatte, und nach dem Gesange dieser Schweizerinn besonders begierig war, oder mochten es die geheimen Zusüsterungen Liesli's bewirken — kurz, Anneli gab nach. Wir versuchen es aber nicht, das Erstaunen des Reisenden zu schildern, als er das Mädchen statt des erwarteten Kuhreihens oder sonstigen Hirtenliedes — „den Fischer“ von Göthe anstimmen hörte. Sie sang diese wohl lautende unbeschreiblich schöne Dichtung nicht nur in dem reinsten Deutsch, sondern auch (nach Reichard's Composition) so gefühlvoll, so schmelzend, so hinreißend, daß selbst die größten Ansprüche sich für befriedigt erklären konnten. Nein, dieser geschmackvolle Vortrag, diese vollkommen'ausgebildete Stimme, konnten keinem Landmädchen angehören, sie konnten nur aus der besten Schule ausgezeichnete Meister hervorgehen!

Das Lied war geendigt; die Sängerin schlug die Augen nieder, die Gefährtin derselben weidete sich mit unverhehltem Muthwillen an dem tiefen Erstaunen des Reisenden, und sagte endlich: „Nicht wahr, das ist eigentlich noch schöner als das Gedicht vom Zürcher See, obgleich es nicht so schön und vornehm klingt?“

„O, es ist entzückend!“ rief der Begeisterte, „gewiß, dieses Lied ist nie seelenvoller und vollendeter vorgetragen worden.“

Die Schelmische sagte halblaut vor sich hin:

„Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,  
Da war's um ihn geschehn,  
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,  
Und ward nicht mehr gesehn.“

Hierüber wurde die Sängerin noch verlegener, der Reisende aber wandte sich mit den Worten zu ihr: „Sicher singen Sie auch den „Erbkönig,“ oder „Kennst du das Land“ oder „Trost in Thränen“ — —

„Oder,“ unterbrach ihn Liesli, „das Lied vom gefangenen Grafen,“ oder „das Lied von der Glocke“ oder, weiß der Himmel was sonst noch! Wenn's nach ihrem Willen ginge, würde am Ende gesungen, bis

„Herauf am Himmelsbogen  
Die gold'nen Sternlein zogen.“

In diesem Augenblicke machte sich hinter dem Rücken der Gruppe ein lautes Räuspern bemerklich, alle drey wandten sich um und gewahrten einen kleinen Mann in zierlicher Kleidung, der den Hut in der Hand hielt und sich wiederholt höflich verbeugte.

„Aha, Herr Schwendeler,“ sagte diejenige, die sich Liesli genannt hatte, „Sie wollen uns wohl daran erinnern, daß es Zeit zum Aufbruche sey?“ Dann wandte sie sich zu dem Fremden: „So müssen wir uns wohl trennen, mein Herr. Ich danke Ihnen für Ihre thätige Hülfe und wünsche Ihnen das beste Wohlergehen.“

„Auch ich danke Ihnen,“ nahm die Andere, zwar nicht ohne Verlegenheit, aber mit einer gewissen Würde das Wort, „für die Erheiterung, die uns Ihre Gesellschaft verschaffte, und wenn Sie in unserem Benehmen auch einigen muthwilligen Scherz bemerkt haben sollten, so denken Sie darum doch wohl nicht unfreundlich an unser Zusammentreffen zurück.“

„Ich werde diese Stunden und Ihre Güte nie vergessen!“ entgegnete der Fremde und warf zugleich der schönen Sängerin einen warmen, dankenden Blick zu.

Da beyde Frauenzimmer ihm nun eine entlassende Verbeugung machten, so blieb ihm natürlich nichts weiter übrig, als sich zu entfernen, aber er that es nur zögernd und nicht ohne noch manchen Blick zurückzuwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die Sterne.

Viel tausend Sterne schimmern  
Hoch am azurnen Belt,  
Sie seh'n so freundlich lächelnd  
Hernieder auf die Welt. —

In meiner Kindheit Tagen  
Wie oft blickt' ich hinauf,  
Und sah mit stiller Freude  
Der gold'nen Sterne Lauf.

Da trübte noch kein Leiden  
Des Knaben heit'ren Blick;  
Und sorglos, frey von Kummer  
Umblühte mich das Glück.

Manch' Jahr ist nun entschwunden,  
Entflohn der Kindheit Bahn, —  
Noch zieh'n die gold'nen Sterne  
Entlang die alte Bahn.

Und oft noch blick' nach ihnen  
Ich auf, gebeugt vom Schmerz,  
Da thauet freundlich tröstend  
Mir Balsam in das Herz.

Manch' Jahr wird noch entschwunden,  
Manch' schöner Traum entflieh'n,  
Sie werden, still und schweigend,  
Die alte Straße zieh'n.

Sie seh'n dem Lebenswechsel  
Mit heit'rem Lächeln zu;  
Gleich holden Friedensbothen  
Vom Heimathland der Ruh'!

Wenn lang schon fühle Erde  
Mein morsch Gebein verhüllt,  
Seh'n sie noch freundlich nieder  
Wie heut', so sanft, so mild.

Ihr lehrt mich, gold'ne Sterne,  
Wie Irdisches vergeht,  
Und in dem Sturm der Zeiten  
Nur Himmlisches besteht.

J. v. Z. de S.

Dresden, April 1835.

Das Theater bot in diesen letzten Wochen recht mannigfaltigen und hohen Genuß, der durch Abschiedswehmuth nur noch anziehender wurde. Unsere viel gefeyerte Schröder-Devrient schied auf lange Zeit, und glänzte zuletzt noch in ihren vier Hauptrollen, als: Fidesio, Norma, Amazilli in Spontini's „Cortez“ und Romeo. Norma, worin sie wirklich unübertrefflich ist, hatte sie zu ihrem Benefice gewählt, und als Romeo, in Bellini's Capuletti und Montecchi, trat sie zum letzten Male am 29. März auf; das Haus war zum Erdrücken voll, schon viele Tage zuvor war kein Billet mehr zu haben. Die Wechselwirkung der glühenden Begeisterung der Künstlerin und des Enthusiasmus der Zuhörer stieg aufs Höchste: es ist unglaublich, wie sie durch das geschickte Herausheben einzelner Worte, durch diese ächte, tiefempfundene Declamation des Gesanges, vereint mit ihrem herrlichen Spiel, zu wirken versteht. Alles war diesen Abend so hingekommen, so berauscht, daß selbst das Spiel so leidenschaftlich wurde, wie es bey gewöhnlicher Stimmung kaum seyn dürfte; manches entzückt da, was man sonst übertrieben nennen würde; der große Künstler wird stets den Tact haben, dies richtig zu treffen, und diese höchste Farbenglut nur da anzuwenden, wo sie erlaubt ist. Es ist uns sehr schmerzlich, diese geniale Künstlerin jetzt zu verlieren; so fest sie auch verspricht zurückzukehren, so liegt da doch viel dazwischen! Als sie mit stürmischem Beyfall hervorgehoben wurde, war sie selbst tief gerührt, Blumen- und Lorbeerkränze flogen ihr zu, und unser trefflicher Sänger Bezi krönte sie mit Lorbeeren, zugleich fiel ein goldener Regen vor ihr nieder, hellschimmernd, so breit die Bühne war, und folgendes Gedicht flatterte in zahlreichen Abdrücken von der Decke herab durch das ganze Haus.

Zum letzten Mal erschien vor unsern Blicken  
Der hohen Kunst erhab'nes Götterbild,  
Das uns mit Himmelsahnung und Entzücken  
In der Vollendung Glorie erfüllt.

Du bist es, Künstlerin, die in der Klarheit  
Der ew'gen Musen strahlend uns erschien,  
Und süßes Vorgefühl der höchsten Wahrheit  
Im Blütenreich der Dichtung uns verlieh'n.

Wird auch Dein Haupt bald fremder Lorbeer krönen,  
Bewahr' auch den, den wir Dir liebend weih'n;  
Wie Deine Lieder ewig wiederklingen,  
So wird Dein Bild uns immer nahe seyn.

Du scheidest, Künstlerin, aus unsrer Mitte,  
Und trauernd sollet Dir der Freunde Blick,  
Sey glücklich und erfülle uns're Bitte:  
Vergiß uns nicht und komm' zu uns zurück!

Eben so wurde der Abschied der lieblichen Mlle. Bauer gefeyert, als sie zum Schluß der Gastrollen, womit sie alle Theaterfreunde entzückt hatte, noch einmal als Donna Diana auftrat, wo man der holden Künstlerin die höchste Bewunderung zollte. Mit großer Freude hoffen wir sie bald die unsere zu nennen, denn vom nächsten Herbst an versprach sie Mitglied unserer Bühne zu werden; für das höhere Lustspiel im feingebildeten Conversationston ist dies eine sehr erfreuliche Aussicht, wenn nur nicht jetzt das Trauerspiel einen so nie zu ersetzenden Verlust an Mad. Ketti erleidet! Wie groß dieser Verlust ist, fühlten wir noch recht lebhaft bey der trefflichen Aufführung von Raupach's wunderschöner Trauerspiel: „Tasso's Tod“, welche auf allgemeinen Wunsch jetzt wiederholt wurde. Unser Emil Devrient, der in der Darstellung des „Tasso“ von Göthe sich längst hohen Ruhm erwarb, studierte nun diese Fortsetzung, wo sich dieser Charakter immer reicher entfaltet, höher steigert, und zuletzt wahrhaft verklärt, mit solchem Fleiß und solcher Liebe ein, daß jede Scene ein vollendetes Meisterwerk der Darstellung ist. Die überaus schwere Aufgabe in der Scene im Hospital, wo er im halben Wahnsinn glaubt, sein Dichtergenius habe ihn verlassen, und erscheine ihm nur bisweilen tröstend, wo er nun diesen Genius vor sich zu sehen glaubt, und mit ihm spricht und von ihm Antwort erhält, löst dieser seltene Künstler auf eine so ergreifende Weise, daß uns die Schwingen des Wahnsinns, teils vorüber-

streifend, selbst zu berühren scheinen; unser Ohr hört den geistigen Doppelgänger, fast theilen wir Tasso's Wahn, wir lauschen ahnungsvoll den Geisterklängen des höhern Wesens, welches so ganz gefondert von dem gebeugten, vielgetränkten Sterblichen erscheint. Wie zart und sinnreich führt er die himmlisch schöne Scene mit der Prinzessin aus; wie großartig die, wo die unverhoffte Freude, so schonend sie auch von den Freunden herbeigeführt wird, sich aufkimmernd in den Rausch des wirklichen Wahnsinns verwandelt, der in dieser schrankenlosen Phantasie riesengroß emporlodert, bis alle Körperkräfte unterliegend zusammenbrechen. Das allerschwerste bleibt nun die stille Verklärung, die sich den ganzen letzten Act hindurch über den geistig genesenen, aber körperlich sterbenden Dichter ergießt, jede irdische Schwäche ist nun abgestreift und überwunden; Alles, was hienieden so mächtig auch das edelste Herz bewegt, erscheint dem schon Überirdischen kleinlich und unbedeutend, jeder Streit ist geschlichtet, jeder Haß versöhnt, dem wahrhaft frommen Sängers des heiligen Grabes erscheint alles eitel gegen das einfach hohe Wort der Liebe in Gottes Lehre! Wunderschön unterfügte ihn hier das tiefempfundene Spiel unserer trefflichen Ketti ch, welche ganz geschaffen ist zur Leonore; diese süße und dabey so edle Hingebung, diese ätherische Aneinanderschmelzen beyder hohen Naturen, diese holde Verhallen der Stimme, welche in diesem Säuseln wie ein Schwanenlied den Scheidenden umschwebt, wird schwerlich irgend einer andern Künstlerin in diesem Grade gelingen! es ist hinreichend, wenn das Kunstvolle des Spieles so verschwindet, daß es sich uns ganz als höhere Natur und reine Wahrheit darstellt; trefflich und in voller Harmonie wußte sie diesen himmlischen, so idealen und doch so ächt weiblichen Charakter von der ersten Scene an durchzuführen; überall blickte die wahre Schülerin des Plato durch, wie Leonore Savitale sie treffend nennt, überall das edle Herz, welches so glühend fühlt, und so schmerzlich trauert, daß alle Seligkeit, die es würde rein genießen können, durch das schrankenlose Stürmen Tasso's zerstört wird! Hr. Ketti ch war als Lodovico ausgezeichnet brav, er traf die freundliche Würde, die klugverständige Milde dieses Charakters vor; trefflich, jede Bewegung, jedes Wort stimmte zum Ganzen. Hr. Port h gab den Antonio als denkender Künstler, schroff und kalt, wie der Welt- und Staatsmann stets dem Dichter gegenübersteht, mit verschlossenem Sinn für seine Hoheit und scharfem Blick für seine Schwächen, bis er zu spät erst durch innere Überzeugung seine Größe begreifen lernt. Recht wahr gezeichnet steht neben dieser höhern Kälte die Gleichgültigkeit und das Verkennen, womit gemeinere Naturen den idealen Menschen betrachten, im Hospitalaufseher Mosti dargestellt, welchen unser Pauli als geübter Seelenmaler mit wenig Zügen treffend zu charakterisiren verstand. Ein sehr theilnehmendes Publicum erfreute sich innig der herrlichen Darstellung, und unser Tasso Devrient wurde schon zweymal während des Stückes und mit Leonoren zusammen nach demselben gerufen; hätte doch der Dichter die Freude haben können diese Darstellung zu sehen! —

Befremdend ist es, daß ein gleichfalls sehr gelungenes neues Dichterwerk, welches mit Fleiß und Liebe einstudirt und dargestellt wurde, bis jetzt unser Publicum noch so wenig ansprach! dies war das dramatische Märchen: „der Traum ein Leben,“ von Geißlarzer. Diese phantasievolle, schöne Dichtung ist in Wien so gekannt, daß es nicht nöthig ist hier deren Vorzüge zu erwähnen. Daß die beyden Hauptrollen Rustan und Janga hier von den H. H. Emil Devrient und Pauli ganz vorzüglich schön gegeben wurden, konnte die Kälte der Zuschauer doch nicht überwinden! Träumt man hier so wenig, daß man es nicht begreift, wie in diesem Seelenpiegel unsere Neigungen mit allen ihren Folgen erschütternd vor uns treten können? oder wurde der kunstfönnige Theil des Publicums durch den Namen: Märchen, und die morgenländischen Charaktere abgeschreckt, das Theater zu besuchen, und blieb nur das Alltagspublicum, welches dem Dichter nicht zu folgen vermochte? genug, das sehr gehaltvolle schöne Stück blieb so unbeachtet, wie dessen liebliches Seitenstück vor zwey Jahren, „das Märchen im Traum“ von Raupach. Im Ganzen war alles trefflich angeordnet, besonders Janga's Umwandlung in den bösen Engel der Versuchung, der hier ächt orientalisches und ganz verschieden vom deutschen Mephistopheles erschien; nur zweyerley war etwas störend, der Mann vom Felsen brauchte bey seinem ersten Auftreten nicht so gespenstig zu erscheinen, und das alte Weib, welches doch eigentlich die fürchtbare Todesgöttin ist, mußte nicht zigeunerhaft, sondern weit grandioser und ehrfürchtiggebietender gehalten werden.

(Der Schluß folgt.)

## Akademie des Knaben Joseph Pugliesi.

Es war in diesen Blättern vielfach die Rede von der außerordentlichen Fertigkeit im Kopfrechnen, welche die meisten italienischen Blätter dem neunjährigen Joseph Pugliesi aus Palermo nachrühmten, der in den bedeutendsten Städten jenes Landes öffentliche Proben davon abgelegt hat. Am 12. d. M. ward uns nun die Gelegenheit, durch eigene Überzeugung jene Angaben zu constatiren, und mit Vergnügen stimmen wir dem Lobe der Landsteute Pugliesi's bey, denn seine Leistung, wie sie sich uns im Saale des Musikvereins darstellte, erschien wirklich im Vergleiche mit dem jugendlichen Alter des Knaben außerordentlich, und gewährte sicher allen Anwesenden hohes Interesse. Joseph Pugliesi ist ein sehr schönes Kind mit klugen, sinnigen Augen und einem höchst anmuthigen Lächeln; sein unbefangenes, kindliches Wesen contrastirt ungemein gefällig gegen den Pomp von Medaillen und goldenen Kreuzen, womit seine Brust bedeckt ist, wie nicht minder gegen den Ernst der Wissenschaft, welcher er sich widmet; schon die Auserlichkeiten der Production bringen einen eigenen, wohlthuenden Eindruck hervor. Harmlos betritt er die Estrade des Saales, es wird eine der eingegangenen Aufgaben vorgenommen und laut abgelesen; da beleben sich seine Blicke, ernst haften sie auf dem Vorleser, seine ganze Seele scheint zu lauschen. Nun steht er ein paar Augenblicke, sinnend oder er schreitet bey complicirteren Aufgaben gedankenvoll auf und nieder, seht sich einen Moment, erhebt sich wieder, und mit fester, deutlicher Stimme spricht er die Lösung aus; sie war mit Ausnahme eines einzigen Thema's, wo er ein Datum mißverstanden hatte, durchaus richtig und auch den Irrthum verbesserte er schnell, nachdem ihm die nöthige Aufklärung gegeben worden war. Wer die Schwierigkeit des Kopfrechnens kennt, wird dem Knaben gewiß seine Bewunderung nicht versagen, der mit einer seltenen Leichtigkeit ganze Reihen von Ziffern geistig anschaut, festhält, vermehrt oder vermindert, ordnet, und in einer Zeitfrist, binnen welcher gewandte Rechner kaum mit dem schriftlichen Calcul fertig seyn dürften, das Resultat herausbringt, so genau als es die Arithmetik irgend verschaffen kann. Mancher wird der Meinung seyn, daß ein Kind, mit einer so abstracten Kunst beschäftigt, vielleicht einen fremdartigen, minder gefälligen Effect auf den Zuschauer hervorrufen müsse; allein man sehe nur das heitere, tadelnde Wesen Pugliesi's, der seine Aufgabe fast wie ein anziehendes Spiel behandelt und man wird gewiß mit hoher Befriedigung aus dem Saale scheiden. Mehrere der eingebrachten Aufgaben wurden von dem Publicum als ungeeignet verworfen, die übrigen aber löste Pugliesi, wie schon gesagt, alle, mehrere davon fast augenblicklich unter stürmischem Zulauchen der Anwesenden, welche dem Talente des Knaben volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Es würde zu weit führen, wenn wir uns auf die Erzählung der einzelnen Rechnungsfragen einließen; — ein Paar derselben waren sehr schwierig und die Sicherheit, womit Pugliesi sie meisterte, stellte seinen Beruf, die Art aber, wie die Production, gleichsam en famille, Statt findet, die Ehrlichkeit des Vorganges außer Zweifel. Sonach wünschen wir nur, daß das Publicum sich in den künftigen Akademien des Knaben recht zahlreich einfinde, und daß diejenigen, denen seine Obhut anvertraut ist, seine unverkennbaren Anlagen nicht über einer Schaustellung vernachlässigen möchten, die schon mancher schönen Blüthe lange vor der Reife ein frühes Grab bereitere.

## M o d e n b i l d XXV.

Ein Kleid von Foulard crystal mit Chemisette von Battist, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein Basthut mit Federn und Gazeband, nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 20. Juny 1835.

74

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Rigi.

(Fortsetzung.)

Als unser Reisender, den wir Rudolph nennen wollen, eine halbe Stunde später den Rigi hinaufzusteigen begann, weilten seine Gedanken noch immer bey dem Bauernhause und dem daselbst erlebten Abenteuer. Man hatte ihn offenbar ein wenig mystificirt, denn die beyden Frauenzimmer waren auf keinen Fall Landmädchen, und wahrscheinlich nicht einmal Schweizerinnen; hatten sie doch am Ende in reinem Deutsch geredet, und war also der schweizerische Dialect, den die Muthwillige früher angenommen hatte, wohl nur eine nachahmende Täuschung, welche um so leichter glückte, da Rudolph nur erst einige Tage in der Schweiz zugebracht hatte. Aber wer waren sie? sah er sie je wieder? hatte er sich getäuscht, wenn er im Gesichte der Sanften eine gewisse Theilnahme an sich zu lesen meinte?

Die Reize der Gegend entwickelten sich immer mehr, je höher Rudolph stieg, so daß er sich oft umwenden mußte, um die Blicke umherzuwerfen. Je nachdem der Pfad seine oft wechselnden Richtungen einschlug, gewährte er die mannigfachsten Ausichten: bald stand man über der baum- und pflanzenreichen Senkung, die vom Zuger nach dem Vierwaldstädter See (von Immensee bis Rüschnacht) sich erstreckt, und worin die Ruine von Gesler's Burg, die hohle Gasse und die Tell's- Capelle liegen; bald schien man beynahe senkrecht über dem Vierwaldstädter See zu stehen, dessen schönes Kreuz seine Arme nach Luzern, Rüschnacht und Stanzstadt ausstreckt; bald näherte man sich wieder mehr dem Zuger See, hinter welchem der Höhenzug des Albis in blauer Ferne die Aussicht schließt. Nach und nach hörte das Laubholz auf, zwischen immer niedriger werdenden Nadelwäldungen breiteten sich grüne Alpmatten aus, auf denen die weidenden Heerden und die schwärzlichen Sennhütten eine hübsche Staffage abgaben, während die Glocken der Kühe und ein fernes Alphorn allein die tiefe Stille der Natur unterbrachen.

Rudolph hatte keinen Führer mitgenommen, weil er es vorzog, seinen Gedanken und einer planlosen Willkür überlassen zu seyn, und weil der Weg

zum Gipfel nicht wohl zu verfehlen schien. Sein Gepäck war nach Luzern gesandt und so war er ganz ungehindert, wie man es eigentlich beim Fußwandern seyn muß. Als er bereits dem Gipfel näher war, als die Aussicht sich schon ins Unermessliche verlor, und nur durch die weißen Schneeberge oder die bläulichen Bergketten des Jura und Schwarzwaldes begrenzt wurde, da wurde ihm immer herrlicher und hoher zu Sinn; er schaute bald in die Ferne und bald auf ein nahe Alpenblümchen, das seinen lieblichen Kelch in einem fast brennenden Blau öffnete. Während er den Pfad verließ und sich von den hübschen Pflanzen immer weiter locken ließ, kam er bald an wüstes Felsgestein. Er versuchte es, ein wenig daran herumzuklettern, und gewahrte auf diese Art bald an einer nicht fernem Stelle niedrige Sträucher, die mit rothen Blumen ganz überdeckt waren, was einen ungemein schönen Anblick gewährte. „Ha, das ist die Alpenrose!“ dachte er, und freute sich nicht wenig, diese Blume endlich anzutreffen, welche für die Phantasie des Flachlandbewohners so viel Anziehendes hat. Er besann sich nicht lange, ließ seinen Alpstock zurück, und kletterte nicht ohne große Gefahr zu dem Orte hin. Endlich langte er an und pflückte die schönsten der Blüten.

Wie wundervoll war der einsame Fleck, worauf sich nun der Reisende befand! Über ihm hingen unabsehbare Felsen, rechts und links sprangen diese ebenfalls weit genug vor, um jeden Blick nach diesen Seiten zu hindern, nach unten hin senkte sich der Platz sanft einige Schritte, aber dann folgte ein fürchterlicher Abgrund, der jedoch dem Auge durch die letzten Büsche der Alprosen entzogen wurde. Wie sich Rudolph mit seinen Umgebungen bekannt gemacht hatte, überfiel ihn ein Schwindel, denn wenn er auch die Augen zumachte, mußte er doch an die senkrechte Tiefe denken, die vor seinen Füßen lag. Der Raum, auf dem er sich befand, bot zwar hinlängliche Sicherheit, aber er war dennoch zu unheimlich, um ihn nicht bald wieder zu verlassen.

Rudolph wollte demnach beginnen, seinen Rückweg anzutreten, aber er fand es so gut wie unmöglich! Er mußte wieder über den Felsenvorsprung klettern, über den er hieher gelangt war, und er konnte es schlechterdings nicht. Der Gedanke, über dem unergründlichen Abgrund zu schweben, der Schwindel, der ihn schon ergriffen hatte, vielleicht auch die vorhergegangene Müdigkeit — alles dieses lähmte die Nerven seines Körpers und den Muth seines Geistes. Rathlos lehnte er sich an die Felsenwand und starrte auf die stille grüne Fläche des Zuger Sees, die sich unmittelbar unter ihm ausbreitete. Wundervoll war die Natur um ihn her, aber er hatte keine Empfindung dafür, das bisher noch nie gekannte Gefühl der Todesnähe drang eisig zum Herzen und umkrallte es krampfhaft. Kein Ton drang aus der Tiefe zu ihm herauf, kein Geläute der Heerden drang in sein Ohr — Schweigen war überall! Vor seinen Gedanken flogen alle möglichen Fälle vorüber, aber es befand sich kein tröstender darunter. Bald dachte er sich aus, wie er hier verschmachten müsse in schrecklicher Qual, bald, wie das Fleckchen Erde, worauf er sich befand, hinunterrutschen könnte mit ihm in das gähnende Verderben, bald, wie er am Ende vor Ermattung in Schlummer sinken könnte, und wie ihn dann eine kleine Bewegung dem sicheren Tode überliefern müßte. Dann kam es ihm wieder vor, als wenn er am besten thäte, nicht dem Zufall die schauerhafte Bestimmung seines Unterganges zu überlassen, sondern aus freyer Wahl mit einem Sprunge hinunter alle Qualen zu enden. Da ver-

nahm er plötzlich, zwar verhallend und leise, aber dennoch bestimmt das ferne Jodeln eines Hirten, eines frohen, glücklichen Menschen! „Kann ich hier die Stimme von Menschen hören,“ dachte er, „so vernimmt man auch vielleicht die meinige!“ Aber er bedachte nicht, daß sein Ruf lange nicht so weit schallen würde, wie der hohe schrillende Ton eines Alpenhirten. In verschiedenen Abfällen ließ er die Stimme hülfserufend erschallen, und horchte jedesmal ängstlich, den eigenen Athem anhaltend, ob man ihm nicht vielleicht schon zum Beystand herankäme. „Es ist nichts!“ sprach er dann dumpf in sich hinein, und versuchte nochmal den Felsenvorsprung zu umklettern, doch die Glieder zitterten und versagten fast völlig den Dienst.

Auf einmal vernahm er ganz in der Nähe eine Stimme, ja er konnte sogar deutlich die Worte verstehen: „Hat hier jemand gerufen?“

Die Hoffnung des Lebens durchwehte ihn plötzlich, wie ein Frühlingshauch durch die erstarrte Flur athmet. „Hier, hier!“ rief er so laut, als es nur in seinen Kräften stand.

Nach kurzer Zeit beugte sich ein Kopf um den Vorsprung; der Mann, welchem dieser Kopf gehörte, mußte eben da stehen, von wo Rudolph die Aprosien gewahrt und seine gefährliche Kletterfahrt begonnen hatte.

„Um Gottes willen, wie kommen Sie dahin?“ fragte der Fremde.

„Durch Unvorsichtigkeit, und ich kann nun nicht wieder zurück, wenn es Ihnen nicht auf irgend eine Art möglich wird, mir beizustehen.“

„Es wird wohl gehen, aber ruhen Sie erst noch einen Augenblick; ich will Ihnen lieber vorher meine Feldflasche zureichen, damit Sie sich etwas stärken.“

Gleich darauf streckte der Fremde seinen langen Alpstock aus, um dessen Ende das Band einer kleinen Reiseflasche geschlungen war. Rudolph löste dieses leicht ab und trank dann einige Züge trefflichen Kirschgeistes, welcher allerdings den matten Sehnen neue Spannkraft gab.

„Nun werde ich,“ sagte der Helfer, „Ihnen meinen Stock abermals reichen, fassen Sie ihn nur recht fest mit der einen Hand an, suchen Sie sich mit der andern an den Felsen zu halten, und klettern Sie so getrost herüber; ich stehe hier ganz sicher und lasse den Stock auf keinen Fall los. Hüten Sie sich dabey, in die Tiefe hinunterzublicken.“

Rudolph befolgte den gegebenen Rath, sein Muth war wiedergekehrt und mit ihm auch die Besonnenheit, er begann den gefürchteten Weg, und befand sich nach wenigen Augenblicken neben dem Manne, in dem er seinen Retter erblicken mußte.

Wir übergehen die Ausbrüche der Dankbarkeit, die von der einen Seite eben so eifrig und aufrichtig waren, wie sie von der andern bescheiden aber bestimmt abgelehnt wurden. „Man muß,“ sagte der Fremde, „auf die Kette von Zufällen auch nicht das geringste Gewicht legen, die manchmal veranlaßt, daß der eine Mensch dem andern ohne irgend eine Anstrengung oder ein auch noch so kleines Opfer einen Dienst leistet. Es kommt ja natürlich in solchen Fällen nicht darauf an, was geschehen ist, sondern wie — der träge Mastrose welcher einem mit dem Wasser Ringenden ein Seil zuwirft, wäre sonst viel höher zu stellen, als der eifrige Menschenfreund, der bloß darum eine Last über sich nimmt, daß sie einen andern nicht drücke. Hätte ich zu Ihnen hinüberklettern müssen, um Ihnen zu helfen, so würde ich Ihren Dank eini-



germaßen verdienen, so bin ich nur dem Zufalle verpflichtet, der mir für den Rest des Weges einen Begleiter verschafft, wenn Sie anders auch bergaufwärts wandern.“

Rudolph bejahte dieses und schloß sich gern an seinen Retter an. Er betrachtete ihn nun etwas genauer, und er mußte sich gestehen, selten ein so edles Gesicht, eine so schöne Körperhaltung gesehen zu haben; übrigens war es ein junger Mann und, obwohl im Reiseanzuge, doch mit Wahl und Geschmacl gekleidet. Sie stiegen nun die noch übrige Strecke völlig hinauf und schienen an der lebhaften Unterhaltung, die sich unter ihnen entspann, beyde gleich viel Geschmacl zu finden. Als sie den Rücken oder vielmehr den Sattel des Berges erreicht hatten, wo das Wirthshaus Nigi-Staffel liegt, und von wo man noch eine halbe Stunde zum höchsten Gipfel, dem Nigi-Kulm, zu steigen hat, da fanden sie sich bewogen, einige Zeit Halt zu machen und sich der wundervollen Aussicht zu erfreuen, obgleich sie nicht hier, sondern in dem am Kulm gelegenen Wirthshause übernachten wollten.

Während sie sich noch über diesen unvergleichlichen Genuß unterredeten, kam ein Zug von Saumrossen langsam den Pfad herauf und nahm sich schon von weitem sehr malerisch aus. Voran gingen einige Führer, dann folgten vier Pferde, welche Damen trugen und von denen jedes durch einen Landmann gelenkt wurde, dann kam ein Herr zu Pferde, ebenfalls mit einem Begleiter versehen, und zuletzt folgten noch einige Männer zu Fuß, die wohl Bediente seyn mochten. Wie sich dieser Zug langsam in manchen Windungen herauf bewegte, gewährte er einen so hübschen Anblick, daß die beyden jungen Reisenden ihre Blicke darauf haften ließen; doch als die trennende Entfernung immer geringer wurde und Rudolph in der vordersten Dame die Sängerin von Immensee zu erkennen glaubte, da fühlte er sich sonderbar erregt und gespannt. Es blieb am Ende kein Zweifel übrig: sie war es! und die zweyte Dame war ihre scherzhafte Gefährtin, und der Herr war jener zierliche Mann, welcher Schwendeler angeredet wurde und das Zusammenseyn am Mittage störte. Aber freylich waren nun die Damen nicht mehr in der schweizerischen Tracht: die Haarflechten waren nun nach gewöhnlicher Art angeordnet und die Kleidung war einfach aber elegant. Die zwey folgenden Frauenzimmer schienen Dienerinnen zu seyn.

Rudolph schaute mit so beredtem Ausdruck auf die schöne Sängerin hin, daß sie, als nun auch ihr Blick ihn traf, tief erröthete und seinen stillen Gruß kaum merklich erwiderte. Daß ihm von der sogenannten Liesli ein schelmisches Lächeln ihr Wiedererkennen verrieth, bemerkte er eben so wenig, als daß sein Gefährte sich in einem Zustande großer Aufgeregtheit befand. Als der Zug schon vorbey war, kam noch ein verspäteter Bedienter hinterher, welchen Rudolph's neuer Freund sogleich anredete.

„Sage er mir, gehört er zu der Herrschaft, die da hinaufreitet?“

„Ja, da gehöre ich zu.“

„Und wie heißt sie denn? ich glaube sie zu kennen und möchte doch nicht gern die unrechte Person anreden.“

„Die Comtesse von Werdenfels!“ erwiderte der Diener kurz und setzte seinen Weg fort.

„Es ist beym Himmel die Prinzessin!“ Dieser Ausruf entfuhr dem Zerstreuten unwillkürlich, denn als Rudolph, der bey diesen Worten große

Augen machte, hastig fragte: „wie, ist diese Dame eine Prinzessin?“ da schien er seine Übereilung zu bereuen, sich aber zugleich einer Unwahrheit zu schämen. „In der That, ich glaube, es ist eine Prinzessin, welche unter dem angenommenen Namen einer Comtesse Werdenfels reist!“ antwortete er mit befangener Zurückhaltung.

Beide setzten nun ihren Weg gleich einhellig und zerstreut fort, und langten so auf dem Kulm an, ohne der Prinzessin weiter zu erwähnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die Namen.

Ich ging im Walde  
So ganz allein,  
Schnitt in die Bäume  
Mir Namen ein. —

Und kommst du wieder  
Nach Jahresfrist,  
Wer weiß, wie Alles  
Dann anders ist.

Wohl kehrt der Frühling,  
Der May zurück,  
Doch treulos wandelnd  
Ist Menschenglück! —

Es schwanden Monden  
Und Jahre fort,  
Mich hielt das Schicksal  
Am fernen Ort.

Da kam ich endlich  
In's Vaterhaus  
Nach langem Mühsal,  
Und ruhte aus.

Gern mocht' ich wieder  
Im Walde geh'n,  
Da sah ich Namen,  
Die alten, seh'n.

Es war im Frühling,  
Zur Blüthenzeit,  
Die Nachtigallen  
Ertönten weit.

Die Namen waren  
Noch kenntlich kaum,  
Es kam mir Alles  
Vor, wie ein Traum.

Und bange Sehnsucht  
Besahlich mein Herz,  
Ich mußte weinen  
Vor Gram und Schmerz.

O, meine Lieben  
In Grabesnacht,  
Wie hätte damals  
Ich das gedacht!

Ich war so glücklich,  
So froh bey Euch:  
Mein Herz im Frühling  
An Liebe reich.

Nun blüht den Einen  
Kein Frühling mehr,  
Die Andern irren  
Zerstreut umher!

So ist die Liebe,  
So ist das Glück!  
Ach, schmerzlich träumet  
Mein Herz zurück! —

G. Klette.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, April 1835.

(Schluß.)

Ganz neu war auch Aube's liebliche Oper: „Lefloca, oder: Intrigue und Liebe.“ Die reizende Musik wird hier durch einen sehr interessanten Text glücklich unterstützt, möchten nur unsere Sänger und Sängerinnen auch reden lernen, und nicht ver-

gessen hierin sich auszubilden! Die deutsche und französische leichtere Oper erfordert dies durchaus, und hier, wo man dem Inhalt gern Theilnahme schenken möchte, wäre es besonders wünschenswerth. — Drey Abende sahen wir in den Zwischenacten mit wahrer Freude die spanischen Tänze der *H. Font* und *Campurani*, und der *Mad. Dubiñon* und *Seral*, Solotänzer des königl. Hoftheaters zu Madrid. Gerade daß sie uns nur ganz ächte Nationaltänze im eleganten Costume der verschiedenen Provinzen Spaniens zeigten, machte es sehr interessant. Diese andalusischen *Voleros* mit ihrem zierlichen sich Nahn und Ziehen, mit der vielbewegten Geschmeidigkeit glühender Hingebung und dem trohigen Muthwillen, diese Seviglianischen *Manchegas* mit ihren lust- und sehnsuchtathmenden Wellenlinien, dieser Zapateado im reizenden Costume von *Itaro*, wo *Tambourin* und *Castagnetten* so kunstvoll und tonreich dazu erklangen, und durch ihr rasches Rollen und Locken, und Rufen und Antworten, den Rausch der Lust zu beflügeln schienen, ja selbst diese *Nota* in arragonischer Bauerntracht, mit ihrer derben Lustigkeit, und ihren edigen, scharf rhythmischen Bewegungen, alles trug das Gepräge echter Volkstänze; diese, ausgeführt von so ganz nationalen Gestalten mit dem brennenden Blick und kohlschwarzen Haar, der Biegbarkeit und dem Stolz, gewähren dem aufmerksamen Betrachter mehr Vergnügen und versehen ihn mehr jenseits der Pyrenäen als die ausführlichste Reisebeschreibung.

Vielen Beyfall fanden die Vorstellungen der *Tournoi* e'schen Kunstreitergesellschaft; besondere Aufmerksamkeit erregten die großen *Wettrennen*, die sie im großen Garten anstellten. Der Platz da um den großen Teich herum ist überaus passend und schön dazu, vor dem Pallast waren amphitheatralische Reihen erhöhter Sitze errichtet, wo man die ganze zweymal zu durchlaufende Rennbahn überblicken konnte, und rund um dieselbe her, hinter den Schranken noch geringere Plätze. Wäre nur die Witterung günstiger gewesen, die scharfe Kälte hinderte Viele daran Theil zu nehmen, nur der dritte Tag, wo auch unser Hof von den Fenstern des Palais aus zusah, war sonnig und warm. Es war wirklich ein schöner Anblick diese kunstgeübten Pferde mit so geschickten Reitern die weite Bahn wetteifernd durchstiegen zu sehen, besonders *maierisch* sah es aus und erinnerte an die olympischen Spiele, als *Louis Tourniaire* und *Ghelia* im griechischen Costume, jeder auf drey ungesattelten Pferden stehend, das Wettrennen der Griechen ausführten. Auch der *Cours* der Amazonen war lieblich anzusehen und gelang diesen Tag vollkommen gut; großen Spas machte den Zuschauern das Wettrennen der vier kleinen Mamelucken auf überaus raschen kleinen Pferden; ein Mohrentnabe eilte allen andern zuvor; doch den lautesten Beyfall erntete der kühne, kleine *Ferdinand Tourniaire*, dessen Pferd, nachdem es die Reitbahn durchflogen hatte, von dem Knaben nicht zurückzubalten und zu händigen war, sondern in toller Lust noch über eine acht Ellen hohe Barriere weasetzte, die nach der Waldgegend zu aemacht wor; der kleine Reiter blieb bey diesem kühnen Luftsprunge ganz fest sitzen und ritt ruhig wieder in die Schranken zurück. Dresden war der erste Ort in Deutschland, wo das Local zu einem solchen Spiele sich fand.

Am Palmsonntage fand wie gewöhnlich das große „*Concert spirituel*“ zum Besten des Fonds für die Wittwen und Waisen der Mitglieder der königl. Capelle hier im Saale des großen Opernhauses Statt. Es war eine herrliche Ausführung; man hatte *Händel's* Oratorium: „*Jephtha*“, dazu gewählt, welches hier noch nie gehört war, mit der neuern Instrumentalbegleitung von *J. F. von Mosel*. Die trefflich geübte Singakademie wirkte mit, *Alle. Schneid er* und *Alle. Wüß*, die *H. Zezi*, *Babnigg* und *Schuster* sangen die Soloparthien, Capellmeister *Ritter Morlachi* leitete das Ganze; die wunderschönen Chöre und Fugen wurden herrlich ausgeführt, nicht allein mit der höchsten Präcision, sondern mit Geist und Leben. Zu der frommen, erhabnen Größe, die man in allen Werken *Händel's* bewundert, zu der Gediegenheit und innern Kraft kommt bey diesem Oratorium noch eine rührende Lieblichkeit, eine seltene Anmuth hinzu, und dabey eine ergreifende Wahrheit der Declamation; wer kann je den Eindruck vergessen, den z. B. die herrliche Stelle: „*Was immer ist, ist recht*“ auf Jeden machen muß! Aber nicht allein die hinreißend schönen Doppelschöre entzücken bey diesem Werke, selbst die Arien, die sonst bey Compositionen jener Zeit doch eine veraltete Form haben, sind hier ausgezeichnet schön und ganz originell, wie z. B. die *Vas-arte*: „*Gefahren verachtend*“ und die reizend von einsamer Flöte begleitete *Altarie*: „*Nur leise klagen will ich dann, wie die verlassne Taube klagt*.“ Der kriegerische *March* ist auch vortrefflich. Kurz, je öfter man dies Werk hört, desto schöner findet man es, und es ist sehr gut, daß alle Musikfreunde auch der Hauptprobe zuhören durften. Der höchste Triumph der Instrumentalmusik ist dann stets im letzten Theil die vollendet

schöne Ausführung einer „Symphonie“ von Beethoven, diesmal war es die achte, aus F-dur, die in aller Ideenfülle und Jugendfrische mit humoristischer Laune und genialen Feuer von unsern sinnigen Künstlern meisterhaft vorgetragen wurde. Ein sehr zahlreiches Publicum erfreute sich daran.

### K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

#### Gastrollen der Mad. Fischer-Achten vom st. Theater in Frankfurt.

Ein ehrenvoller, wohlverdienter Ruf ging der Gastpielerinn voraus, deren erste Entwidlung Wien gesehen hatte und sich freute, das vaterländische Talent im Auslande zu so ehrender Anerkennung gefangt zu wissen; die Kunde von dem Erscheinen der geachteten Sängerin am k. k. priv. Theater in der Josephstadt mußte daher eine sehr willkommene seyn, zumal da der weibliche Magnet, welcher bis dahin an jener Bühne gewirkt hatte, die k. k. Hofsängerinn Mad. Krauß-Wranitzky, seinen erfolgreichen Cyclus beendet hatte. Ein zahlreiches und gewähltes Publicum empfing Mad. Fischer-Achten mit lebhaftem Beyfalle, da sie in „Robert“ als Alice zum ersten Male auftrat, und der Antheil, welcher ihr auch in den beyden späteren Parthien, Sarah im „Kerker von Edinburgh“ und Gabriele in Kreutzer's „Nachtlager“ gespendet wurde, dient zum besten Belege, wie hochwillkommen die Künstlerinn allen Freunden ächt-dramatischen, deutschen Gefanges sey. Mad. Fischer-Achten ist im Besitze einer frischen, klaren, kräftigen, gleichmäßig ausgebildeten und umfangreichen Stimme; ihr Anschlag ist glückenrein, und wenn Seume einen Ducaten für jeden Druckfehler bot, den man in seiner „Wanderung“ finden würde, so kann Mad. Fischer-Achten mit gleicher Beruhigung diesen Antrag für jeden falschen Ton machen, der ihr entwischt; die Ausbeute des Mikroskopes würde wahrlich karg genug ausfallen. Meisterhaft trägt die schätzbare Debutantinn den Ton und schwellt ihn mit einer Sicherheit an, die selbst in den gewagtesten Passagen kein Mißlingen zuläßt; ihre Coloratur ist reich, geschmackvoll, dem Charakter der Composition anpassend, nirgends überladen, das Trillo, Staccato u. s. w. ausgezeichnet, der ganze Vortrag voll anziehender Nuancen.

— Mad. Fischer-Achten gehört unstreitig zu den eminentesten dramatischen Sängerrinnen der deutschen Oper. Die Frankfurter haben ganz Recht, unseren Gast schlechtweg die Nachtigall zu nennen und Meyerbeer soll die Künstlerinn als die beste Alice bezeichnet haben; wir glauben, daß Mad. Fischer-Achten auch in andern Rollen den Vorrang behaupten dürfte, und daß jedenfalls in Bezug auf das Metall der Stimme und auf die Edellosigkeit der Intonation es ihr nur wenige zuvorthun möchten. Die drey erwähnten Debüts, mit denen Mad. Fischer-Achten uns bisher erfreute, waren Leistungen, wie aus einem Gusse, erquickend, wie sie uns nur selten zu Theil werden, voll glänzender Einzelheiten, in manchen derselben durch den Stempel der Elasticität geadelt. Zu diesen letzteren Momenten rechnen wir die große Scene im dritten Acte des „Robert“, den ganzen dritten Act, im Kerker von Edinburgh, die Mehrzahl der Nummern im „Nachtlager“, und sollten eben sowohl der Vielseitigkeit als der siegreichen Bravour und Delicatesse der Künstlerinn unsere Bewunderung, welcher nur hic und da ein kleiner Zusatz von Wärme nöthig seyn dürfte, um allerorten Enthusiasmus zu erregen. Im Spiele schickt sich Mad. Fischer-Achten sehr entsprechend an, inebsondere schien uns ihre Repräsentation des Wahnsinns als Sarah sogar von tieferem Studium zu zeigen, und somit verbindet sich Alles, um diese Gastspiele zu interessanten Vereinigungspuncten für alle Verehrer wahrer Kunst zu machen, die gewiß große Ursache haben, der unermüdeten Direction für diesen Gewinn dankbar zu seyn.

— Als Vertram sahen wir gleichzeitig mit Mad. Fischer-Achten ihren Gatten, Hrn. Fischer, einen Sänger von mäßigen Gaben, der nicht ohne Verwendbarkeit zu seyn scheint, dessen etwas rüdes Organ jedoch noch der Cultur bedarf. Von den einheimischen Mitgliedern der Bühne haben wir bey mehreren Gelegenheiten gesprochen; als Jenny und Effie im „Kerker von Edinburgh“ waren die Alles. Jazedé und Hill neu; erstere machte doch wohl gar zu viel Schnörkel, letztere war nicht bey Stimme. Ubrigens nimmt das Schreyen bey diesem Theater auf eine störende Weise überhand; die H. Kreipl und Mellinger laboriren hauptsächlich an dieser Untugend, welche ihren glücklichen Mitteln erprobter Mäßen bedrohlich werden dürfte; auch die Chöre, namentlich die Tenoristen, legen häufig ganz ungeberdig los, und das hört unseres Bedünkens auf, schön zu seyn.

— Das Orchester zeigte sich mehrere Male säwankend.

## C o n c e r t

des Herrn Joseph Gusiłow aus Rußland.

Den 15. Juny hatte das Wiener Publicum Gelegenheit ein Instrument und einen Musiker kennen zu lernen, die beyde, wenn auch nicht anders, doch wenigstens merkwürdig, vielleicht einzig in ihrer Art genannt zu werden verdienen. Der Musiker ist ein Mann in der Gestalt und Tracht eines gewöhnlichen polnischen Juden, das Instrument ist von der einfachsten, kunstlosesten Art, die man sich nur denken kann, und besteht in einer Gattung von — Strohhöfen, wie man sie im gemeinen Leben zu nennen pflegt. Es versteht sich von selbst, daß man bey einer Gelegenheit wie die heutige, alle vornehme und ausschließende musikalische Orthodoxie bey Seite lassen, und sich an den natürlichsten, den menschlichsten aller Grundsätze halten müsse, daß jedes rechtliche Streben, sobald es zur Vollkommenheit führt, sey's auch nur in seiner Art, — Anerkennung und Achtung verdiene, zumal wenn diese Vollkommenheit durch eine so unsägliche Geduld und Ausdauer erkauft werden mußte, wie in dem vorliegenden Falle. Das Instrument, auf welchem Hr. Gusiłow so Außerordentliches leistet, ist nichts anderes als eine Anzahl von Stäben in Halbcylindrischer Form, die aus gewöhnlichem weichen Holze geschnitten, mit Bindfaden an einander befestigt sind und zusammen eine Tonleiter von ungefähr drey Octaven geben. Auf diese Stäbe nun, welche höhl, gleichsam roßartig über eine Anzahl von Strohwürsten gebreitet werden, schlägt Hr. Gusiłow mit zwey kurzen, aus hartem, vermuthlich Ebenholz verfertigten Schlägeln, die er mit dem Vor- und Mittelfinger beyder Hände faßt; und mit diesen einfachen Werkzeugen bringt er eine Musik hervor, die jeden, der sich nicht durch den Namen der Sache schrecken läßt, in Erstaunen setzen muß. Genau untersucht ist jeder einzelne Ton freylich kein anderer, als wie ihn Holz, und Holz auf Holz hervorbringen kann, auch bietet ihm, in Beziehung auf Harmonie, die Construction des Instrumentes nie mehr als zwey Töne zugleich dar; allein, alle diese Hindernisse weiß er durch eine wahrhaft unglaubliche, frounenwürdige Fertigkeit zu bemeistern, vermöge welcher die Töne, selbst in den schnellsten, verwickeltesten Passagen, sich zu einer durchaus klaren Melodie und vollständigen Harmonie verbinden. Man traut entweder seinen Augen oder seinen Ohren nicht, wenn man das Instrument, mit dem, was es leistet, vergleicht; man begreift kaum, wo alle diese Töne herkommen, und wie sie, einzeln leer und unbedeutend, sich zu einem so wohlklingenden, wahrhaft harmonischen Ganzen vereinigen können. Dabey verräth Hr. Gusiłow durch die Ausführung mehrerer, äußerst schwieriger Stellen seiner heutigen Production, bey denen man, ohne Überschätzung oder übel angebrachten Enthusiasmus, sogar von Ausdruck und Vortrag reden darf, ein großes, angebornes Talent für Musik und einen sehr richtig ausgebildeten Geschmack, die ihn beynahe zum Künstler adeln, indem sie ihn gleichsam über sein eigenes Instrument erheben. Die Musikstücke, mit denen der Concertgeber auftrat, bestanden zum Theil aus einzelnen Stellen bekannter Opern, zum Theil aus selbstcomponirten Variationen über eben so bekannte Lieder oder Melodien. Den Beyfall, den diese höchst originelle, aber auch höchst verdienstliche Production davon trug, war außerordentlich, und wir wünschen von Herzen, daß der seltsame oder vielmehr seltene Mann, der dem Ansehen und dem Vernehmen nach, diesem anstrengenden Spiele seine Gesundheit zum Opfer brachte, auch bey uns die allgemeine Theilnahme finden möge, die ihm in mehreren nordischen Ländern geworden ist. Zu rathen wäre ihm übrigens, daß er bey künftigen Gelegenheiten das musikalisch höchst fehlerhafte Accompaniment seiner Lands- und Glaubensgenossen weglassen möge. In der Pause zwischen dem Spiele des Concertgebers trug Hr. Strebingger, Mitglied der k. k. Hofcapelle, im Verein mit drey Musikern des k. k. Hofopertheaters, einzelne Stücke aus Mayseder'schen Quartetten vor, und erwarb sich neuerdings den wohlverdienten Preis seines gediegenen und kunstreichen Spiels.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dienstag, den 23. Juny 1835.

75

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Erfüllung \*).

I.

Ein Greis, gar hoch an Jahren,  
In einer Ecke sitzt.  
Horch, draußen die Fanfaren,  
Horch, wie es tobt und blüht!

„Das ist das Jagdgebrause,  
Der Donner grollt hinein;  
Ich in der stillen Klause,  
Ich hör' ihn nur allein!“

Und: „Water, hörst du's Jagen!“  
So ruft der Knabe aus;  
„D könnt' ich dir es sagen,  
Wie gern ich zög' hinaus!“

Der Alte schweigt geflissen,  
Weiß wohl, was ihn betrübt,  
Und daß ein altes Wissen  
Gewalt am Herzen übt.

Er trägt ein furchtbar Ahnen  
In seiner greisen Brust,  
Der Donner will ihn mahnen  
Gar mitten in der Lust.

Er denkt an das Gebilde,  
Das einst ein Traum gebar,  
Wo er auf dem Gefilde  
'Ne stolze Eiche war.

\* Nach einer wirklichen Begebenheit.

Wie da aus hohem Wetter  
Ein Blik herniederfuhr,  
Und Riesenbaum und Blätter  
Zerstoben auf der Flur.

Und immer will's ihm dünken,  
Er sey die Eiche noch;  
Ob auch sein Tag im Sinken,  
Der Blik ereil' ihn doch.

„Willst, Gafel, willst nicht bethen  
Mit mir beym großen Sturm?  
Gar viele sind in Nöthen,  
Die Glocke heult im Thurm!“

„Ey, Väterchen, verklungen  
Ist schon der Glocke Ton,  
Das Wetter ist bezwungen,  
Befreyt die Erde schon!“

Das dünkt dem Greis', dem müden,  
Ein süßer Zauberschall;  
Er horcht — und hört nur Räden,  
Halloh und Büchsenknall.

„Bewungen? Nein! Verschoben  
Nur ist sein letzter Schlag.  
Ich will den Herren loben,  
Doch hör', was ich dir sag'!“

Mit ängstlicher Geberde  
Zieht er das Kind zum Sig':  
„Bevor ich geh' zur Erde,  
Greilt mich noch der Blik!“

## 2.

Einst kam ein stiller Morgen  
Gezogen über's Land,  
Verscheuchte manche Sorgen,  
Bot manchem seine Hand.

Da schloß zwey Augenlieder  
Des Herren mildes Wort,  
Ein Zephyr haucht' im Flieder —  
Trug wohl 'ne Blüthe fort.

Da kamen Viel' gegangen,  
Der Sohn' und Enkel Schaar,  
Und küßten seine Wangen,  
Die Stirn vom Schrecken bar.

Sanft war er eingeschlafen  
Und jeder Bürde leicht,  
Ein Kriegsschiff in dem Hasen,  
Das seine Segel streicht.

Sie gingen ihn zu tragen  
 Mit vieler Grabeszier,  
 Sein Schwert aus alten Tagen,  
 Sein adelig Panier.

Schon schallen Grabesklänge,  
 Posaunen klagen d'rein,  
 Schon schreitet still die Menge,  
 Schon will's vollendet seyn;

Da kamen and're Gäste,  
 In Schwarz gehüllt, heran,  
 Vom Horizont im Weste  
 Auf einer luft'gen Bahn.

Wer zählt die Wolkenmassen?  
 Weltkörpern sind sie gleich,  
 Auf unbekanntem Straßen  
 Zieh'n sie von Reich zu Reich!

Sie steh'n schon auf den Bergen,  
 Sie schweben schon heran,  
 Und können nicht verbergen  
 Im Schooße den Vulkan.

Und immer näher heulen  
 Orkane wild im Lauf,  
 Die Menge muß sich theilen,  
 Die Erde wühlt sich auf.

Der Sarg mit seinem Flore  
 Wird eilig hingestellt  
 Schon nah' dem Kirchhofsthore  
 Auf's unbedeckte Feld.

Und wie mit glüh'ndem Eisen  
 Man eine Tafel rikt,  
 Wie feur'ge Schlangen kreisen,  
 Die Wolke niederbligt.

Der Sarg, der still die Leiche  
 In seinem Schooße trug,  
 Berschellt, gleich jener Eiche,  
 In die der Donner schlug.

Und Fahn' und Schwert und Breter  
 Zerflieben auf der Flur,  
 Bald zieht hinab das Wetter, —  
 Vom Leichnam keine Spur.

Wohl war es die sonst rasche  
 Erfüllung, die gesäumt,  
 Die Leiche noch ward Asche  
 Deß', der vom Vlig geträumt.



## D e r R i g i.

(Fortsetzung.)

Der Fremde schien von einem Bedienten und einem Führer erwartet worden zu seyn; Rudolph dagegen, nachdem er sich ein Zimmer bestellt hatte, war durch nichts gehindert, planlos herumzuschweifen und die verschiedenen Punkte, die immer neue Umblicke gewähren, aufzusuchen. Endlich stieg er auf das hölzerne Gerüste, welches den allerfreiesten Standort gewährt. Gegenüber stiegen jenseits des Vierwaldstädter Sees gewaltige Berge auf, zwischen denen die Thäler von Unterwalden mit ihren Flecken und Dörfern sich fast verloren; aber zwischen den Felsenhauptern der Berge selbst breitete sich eine neue Welt aus; grüne Alpmatten entfalteteten ihren freundlichen Rasen, darauf lagen zerstreut unzählige Sennhütten, und hinter den Felsen und Matten stiegen die prachtvollen Schneeberge in langer Reihe auf, herrlich beleuchtet von der schon ihrem Untergange nahen Sonne. Rudolph war ganz hingerissen von diesem zauberischen Anblick, und wenn er auch manchmal von dem ebneren Theil der Schweiz angezogen wurde, der sich mit seinen Städten, Hügeln, Bergen und Flüssen landkartenartig ausbreitete, wenn ihn dann wieder die Seen anzogen, die — wenigstens zwölf an der Zahl — im Sonnenschein noch golden glänzten, oder wenn ihn das idyllisch in der grünen Flur zerstreute Schwyz und die darüber hochthronenden wunderbaren Mythenfelsen beschäftigt hatten, so kehrte sein Auge und sein Geist doch immer wieder zu den stolzen Schneepyramiden zurück, die in ihrem weißen Feyerkleide so fern, ernst und still da lagen.

Auf einmal aber wurde seine Aufmerksamkeit auf einen näheren Gegenstand gelenkt. Aus dem Wirthshause nemlich stiegen die kleine Anhöhe herauf die Damen, die er heute kennen gelernt hatte, begleitet vom Herrn Schwendeler und zwey ältschen Frauenzimmern; ein Führer ging erklärend voran, und zwey Diener folgten in angemessener Entfernung. Der Beobachter konnte von seinem hölzernen Thurme herab freylich der Hüte wegen nichts von den Gesichtern sehen, aber er verfolgte alle Bewegungen der schönen Sängerin. Da legte sich eine Hand sanft auf seine Schultern, er schaute sich um, und sein neuer Bekannter stand mit seinem Lächeln hinter ihm.

„Es ist dieses doch eine recht hohe Sternwarte,“ sagte er, „denn die Sterne wandeln unter ihr, nicht wahr? und Sie verfolgen recht aufmerksam die Bahn der schönen Gestirne, wie?“

Rudolph erröthete und sagte: „Neben der Erhabenheit der Natur bleibt die menschliche Schönheit noch immer anziehend.“

Der Fremde schien seine Verlegenheit nicht zu bemerken und fuhr gleichmüthig fort: „Ich habe ganz vergessen, Sie zu fragen, ob Sie mit diesen Damen in irgend eine Berührung gekommen sind; Ihre Theilnahme schien es vorauszusetzen.“

Rudolph erzählte aufrichtig sein kleines Abenteuer, das in dem Fremden einen aufmerksamen Zuhörer fand. „Und,“ fragte dieser, „welche von beyden schien Ihnen die Vornehmere zu seyn?“

„Die Sängerin, die auch von der andern bedient wurde.“

„War sie denn unter den beyden, als sie bey uns vorbeyriften, die erste oder die zweyte?“

„Die erste.“

Der Fremde versiel in tiefe Gedanken und wurde erst dadurch aus denselben geweckt, daß noch andere Reisende auf den Thurm kamen, um den Untergang der Sonne von hier zu betrachten. „Kommen Sie,“ sagte er zu Rudolph, „lassen Sie uns lieber von dem Gerüste steigen, auf dem Boden kann man sich doch freyer bewegen.“

Sie stiegen also herunter und genossen ein Schauspiel, welches so außerordentlich schön war, daß wir vergebens eine Schilderung desselben versuchen würden. Als die Sonne nicht mehr die tiefen Seen vergoldete, aber die Spitze des Rigi noch mit vollem Strahle traf, als sie hinter dem Jura hinuntergesunken war, aber noch auf den Schneebergen brannte, als sie endlich auch für diese verschwunden war und überraschende Farbenübergänge über sie hinliefen, bis sie aus glänzendem Golde zu blendendem Silber und dann zu fahler fast gespenstiger Kreide geworden — da standen viele gerührte Menschen auf dem Gipfel des Berges, und alle verschiedenen Gefühle, ihre Hoffnungen und Befürchtungen waren für einen Augenblick gewichen vor dem gewaltigen Eindruck.

Auch Rudolph gedachte jetzt nicht seiner Sängerinn, er hatte unwillkürlich die Hand seines Begleiters ergriffen, und beyde schauten noch lange dem verschwundenen Gestirne nach. Dann endlich, als schon der Stern der Liebe am dunklen Himmel aufgegangen war, bewegten sich die Menschen, die so still und regungslos gewesen waren, in lautem Treiben, und Rudolph sah sich bald von seinem neuen Freunde getrennt. Er wollte bereits zum Gasthofe gehen, als er von jenem Herrn Schwendeler, den er bey den Damen gesehen hatte, aufgehalten wurde. Der gewandte Mann verslocht ihn auf eine leichte und ganz planlos scheinende Art in ein Gespräch, lenkte dieses geschickt auf die Person des jungen Mannes und wußte es am Ende so einzurichten, daß er denselben, ohne im geringsten dadurch aufzufallen, nach seinem Namen fragen konnte.

„Ich heiße Rudolph von Sonnenberg!“ erwiederte der Gefragte. Schwendeler verbeugte sich darauf tief, und brach bald die Unterredung ab.

Während aber nun Rudolph in das Haus ging, eilte Schwendeler in das Zimmer der Damen und sagte mit leiser und triumphirender Stimme: „Ich hab' es heraus, es ist der Prinz!“

Ein Ausruf des Erstaunens bey beyden Frauenzimmern, denen wir nun ihre wahren Namen Elise und Anna geben können, bewies den großen Eindruck, den diese Nachricht auf sie hervorbrachte; Anna's Gesicht wurde von einem tiefen Roth überflogen, während sich auf Elisen's schöner Stirn eine Wolke des Unmuths zu lagern schien.

„Wissen Sie's bestimmt?“ fragte die letztere.

„Ich habe es von ihm selbst; er nannte sich mir als Herr von Sonnenberg.“

„Es ist kein Zweifel!“ flüsterte Anna.

„Und wer ist sein Begleiter?“ fragte Elise wieder.

„Sie mögen zufällig zusammengekommen seyn, denn er scheint ihn selbst nicht zu kennen.“

Die Nacht verging Rudolph fast schlaflos vor großer Unruhe, und sobald er nur einige Spuren des Lebens im Hause vernahm, stand er auf, obgleich es noch fast ganz dunkel war. Der gestrige Tag ließ auf einen klaren Himmel und schönen Sonnenaufgang hoffen, demnach öffnete Rudolph sogleich ein Fenster, um sich von der Gewißwerdung dieser Hoffnung zu überzeugen. Aber schwarzgrauer Nebel wogte in stiller Eile vorbey, so dicht, daß man ihn ergreifen zu können gemeint hätte; mißmuthig schloß der Getäuschte das Fenster, begab sich aber nach einiger Zeit dennoch ins Freye, wo sich in großer Verstimmung einige Reisende herumtrieben. Wie der Nebel durch den nahenden Morgen etwas grauer gefärbt wurde, konnte man sich nur um so mehr von seiner ungeheuren Dichtigkeit überzeugen, während man zugleich von einer höchst unbehaglichen Kälte durchfröstelt wurde. Als das Alphorn ertönte, welches zum Auf- und Untergang der Sonne auf die höchste Spitze des Kulms zu laden pflegt, klang es zwar wie bitterer Hohn, und dennoch stellten sich nicht nur die Gäste des Hauses ein, sondern es waren auch noch viele Fremde aus den tiefer liegenden Gasthöfen heraufgekommen, und alle schauten nach Osten, als würde wie durch ein Wunder dorten der Nebel verschwinden. Erst als man voraussehen mußte, daß nun die Sonne längst aufgegangen sey, und als die unbehagliche Kälte zu lästig wurde, zerstreute man sich, die Zimmer oder das im Saale aufgetragene Frühstück suchend.

(Der Schluß folgt.)

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastrollen der Mad. Sophie Schröder, Königl. bayerischen Hofschau-  
spielerinn.

Die gegenwärtigen Gastrollen der Mad. Schröder, obwohl sie für den Theaterbesuch in die ungünstigste Zeit des ganzen Jahres fallen, liefern uns abermals den erfreulichen Beweis, daß es, wie im Leben, so auch in der Kunst, doch noch einen besseren Reiz gebe, als den des bloß Neuen, und daß das anerkannt Vortreffliche nichts braucht, als sich selbst, um stets und überall zu siegen. So war es und so, hoffen wir, wird es auch vor der Hand bleiben; ja wenn auch nicht alle Bestandtheile, aus denen das Publicum einer großen Stadt zusammengesetzt ist, dem gleichen Zuge folgen sollten, so wird doch die bessere, wenn auch nicht größere, Mehrzahl sich zu dieser Fahne sammeln, und so lange das geschieht, wird die wahre, ächte Kunst immer noch einen sicheren Hafen finden. — Eine detaillirte Erörterung über das Spiel der Künstlerinn, der man, wie die Sachen stehen, außer andern Prädicaten auch das wehmüthige „der letzten“ beylegen darf, werden unsere Leser uns willig erlassen; Wiederholungen sind für den, der sie hört, eben so lästig, als für den, der sie sagt, und anders als wir bey früheren Gelegenheiten über diese unnachahmlichen Leistungen uns ausgesprochen haben, könnten wir auch heute nicht sprechen, der Eindruck derselben ist unverändert geblieben, also auch unverändert unser Lob, unsere Bewunderung. Mad. Schröder gibt uns durch ihr Spiel den Beweis gleichsam in die Hand, und zwar einen schlagenden Beweis als alle Lehrbücher der Aesthetik, welcher ein Unterschied herrsche zwischen dem Genie und dem Talente, oder mit andern Worten, was man in der Kunst unter dem Ausdrucke: der Berufenen und der Auserwählten verstehen könne. Genügen, befriedigen, den Kunstforderungen entsprechen, ja rühren, erwärmen — das alles kann das Talent, der Berufene, wenn Gestalt, Organ, Fleiß und fortschreitende Bildung ihm zu Hülfe kommen; aber allgewaltig ergreifen und ohne Widerstand mit sich fortreißen mitten in die neue Welt hinein, die der Dichter auf seiner Geistesfahrt entdeckte — das ist dem Genie, dem Auserwählten vorbehalten, und das ist

die Mittagshöhe der Kunst, jene Höhe, zu der Mad. Schröder ihre Zuhörer zu führen weiß. Wir wollen von den drei Rollen, in denen die Künstlerin vom 12. bis 17. Juny aufgetreten ist, vor der Hand bey der ersten stehen bleiben, nemlich der Fürstinn Mutter in Schiller's „Braut von Messina.“ So lange die Rolle existirt, ist sie als Probestück der Schönrederkunst betrachtet und behandelt worden; berühmte und unberühmte Schauspielerinnen haben sich darin versucht, und das Wiener Publicum braucht sein Gedächtniß auf keine gar weite Strecke zurückzuführen, um sich zu erinnern, was treffliche Declamation und Vorzüge der Außerlichkeit in dieser Rolle Ehrenvolles geleistet haben. Wie anders aber erscheint in den Händen dieser Künstlerin die ganze Aufgabe? Wie großartig tritt durch sie der Charakter, die Person der Fürstinn, das Bild der erhabenen Mutter, das der Dichter vor uns hingestellt, hervor? Wie verschwindet durch eine solche Darstellung selbst der Vorwurf, den man so oft gegen den Dichter in Beziehung auf Redepunkt und Pathos erhoben hat? Man kennt die Verse der Rolle beynabe auswendig, und dennoch entdeckt man, so oft man sie von der Schröder wieder sieht, Nuancen, Empfindungen, Gedanken, die gleichsam neu erfunden, neu erschaffen scheinen, die uns auf den ersten Augenblick überraschen, und die doch so innerlich wahr und tief in den Worten des Dichters begründet liegen. Wir können uns, wie schon gesagt, nicht auf Einzelnes einlassen, weil sonst unser Bericht kein Ende nehmen würde; nur das können wir mit dem Ausdrucke ungetheilter Bewunderung versichern, daß wir, wie vor 10 und 20 Jahren, so noch heute die Darstellung der Mad. Schröder als Fürstinn Isabella für das vollendetste Meisterwerk deutscher Schauspielerkunst halten. — Eine fast eben so berühmte Leistung der Künstlerin ist die Rolle der Czarewna Sophie in Kaupa's „Fürsten Chawansky.“ Es gehört ein beynabe staunenswürdiger Umfang von Phantasie dazu, um dieses schauerliche Nachtstück weiblicher Leidenschaft zu übersehen und mit all seinen wechselnden Schattirungen wiederzugeben. Mad. Schröder erreicht in der Darstellung dieses, wenigstens für die Bühne, kolossalen Charakters eine Höhe, zu der noch keine ihrer Mitbewerberinnen sich erhoben hat; gern weist man daher, einem solchen Standpuncte in der Kunst zu Liebe, den Gedanken zurück, der sich hin und wieder vielleicht einschleichen möchte, daß etwas mehr Jugendlichkeit der Darstellerin gerade diesem Charakter einiges von seiner ästhetischen Unschönheit nehmen würde. — Überaus bewundernswürdig ist uns Mad. Schröder immer als Königin Elisabeth in Schiller's „Maria Stuart“ erschienen. Auch hier gilt, was wir so eben von der Mutter in der „Braut von Messina“ gesagt haben. Schön gesprochen haben wir die Rolle schon unzählige Male gehört; so schön, so wahr gespielt haben wir sie nie gesehen. Man sollte glauben, daß die Künstlerin alle Geschichtschreiber Englands, — sowohl diejenigen, die für Elisabeth, als auch diejenigen, die gegen sie geeifert, — gelesen, ja studirt habe, um ein eben so vollständiges als wahres Charakterbild dieser Königin zusammenzusetzen. Und am Ende war es nichts anders als eben jenes Vorrecht des Genies, jener natürliche, angeborene Kunstinstinct, der den Auserwählten immer das Rechte treffen läßt, in dem er ihm den Sinn des Dichters und seine innerste Meinung offenbart. Das ist nun freylich das Einzige, was Schülerinnen der Meisterin nicht ablernen werden, allein vieles Andere können sie von ihr lernen, und wir wissen unsern heutigen Bericht über Mad. Schröder nicht besser zu schließen, als wenn wir alle jungen Talente, die auf ihrer Kunstbahn eines verlässlichen, unfehlbaren Leitsternes bedürfen, wiederholt auf diejenige Künstlerin hinweisen, die ihnen in Allem zum Muster dienen, aber vorzüglich als unumstößlicher Beweis gelten kann, daß edle und schöne Wahrheit das Grundelement aller Mimenkunst bilde.

### K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 17. Juny zum ersten Male: „Die abgeschafften Bacchanalien.“ Historisches Ballet in fünf Abtheilungen, erfunden von Hrn. Balletmeister Gaetano Gioja, neu in die Scene gesetzt von J. Casati. Die Musik von verschiedenen Meistern.

Die Ballets von Gioja sind den Liebhabern des Tanzes und der Pantomime hinlänglich bekannt, um einer neuen Empfehlung zu bedürfen; in Italien gehören sie seit einer Reihe von Jahren zu den beliebtesten Productionen der Operntheater, und manches neue Ballet hat aus dieser alten Fundgrube seine besten Nahrungstoffe gezogen.

Auch die heutige Pantomime kann ihren Ursprung von einem sehr tüchtigen Erfinder nicht verläugnen; doch scheint uns in Beziehung auf die dramatische Handlung manches Neue hinzugekommen zu seyn, was mit der sonstigen Einfachheit des genannten Erfinders im Widerspruche und der Klarheit und Verständlichkeit des Ganzen im Wege steht. Der Pantomime wird dadurch einer ihrer Hauptreize entzogen, und selbst das weiterschweifigste Programm auf dem Zettel vermag diesem Mangel nur höchst unvollkommen nachzubelfen. Die schönsten Ballets, deren wir uns zu erinnern wissen, haben einer solchen Auslegung nicht bedurft, man brauchte sie nur zu sehen, um vom Anfange bis zum Ende zu wissen, um was es sich handelt. Wir können es unmöglich über uns gewinnen, die sehr gedehnte Inhaltsanzeige von dem Theaterzettel abzuschreiben, und begnügen uns daher mit dem kurzen Berichte, daß das Ganze sich um die Einweihung eines jungen Menschen in die Mysterien des Bacchus dreht, zu welcher er durch einen verrätherischen Freund verführt wird, indem dieser sich dadurch der von ihm gezeigten Rechnungslegung zu entziehen glaubt. Die Geliebte des jungen Mannes vermücht alles zu seiner Rettung und beschließt endlich, da jedes Mittel fruchtlos bleibt, dem Consul das neue ruchlose Beginnen der Bacchanten kund zu thun. Vor dem Acte der Einweihung entdeckt Tecenia dem Geliebten die Ermordung ihres Vaters durch die Bacchanten; er eilt zur Rache, doch von den Bacchanten ergriffen, wird er mit seiner Geliebten zum Opferthode verurtheilt, von dem ihn nur das Dazwischentreten des Consuls rettet, indem dieser den verbrecherischen Festen jener Raste ein Ende macht. — Dieser oberflächliche Umriss der Handlung, bey dem wir alle motivirenden Zwischenacten übergangen haben, mag beweisen, wie vieles in diesem Ballet vorkommt, was sich durch bloße Pantomime schwerlich oder gar nicht ausdrücken läßt, und so muß man sich denn schon darein ergeben, entweder den Inhalt nur theilweise zu errathen, oder vorher den höchst umständlichen Theaterzettel zu studieren. — Die Aufführung ging so glänzend von Statten, als es sämmtliche zu dieser Darstellung aufgebotene Kräfte der Anstalt zu richten im Stande waren. Unter den Darstellern der Pantomime haben wir zuvörderst der Mad. La sina: Mura tori zu erwähnen, welche, seit Kurzem aus Italien zurückgekehrt, in der Parthie der Tecenia auftrat, und ihren Ruf als äußerst geschickte mimische Darstellerinn abermals bewährte. Sehr würdig stand Hr. La sina als Sempronius ihr zur Seite. Seine Leistungen athmen eben so viel Leben und Feuer als Wahrheit und Natur. Hr. Casati, der das Ganze neu in die Scene gesetzt hatte, ist ein sehr kunstfertiger, besonders in Pirouetten geübter Tänzer, aber als mimischer Darsteller scheint er dem genannten, so wie seinen übrigen hiesigen Kunstgenossen nachzusehen. — Zu den Tanzstücken waren ziemlich alle Mitglieder des gegenwärtigen Balletpersonales versammelt. Die Chortänze beym Feste der Bacchanten zu Anfang sind sehr hübsch erfunden und gruppiert, und nehmen sich in der Ausführung äußerst wirksam aus. Ein Pas de cinq von Hrn. Laville, den Mlle. Kabel, Elfler, Dorsey und Groll gefiel. Im Verlauf des Ballets wurde von Hrn. Casati und Mlle. Schlanzofsky ein Pas de deux getanz, in welchem beyde die staunenswürdigsten Schwierigkeiten mit außerordentlicher Virtuosität besiegten. Ein bald darauf folgendes Pas de trois, ausgeführt von Hrn. Crombé, Mlle. Mimi Dupuy und Mlle. Aimée Gauthier, bewies, wie höchst ehrenvoll Anmuth und Grazie selbst neben der blendendsten Bravour bestehen können; ja manche Ueingezeichnete wollen jenen beyden Eigenschaften sogar den Sieg über diese letztgenannte einräumen, und glauben, besonders durch den heutigen Tanz der Mlle. Mimi Dupuy dazu veranlaßt, daß man auch ohne minutenlange Pirouettes und sonstige Bravouren gefallen und sehr schön tanzen könne.

(Mit Nr. 25 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 25. Juny 1835.

76

Von diesen Hältern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der R i g i.

(S c h l u ß.)

Eine Stunde später hatte sich die Scene um vieles geändert. Der Nebel war etwas tiefer heruntergedrückt, so daß die Sonne am reinen Himmel stand, aber freylich ragte nur gerade der Kulm des Berges aus der dunkeln Masse hervor. Rudolph suchte sich eine Bank aus, welche an der Seite nach Rühnacht und Luzern hin, fast gerade über schroffen Abgründen angebracht ist, und hinter welcher ein hölzernes Kreuz steht. Hier breitete sich vor seinen Füßen ein unabsehbares weißes Meer aus, denn der Nebel glänzte jetzt, von der Sonne beschienen, wie Silber; nach Norden und Westen hin gab es kein Ufer, das diesen Ocean begrenzt hätte, von Süden nach Osten hin aber lag die ganze Kette der Schneeberge in herrlicher Beleuchtung da, und vor ihnen tauchten einige felsige oder grüne Berghäupter als Inseln auf. Dieses Schauspiel hatte etwas Großes und Außerordentliches an sich, so daß es in mancher Hinsicht den Blick auf das wirkliche Meer noch übertraf, besonders da das Ganze durch seinen lustigen, ätherischen Charakter einer Zauberey ähnlich kam und die Phantasie vielfach zu beschäftigen vermochte. Aber es wurde bald noch schöner! Der Nebel begann zu Rudolph's Füßen von Zeit zu Zeit sich zu theilen, so daß er durch die augenblicklich entstandene Öffnung hinunterschauen konnte, und in schwindeliger Tiefe einen Theil des Sees mit Luzern oder Rühnacht gewahrte; eben so plötzlich, wie so ein magischer Durchblick entstanden war, wurde er auch wieder verdeckt durch stärker heranwogende Nebelmassen, bis sich nach einiger Zeit das Schauspiel wiederholte.

Während Rudolph so saß und seine Augen auf den Nebel gerichtet hatte, einen neuen Riß desselben erwartend, schien auf einmal eine sonderbare Begebenheit auf seiner Oberfläche sich vorzubereiten. Leichte Schatten und verschwommene Farben irten auf ihm hin und zuckten hin und her; dann begann es sich zu gestalten, die Schatten setzten sich zu einem kolossalen Kreuze zusammen, das etwas schräg auf dem Nebel lag, und zu dessen Füßen sich eine menschliche Figur deutlich in ihren Umrissen zeigte, die Farben aber

schlossen wie eine ovale Glorie das Kreuz ein, indem sie alle Übergänge des Regenbogens darstellten. Im höchsten Grade überrascht staunte Rudolph dieses Wunder an, er hielt den Athem an sich, als könnte er mit einem Hauche den Zauber verwehen. Obgleich sich bald darauf noch einige menschliche Gestalten am Fuße des Kreuzes zeigten, so mochte er sich doch nicht umblicken, denn sein ganzer Sinn war auf die wundervolle Erscheinung gebannt. Plötzlich rannen die Farben und Schatten wieder durch einander, der Nebel setzte sich in rasche Bewegung, und von dem Kreuz mit seiner Glorie war nichts mehr zu sehen.

Nun erst wagte Rudolph aufzuathmen und dann sich umzudrehen, und siehe da — die beyden Damen standen hinter ihm, noch immer in Stauen verloren.

„O Gott, was war das?“ rief Anna.

„Ein Nebelbild,“ sagte Rudolph, sich auf richtend und verbeugend, „der Schatten von diesem Kreuz und uns, durch die hinter uns stehende Sonne auf den Nebel geworfen.“

„Wundervoll!“ sagte halbtaut Elise, die jetzt ganz ernst war.

„Ja,“ fügte Rudolph hinzu, „es war ein herrlicher Anblick, wie ich nie einen ähnlichen genossen habe. Ich freue mich nur, daß der Zufall Sie herführte.“

„Und wir,“ sprach Elise, „sind demselben doppelt verpflichtet, indem er uns Theil nehmen ließ an diesem schönen Schauspiel, und indem er uns, oder vielmehr insbesondere mir Gelegenheit gibt, Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie gestern zum Gegenstande eines zwar harmlosen, aber doch unpassenden Scherzes machte.“

„Nächst dem,“ erwiderte Rudolph höflich, „daß ich dem Schicksal für eine schöne Stunde zu danken habe — und schön war sie, obwohl sie so viele Täuschung enthielt — nächst dem habe ich mich nur anzuklagen, daß ich mich in Ihre Nähe drängte. Hätte ich Sie für etwas anderes als Landmädchen halten, und hätte ich nur im Geringssten Ihren wahren Stand ahnen können, so würde ich mir natürlich nie diese Kühnheit erlaubt haben.“

Er besann sich einen Augenblick, ob er nicht besser thäte, hiemit die Sache ruhen zu lassen, aber der leidenschaftliche Drang der Gefühle ist eher zu raschem als zu besonnenem Handeln geneigt, und somit wandte er sich zu Anna: „Der Zufall hat mich davon in Kenntniß gesetzt, daß Sie einer fürstlichen Familie angehören.“

„Entschuldigen Er. Durchlaucht,“ unterbrach ihn die verwirrte Anna zu seinem großen Erstaunen, „dieses ist die Prinzessin!“

Rudolph wandte sich überrascht zu der Andern, und er mochte dabei etwas verblüfft aussehen, denn sie konnte ein leichtes Lächeln kaum unterdrücken, welches aber bald wieder einem fast schmerzlichen Ernste Platz machte. Sie nahm dann mit bewußter Würde das Wort:

„Obgleich ich dir zürnen sollte, liebe Anna, daß du unser kleines Geheimniß so leicht preisgibst, so will ich es doch nicht thun, weil der Zufall, der diesem Herrn eine freylich nur halb wahre Entdeckung machte, uns auf eine sonderbare Art zusammengeführt, und halb mit halb ohne unser Zuthun einen Knoten geschürzt hat, dem unser Wiß nicht gewachsen ist. Ich halte es darum für das Beste, daß wir diesen Knoten, wenn auch etwas gewaltsam,

lösen, um nicht noch tiefer hinein verflochten zu werden, und so bekenne ich denn, daß es allerdings dem Himmel gefallen hat, meine unwürdige Person zur Tochter eines fürstlichen Hauses zu machen; so erkläre ich ferner, daß diese Dame meine liebe Freundin und Jugendgespielin, Anna von Hohenhaus ist, und so wage ich ferner die Vermuthung, daß wir in Ihnen den durchlauchtigen Prinzen Ferdinand — — —“

Rudolph unterbrach sie lächelnd: „Ich bitte Sie, gnädigste Prinzessin, nicht fortzufahren, denn mich hat der Himmel keineswegs gewürdigt, der Sohn eines fürstlichen Hauses zu seyn, und ich weiß es ihm nie mehr Dank als in diesem Augenblick — —“ hierbey warf er einen frohen Blick auf die entfürstete Anna — „mein Name ist Sonnenberg.“

„So wie der meinige Werdenfels,“ sagte etwas ungewiß die Prinzessin. „Das heißt, Sie reisen unter dem Namen Sonnenberg?“

„Ja, wenn das Leben, wie man oft sagt, eine Reise ist, so führe ich darauf den Namen Rudolph von Sonnenberg, wenn diese Reise vorüber seyn wird und ich dann mein Incognito ablege, so weiß ich in der That selbst nicht, wer ich dann seyn werde.“

„Ich muß bekennen,“ sagte die Prinzessin, dem Anscheine nach nicht unangenehm überrascht, „daß der Knoten nicht so leicht zu durchhauen ist, wie ich anfangs dachte.“

„So darf sich vielleicht eine hülfreiche Hand zur Mitwirkung erbieten?“ — ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen; alle drey wandten sich um, und hinter ihnen stand der junge Mann, welcher Rudolph gestern aus seiner gefährlichen Lage erlöst hatte.

„Zuerst,“ fuhr der Fremde fort, „muß ich höflichst um Entschuldigung bitten, daß ich einige Zeit gelauscht habe, aber es ist wirklich gegen meinen Willen geschehen, ich versuchte es mehrmals mich bemerklich zu machen, doch sie waren alle bey der Lösung des Knotens so beschäftigt, daß es mir nicht gelang, und so habe ich denn den letzten Theil Ihrer Unterredung anhören müssen. Also Ihr Name ist Sonnenberg?“

„Gewiß, ich heiße Rudolph von Sonnenberg.“

„So habe ich mich unwissentlich eines Eingriffs in Ihr gutes Recht schuldig gemacht, indem ich Ihren Namen während dieser Reise getragen habe, ohne daran zu denken, mit einem wirklichen Sonnenberg zusammen zu gerathen.“

Die Prinzessin wurde heiterer, sie fragte freundlich: „Wir sehen also in Ihnen — —“

„Den vorher erwähnten Prinzen Ferdinand, welchen es dem Himmel gefallen hat, zum ergebensten Better und tiefsten Verehrer der trefflichsten unter Deutschlands Prinzessinnen zu machen.“

„Vielleicht werden wir,“ sprach die Prinzessin verbindlich, „diesen Better und Verehrer, wofür wir dem Himmel Dank schuldig sind, in Luzern zu sehen die Ehre haben, wohin mich jetzt meine kindliche Pflicht ruft, denn dort blieb mein Vater zurück, der sich die Ersteigung des Rigi nicht zumuthen mochte. Wie viel er gewagt habe, uns allein die Wanderung vornehmen zu lassen, werden Sie am besten beurtheilen können, Herr von Sonnenberg, da Sie Zeuge unserer kindischen Streiche wurden. Sie werden sich aber die Sache leichter erklären, wenn Sie erfahren, wie sie zusammenhing.



Wir hatten uns im Berner Oberlande einen völligen Anzug der dortigen Frauen verschafft, und da mein gütiger Vater uns erlaubt hatte, in der Begleitung seines Leibarztes Schwendeler den Rigi zu besteigen, so konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, einmal unsere Anzüge anzuprobieren, und dabey einige Stunden ganz ländlich zu verleben. Ich ließ es mir nicht nehmen, die Wirthinn zu machen, und so trafen Sie uns denn mitten in unserer Komödie, die wir bloß für uns zu spielen dachten, die aber unvermuthet an Ihnen einen Zuschauer und — Mitspieler erhielt.“

Rudolph erwiederte einige verbindliche Worte, worauf ihn die Prinzessin plötzlich fragte: „Aber sehen wir Sie vielleicht nicht wieder? etwa in Begleitung unseres Herrn Veters? Ich verspreche Ihnen von Seiten meines Vaters einen freundlichen Empfang, und was uns betrifft, so werden wir uns vielleicht bereitwillig finden lassen, Sie durch einen „Erlkönig“ oder einen „Trost in Thränen“ zu unterhalten, was meinst du, Anna?“

„Auch ich,“ antwortete diese, „werde mich freuen, Herrn von Sonnenberg wiederzusehen, und wenn es ihm Vergnügen macht, soll es an Musik und Gesang nicht fehlen.“

„Wenn ich,“ sagte Rudolph, „meinem durchlauchtigen Lebensretter auch die neue Huld verdanken darf, in einem so erhabenen Kreise eingeführt zu werden, so mache ich sicher Gebrauch von der mir gegebenen gnädigen Erlaubniß.“

„Wie,“ fragte die Prinzessin, „Ihr Lebensretter?“

Der Prinz nahm statt seiner das Wort: „Herr von Sonnenberg beliebt es so zu nennen, er ist ein kühner Bergkletterer, und wenn ihm dabey eine Hand gereicht wird, um eine etwas gefährliche Stelle sicherer zu überschreiten, so legt er darauf einen zu hohen Werth.“

„Ich werde mir,“ sagte die Prinzessin, „später erlauben, um eine genauere Erzählung dieser Lebensrettung oder Handreichung oder eines Mitteldings zwischen beyden zu bitten, für jetzt müssen wir uns Ihnen empfehlen.“

Die beyden Männer begleiteten die Damen bis zum Hause und verabschiedeten sich dann von ihnen. Der Prinz aber führte Rudolph wieder am Arme ins Freye zurück und sagte: „Es liegt mir noch eine Art von Verpflichtung ob, Ihnen den Zusammenhang ganz aufzuklären. Zwischen dieser Prinzessin und mir war von beyderseitigen Verwandten eine Verbindung projectirt, zu der wir selbst uns aber nicht verstehen mochten, ohne uns kennen gelernt zu haben. Es wurde mir also vertraut, daß die Prinzessin mit ihrem Vater eine Schweizerreise unter dem Namen Werdenfels machen würde, die mir vielleicht Gelegenheit geben könne, sie ohne Aufsehen kennen zu lernen. So wie aber mir das Incognito der Prinzessin kund geworden ist, muß sie auch das meinige erfahren haben. Ich sehe jetzt das Glück meines Lebens in einer Verbindung mit ihr, und werde darum gleich nach ihr nach Luzern aufbrechen. Die Umstände zwingen mich zu dieser Offenheit gegen Sie, welche nun vielleicht Erwiederung findet.“

„Ich habe wenig von mir zu berichten,“ sagte Rudolph. „Nachdem ich mich zum juristischen Fache vorbereitet hatte, fiel mir eine Erbschaft zu, welche mir mehr nach meinen Wünschen zu leben erlaubt; ich denke mir nemlich ein kleines Gut zu kaufen und ein Landmann zu werden.“

„Und hätten Sie nicht vielleicht Lust,“ fiel der Prinz ein, „sich in dem

lands anzukaufen, welches mein älterer Bruder regiert? Wie? Die Sache scheint sich mir vortreflich zu entwickeln! Ich habe so etwas gemerkt, was vielleicht verursachen könnte, daß Sie sich mit mir zu gleicher Zeit um das gleiche schöne Ziel bewürben — wir werden hoffentlich erhört — wir bleiben zusammen — die beyden Freundinnen werden nicht getrennt —“

Von derselben Hoffnung begeistert, sagte Rudolph: „Ich bitte wenigstens um die Erlaubniß, Ew. Durchlaucht einstweilen nach Luzern begleiten zu dürfen.“

Lorens.

### Charade.

Die beyden ersten Sylben.

Wäre der Glauben in mir erstorben an menschliche Güte:  
Immer riefen sie ihn wieder in's Leben zurück.

Die beyden Letzten.

Wäre der Glauben in mir an das Glück des Menschen erstorben:  
Immer riefen sie ihn wieder in's Leben zurück.

Das Ganze.

Keiner und heiliger webt nichts And'res im Busen des Weibes:  
Darum, wo du mich triffst, neigt sich mir willig dein Herz.

M. Ent.

### K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 20. Juny zum ersten Male: „Haf und Liebe,“ Lustspiel in zwey Aufzügen, frey nach Scribe, von C. W. Koch. — Hierauf zum ersten Male: „Die weiße Pestsche,“ Posse in einem Aufzuge von Dr. Carl Löffler.

Der Inhalt des ersten Stückes ist im Wesentlichen folgender: Der ahnenreiche, aber älterarme Lord Harcourt liegt im Prozesse mit einer reichen Kaufmannswitwe, Mistress Darwin, welche den einst erlittenen Schimpf (indem ein Mitglied ihrer Familie in der Bewerbung um eine Harcourt abgewiesen wurde) dadurch zu rächen suchte, daß sie den genannten Lord der gewaltsamen Entführung ihrer einzigen Tochter anklagte, mit welcher Entführung es jedoch keine andere Bewandniß hatte, als daß der Lord auf einem Ball, wo Feuer ausbrach, seine Tänzerinn, Miss Darwin, mit der er übrigens in keinem weiteren Verhältniß stand, aus dem Getümmel auf die Straße trug. Durch allerley Chicanen ist es nach zwey Jahren der Witwe mit Hilfe des Anwalts, Hrn. Taylor, gelungen, die Entscheidung des Processes dahin zu führen, daß der Lord ihre Tochter heirathen muß. Die Miss ist natürlich dabey nicht befragt worden, der Lord hat vergebens selbst beym Könige Schutz gesucht, der Ausspruch des Gesetzes muß erfüllt seyn, und so werden denn die jungen Leute getraut, natürlich mit dem bittersten Widerwillen von beyden Seiten, und dem schon gefassten Entschlus, sich nach 24 Stunden wieder scheiden zu lassen, indem es der Mutter ja nur um den Titel für ihre Tochter und um die Befriedigung ihrer Rache zu thun war. Allein mit der Scheidung nimmt es eine andere Wendung; der Anwalt Taylor, der seinem Verufe nach früher das eifrigste Werkzeug derselben gewesen, wird durch einen Brief des Königs umgestimmt, in welchem er den Auftrag erhält, die Scheidung zu hintertreiben, und ihm sogar eine Scheriffstelle versprochen wird, wenn das erste Kind des durch ihn vereinigten Paares zur Welt kommt. Durch Winkelzüge aller Art sucht er also den Lord, der gleich nach der Trauung abreisen will, im Schlosse festzuhalten, ja er weiß die jungen Eheleute wider ihren Willen zu einem tête-à-tête zusammenzubringen. Hier nun lernt der Lord erst seine Frau kennen und ihren gutartigen Charakter achten, der sich in den für ihn höchst vortheilhaften, von ihr vorgeschlagenen Bedingungen der Ehescheidung ausgesprochen hat. Die gegenseitige Erklärung der jungen Leute führt beyde immer näher zu einander, der Lord stücket sich überdies sogar bey Nacht in das Zimmer seiner Frau, und als die nach dem Gesetze bestimmten 24 Stunden unter einem Dache abgelau-

fen sind, und die racheglühende Witwe mit dem Anwalt die beyden Eheleute überrascht, um sie für immer zu trennen, findet sie beyde im besten Einvernehmen und zu nichts weniger als zur Scheidung aufgelegt. Die Mutter gibt nach langen Bitten nach, verspricht ihren alten Haß zu bekämpfen, die jungen Eheleute werden glücklich und der Anwalt hat alle Hoffnung seine Sberiffstelle zu erhalten.

Wenn wir das vorliegende Stück bloß von der theatralischen Seite betrachten, so läßt sich ihm Wirksamkeit keineswegs absprechen; die Erfindung ist nicht unglücklich, die Situation nicht uninteressant, der Gang der Handlung lebendig, der Dialog geschickt, — kurz, das immer rege Talent Scribe's zu allem Außern und Technischen der dramatischen Kunst hat sich auch bey dieser Gelegenheit nicht verläugnet. Allein aus der ganzen Tendenz des Stückes geht, außer dem theatralischen Zwecke, noch eine andere Nebenabsicht hervor, nemlich die Absicht, die Gesehgebung und die allbekannte buchstäbliche Gesehsausübung der Engländer zu verpöhlen, und über diese können wir einige Bemerkungen nicht unterdrücken. Gegen die Sache ließe sich füglich nichts einwenden, denn das ist bekanntlich der wunde Punct jenseit des Canals, allein in den Mitte In hätte Hr. Scribe immer etwas vorsichtiger wählen dürfen. Sonst passen die dramatischen Dichter ihre Stücke den Sitten und Gebräuchen des Landes an, wohin sie die Scene verlegen; Hr. Scribe macht es umgekehrt, er paßt, wie er es gerade braucht, die Sitten und Gebräuche des Landes seinem Stücke und seinem theatralischen Zwecke an; aber das ist kein ehrlicher, kein erlaubter Tausch, und der Ruhm, eine Verpöhlung auf Kosten der Wahrheit zu Wege gebracht zu haben, ist jedenfalls zu wohlfeil erkauft. Das müßte eine wunderliche Jury und ein noch wunscherlicherer Gerichtshof seyn, der unter diesen Umständen die Heirath des Angeklagten als letztes und einziges Abfindungsmittel decretirte, ohne auch nur von weitem auf die in solchen Fällen immer üblichen Maßregeln zu verfallen. Geseht aber auch, so etwas wäre geschehen oder könnte geschehen, so tritt gleich die zweyte, noch größere Schwierigkeit ein, nemlich die Ehescheidung nach 24 Stunden, wie sie hier vorkommt, da doch alle Welt weiß, daß eine gerichtliche Ehetrennung, von der hier die Rede ist, unter den vorliegenden Umständen gar nicht möglich ist, indem diese nur unter Bedingungen erwirkt werden kann, deren Aufzählung man uns wohl gern ersassen wird. Noch übler sieht es mit den beyden Briefen aus, die der König an Lord Harcourt und an den Anwalt schreiben soll. In England weiß aber Jedermann, daß, außer in Criminalfällen, wo es sich um Leben und Tod handelt und das Begnadigungsrecht der Krone eintritt — eine Intercession des Königs in Civilprozeßsachen gar nicht existirt, und keinem Menschen, am wenigsten einem Pair von England, wird es einfallen, den Schut und die Vermittlung des Monarchen in einer Sache wie diese anzusprechen. Ebenfowenig werden die Annalen der Geschichte von einer ämtlichen Correspondenz der Könige von England mit Privatadvocaten von London etwas aufzuweisen haben. — Mit allen diesen Dingen hat es sich, wie wir sehen, Hr. Scribe sehr bequem gemacht, und auf solche Weise ist es freylich leicht genug, satyrisch zu seyn, und verpöhlende Lustspiele zu schreiben. Bey der Uebersetzung ist, dem Vernehmen nach, manches Anstößige des Originals zum Theil beseitigt, zum Theil gemildert worden, ein Reinigungsprozeß, für den wir dem Uebersetzer ohne Zweifel zu wahren Danke verpflichtet sind. Manches konnte er natürlich nicht ändern, ohne dem Stücke selbst Gewalt anzuthun; dahin gehört namentlich der bis zum Unschönen, ja Widerslichen übertriebene Haß der Mistress Darvin, einer Gestalt, der man im Lustspiele eben so ungerne begegnet als im Leben. — Die Uebersetzung ist fließend, und nimmt sich bey gutem Spiele recht wirksam auf der Bühne aus.

Unter den Darstellenden haben wir besonders des Hrn. Löwe und der Dlle. Pecher als der Repräsentanten des jungen Ehepaares zu erwähnen. Ersterer besetzte die Rolle mit aller der Lebendigkeit und Wahrheit, deren er im Lustspiel wie im Trauerspiel gleich Meister ist; letztere war, obwohl sie erst im zweyten Acte zu sprechen anfängt, ein anziehendes Bild sanfter Weiblichkeit. Höchst wirksam und characteristisch war Hr. Wilhelm als Anwalt. Mad. Poller wußte den gehässigen Charakter der Witwe, so viel sie es vermochte, zu mäßigen und so gewissermaßen das „Zuwiel“ des Dichters auszugleichen. Die H. Pistor und Weber als Haushofmeister und Lord Somers gaben sich (ersterer vielleicht ein wenig zu viel) Mühe, zu dem Ganzen entsprechend mitzuwirken.

Das zweyte Stück des heutigen Abends: „Die weiße Pefesche,“ Posse in einem Acte von Dr. Töpfer, ist zwar nicht ohne komische Wirkung, aber bey allem dem doch eine höchst leichte, flüchtige Arbeit des sonst gewandten Verfassers und bedarf gar

sehr des in dem Titel „Pofse“ enthaltenen Schuß- und Trennbriefes. Die Hauptrolle in dem Ganzen spielt eine weiße Pefesche, das letzte übrig gebliebene Garderobestück eines lustigen Windbeutel, welches dieser einem seiner Freunde, einem hübschen Burschen, aber armen Teufel, zum Courmachen bey einer jungen Witwe leiht. Natürlich wird dieser für den berühmigten Besitzer des eben so berühmigten Kleidungsstückes gehalten, während der letztere, in des Freundes soliden Mantel gekleidet, vor seinen Oheim gefordert wird, der ihn mit eben jener Witwe verheirathen will, und in Hoffnung der reichen Parthie vor der Hand die Schulden des Neffen bezahlt. Nach allerlei Verwechslungen und Mißverständnissen zwischen der Witwe und dem vermeintlichen und wirklichen Neffen, klärt sich endlich die Sache auf, der Freund und die Witwe heirathen einander, und der Neffe ist seine Gläubiger, der silzige Oheim 1000 Thaler los geworden. — Man sieht aus dem Vorstehenden, daß diese Kleinigkeit eben keine strenge und gewissenhafte Untersuchung verträgt, und daß man hier dem Schwanz eine Menge von Dingen zu gute halten oder gar zum Opfer bringen muß, über die man sich sonst nicht so leicht hinwegsetzen darf. Hr. Löpfer hat übrigens Stoff und Talent genug, um seine Kräfte einem edleren, besseren Vorwurfe zuzuwenden; in der Hoffnung, daß dieß bey seinem nächsten Auftreten der Fall seyn werde, wollen wir uns seiner früheren Erzeugnisse erinnern, und das heutige ohne nähere Prüfung als Zuwage zu jenen betrachten. Die Aufführung war, ohne an Ausgelassenheit zu streifen, rasch und munter, was bey solchen Dingen am Ende die Hauptsache ist. Hr. Herzfeld als Neffe, war ganz in seinem Elemente und spielte seine Rolle mit aller der Lebendigkeit und Frische, die sie erfordert. Auch Hr. Lucas als Wilhelm Hill sprach und bewegte sich mit Natürlichkeit und Anstand. Die übrigen Parthien, deren keine an Umfang oder Wichtigkeit bedeutend ist, wurden von den Ulles, Pistor und Wildauer, den H. Costenoble, Moreau und Wothje mit Fleiß und Erfolg gegeben.

#### Ankündigung, diese Zeitschrift betreffend.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift ladet zur Pränumeration auf die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrgangs derselben ein. Sie war bisher stets so glücklich, sich eines zahlreichen Kreises von Freunden zu erfreuen; und da der Herausgeber bewiesen hat, daß er nie ein Opfer scheute, diese Unternehmung sowohl in Hinsicht des literarischen Theils als der Modeabbildungen jener Auszeichnung würdig zu machen, die ihr bisher als reinem Originalwerke und in Beziehung auf äußere Eleganz und innern Werth, selbst vor den Pariser Journalen zu Theil wurde, so schmeichelt er sich sein Wirken, wie dieß bisher immer der Fall war, mit gesteigertem Beyfall fortsetzen zu können.

Hinsichtlich der Modebilder insbesondere dürfte anzuführen seyn, daß sie von Künstlern ersten Ranges entworfen und ausgeführt werden. Ihre praktische Anwendbarkeit anlangend können sie allein als Abbildungen wirklich bestehender Wiener Moden gelten, und sind für den Ort ihres Erscheinens wie für das In- und Ausland von gleichem Interesse. Die der Zeitschrift neuerdings beygegebenen Equipagen- und Meuble-abbildungen, meistens in Stahlstichen nach Originalen von rühmlich anerkannten Gewerbsmännern, bedürfen weder rücksichtlich der Wahl der Gegenstände noch der artistischen Ausführung der Blätter einer weitem Empfehlung; sie werden auch künftig in zweckmäßigen Zwischenräumen, ihrer Bestimmung entsprechend, geliefert werden.

Was die Wiener Zeitschrift an sich betrifft, so wird die Redaction unablässig bemüht seyn, im Gebiete der Novelle, Erzählung, Topographie, Naturkunde u. s. w., gleichwie in der Ballade und im lyrischen Gedichte, eine anziehende Abweasung des Nützlichen mit dem Erheitrenden zu erzielen, und da sie durch ein festgesetztes, nach der Aufnahme irgend eines Aufsatzes auch stets sicher zu behebendes, Honorar im Stande ist, Schriftsteller von Ruf und Talent für ihr Unternehmen zu gewinnen, so kann sie die Versicherung hinzufügen, daß, wie bisher, in den genannten Fächern nur Ausgezeichnetes oder Apathbares mitgetheilt werden wird. Die Beurtheilungen der, in den Theatern Wiens vorkommenden wichtigeren Neuigkeiten, der Concerte u. s. w., werden stets in der möglich kürzesten Frist erscheinen, und das, dieser Zeitschrift in der Woche einmal beygefügte Notizenblatt wird auch fernerhin bestehen und die Redaction Alles aufbieten, ihm fortan das bisherige Interesse zu erhalten.

Die Zeitschrift erscheint wöchentlich dreymal, nemlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend in groß Octav auf Be-

linpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Bänden, und ist mit Titelblatt, Registe und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien (in der Verlagshandlung von A. Strauß's sel. Witwe, in der Dorotheergasse Nr. 1108) vierteljährig 6 fl., halbjährig 12 fl., und jährlich 24 fl. C. M.; ohne Modebilder (doch aber mit den außerordentlichen Kupfer- und Musikbeilagen) vierteljährig 4 fl., halbjährig 8 fl., und jährlich 16 fl. C. M.

Eine unbefangene, vergleichende Würdigung der gesammten Leistungen dieser Zeitschrift, zumal der mit großen Opfern verbundenen, neuerdings vermehrten Ausstattung derselben im Fache der bildlichen Darstellungen so wie der musikalischen und anderen Beilagen, wird den hier angelegten, bisher und seit der Gründung bestandenen Preis ihrem innern wie ihrem äußern Werthe angemessen finden.

Auswärtige belieben sich an die ihnen zunächst gelegenen löbl. Postämter zu wenden; jene aber, welche sich mit ihren Bestellungen direct an die k. k. Obersthofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition in Wien oder an das k. k. Oberpostamt in Prag wenden, zahlen halbjährig 13 fl. 12 kr., und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. nebst 12 kr. halbjähriger und 24 kr. C. M. ganzjähriger Expeditions-Taxe, wofür sie die Zeitschrift, wöchentlich zweymal, mit gedruckten Couverten in die entlegensten Orte der Monarchie, und bis an die äußersten Grenzen des österreichischen Kaiserreiches portofrey erhalten. Auf dem Postwege ist die Zeitschrift jedoch nur ungetrennt, nemlich der Text mit den Modebildern, aber keines von diesen, weder Text noch Modebilder, abgesondert zu bekommen. Pränumeranten, welche ihre Exemplare mit hartem Wachs und dem Amtssiegel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen jährlich 1 fl. 36 kr. C. M. mehr. Den geehrten Hrn. Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Obersthofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition oder bey der k. k. Oberpostamts-Expedition in Prag machen, steht es überdies auch frey, die erscheinenden Blätter der Zeitschrift daselbst zu beziehen, oder sich selbe bey ihrer etwaigen Abreise von diesen Städten allenthalben, innerhalb des Kaiserstaates, nachsenden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig mit den Modebildern um 16 Thlr. und ohne dieselben um 10 Thlr. 16 ggr. sächsisch Courant, Netto, von allen löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes, durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen, und es ist, um den vielfältig geäußerten Wünschen zu begegnen, eine wöchentliche Ablieferung und Postwagen-Beförderung der Wiener Zeitschrift nach Leipzig eingeleitet worden, wodurch dem artistischen Theile sein in der Zeit bedingter Einfluß auf schnelle praeferische Anwendung und das Interesse des wirklich und verlässlich Neuen gesichert wird.

Einsendungen, von denen alle aufgenommenen Original-Beiträge mit fünfzehn, alle Übersetzungen aber und Bearbeitungen aus fremden Sprachen, mit zehn Thalern für unsern Druckbogen honorirt werden, erbittet man unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Wien, im Juny 1835.

Der Herausgeber.

### Modebild XXVI.

Ein Kleid von Mull. Ein Kleid von grau faconnirtem Cachemirien mit dreysachen Kragen, nach Originalen von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse Nr. 426.

Ein Basthut mit Blumen. Ein Gagehut mit Blonden und Federn. Bende nach Originalen von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Beitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 27. Juny 1835.

77

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Werdol in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Namenstag.

Ein Genrebild aus Wien.

„Schau, Nanni, unser Herr Gott bescheert dir richtig auch ein schönes Bindband,“ sagte Sebastian Kimberger, indem er das runde, mit der weißen Baumwollmütze bedeckte Haupt zum Fenster seines eigenen Hauses hinausstreckte und die freundlichen grauen Augen in den Himmel hob, dessen Bläue nicht das kleinste Wölkchen störte. Es war der 26. Julius, der Annetag, der so vielen Wienerinnen und in ihrem Gefolge so vielen Wienern der höchste Festtag ist. Dazu kam noch, daß das Fest diesmal eben auf einen Sonntag fiel. Die Glocken riefen zur Frühmesse. Die Nachtigallen schmetterten, wiewohl in armselige Käfige eingesperrt, die lustigsten Weisen; ein leiser Windhauch bewegte die laue Luft. Alles versprach einen heißen und heiteren Sommertag. Darüber lachte das gute Herz des Lederermeisters Sebastian Kimberger, dem Fleiß und Glück zu einem recht anständigen Vermögen verholfsen hatte, welches er in seiner Art zu eigenem Nutz und Frommen, so wie zu dem seiner Frau und seiner drey Kinder ganz behaglich verwendete. Er verwaltete außer seinem Gewerbe auch noch das Amt eines Armenvaters und gehörte vor allem zu der Körperschaft jener so genannten äußeren Rätthe, welche in dem Munde des Volkes höchst unverdienter Weise in „eiserne Rätthe“ verwandelt werden. Fürst und Vaterland, und insbesondere die liebe Vaterstadt Wien, hatte keinen eifrigeren Verfechter als unsern wohlgenährten Hausherrn, und heute vollends waren alle Schleusen seiner Zufriedenheit aufgethan, denn er feyerte das zweyfache Namensfest seiner ehrsamten Gattinn Nanni und seiner zartblühenden Tochter, die theils um leichterer Unterscheidung willen, theils in Kraft einer von dem Zeitgeiste anbefohlenen Geschmackssteigerung, Nina genannt wurde. „Wer hätte das nach dem gestrigen Regen erwarten sollen, daß es heute so schön werden würde,“ rief er noch einmal vergnügt aus, „und seht, da ist auch schon unser Fisolenseppel. Ja, das ist ein pünctlicher Bursch, auf den man sich verlassen kann.“ — Eine glänzende Fiakerkalesche raffelte, von

zwey kleinen raschen Braunen gezogen, die Straße herab und hielt vor dem Hausthore. Der Kutscher grüßte zutraulich zum Fenster hinauf. Im Zimmer aber ging es nun an ein Glückwünschen, Küssen und Umhalsen, daß es eine Lust war. Der Vater beschenkte Frau und Tochter; Mutter und Tochter beschenkten sich gegenseitig. Florentiner Strohhüte, seidene Kleider, goldenes Geschmeide, Strickbeutel und Sophakissen eigener Arbeit wurden gegeben und empfangen, und Nicolaß, des Hauses jüngste Hoffnung, hatte eben begonnen, die kühnen Verse zu recitiren, welche Begeisterung seinem Herrn Lehrer, und des Herrn Lehrers wohlgeführtes Lineal ihm selbst eingehaucht hatte, er stammelte:

„O du, die du mich geboren  
Mir vom Himmel auferkoren,  
Heute, heute ist —“

Hier verstummte er. Eine ungeheure Annentorte mit Namenszügen von rothem und weißem Zuckerguß und einem mächtigen Blumenstraufe in der Mitte, war in der Küche vergessen worden. Sie wurde jetzt hereingebracht und nahm auf ihrem Wege das Erinnerungsvermögen des kleinen Nicolaß und alle anderweitigen Bestrebungen seines Ehrgeizes mit sich. Vergebens zuckten die Arme des im Hintergrunde aufgestellten Magisters telegraphische Zeichen, vergebens ergoß sich flammende Röthe über sein gespanntes Angesicht; der Zögling war und blieb stumm, das erhabene Festgedicht aber steckte im Schlamm, den die gemeine Begehrlichkeit eines Sterblichen nach einer großen Torte aufgewühlt hatte. Dessenungeachtet aber war die gute Frau Kimberger von den dritthalb Versen, welche sich den Lippen des Knaben entwunden hatten, mehr gerührt, als das Theaterpublicum meistens von den letzten dritthalbtausend einer großen Tragödie zu seyn pflegt, und drückte Nicolaßchen unter Küßchen an sich. Der älteste Sohn Franz hatte sich ein Bißchen verspätet; seine Begrüßung trug nicht das Gepräge besonderer Herzlichkeit, sie war darum aber eben nicht unfreundlich. Der junge Mann fühlte eine unbestimmte Sehnsucht nach höheren Kreisen, und sah sich durch die Gewalt der Umstände, welche mächtiger als Alles auf Erden ist, in die ihm von seiner Geburt zugewiesenen gebannt. Es verdroß ihn oft, daß er von Morgens neun bis Abends acht Uhr auf dem Comptoir seines Principals, eines viel beschäftigten Großhändlers, arbeiten mußte, während andere Männer in dieser langen Zeit den verschiedenartigsten Zerstreuungen nachjagen durften. Es freute ihn nicht, daß er nur an dem einen oder dem andern Sonn- oder Feyerstage auf einem leicht erkennbaren Miethgaule über Land traben durfte, während Andere täglich ein schönes Vollblutpferd aus dem Stalle führen lassen und darauf in den Prater hinabgaloppiren konnten. Es wurmte ihn zuweilen, daß sein Vater nur ein Lederermeister war, während andere Söhne Minister und Gesandte zu Vätern hatten. Er konnte sich auf der Welt nichts Schöneres denken, als die prächtig gepuhten Damen, welche er bisweilen im Theater oder auf Spaziergängen ansichtig wurde; und doch war er eigentlich in die bescheidene Tochter eines Seifensieders in der Nachbarschaft verliebt. Alles dieß versetzte und hielt Franz in einem Zustande der Halbheit und Ungewißheit, dem noch dadurch die Vollendung aufgedrückt wurde, daß sein Vater nicht von dem Grundsatze ablassen wollte, ein Mann dürfe nur dann heirathen, wenn er seine Frau und Kinder selbst zu ernähren im Stande sey; wodurch er denn die Ver-

bindung mit seiner Leni noch auf lange Zeit hinausgeschoben sah. Vey allem dem war der junge Kimberger ein ganz gut gearteter und genießbarer Mensch. Dasselbe ließ sich von seiner allerliebsten Schwester sagen. Nina war häuslich und wirthschaftlich, aber dabey war auch der Clavierunterricht und eine gewisse ästhetische Politur nicht versäumt worden. Sie hatte schon alle poetischen Werke Schiller's und den Mauserger'schen Kobue ganz durchgelesen, von beyden war sie entzückt. Von Göthe war ihr nur sehr wenig bekannt, und das Wenige hatte ihr ganz mißfallen. Sie war kürzlich in die schöne Zeit der jungen Liebe getreten, und zwar an der Hand eines unter dem Namen Herr von Holzner in das Haus eingeführten Jünglings, der, eines ehrsamten Holzhändlers Sohn, nach halb vollendeten Studien in einer Kanzley Platz an einem Schreibtische gefunden hatte. Die Stunden, welche die Küche, der Strickstrumpf, gedachter Herr von Holzner, der neue Walzer von Strauß und die neue Galoppe von Laner für Nina frey ließen, pflegte sie jetzt zwischen dem großen Unbekannten von Abbotsford und dem kleinen bekannten Hofrath an der Spree zu theilen. — So war die Familie Kimberger, deren sämtliche Mitglieder sich jetzt, so schnell es nur ging, in ihren besten Staat warfen, die Damen in ihre eben erhaltenen weißen Kleider mit den reichsten Stickereyen eingesezt und verbrämt. Um den weißen Hals Nina's klirrten Ohrgehänge von beynähe der ganzen Länge desselben; der Glanz einer sechsfachen Reihe ansehnlicher Zahyperlen hob sich um so mehr auf dem braunen Halse der Mutter Nanni. Jetzt trat die Tochter an den Frühstückstisch und goß den erquicklich dampfenden Kaffeh in die Tassen und färbte ihn goldbraun mit der köstlichen Sahne von den im Hause gehaltenen Kühen; denn Herr Kimberger hatte für gut gefunden, sich von dem Obers- Erzeugungs- oder Vermehrungssysteme der längst nicht mehr arkadischen Wiener Milchweiber zu emancipiren, unter dessen Druck der größte Theil unserer Kaffehlustigen Bevölkerung seufzt. Nachdem das Frühstück mit Behagen verzehrt war, stopften Sebastian und Franz ihre wohlgerauchten Meerschaumpfeifen mit einem Tabak, welcher, dem Patriotismus beyder Herren unbeschadet, doch nicht ganz unvermischt schien, und nun pferchte sich die ganze Familie in Fisolenseppels schmucke Kutsche: Niels zwischen Vater und Mutter, gegenüber das erwachsene Geschwisterpaar. Beym Einsteigen ergab sich weiter kein Unfall, als daß Nina mit dem neuen Strohhute so heftig an die Mutter anstieß, daß derselbe beynähe einen gefährlichen Stoß bekommen hätte; Nielschen aber trat beym Zurechtsehen dem Vater mit der ganzen Kraft der Ferse auf eines seiner ältesten Hühneraugen, worüber sich dieses sonst ruhigen Mannes eine so überwallende Empfindung des Hornes bemächtigte, daß er dem Söhnchen einen Stoß versetzte, welcher diesen, zumal Seppel eben durch Schnalzen seinen Pferden das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, auf einen Augenblick im jungfräulichen Schooße seiner Schwester begrub.

Nach dem unbedeutenden Zwischenfalle ging es der Mariahilfer Linie zu, und durch sie und die Reihe der nahe liegenden Ortschaften hindurch, bis vor Dommayer's Kaffehhaus in Hizing, wo Kimberger vom Wagen stieg und ein gehöriges Essen für die legale Stunde bestellte. Dann fuhr man eben so rasch weiter, bis in Hütteldorf die Reichsstraße wieder erreicht war. Hier aber vermochte Kimberger nicht davon zu eilen, ohne einen Schluck vom



heurigen Märzbier im Bräuhaus zu versuchen. Frau und Sohn thaten Bescheid, aber Nina gedachte ihre Lippen vorerst mit keinem andern Nectar als dem der balsamischen Morgenlüfte zu nehen. In der Wallfahrtskirche zu Maria-Brunn hörte man mit Andacht die Sonntagsmesse. Von da ging es seitwärts an den schattigen Anlagen von Hadersdorf und dem Grabmale des großen London vorüber, durch eine Kette lieblicher Thalgründe bis Mauerbach. Hier entstieg die Familie dem Wagen, um die Wanderung nach dem Tulbinger Kogel zu Fuße fortzusetzen. „Das Versorgungshaus heute zu besuchen,“ sagte Sebastian, „bin ich eben nicht aufgelegt, aber die armen Leute sollen am Namenstage meiner beyden Nannerln doch auch einen guten Tag haben,“ und damit schickte er zwanzig Gulden an den Verwalter des Hauses, um den darin gepflegten Armen heute eine kleine Ergeßlichkeit zu bereiten. Darum wurde aber die Sorge um eigene Wohlfahrt nicht bey Seite gesetzt, und man versah sich im Wirthshause mit einer Flasche alten Osterreichers, welche Nicolaß tragen zu dürfen bat, und die Erlaubniß auch dazu erhielt. Eine Weile ging alles trefflich und Heiterkeit war die allgemeine Stimmung der Wanderer. Aber die Sonne brannte heiß und heißer, und der, wie wohl sehr allmählig sich emporziehende Pfad wurde für Herrn Sebastian Kimberger und seine gute Ehehälfte einigermassen beschwerlich. Wie frohlockten Herz und Mund, als der schöne Buchenwald, durch den der Weg nach dem Kogel führt, die Wanderer in seinen kühlen Schatten aufnahm, die nun aller Mühsal ihrer Landparthie entledigt zu seyn glaubten. Aber eben diesen Moment schienen die Unterirdischen erhardt zu haben, um in hämischer Schadenfreude Kimberger's Triumph zu nichte zu machen. Unter dem Schattendache der Buchen hatten die Sonnenstrahlen den Effect der gestrigen Regengüsse noch keineswegs zerstört. Der Boden war zäh und schlüpfrig, Pfützen hatten sich breit gemacht, und ließen nur einen ganz schmalen und gefährlichen Pfad über nasse Baumwurzeln frey, der nur bey bedeutender, gymnastischer Geübtheit sicher betreten werden konnte. Nicolaßen glitschte zuerst aus und fiel der Länge nach hin, daß das ausspritzende Schlammwasser das weiße Beinkleid des Bruders bis über die Knie besudelte. Weithin flog die Weinflasche und zerschellte, und die alte Mutter Erde trank zögernd den edlen Reben-saft, der in so unfreywilliger Libation ihr geboten war. Vater Kimberger wüthete beynah, und hätte gern den spanischen Stock erhoben, wenn er ihm nicht eben als Stützpunkt auf dem entbloßten Rücken einer der perfidesten Buchenwurzeln nothwendiger gewesen wäre. Nicolaß stand plärend auf, und die gute Schwester, welche ihn zu trösten herbeyeilte, ließ, ein Opfer und Zeichen ihrer Liebe, einen Schuh im Kothe stecken. Nur mit Mühe vermochte Bruder Franz mit seinem Bambusrohre ihn aus der Tiefe emporzuarbeiten. Frau Kimberger aber kam in ihrer Bemühung, einen sicherern Pfad zu wandeln, einem Hagebuttenstrauche allzu nahe. Ein unheimlich knisternder Ton verkündigte ein klägliches Ereigniß. Eine Öffnung von der Länge eines Fußes war mitten durch die kostbare Stickerey gerissen, und aus der gähenden Wunde blickte das schmucklose Unterkleid hervor. Der Seelenschmerz der Mutter bey diesem Anblicke schien so heftig, als nur ihr Körperschmerz hätte seyn können, wenn die Verwundung ihre eigene Haut gegolten hätte. Und dabey wurde ihrem Eheherrn der Kopf eben so moralisch warm, als er es ihm physisch schon geworden war. Schon begann er im Innersten Weib und Kind,

Namensfest und Landparthie, die Geschenke und das dafür aufgewendete Geld, jedoch noch ganz sanft und leise zu verwünschen. Immer beschwerlicher wurde ihm der Gang, und er hätte beynabe in seiner Trübsal die höhere Fügung gesegnet, welche seine Frau einige Zeit zum Stillstehen nöthigte, um sich den herabhängenden Lappen ihres Kleides von der Tochter mit einigen Nadeln nothdürftig hinaufheften zu lassen. Er benützte den Aufenthalt, um sich den Schweiß von der mit hochaufgeschwollenen Adern durchzogenen Stirne zu wischen. Als aber der letzte Gipfel des Kogels, weit steiler als der übrige Weg, noch zu erklimmen war, warf Herr *Sebastian* einen Blick zur Höhe hinauf, in dessen Charakter Schmerz und Zorn sich theilten. Ein derber Fluch machte seiner Empfindung Luft, und ein potenziertes Moses, wollte er an der Schwelle des gelobten Landes liegen bleiben, ohne es auch nur gesehen zu haben. Aber *Niclas*, seines Ungeschickes vergessend, hatte im raschen Anlauf die Spitze erstiegen, und rief triumphirend herab, *Nina* sprach sanftmüthige Worte der Aufmunterung, *Franz* reichte seinen kräftigen Arm, und *Nanni* selbst schritt muthvoll hinan. Es bedurfte nichts weniger als alles dieses, um den alten *Kimberger* auf die Höhe des *Tulbinger Kogels* hinaufzuwinden. Als aber dort vor den erfreuten Blicken das gesegnete Land in Pracht und Mannigfaltigkeit sich ausbreitete, und das Auge über ein weites, sonnenhelles, grünes oder goldiges Gefilde schweifen konnte, das zahllose Städte und Dörfer, Marktstellen und Abteyen und einzelne Höfe, Haupt- und Seitenstraßen beleben, Wälder und Gärten, Rebenhügel und Ackerfelder in ein reiches, buntes Gewand kleiden, das die lachende Bläue des Himmels überwölbt, und der alte *Donau*strom mit silberstrahlenden Fäden durchzieht: da vergaß auch die Familie *Kimberger* aller überstandenen Mühseligkeiten, und erfreute sich mehr und minder lebhaft des entzückenden Anblicks. Auch Herr *Sebastian* sah jetzt mit einem frohen Hochgeföhle auf sein schönes Vaterland hinab, und gestand gerne, daß die Aussicht herrlich und der Mühe des Hinaufsteigens werth wäre. Sein Glück wäre ganz ungetrübt gewesen, wäre nicht dem prosaischen *Franz* die unselige Bemerkung entschlüpft, daß hier ein guter Trunk wohl an seiner Stelle wäre, ein unvorsichtig Wort, welches die Erinnerung an *Niclas*'s Unthat und ihre Folgen in der Brust *Kimberger*'s beynabe wieder bis zur Lebhaftigkeit des ersten Schmerzes erweckt hätte. Indes wehten auf dem Kogel erquickende Lüfte, man sah sich an dem Panorama der Tiefe satt, freute sich, bald diesen bald jenen Ort im Lande zu erkennen und zu bezeichnen, führte gemüthliche Gespräche, und stärkte sich, im Graße ausgestreckt, zum Rückwege, welcher mit einer Art früher nicht bemerkter Lebendigkeit und ohne weitere sonderliche Ereignisse bewerkstelligt wurde.

(Der Schluß folgt.)

### Correspondenz-Nachrichten.

München, am 1. Nov. 1835.

Der *Wonnemonat* schloß bey uns endlich seine buntfarbigen Augen auf, wenn auch nicht in den angrenzenden Fluren und Wiesen, doch wenigstens auf dem ersten *Blumenmarkte*, der schon am Vorabend des ersten *Martages* mit der ganzen Herrlichkeit auf einem langen Bühnengestelle zur Schau und zur Erquickung prangte.

„Die Kinder der verjüngten Sonne,“ wie sie der edle Dichter nennt, zogen von allen Gärten und Gärtnereyen der nächsten Umgebung in die Residenz, über welcher selbst während der sonst so frohen Osterzeit große Schneewolken schwebten und das heitere Roth der heiligen Zeit in weißes Leinentuch hüllten. Hundert und hundert geschäf-

tige Hände regten sich und wetteiferten den zarten, duftenden Pfleglingen eine angemessene Stelle auf dem amphitheatralischen Gerüste einzuräumen. Jung und Alt drängte sich durch einander; Alles wollte die lang ersehnten Ankömmlinge bewillkommen und eilte mit dem Lieblinge nach Hause, wenn er ihn aus der großen Versammlung herausgefunden, um ihn zur Lust und Augenweide vor den Fenstern pflegend zu schützen, wenn gegen alle Erwartung ein rauher Nord noch einmal seinen Schneemantel ausschütteln wollte. — Die vielen tausend Blumen waren in der That untrügliche Verkünder der aufblühenden, allmählig erwärmten Natur, und wir haben den Osterschnee mit seinem rauhen Gefolge schon wieder veraessen. Wehmuthsvoll klingen uns die erhabenen und feyerlichen Gesänge der heil. Charwoche — das Stabat mater des jungen und talentvollen Tonsetzers Kottmanner, das Miserere eines alten, großen Meisters, Orlando Lasso, und des ausgezeichneten Organisten Ett, in den Gemüthern nach, und noch hören wir Pergolese und manche andere Meister früherer und neuerer Zeit mit einer stillen Begeisterung, die nur innen wohnt und waitet, aber sich nur im Auge offenbart. Auch heuer stammte in der grandiosen Michaelskirche, die einst der fromme Herzog Wilhelm den Edlenen Loyola's mit der größten Pracht erbaut hatte, in der Mitte der Rotunde das mit mehreren hundert Lampen geschmückte Kreuz und erhellte den ernsten, schweigenden, in Trüernacht gebüllten Tempel, in welchem Tausende während des feyerlichen Gesanges, der erareifend das Miserere durch die Wölbung hinplagte, sich der Betrachtung hingaben. Keine Feder schildert den mächtigsten aller Eindrücke, den man in dieser Stille, bey dem Choral, der über die Häupter aus zweihundert Männerkehlen hinwoagt, empfängt! Referent stand dem Monumente des Herzogs von Leuchtenberg gegenüber. Die Trauerpost aus Lissabon, die den zu frühen Tod des hoffnungsvollen und geliebten Prinzen August verkündet hatte, küßerte wohl auf mancher andächtigen Lippe. Die Ausführung der Choralgesänge in dieser majestätischen Kirche war ausgezeichnet. Der anspruchstlose Ett, selbst ein tiefer Compositour, zog eigentlich den schon längst vergessenen Orlando Lasso an das Tageslicht. Verwandt, congenialisch mit diesem zu seiner Zeit so hoch gefeyerten Meister, lieferte er selbst einige Compositionen im Geiste dieses Tonschöpfers. Die tiefste Stille im Tempel, nur von dem strahlenden Kreuze unter der Kuppel desselben beleuchtet, und diese ergreifenden Gesänge in einem Zeitpunkte, der die ganze Christenheit in den Tiefen des Gemüthes erschüttert, und von dem mühseligen, inhalt- und erfolglosen Treiben auf sie selbst zurückführt: wie sollte da noch der Hang für das Irdische eine Macht üben? —

Allein nicht nur in dieser Kirche finden um diese Zeit die religiösen Übungen und Gesänge Statt. Die Frauentirche — die Kathedrale, die königl. Hofcapelle und die Theatinerkirche wetteifern immer mit jener der Jesuiten durch ausgezeichnete, religiöse Meisterwerke großer Tonsetzer. Wir fanden abermals den Ausspruch des verewigten Herder bewährt, der dem vollstimmigen Gesange — der reinen Vocalmusik — der menschlichen Kehle den mächtigsten Einfluß einräumt und sie über alle Instrumentirung setzt! Hr. Kottmanner's „Stabat mater“ verdient mit Recht die vollste Anerkennung und verspricht uns einen Tonsetzer von Ranga, der tiefer Empfindungen fähig ist und seinen Schöpfungen die religiöse Weihe ausdrückt, die unserer frivolon Zeit ganz fremd geworden ist. — München bietet in den letzten Tagen der Charwoche ein interessantes Bild dar. Alles ist in Bewegung und drängt sich in die Kirchen. Die Stadt ist in einer fortwährenden Fluctuation und hie und da erblicken Sie in einem bürgerlichen, frommen Hause, wo noch ein ernster Sinn in unbemerkter Abgeschlossenheit lebt, eine Grablegung von farbigen Kugeln beleuchtet. Wir möchten uns beim Anblicke dieser Symbolik en miniature an jene poetische Zeit erinnern, die so Viele kalt spötelnd das Mittelalter nennen, um ihrer anterkosten Gegenwart, die sie ohne höheren Leistern herumtreibt, einen Vorzug einzuräumen! —

Endlich lacht uns wieder ein blauer Himmel und wehen warme Lüfte. Der große englische Garten belebt sich auf allen Gängen und Labyrinth und der prachtvolle Tempel — zum Andenken an die erhabenen Gründer und Pfleger dieser herrlichen Anlage — an den Churfürsten Carl Theodor und an König Max, erhebt sich mit seinen weißen, imposanten Marmorsäulen auf dem erbauten Hügel dem Schönfeld gegenüber, wie eine hochragende Atropolis. Wenn diese Rotunde ganz vollendet ist, bildet sie einen der herrlichsten Punkte. Bereits ruhen die gigantischen Gesimse auf den Capitalern der ionischen Säulen, die sich einfach im edelsten Geschmade der classischen Antike so zu sagen umschlingen — gleichsam schwehertlich harmonisch in einem Kreise reihen. Mit rastloser Thätigkeit wird daran gearbeitet den hohen Sand- und Kiesberg mit Rasen und Dammerde zu bekleiden, Aufgänge zum Monumente an-

zulegen und mit jungen Bäumen ringsherum zu schmücken. Die Lustwandler haben auf dieser Tempelhöhe nicht nur den Genuß einer freundlichen Fernsicht, sondern zugleich einen Ruhepunkt, der sie an eine merkwürdige Vergangenheit erinnert, und durch die Anschauung einer griechischen Vorwelt, die der unermüdete Schöpfergeist des jetzt regierenden Königs immer mehr in die Gegenwart zaubert, in die Geheimnisse einer Zeit einweihet, die so klar und heiter in der Säule wie in der Statue die Symbolik des Schönen mit dem glänzendsten Erfolge darstellte. Wenn dieser Tempel ganz vollendet dasteht, wenn die Büsten aufgestellt sind und das Ganze mit allen seinen Theilen überschaut werden kann, soll eine ausführlichere Beschreibung nicht fehlen. Zu wünschen wäre, daß Rumford's Monument, das verkümmert unter den Bäumen trauert, eine Renovation erlebte. So zieren nun drey Denkmäler, von denen jenes zum Andenken des königl. Hofgarten-Intendanten von Skell von König Max am See errichtete die Aufmerksamkeit verdient, die schöne Gartenanlage, die für Münchens Bewohner ein wahres Eldorado genannt werden darf.

(Der Schluß folgt.)

### L i t e r a t u r.

„Balladen und Romazen“ von Johann Nep. Vogl. Wien 1835. Druck und Verlag von J. B. Wallischaufer. 8. 206 Seiten.

Es ist keine eben leichte Aufgabe, einen ganzen Band von lauter epischen Dichtungen zusammenzustellen und die Fälle davon mögen in der Geschichte der Literatur ziemlich selten vorkommen; indessen liegt der Grund für ein dergleichen Unternehmen ziemlich nahe, da einerseits das Lesepublicum sich leider dem Geschmacke an der lyrischen Poesie immer mehr entfremdet; andertheils aber von Declamatoren, Vorlesern, Schörednern u. dgl. vorzugsweise auf Balladen Jagd gemacht wird, die somit, was man so sagt, zu einem Artikel werden, der sich leichter verkauft. Dabei ist es durch die Erfahrung bestätigt, daß man der Darlegung von Thatfachen in der Regel leichter Aufmerksamkeit gewährt als dem bloßen Ergüsse eines Gefühles und für den Dichter selbst mag die Leistung minder schwierig seyn, da das erzählende Product ihm größtentheils einen schon verarbeiteten Stoff vorhält, bey dem es häufig bloß um die Form zu thun ist, während die Lyrik, eben weil sie von den zartesten Falten des Gemüthes ausgeht, tiefer eindringen, absolut eine bestimmte Idee versinnlichen muß, will sie anders einen Nachhall in der Seele des Lesers erwecken, nicht als leeres Gesängel an seinem Ohre vorüberbrausen.

Hr. Joh. Nep. Vogl hat seit mehreren Jahren sich durch vielfältige Arbeiten als einen fleißigen und begabten Jünger der Poesie erprobt; insbesondere hat er im Liede und in der Ballade Entsprechendes geleistet; manche seiner schriftstellerischen Arbeiten wurden durch diese Blätter zur Publicität gebracht und wir können daher den Gedanken, seine zerstreuten Geisteskindlein zu sammeln, nicht anders als gut heißen, da nicht eine einzelne Leistung, sondern nur der Überblick einer Gesamtheit ein Urtheil über den Dichter und seinen Beruf zuläßt.

Über Hrn. Joh. Nep. Vogl können wir dasselbe mit aller Anerkennung aussprechen, seine Balladen und Romazen sind der Mehrzahl nach leicht, fließend, gefällig versificirt, die Pointe häufig ansprechend, naïv, zart, auch wohl von tieferer Bedeutung, und man wird schwerlich zu viel sagen, wenn man die vorliegende Sammlung als eine recht willkommene Gabe anempfiehlt; indessen verpflichtet uns dennoch das Interesse für die Sache selbst und für den Verfasser, als einen vaterländischen Dichter, ein Paar Bemerkungen nicht zu unterdrücken, die sich unwillkürlich aufdrängen. — Einmal schien es uns nicht gut gethan, durchaus Episches zu geben, weil, um dies mit Erfolg zu thun, etwas mehr Mannigfaltigkeit nothwendig gewesen wäre als sie uns hier begegnete, denn häufig sehen sich ein Paar oder mehrere der Balladen Vogl's ähnlich, oder erinnern an früher Dagewesenes auf unliebsame Weise; dann trifft man mitunter Stoffe, die zur versificirten Anekdote herabsinken, ohne sich eines poetischen Grundgedankens zu erfreuen; weiters zeigt sich manches Substrat als ungeeignet für die dichterische Regeneration und endlich erlaubt sich unser Autor nicht nur Fehler gegen den Reim, sondern selbst gegen die Sprachrichtigkeit.

Eine kurze Besprechung der einzelnen Stücke soll unseren Bemängelungen als Beleg dienen:

Nach einer recht artigen Apostrophe: „An die Leser“ finden wir S. 1. „Heinrich der Vogler,“ eine Ballade, besser historische Anekdote, deren Einleitung Lob ver-

dient; S. 3 „Katharine,“ deren übermäßige Sentimentalität uns eben so wenig natürlich dünkt, als der ziemlich profaische Ton ansprechen dürfte, in welchem „das Wunder von St. Sebaldus“ S. 7 erzählt wird. Ohne höhere Weihe ist auch „die Österreicherin und der Franzmann“ S. 11, und „des Gnomens Rache“ S. 14 ermattet am Schlusse. Dagegen ist „die Leichenfrau“ S. 17 sehr gemüthlich und „das Erkennen“ S. 21 ein ausgezeichnetes, ergreifendes Gedicht, das man nicht ohne Erschütterung lesen wird. Der günstige Eindruck wird aber gleich wieder durch die vier nachfolgenden, unbedeutenden Piecen geschwächt, von denen allenfalls „die Friedhofschenke“ S. 31 von Effect seyn würde, wäre der Spuk darin nicht bis fast in's Lappische ausgemalt. „Die Begegnung“ S. 36 ist wieder nicht übel, wenigstens durch die Idee picant; allein nun kommen abermals drey fast ganz gewöhnliche Klingeleyen, — „der Deserteur“ leidet sogar an einer unpoetischen Tendenz. S. 51 „des Urogroßvaters Gesellschaft“ entschädigt wieder durch einen sinnigen Hintergrund für Alles, was von da an bis S. 74 erschein, wo „das blutende Herz“ gewiß inniges Mitgefühl erweckt. „Die beyden Mütter“ S. 95. „Des Todten Freunde“ S. 105. „Das Mütterchen an der Kirchthüre“ S. 106. — Die trefflich gehaltene „Sage von St. Meinrad und seinen Raben“ S. 132. „Verrechnet“ S. 179 (ein wunderbar gutgedachtes und auf eine schauerhafte Wahrheit basirtes Stück) und endlich „Zwey Särge“ S. 195, sind ebenfalls sehr achtbare Beweise von dem Talente unseres Dichters; sind aber doch immer nur die Minderzahl, keinen genügenden Ersatz für das Übergewicht des Unbedeutenden in die Schale werfend. Deserteur, Henker, Brudermörder aus Habsucht u. dgl. können nie zu künstlerischen Vorwürfen geädelt werden, eben so wenig als z. B. in dem Nachworte: „Die Recensenten“ der Gedanke, neun Personen neuerley Meinungen aussprechen zu lassen, poetisch oder sarkastisch oder geistreich genannt werden möchte; auch darf sich der Dichter, unseres Bedünkens, an dem Heiligthume des historischen Hintergrundes nicht vergreifen und eine Sage nach seinem Gutbefinden zustoßen; eine Erlaubniß, mit welcher Hr. Joh. Vogl doch wohl etwas zu freigebig gewesen ist. Hinsichtlich des Reimes ist nicht minder Manches zu bemerken, und „Pofal — Metall,“ — „galant — Wand“ — „sehr — Herr“ — „los — Troß“ — u. v. a., dann Elisionen, wie „gläub'ge,“ „emf'ge,“ „rief'ge“ u. dgl. können wenigstens nicht als Schönheiten empfohlen werden. Sie und da fallen auch, wie schon gesagt, Wörter auf, die in falschem Sinne angewendet werden, wie z. B. S. 152:

Als d'rauf die Zwey, (von) der Reife matt,  
Durch Kost und Trank geworden satt,  
Lädt sie zur Raß die Schaub e  
Von Moos und frischem Laube.

Schaube soll hier offenbar für Bette oder Lager gelten; allein man nannte bekanntlich ein altdcutsches Kleidungsstück so, von dem wir übrigens nicht wissen, ob man dergleichen aus Moos und Laub bereitete. Außerdem begegnet der Leser auch vielfachen Willkürlichkeiten in der Bildung des Particips, der Beugefälle und der Elision, die im Bedürfnisse des Verses oder der Assonanz kaum ihre Entschuldigung finden möchten. Warum Hr. Vogl mehrere Piecen wählt, deren Sujet fremdes Eigenthum ist und insbesondere so vieles wieder aufnahm, was erst vor Kurzem in den diesjährigen Taschenbüchern erschienen war, da er gewiß noch andere ältere Balladen besitzt, womit die Lücke hätte ausgefüllt werden können, ist uns nicht klar geworden.

Hr. Vogl möge diese Andeutungen als das erkennen, was sie sind: wohlmeinende Aufmerksamkeit auf sein Wirken, welchem, bey wahrer natürlicher Anlage, noch die strenge Selbstbeurtheilung und der ernste Fleiß fehlt, ohne die ein Kunstwerk nicht die nöthige Rundung und Reinheit erlangen kann. Vernachlässigungen entschuldigt man wohl bey einem eminenten Genie; allein dem wahren Dichter ist es allezeit auch um die gelungene Form zu thun, eben weil ihm die Kunst, als eine Vollendung nach allen Richtungen hin, vorschwebt. — Wie hübsch, ja ausgezeichnet Hrn. Vogl bisweilen Einzelnes gelingt, haben wir übrigens bereits erwähnt; etwas mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst und eine strengere Richtung wird ihm gewiß eine achtbare Stelle unter den Dichtern des Vaterlandes verschaffen. — Die Auflage ist gefällig. W.

### A u f l ö s u n g

der Charade in Nr. 76: Mutterliebe.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dienstag, den 30. Juny 1835.

78

Dieses Blättchen erscheint wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modedild, welche hier gegen Voraufzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Franz's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Namenstag.

(S c h l u ß.)

Zwey Uhr war vorüber, als die Familie in Dommayer's Kaffeehause anlangte, und das Geströh der dortigen Freuden war daher auf seinem Culminationspuncte. Wien hatte eine ansehnliche Masse seiner lebensfrohen Bewohner und Bewohnerinnen auf diesen für ihren Empfang mit löblicher Sorgfalt zubereiteten Fleck abgesetzt. Es war ein lautes und buntes Treiben. Durch das Summen der Gespräche, das Klirren der Gläser und Teller, das Knallen der Champagnerforke, die nicht immer bescheidenen Wünsche der Gäste, welchen die consequente und naive Wortbrüchigkeit der Kellner würdig gegenüberstand, hindurch, drangen des weltberühmten Herrn Johann Strauß, dieses Lope de Vega unter den Meistern der Tanzmusik, unwiderstehliche Walzer und beliebte Quodlibets.

Ein paar ältere Freunde des Kimberger'schen Hauses, welche zum Mittagstische gebeten worden waren, fand sich bereits vor. Ihre Scherze über den Zustand der Erschöpfung, in welchem sie die Wanderer zurückkommen sahen, wurden mit Lachen aufgenommen. Man setzte sich mit wahrem Heißhunger zu Tische. Herr Sebastian und seine Gattinn schonten nicht des Rinds, noch Schweine- noch Gansfleisches, nicht des Gurken- noch Endivien-salates, nicht des Eingemachten (Ragout), noch des wunderbar betiteltsten Auflaufes (Soufflé), welche in erquicklicher Reihenfolge den Tisch belasteten; Sohn und Freunde sprachen dem Allen nicht minder tapfer zu, und wie man sich ächten 97ger und 11er bey Herrn Dommayer zu verschaffen habe, das hatte Vater Kimberger längst ausgekundschaftet, und er machte reichlichen Gebrauch von den ihm bekannten Mitteln und Wegen. Nur Nina genosß wenig der irdischen Speise; sie war still, ein Zug des Grames zuckte um ihren feinen Mund, und getäuschte Erwartung ließ den fahlen Schleyer über ihr sonst heiter glänzendes Auge flattern. Zu ihrer Linken war ein Sessel leer geblieben, ein für den Liebsten bestimmter Sessel. Er hatte versprochen, zur gehörigen Stunde zu kommen, und nun waren die grünen Erbsen mit Kaiser-

fleisch früher auf dem Tische, als er an demselben. Nina's Herzchen schwell auf in Entrüstung. Endlich kam er athemlos. Seine Entschuldigungen fanden trefflichen Eingang bey der Gesellschaft, welche der edle Nebensaft schon zu gesteigerter, allgemeiner Menschenliebe gestimmt hatte. Nina, ob sie gleich im Innersten frohlockte und wieder freyer athmete, schien unbewegt, und empfing den Säumigen mit Eiseskälte. „Aber um Himmels willen,“ flüsterte Holzner ihr zu, indem er sich niedersezte, „angebethete Nina, wie oft habe ich es Ihnen schon gesagt, ich habe vier und dreyßig Necessisten vor mir, und Sie wissen, ehe ich nicht Kanzellist werde, können unsere Wünsche nicht in Erfüllung gehen. Sollte ich es nun in meiner Reihe werden, so könnten Sie leicht einen Graukopf zum Manne bekommen. Ich muß mich also auszeichnen. Der Herr Director muß aufmerksam auf mich werden; und das kann nicht geschehen, wenn ich nicht auch so hohe und heilige Tage, wie der heutige mir ist, wenigstens zur Hälfte der Arbeit widme.“ — Diese Rede konnte ihre Wirkung auf Nina's empfängliches Gemüth nicht verfehlen. Sie lispelte ein Wort der Vergebung, das Holzner verstand, obgleich es von dem Schwall des laut gewordenen Tischgespräches schier verschlungen wurde. Dieses sprang unstät und launenhaft auf einem Gebiete umher, das vom Kaiser Napoleon bis zu Schuster Ignaz und von der Juliusrevolution bis zu den für die nächste Zukunft zu gewärtigenden Preisen der Knoppern sich erstreckte. In den Reden des Herrn Sebastian Kemberger, welchen die Familie mit Ausnahme der Tochter aufmerksam lauschte, war viel gesunder Menschenverstand und praktischer Sinn, wenn auch weder die Herren Cobbet und Hume, noch der General Lafayette, noch der Advocat Mauguin daran sonderlichen Geschmack gefunden haben dürften. Plötzlich fiel Sebastian ein Feuerwerkszettel auf, der auf einem benachbarten, leer gewordenen Tische liegen geblieben war. „Ende gut, Alles gut,“ rief er aus, „ich will unsern heutigen Feiertag beschließen, wie sich's gebührt. Ich führe euch heute noch in's Feuerwerk!“ Der großmüthige Antrag ward von Allen mit Dank und Freude angenommen. Nicolaus insbesondere machte einen Rundsprung, der die nahe stehenden Gläser und Teller in große Gefahr brachte. Der Feuerwerkszettel wurde zur Hand genommen, und mit Begierde studiert. Aber die Pracht und Tiefe der darin enthaltenen Worte überstieg bey weitem die Bildungsstufe eines Schülers der ersten Grammaticalclasse. Gab es doch kaum eine Leidenschaft, eine Neigung, welche die Menschheit ziert, die nicht heute Abends in Raketten, Schwärmern, in Luftstücken aller Formen und Farben, in Feuerbouquets, Fronten, Hauptdecoration und Schlußkanonade zur Darstellung kommen sollte. Man hätte Psychologie aus der Ankündigung dieses Feuerwerks studieren können, das den Titel führte: „Stuwer's glühendste Gefühle am Freudenoccean des glorreichen Annetages.“ Nicolaus freute sich wie wahnsinnig. Herr von Holzner freute sich auch, aber still, und er wußte wohl warum.

Die Mittagstafel wurde mit Geräusch aufgehoben. Die Gesellschaft, durch die Hausfreunde alle und Holzner vergrößert, vertheilte sich in der Kutsche Fisolenseppel's und eines zweyten Fiakers, der wegen eines, ihm von einem jungen Herrn geschenkten Rockes, den Spignamen „Millionfrack“ führte. Man eilte in die Vorstadtwohnung, um sich umzukleiden. Nachdem dieß mit aller thunlichen Beschleunigung vollbracht war, ging es dem gefeyerten Prater zu. Schon hatte der erste Pöllerschuß aus allen Gegenden des lieblichen Waldes die Neu-

gierigen auf den Feuerwerksplatz zusammengerufen, als die Familie *Kimberger* mit ihrem Geleite dort anlangte. Die weite Wiese wimmelte schon von Menschen. Glänzende Kutschen entluden sich zahlreicher, eleganter Damen, welche auf der unbedeckten Holzgalerie in der ersten Reihe Platznahmen. Unten trieb eine bunte Menge aus allen Ständen sich herum, ein bewegtes Lager, dessen äußerste Posten die Verkäufer von Kuchen, Semmeln und Cervelatwurst bildeten. Das unheimliche Feuerwerksgerüste hob das Labyrinth seiner geheimnißvollen Linien, Kreise und Zacken in die wolkenlose Luft, ein sanfter Westwind versprach den Rauch hinter die Feuerfronten zu treiben, daß ihre wunderbare Form und Farbenpracht in ungetrübtem Glanze leuchten könne. *Niclas* wußte sich nicht vor Ungeduld zu fassen, bis eine prasselnde, hoch in den Himmel aufschießende Rakete den Beginn des Schauspiels bezeichnete. Das *Oh* und *Ah*, das bey dem Anblicke der zischenden und kreisenden, in Brillant- und buntem Feuer wechselnden Fronten aus dem Munde der hierüber schon stumpf gewordenen Wiener jetzt nur mehr wie in Verspottung *Stuwer's* oder ihrer selbst ertönt, kam noch aus dem tiefsten Herzensgrunde des kleinen Hausherrnsöhnes und einiger anderer anwesenden Kinder herauf. Der *Accessist Holzner* liebte heute die hohen Fronten nicht sonderlich, welche den ganzen Platz bis zur Tageshelle erleuchteten, er zog das mythische Dunkel der Zwischenacte vor, wo er unbemerkt *Nin'a's* weiße weiche Hand fassen, an sein Herz drücken, wohl gar, indem er sich zufällig zu bücken schien, küssen und in den ahnungsreichen Gefühlen schwelgen konnte, die der zart erwiederte Händedruck in ihm hervorrief.

Als nach Verlauf einer halben Stunde eine weithin erdröhnende Kanonade, welche den Erdboden zittern machte, das Ende des flüchtigen Festes verkündete, und nun die Tausende von Menschen in totem Lärm und Wirrwarr durch einander führen, Bediente und Jäger mit Stentorstimmen die Kutscher bey den Namen ihrer Herrschaften riefen, die Massen der Fußgänger über den Fahrweg drängten, junge Burschen sich den Spaß machten, den Druck der eilenden Menge absichtlich zu vermehren, Frauen und Mädchen, theils unter den wirklichen Leiden des Gedränges aufquikten, theils aus Angst vor den Gefahren, mit welchen Handwerkerabsäße, Kutschenräder und Hufe der Polizeypferde sie bedrohten, als die Elemente dieser beklemmend-schönen Scene, von dampfenden Pechfackeln beleuchtet, sich immer drohender zu verschlingen und zu verwirren schienen, da führte Herr *Sebastian Kimberger* seine Leute auf einem weiteren, wenig bemerkten Pfade ruhig und sicher zu den gastlichen Tischen des wilden Mannes. Hier wurde bey gebackenen Hühnern, *Endivien*salat mit Eiern und ächtem *Bisamberger* der frohe Tag beschloffen. Die laue Sternennacht schlang ihre Arme schweigend um die weite Stadt und die *Donauinsel*, als man fast erschöpft von Genüssen und sehnsüchtig nach dem Bette nach Hause fuhr. *Niclas* träumte die ganze Nacht von feurigen Männern und Ungeheuern, *Nin'a* aber von einem in strahlender Glorie und mit lächelnden Engelszügen auf sie zuschreitenden Kanzellisten.

Mar. Löwenthal.



## E r m u t h i g u n g.

Will des Lebens Trübsal Dich umfassen,  
Den behränkten Blick zur Erde ziehen,  
Daß Du fast die Menschen möchtest hassen,  
Weil verkannt Du wähest Dein Bemühen;  
Wenn Dich schier des Daseyns Fessel engt  
Und der Himmel schwarz Dir niederhängt:  
Schau dann, wie Natur erblüht und wandle —  
Handle — handle!

Wirf Dich rasch in die bewegten Fluten,  
Laß Dich treiben von der Welle Toben;  
Wärme such' an des Vulkanes Gluten,  
Flatt're, wie vom Flügelpaar gehoben;  
Tauche unter in der Brandung Schwall,  
Fürchte Schwindel nicht und gähnen Fall;  
Schweife durch der Wissenschaft Bezirke —  
Wirke — wirke!

Wühlen darfst Du in dem Schooß der Felder,  
Pflügen sollst Du Saat und Baum und Pflanze;  
Kannst das blut'ge Raubgethier der Wälder  
Jagen mit der Kugel, mit der Lanze,  
Schaufeln mit des Fröhners herbem Fleisch;  
Widest doch den Mann der Thaten Schweiß  
Und verzagend winselt nur der Laffe —  
Schaffe — schaffe!

Was harmonisch in den Lüften säuselt,  
Daß sie weh'n in wechselnder Bewegung;  
Was den Strom und seine Wirbel kreiselt,  
Ist der Kraft allmächtige Erregung;  
Was den Wachsthum aller Wesen schafft,  
Ist in Pflanze, Thier und Stein — die Kraft! —  
Daß die Creatur den Preis Dir gebe, —  
Strebe — strebe!

Handle freudig, wirke, schaffe, strebe,  
Kaufst es auch um Dich wie Sturmgesieder!  
Laß es dröhnen, aber lebe — lebe!  
Mannesmuth hält den Orcan wohl nieder!  
Nicht was Du geseuffzt, — was Du gethan,  
Rechnet Dir der ew'ge Richter an,  
Und die Frucht des Nachruhms will als Saaten  
Thaten — Thaten!

Thaten aber schafft man nicht mit Thränen,  
Die die Wurzel aller Kraft verderben;  
Noch kein Lorbeer sproß durch nutzlos Sehnen,  
Keinen Kranz wirst Du durch Gram erwerben!  
Lehr't's nicht also Gottes Sohn bereits,  
Der da liebt' und litt und starb am Kreuz? —  
Thu' wie Er, auf seinen Wegen wandle:  
Handle — handle!

## Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dänemann.

## Zilfte Decime.

Wenn man sich mit Jemand verfühnen will, muß man den Augenblick wählen, wo er sich mit jemand Andern entzweyht hat.

Wenn du vom Reisewagen einen Mann mit einigen großen Pfeifen steigen siehst; so frage nicht lange, ob es ein Deutscher sey.

Mancher glaubt schon eine höhere Weltansicht zu haben, wenn er aus seinem Dachfenster über die rauchenden Schornsteine der Stadt blickt und calculirt, wie viel Holz dabei verbrannt wird.

Die Tabaksdose ist das vornehmste Werkzeug der Heuchelei. Kommt es zum Schnupfen, so reichen sich Leute, die sich nicht mit Blicken vertragen können, dennoch eine Priese.

Wer das Richtige conventioneller Größen recht einsehen will, der betrachte den Bürgermeister einer Kleinstadt, wenn er nach der Residenz kommt.

Die Liebe erscheint beynah wie ein Laster, wenn man erwägt, daß sie Jeden zum Thoren macht.

Die jungen Leute unsers Jahrzehends sind auf Zweyerley besonders erpicht: Gute Parthien und schlechte Parteyen zu machen.

Das Schlimmste am Unglück ist, darin meistens nur mit Unglücklichen oder mit solchen Leuten umgehen zu müssen, mit denen umzugehen schon an und für sich ein Unglück ist.

Willst du ein liebeerregendes Mittel wissen, das ohne Arzney, ohne zauberte Kräuter, und ohne Gesänge einer Here wirkt? Willst du geliebt werden, so — liebe!

Es ist erfreulicher einen Freund erwerben als einen haben; denn die Lust am Hervorbringen eines Gegenstandes übertrifft alle Freuden des Besitzes.

## Correspondenz-Nachrichten.

München, am 1. May 1835.

(S c h l u ß.)

Der Bau der gegen die Nordseite liegenden Residenz — dem königl. Hofgarten gegenüber — schreitet muthig vor. Die Säulen prangen schon im anziehendsten Ebenmaße und die geschmacklosen, alten Neubauten verschwinden allmählig ganz unter dem rastlos einwirkenden Einflusse des Königs, der nur die Ideale der griechischen, großen Vorzeit in seinem Innersten trägt.

Binnen Jahr und Tag wird sich der Anschluß der neuen Königsbauten bis zur neuen Allerheiligenkirche im Byzantinerstyle vollenden und alle Überreste der Geschmacklosigkeit sehen Sie dann in schöne, elegante, architektonische Formen verwandelt. Mit Erwartung sieht man dem neuen Postpallast entgegen, der sich dem prachtvollen, neuen Königsbau gegenüber — auf dem Mar-Joseph-Platz — mit einer grandiosen Colonnade erheben wird. Die Aufdeckung des Monumentes für König Max auf demselben Platz dürfte nicht mehr allzu fern seyn. Stehen Sie einmal in der Mitte dieses Ensembles, betrachtend und bewundernd, so werden Sie den Falkenthurm — diese traurige Gefängnißstätte — wegwünschen, die den Genuß nicht wenig fördert, da sie mit ihrer zwinghaft schauerlichen Gestalt neben dem Münzgebäude herauflauert und in die schöne, kunstvolle Umgebung wie ein Gespenst aus den Zeiten der schwarzen Wehne herüber-

harrt. — Der Sinn des Königs ist, wie Sie sich selbst überzeugten, nur auf das Edle, Schöne und Große gerichtet. Wir dürfen daher vertrauen, daß Alles, was dem Fortschreiten in dieser so einflußreichen Sphäre im Wege steht, dem Genius der veredelnden Kunst weichen werde.

Man spricht von der Erbauung einer Basilika, eines Benedictinerklosters und einer Universität. Die letztere sollte dem Vernehmen nach in der Ludwigsstraße sich erheben. Die Basilika und die neue Benedictinerabtey wird der Glyptothek gegenüber erbaut werden. Bereits beginnen die Arbeiten der neuen Abtey an der Briennersstraße. Das Wiederaufblühen des Benedictinerordens in Bayern findet allenthalben den freudigsten Anklang. Dieser Orden, so hochverdient um Erziehung und Bildung seit Jahrhunderten, nicht nur in Bayern, sondern in ganz Deutschland, würde, wenn König Ludwig zur Zeit der Klösteraufhebung schon regiert hätte, nie seine wohlthätige Existenz verloren haben. Nehmen Sie die Geschichte dieses Ordens, seines Strebens und Wirkens in allen Beziehungen, welche der Cultur im Allgemeinen gelten, zur Hand, so werden Sie die Überzeugung gewinnen, daß es nur dieser war, der den Regierungen mit wohlthätigem Erfolge eben so an die Hand arbeitete, als er die Wissenschaften förderte. Die Palingenesie desselben durch König Ludwig ist nur eine neue Würdigung seines tieferen Blickes in die Bedürfnisse einer Zeit, welche nach einer bestimmten, festen und dauernden Richtung ungeachtet aller Wirren strebt, und einen unerschütterlichen Halt punct braucht, um nicht über sich selbst chaotisch zusammenzustürzen.

Die feurige Erweckung des Kunstsinnes, die Anregung des Gewer- und Industrielebens in allen Zweigen, und ein solides, auf Erfahrung gegründetes Bildungssystem, das endlich alle bodenlose Neuerungssucht und das afterwissenschaftliche Einsehen der Jugend verdrängt, müssen unfehlbar den wahren Bildungsweg bahnen, den wir seit Jahren suchen. In einem katholischen Staate kann nur die Würde des Priesterstandes und zwar eines ganz unabhängigen, wie jenes der Benedictiner, mit Erfolg wirken, welche stufenweise die studierende Jugend leiteten, und von einem eiführigen Knaben nicht verlangten, was kaum ein Jüngling von achtzehn Jahren zu leisten vermochte. Wir können schwerlich in den Verdacht eines absichtlichen, retrograden Verfalls mitten im lichtstrahlenden 19. Jahrhunderte fallen, da wir nur dahin deuten, daß Übertreibungen Nachtheile bringen, und daß ein Volkstamm kein Treibhaus seyn sollte! — Wir erblicken in der glücklichen Verschmelzung des Kunstlebens mit der Erweiterung des reinen, geläuterten Religions sinnes unter dem leitenden Einflusse der sich entwickelnden Wissenschaft eine Garantie einer glücklichen Epoche, welche dem König Ludwig als Schöpfer angehört.

Der Skizist Lewald, der Jahre lang in dem hiesigen sogenannten Bockkeller selbst einige Libationen zu Ehren des Bockes machte und zum Andenken des Stiftungstages „stark riechende Würstlein“ als Dankopfer zerschnitt, behandelt in seinem neuesten Werke den feierlichen Keller-Gründungstag und nähert sich uns dadurch, daß auch er einen poetischen Lebensabschnitt der Münchener in diesem volksthümlichen Feste entdeckt. — Der letzte Aprilabend verkündete auch heuer schon mit Gläserklang, mit Harfen und Clarinetten, den langersehnten Nectartrank. Die Verehrer und Genieser aller Stände drängten sich an die Quellen, wo er aus den Fässern zum allgemeinen Jubel hervorquoll und sich mit dem weißen Schaume als Frühlingssbothe kränzte. Romantiker, Historiker, Künstler und Staatsbeamte; Profaisen und Rhythmiker, Tragödisten und Lustspielmacher — und die Celebritäten der Journalistik, die auf die öffentliche Meinung hier einen großen Einfluß üben — leeren in buntem Gemenge, im Kreise lebensfroher Bürger, die gläsernen Becher und beginnen ihre neue Lebensära.

Griechenland zählte einst nach den olympischen Spielen — wir könnten für München nach dem beliebten Volksfeste — nach dem Erwachen dieser so geschätzten Lebensquelle, unsere Zählung einrichten. Lasse man uns in München den Bock und feinde uns nicht so bitter an, weil wir ihn gern trinken. Verachtet man auch die poetisch-literarische Welt im Auslande deshalb, weil das Bier ein „Hauptagens“ unseres Strebens und Wirkens seyn soll: wir lassen den Theepoeten mit Vergnügen den Thee, wenn er sie so mächtig erregt zu hohen Gedanken, und glauben, daß wir bey unserem Map-Porter ihnen im Fluge nicht zurückbleiben werden. Mancher poetische Matadors aus Norddeutschland sog behaglich in unserer Mitte aus der erfrischenden Schale des unsterblichen Hans Gerstenkorn, dem der schottische Dichter Burns, wie allenthalben bekannt, ein ewiges Denkmal in Versen setzte. — Göthe legte einen großen Werth auf dieses Lied; die Personification des Gerstenkorn's ist ein poetisches chef-d'oeuvre — und wenn der deutsche Dichterkürst, der zwar wenig Bier in seinem tha-

tenreichen Leben getrunken haben mochte, an der plastisch-poetischen Darstellung jenes schottischen Windars ein Wohlgefallen fand, so läßt sich sehr bequem der Schluß daraus folgern, daß er, der Coryphäus, die Biertrinker keineswegs für plumpe und schwerfällige Naturen hielt. Die grünen, die Eingänge und Hallen beschattenden jungen Birken- und Fichtenbäume, das trauliche Gesumme der behaglichen Gäste und die Harfenklänge mit Liedern würden Göthe nicht ohne Eindruck gelassen haben, da es seine Lieblingsneigung war, das Volk, sein Leben und Treiben unter allen Formen künstlerisch aufzufassen und sich daran zu erwärmen.

Die königl. Hofbühne brachte uns im Verlaufe des Monats April keine Neuigkeit. Das Repertoire wiederholte, ausgenommen wir rechnen die Gastspiele des Hrn. Löwe, der uns „Garrik in Bristol“ in einer ganz regenerirten, frischen und kräftigen Gestalt brachte, unter die neuesten Erscheinungen. Ihr Referent wird es nicht unterlassen haben, Ihnen über die ausgezeichneten Leistungen des Hrn. Löwe als „Garrik-Johnson“ Nachrichten zu ertheilen. Wir erfreuen uns eines neuen Gastes aus Ihrer Kaiserstadt — des ausgezeichneten Tenoristen Hrn. Wild, der bereits in einigen Opern den großen Ruf bestätigte, der ihm vorausging. Als dramatische Neuigkeit führen wir an: „Der Minister und der Seidenhändler, oder die Kunst Revolutionen zu machen.“ Daß diese Schöpfung aus der Feder eines Franzosen ist, errathen Sie beym ersten Blicke; allein wir bekennen, daß er eine sehr gelungene und wirksame Satyre schrieb, die eben darum, weil sie eine dramatische Form hat, alle revolutionären Umtriebe mit siegreichem Erfolge lächerlich macht. Man sollte in Deutschland Preise bestimmen für ähnliche Lustspiele; Chelard's „die Hermannschlacht“ wird leider wegen seingetretener Hindernisse bis zum October hinausgeschoben. Man verspricht sich viel von dieser Tonschöpfung. △.

### Musicalische Literatur.

„Le Serment, ou les faux Monnoyeurs.“ Opéra en trois Actes. Paroles de Mr. Scribe, Musique de D. F. E. Auber. Partition réduite avec accompagnement de Piano.

„Der Schwur, oder die Falschmünzer,“ komische Oper in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Scribe zur beybehaltenen Musik von D. F. E. Auber für die deutsche Bühne bearbeitet von Dr. Petit, vollständiger Clavierauszug. Mainz und Antwerpen bey B. Schott's Söhnen.

Bei Ausgabe dieser bereits vortheilhaft bekannten Oper ist nichts versäumt worden, was einen Abnehmer interessiren kann, denn man findet darin nebst dem Verzeichnisse der Stücke das vollständige Textbuch deutsch und französisch voraus. Ein reiner, netter und correcter Stich zeichnet sich durch das ganze Werk hindurch, welches den französischen und deutschen Text enthält, wie überhaupt alles von dieser Verlagsbandlung, aus, und die muntere, gefällige Musik dazu wird einem dadurch doppelt gefallen. Nur die deutsche Uebersetzung läßt vieles zu wünschen übrig.

„Le Serment ou les faux Monnoyeurs (der Schwur, oder die Falschmünzer).“ Opéra en trois Actes, Musique de D. F. E. Auber, Overture et Airs arrangés pour le Pianoforte par Ch. Rummel. Mayence, Paris et Anvers chez les fils de B. Schott.

Hr. Rummel hat sich hier als geschickten, kenntnißreichen und geschmackvollen Arrangeur gezeigt, denn man vergißt dabei, daß man ein Arrangement vor sich hat, und genießt die verschiedenen Nummern, wie eigens für dieses Instrument geschriebene Stücke. Daß das muntere, gefällige Original dieses erleichterte, mag seyn; nichtsdestoweniger bleibt es für Hrn. Rummel immer ehrenvoll, sein Arrangement so zweckmäßig eingerichtet zu haben.

„La Folle,“ Romance de A. Grisar. Variée pour le Piano par Louis Spamer. Oeuvre 9. Mayence, Paris, et Anvers chez les fils de B. Schott.

Nach einer kurzen, nicht üblen Einleitung folgt das Thema, dem man den französischen Ursprung nicht ansieht, weil es, etwas schneller gespielt, einen deutschen Walzer abgeben könnte. Die drey ersten Variationen sind, wie die Einleitung und das Thema, in Es-dur, die vierte Variation aber in E-moll, worin der Tonsetzer, weil in den vorigen sich keine Gelegenheit darbot, seine harmonischen Kenntnisse zu zeigen

strebt, was ihm auch, bis zum 16. Tact, so lange er sich an das Thema hält, gelingt. Der Trugschluß beyhm 16. Tact wird aber, so wie beyhm 18., durch das sogleich darauf folgende unangenehm. Überhaupt ist dieses Nachspiel, welches die Einleitung zum Finales bildet, etwas matt, nachdem man zuvor im nehmlichen Tempo schnelle Figuren hörte. Das Finales ist nicht übel, hat aber nichts Neues. Übrigens ist das Werkchen als ein neuntes immer gut genug, und es ist zu hoffen, daß der Tonsetzer, wenn er sich an edlere Muster halten wird, noch manches Ausgezeichnete liefern kann.

### K. K. priv. Theater in der Josepstadt.

Am 24. Juny zum ersten Male und zum Benefice des Balletmeisters Hrn. Fabbri: „Der Bräutigam in der Klemme,“ Singspiel in einem Aufzuge von Herzens Kron, Musik vom Capellmeister Conradin Kreuzer. Hierauf ebenfalls zum ersten Male: „Die drey Buckeligen,“ komisches Ballet in drey Abtheilungen vom Beneficanten, mit einer neuen Decoration von Sacchetti.

Iren wir nicht, so war „der Bräutigam in der Klemme“ vordem ein Lustspielchen und ist nur durch Beyfügung einiger Musikstücke zur Operette umgeschaffen worden. Ein Filz von Rechtsgelehrten mit ein paar lateinischen Vornamen, der sich durch die ziemlich abgenützte List seiner Mündel, um die er wirbt und die sich ihm als verschwenderisch und kokett darstellt, breitschlagen läßt, so daß er die Braut an seinen Neffen lösschlägt und diesem überdies noch eine Hauptmannsstelle kauft, gibt eben kein sonderlich interessantes oder neues Sujet ab; doch ist das Ding gut dialogisirt, wie man dies von Herzens Kron gewohnt ist, und möchte immerhin seinem Zwecke entsprechen, wenn es nicht gerade durch die eingefochtenen Gesangsnummern etwas gedeht und das schon in den Eingangsscenen ausgesprochene Resultat dadurch ungebührlich hinausgezogen würde. In den Versen sind uns ein paar fatale Ausdrücke aufgefallen, z. B. Das ist zum Crepiren (!) u. dgl. Die Musik des Herrn Kreuzer enthält ein paar recht niedliche Nummern, besonders spricht die Romanze des Tenors an, dessen Part, so wie jener der Sopranistin, am besten bedacht scheint; indessen dürfte doch wohl einigermaßen zu viel gesungen werden (die Operette mag fast ein Duzend Piecen zählen), und einige Kürzung würde vielleicht das Ganze rascher, eben dadurch aber vortheilhafter gestalten. Hr. Dobrowsky und Ule. Jede gaben ihre Rollen sehr artig, sowohl im Spiel als auch vorzüglich im Gesange, die H. Rott und Koch waren genügend. Übrigens fehlte es nicht an Beyfall und der Componist wurde zum Schlusse des Singspiels gerufen.

Die Geschichte von den drey Buckeligen, ursprünglich den Mährchen der tausend und einen Nacht angehörig, späterhin in mancherley Formen bearbeitet, lieferte dem wackeren Choreographen, Hrn. Fabbri, den Stoff zu seiner neuesten Production, welche ebenfalls beyfällig aufgenommen wurde und deren Programm der Zettel besagt. Es ist dies Letztere auch zum Verständnisse sehr nothwendig, denn Manches in dem Inhalte zeigt sich, trotz aller anscheinenden Einfachheit, so complicirt, daß es durch den pantomimischen Ausdruck kaum mit voller Deutlichkeit herausgehoben werden kann, namentlich das Mißverständniß mit dem dritten Buckeligen und das Wiedererscheinen der Todtgeglaubten; doch nimmt das Balletchen nur eine kleine Stunde in Anspruch, wird lebendig executirt und entspricht somit auf angemessene Weise seiner Bestimmung, ohne eben zu außergewöhnlichen Forderungen Anlaß zu geben, — eine gutgemeinte Spende, um Wechsel in das Repertoire zu bringen. Die Hauptparthie wurde vom Beneficanten nicht ohne drollige Beweglichkeit durchgeführt; die übrigen Parte waren im Besitze der Ules. Springer und Fabbri, der H. Babi tsch, Schütz, Kofsanzky und Korn, ersterer excellirte in einem kurzen Tanze als Betrunkener. In dem Ensemble zum Schluß erschien Hr. Lasina und bewährte neuerdings seine Kühnheit, Kraft und Sicherheit, wofür er, nebst den obgenannten Damen und Ule. Linn, reichen Applaus erntete. — Die neue Decoration des Hrn. Sacchetti darf als mäßig gelungen anerkannt werden, auch war die Musik zu dem Ballete mit recht viel Geschick arrangirt.

(Mit Nr. 26 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.